Napoleon I.

Tagebuch von St. Helena.

Geführt von

Las Cases.

Uebertragen und bearbeitet

von

Oskar Marschall von Bieberstein.

Erster Band.

zig.

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Digitized by Google

Napoleon I.

Tagebuch von St. Helena.

Geführt von

Las Cases.

Uebertragen und bearbeitet

von

Oskar Marschall von Bieberstein.

Erster Band.

Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.

1899.

Napoleon I.

Tagebuch von St. Helena,

geführt von

de Las Cases.

Uebertragen und bearbeitet

von

Oskar Marschall von Bieberstein.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von H. Schmidt & C. Günther.
1899.

Vorrede.

Das „Tagebuch von St. Helena," welches Las Cases während seines bereits mit dem Jahre 1816 abschließenden Aufenthaltes auf der Insel führte, ist, wenn auch nicht gerade durchweg von historischer Zuverlässigkeit, doch insofern wichtig, ja hochinteressant, als es uns einweiht in die intimen Gedanken eines Mannes, der Mit- und Nachwelt durch seine Thaten in Schrecken und Erstaunen versetzte, der seine Zeit — den Anfang des zur Neige gehenden Jahrhunderts — wie mit ehernem Pfluge durchfurchte.

Fraglich vor Allem erscheint es, ob die erhabenen Gedanken, welche der verbannte, oder sagen wir mit seinem treuen Verehrer „der zu langsamem Tode verurtheilte" Kaiser auf St. Helena seinen Handlungen unterschob, in der That als deren Motive, ob die Worte, „das Kaiserreich ist der Friede," die besonders laut auch in unsere Zeit hineintönten, als wirklich ernst gemeint gelten können.

Wünschte Napoleon, der in seinen späteren Lebensjahren auch in geistiger Richtung ein starrer Absolutist geworden war — einige Historiker sprechen von Kaiserwahnsinn — die Ereignisse seiner Zeit in eine „napoleonische Schablone“ zu zwingen? Diente ihm Las Cases dazu als Handlanger? Las Cases hat bei der ersten Ausgabe seines Werkes dem Titel noch hinzugefügt: „Journal, in welchem Tag für Tag verzeichnet steht, was Napoleon während 18 Monaten gesagt und gethan hat.“

Las Cases, Marquis de la Causade, der unter den Emigranten keine unbedeutende Rolle gespielt hat, machte Gebrauch von dem bekannten Amnestieerlaß des ersten Consuls und kehrte auf Grund desselben nach Paris zurück. Wir begegnen ihm im Jahre 1809 als Subalternoffizier in der Armee Bernadotte's; in Folge seiner Bravour, vielleicht auch deshalb, weil Napoleon an dem feinen Schliff des Aristokraten seine Freude hatte, zog ihn derselbe an den Hof, machte ihn zum Kammerherrn, zum Mitgliede des Staatsrathes und ernannte ihn schließlich zum Reichsgrafen.

Aus Las Cases war ein so treuer, so warmer, so aufrichtiger Verehrer Napoleons geworden, daß er sich nicht von seinem Kaiser trennen mochte, als derselbe im Unglück war, ihm vielmehr freiwillig in's Exil folgte — gewiß eine ihn hochehrende Handlungsweise! In Folge eines Briefes, welchen er von St. Helena aus an Lucian Bonaparte in voller Empörung über die dem Kaiser widerfahrende Behandlung geschrieben und heimlich zu befördern gesucht hatte, wurde er verhaftet und auf St.

Helena selbst sechs Wochen, hernach am Cap der guten Hoffnung, wohin man ihn abgeführt hatte, noch acht Monate in Haft gehalten, bis man ihn schließlich nach England schickte. Dort durfte er jedoch nicht landen, sondern wurde nach Frankfurt a. M. geschafft, wo er endlich die Freiheit wiedererlangte. Er ließ sich in Belgien nieder und erhielt erst nach dem Tode Napoleon's (1821) die Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimath; sein „Tagebuch von St. Helena" soll ihm zwei Millionen Franken eingetragen haben. Werthlose Bücher haben solche Erfolge nicht. Als eine Fortsetzung sind die Aufzeichnungen des Arztes O'Meara anzusehen, welche bis zum Tode Napoleon's reichen und unter dem Titel „Napoleon im Exil" erschienen sind.

General Hudson Lowe, der von Las Cases so scharf angegriffene Gouverneur von St. Helena, veröffentlichte eine das „Tagebuch" widerlegende Schrift; in dieser sind so böse Dinge gegen Las Cases' Wahrheitsliebe gesagt, daß der Geschmähte sich nach London aufmachte, um persönliche Genugthuung von Sir Hudson Lowe zu fordern: die Folge war, daß er des Landes verwiesen wurde! Er ist 1842 sechsundsiebzig Jahre alt in Frankreich gestorben.

Sein „Tagebuch", welches hier in verkürzter Form dem deutschen Publikum vorliegt und welchem noch eigene „Memoiren" gefolgt sind, wird allen Denen hochwillkommen sein, welche Napoleon gern zuhören möchten, wenn er in seiner eigenen Weise redet und die Dinge darlegt.

Berlin, im Oktober 1898.

von Marschall.

Inhaltsverzeichniß des I. Bandes.

I. Die Zeit vom 20. Juni bis zum 15. October 1815.

II. Aufenthalt in Briars.

Seite

III. Die Uebersiedelung nach Longwood.

Schluß des I. Bandes.

Einleitende Bemerkungen des Autors.

Die Einleitung des Grafen de Las Cases in sein berühmt gewordenes Werk „Tagebuch von Sanct Helena“ (Erste Ausgabe, August 1822) giebt über die Entstehung desselben Auskunft.

Er habe, sagt der Autor, Tag für Tag Alles, was er in Bezug auf Napoleon wahrgenommen, was er ihn habe sagen hören während der achtzehn Monate, die es ihm vergönnt gewesen wäre, in des großen Mannes Nähe zu weilen, getreulich niedergeschrieben. In zwanglosen Unterhaltungen habe sich Napoleon genau so geschildert, als sähe er sich im Spiegel: es stehe jetzt einem Jeden frei, ihn zu studiren und seine Studien mit Dem zu vergleichen, was er bisher über den Kaiser gehört und gelesen habe.

Sein Werk, sagt Las Cases, wäre der Erinnerung an den nunmehr der Geschichte der Jahrhunderte angehörenden Mann geweiht. Wenn er sich in demselben ohne Rückhalt der Verehrung, der zärtlichen Zuneigung für

Napoleon überlasse, so glaube er, dies thun zu dürfen, ohne Anstoß zu erregen:

„Des Nachahmungswerthen wird man Vieles finden, sagt er, Nichts, was Befürchtungen einflößen könnte — er ist ja hinüber!“

Der zweiten Auflage seines umfangreichen Werkes, die im Jahre 1828 erschien, fügt Las Cases folgende Bemerkung bei:

„Ich hatte zunächst die Absicht, Mancherlei aus der ersten Auflage des „Mémorial“ zu streichen und das ganze Werk (jetzt 8 Bände) auf zwei Bände zu reduciren; allein mir ist von befreundeter Seite, dies zu thun, abgerathen. Man sagte mir, ich würde die ursprünglich lebenswahre Physiognomie des Ganzen nur entstellen. So habe ich mich denn darauf beschränkt, einige Fahrlässigkeiten im alten Text von 1822 zu beseitigen und kleine, mir wichtig erscheinende Notizen hinzuzufügen.“

Ueber sich selber sagt Graf Las Cases, er wäre beim Ausbruch der Revolution 21 Jahre alt und Schiffslieutenant gewesen, eine besonders sorgfältige Erziehung habe er nicht genossen.

„Mit vierzehn Jahren“, schreibt er, „hatte man damals die Schule absolvirt; von da an waren die jungen Leute sozusagen sich selbst überlassen. Sie hatten nicht die geringste Idee weder von den sozialen Zuständen, in die sie eintraten, noch von öffentlichen Rechten oder Pflichten, welche man der Gesellschaft gegenüber hat.“

Wie alle seine Standesgenossen, die sich — zunächst noch heiliger Pflichten eingedenk — um den König und

die Prinzen schaarten, so war auch Las Cases bereit, den König mit Blut und Gut zu schützen.

Aber die Umstände, der unerwartete Verlauf, den die Dinge nahmen, veränderten Alles: der Adel, stutzig geworden, verlor den Kopf, wandte sich hinweg und ging außer Landes: er ließ den König im Stich! Einer ahmte dem Andern nach und bald wurde die Emigration eine allgemeine. Ein verhängnißvoller Schritt, ein politischer Mißgriff, ein der Nation zugefügtes Unrecht, welches kaum eine Entschuldigung finden kann!

Als hernach an den Grenzen Frankreichs Niederlage an Niederlage sich reihte und die Gesetze der Republik den Rest des Adels, die Zurückgebliebenen, des Landes verwiesen, flüchtete Las Cases hinüber nach England.

Dem Frieden von Amiens, der einstweilen den äußeren Wirren ein Ende machte, folgte der Amnestieerlaß des ersten Consul und die Möglichkeit der Rückkehr war geboten.

„Ich besaß", schreibt Las Cases, „Nichts mehr; es war über mein Erbe auf gesetzlichem Wege verfügt."

Die von Napoleon wiederhergestellte monarchische Verfassung schien dem Adel keine genügende Garantie zu bieten und es blieb ein großer Theil noch immer der Heimath fern; ein anderer war unschlüssig — da traten Ereignisse ein ohne Gleichen in der Geschichte, ruhmreiche Waffenthaten jagten einander, die Herzen erglühten vor patriotischer Begeisterung.

„Ich für mein Theil", bemerkt Las Cases, „konnte mich der Eindrücke des Großen, des Edlen, des Schönen

nicht länger erwehren. Der Mann, der mit schöpferisch-emsiger Hand an dem Wiederaufbau Frankreichs arbeitete, erfüllte mich mit Bewunderung und — Bewunderung ist der erste Schritt zur Zuneigung!"

Es erging später vom Kaiser direct die Aufforderung an die noch im Auslande weilenden Repräsentanten der alten französischen Adelsgeschlechter, sich um seinen Thron zu schaaren. Es war in dem Erlaß gleichzeitig gesagt: der Kaiser werde Jeden als einen schlechten Franzosen ansehen, der auch jetzt noch dem Vaterlande fernbliebe.

Las Cases antwortete: er wäre froh aus dem Dilemma, in welchem er sich befinde, herauszukommen; er übertrüge auf den neuen Souverän Frankreichs aus freier Entschließung und von ganzem Herzen alle Ergebenheit und Liebe, die er einst seinem früheren Herrn entgegengebracht habe.

Er trat zunächst als Freiwilliger in die bei Antwerpen gegen die Engländer aufgestellte französische Armee ein, wurde bald darauf Kammerherr und Mitglied des Staatsrathes, auch verschiedentlich bei diplomatischen Verhandlungen verwendet.

Als die Armeen der Verbündeten auf Paris marschirten, übernahm er eine Commandostelle in der Nationalgarde.

„Nach der Capitulation", so berichtet er, „legte ich das Commando nieder; meine Pflicht, mein Hofamt riefen mich in die unmittelbare Nähe des unglücklichen Kaisers. Leider traf ich zu spät in Fontainebleau ein, Napoleon hatte bereits abgedankt und inzwischen auch der König seine Rückkehr bewerkstelligt.

Meine Lage war jetzt eine womöglich noch schwierigere als damals vor zwölf Jahren. Zwei Revolutionen waren einander gefolgt, eine die Gegnerin der anderen, die erste hatte über mein Hab' und Gut verfügt, die zweite konnte mir leicht das Leben kosten: von Vortheil für mich war keine Rede. Ich übersiedelte zunächst abermals auf einige Zeit nach England, kehrte jedoch, als Napoleon von Elba wieder auf französischem Boden anlangte, auch meinerseits zurück.

Da kam Waterloo!

Ich hatte eben in Erfahrung gebracht, daß Napoleon in Paris wieder eingetroffen wäre, als ich mich auch schon bei ihm einstellte. Da bei dieser seiner abermaligen Abdankung auch noch von seiner Entfernung aus Frankreich die Rede war, hielt es mich nicht länger und ich bat ihn um die Erlaubniß, mein Schicksal mit dem seinigen vereinen zu dürfen. Er lernte mich eigentlich erst jetzt kennen, obwohl ich schon Jahre lang zu seinem Hofstaat gehörte.

„Wissen Sie", frug er mich ganz erstaunt, „wohin Ihr Anbieten Sie möglicher Weise führen kann?"

Ich hätte mich mit einem Nachdenken darüber nicht befaßt, gab ich zur Antwort: ich folgte lediglich dem Drange meines Herzens.

Meine Bitte wurde schließlich gewährt und ich kam mit Napoleon nach St. Helena."

I.

Die Zeit vom 20. Juni bis zum 15. October 1815.

Dienstag, den 20. Juni 1815.

Rückkehr des Kaisers in das Elysée nach der Schlacht bei Belle-Alliance.

Ich bekomme die Nachricht von der Rückkehr des Kaisers in das Elysée, ich begebe mich sofort dorthin, um mich für meinen Posten zu melden, ich finde die Herren von Montalembert und von Montholon, die sich aus demselben Grunde wie ich eingestellt haben.

Nachdem die blutige Schlacht einen für Frankreich und den Kaiser so ungünstigen Verlauf genommen hatte, lag die Zukunft Frankreichs in der Haltung und den Entschlüssen der Kammer. Der Kaiser, noch ganz bedeckt mit dem Staube des Schlachtfeldes, war herbeigeeilt, um der Kammer Aufklärungen über die politische Lage, über unsere Hilfsquellen, die Gefahren des Augenblicks rc. zu geben. Ueber den Verlauf der Schlacht selbst cursirten widersprechende Gerüchte, die Einen sprachen von Verrath, die Anderen von einem beispiellosen Mißgeschick. Grouchy's Heerhaufe von etwa 30000 Mann habe, hieß es, Stunde und Weg verfehlt; die bis zum Abend siegreiche Armee

sei plötzlich, um die achte Abendstunde, von einem panischen Schrecken ergriffen worden — wer dachte nicht an Crécy, Azincourt &c.! Wir sind alle von der Furcht vor der Zukunft beherrscht, ja Viele glauben, es wäre Alles verloren*).

Mittwoch, 21. Juni.

Die Abdankung.

Eine Deputation der Kammer hat sich beim Kaiser eingefunden und ihm vorgestellt, daß von seiner Thronentsagung das Heil Frankreichs abhinge. Dieser Forderung des berathenden Staatskörpers gesellten sich die Bitten treuer und treuester Freunde. Obwohl der Kaiser nicht überzeugt worden, erfolgte dennoch die Abdankung.

Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer und bald ist das Elysée von einer zahlreichen, theilnahmsvollen Menge umringt. Einige klettern über die Mauern, um dem Kaiser, der ruhig im Garten promenirt, ihre Vorschläge zu machen.

Als Motiv für den Entschluß des Kaisers galt auch die von Fouché und Metternich übernommene Garantie, daß Napoleon II unter einer Regentschaft der Thronfolger sein sollte. Es scheint, als habe Herr Fouché eine förmliche Leidenschaft für heimliche Abmachungen. Be-

*) Der Kaiser, welcher wußte, daß ich auf St. Helena ein Tagebuch führte, forderte mich eines Tages auf, ihm etwas daraus vorzulesen; ich hatte Waterloo in meinem Text als eine Reißaus-Schlacht (journée des eperons) geschildert und bezeichnet; der Kaiser, sehr aufgebracht, rief: „Aber was haben Sie denn da geschrieben? Streichen Sie das Wort schnell aus: „eine Reißaus-Schlacht . . . es haben sich ja meine braven Soldaten niemals besser geschlagen.“ Nachdem er einige Zeit schweigend dagesessen hatte, begann er wieder „Ja! Wir hatten unter uns gar Elende! Möge Gott ihnen verzeihen — ob aber Frankreich sich je wieder erholen, sich wieder aufrichten wird? . . .“

kannt ist es ja, daß, als er zuerst vor einigen Jahren in Ungnade fiel, es sich um Verhandlungen handelte, welche er auf seine eigene Initiative hin mit England eingefädelt hatte, ohne daß der Kaiser darum wußte.

Donnerstag, 22. Juni.

Die provisorische Regierung wird dem Kaiser vorgestellt.

Ich stelle dem Kaiser die Mitglieder der provisorischen Regierung vor. Die Brüder des Kaisers Joseph, Lucian, Jérome finden sich zu langen Unterredungen mehrere Mal des Tages ein. Die allabendlich sich um das Elysée drängende Volksmenge aber fing an, der neuen Regierung bedenklich zu erscheinen; in Paris war die Gährung in der Bevölkerung eine gewaltige. Der Kaiser beschloß daher, sich am andern Tage aus dem Elysée zu entfernen.

Sonntag, 25. Juni.

Der Kaiser verläßt das Elysée.

Der Kaiser verfügt sich nach Malmaison. Ich begleite ihn; er gestattet mir, mein Geschick mit dem seinigen zusammenzuwerfen.

Dienstag, 27. Juni.

Der Marineminister stellt sich in Malmaison ein.

Ich verfüge mich in Gesellschaft des Marineministers, der nach Malmaison gekommen war, um in Bezug auf die dem Kaiser zur Verfügung zu stellenden Fregatten zu verhandeln, nach Paris. Napoleon II wird von der Kammer proclamirt. Ich lasse meinen Sohn aus dem Lyceum kommen, weil ich ihn mitnehmen will und kehre nach Malmaison zurück; die Wege sind bereits etwas unsicher infolge des Vorrückens der feindlichen Armeen.

Mittwoch, 28. Juni.

Besuch in Paris.

Die Aufregung, die Ungewißheit der Bevölkerung von Paris, das ich heute in Gesellschaft der Herzogin von Rovigo besuchte, ist gewaltig — der Feind steht ja vor den Thoren. Als wir nach Malmaison zurückkehrten, sahen wir, daß die Brücke von Châton in Brand gesteckt war. Ich stattete dem Kaiser sogleich Bericht ab über Das, was ich gesehen hatte und sagte ihm, es wäre allgemein die Meinung verbreitet, daß Fouché mit dreister Stirn die nationalen Interessen preisgebe, und daß alle guten Franzosen der Meinung wären, Napoleon werde sich noch in dieser Nacht zur Armee verfügen.

Der Kaiser hörte nachdenklich zu und ich empfahl mich ohne daß ein weiteres Wort fiel.

Donnerstag, 29., Freitag, 30. Juni.

Die provisorische Regierung stellt Napoleon unter den Schutz des General Becker. — Napoleon verläßt Malmaison und verfügt sich nach Rochefort.

Den ganzen Morgen hörten wir auf der großen Straße von St. Germain die Rufe vive l'empereur. Truppen passirten an den Mauern von Malmaison vorüber.

General Becker, der sich gegen Mittag einstellte, sagte uns, anscheinend höchst indignirt, er habe Befehl Napoleon zu beschützen und zu überwachen.

[Anmerkung.

Ich habe bei meiner Rückkehr nach Europa durch Zufall von folgenden Schriftstücken Kenntniß erhalten, welche in Beziehung zu den eben mitgetheilten Umständen stehen.

Abschrift eines Erlasses der Regierung an den Kriegsminister Prinzen von Eckmühl. Paris, den 27. Juni 1815.

Herr Marschall, die Umstände lassen es als nothwendig erscheinen, daß Napoleon sich nach der Insel Aix verfüge; wenn er sich dazu auf die von Ihnen ausgehende Aufforderung hin nicht entschließen kann, so werden Sie ihn in Malmaison zu überwachen haben, sodaß er von dort nicht entweichen kann. Sie werden also dem General Becker die Gensdarmerie und soviel Truppen zur Verfügung zu stellen haben, als nöthig sind, um alle Zugänge nach dem Schloß zu besetzen. Die Sache soll soviel wie möglich geheim gehalten werden. Der General Becker, welcher diesen unseren Entschluß an Napoleon zu übergeben hat, wird von Euerer Excellenz noch mit besonderen Instructionen zu versehen sein, aus welchen Napoleon zu ersehen hat, daß im Interesse des Staates sowohl als seiner eigenen Person diese Maßregeln ergriffen worden sind, und daß das Interesse am zukünftigen Schicksal Napoleons sie uns aufdrängt.

Gez. Herzog von Otranto.

Abschrift des Regierungserlasses, datirt Paris, 26. Juni 1815.

Art. I: Der Marine-Minister hat zu veranlassen, daß zwei Fregatten im Hafen Rochefort sich seefertig machen, um Napoleon Bonaparte nach den Vereinigten Staaten von Amerika zu schaffen.

Art. II: Es soll ihm zu seiner Einschiffung, falls er es wünscht, eine Eskorte zur Verfügung gestellt werden, unter Befehl des General-Lieutenants Becker, der für die Sicherheit aufzukommen hat.

Art. III: Der General-Postdirektor hat zu veranlassen, daß für die Relais die nöthigen Vorbereitungen getroffen werden.

Art. IV: Der Marine-Minister wird die nöthigen Befehle erlassen für die sofortige Rückkehr der beiden Fregatten nach erfolgter Ausschiffung.

Art. V: Die Fregatten haben die Rhede von Rochefort nicht eher zu verlassen, als bis die verlangten freien Geleitscheine eingetroffen sind.

Art. VI: Die Minister des Krieges, der Marine und der Finanzminister sind beauftragt, ein Jeder in seinem Ressort für die Ausführung dieses Erlasses Sorge zu tragen.

Gez. Herzog von Otranto.

Abschrift vom Brief des Herzogs von Otranto an den Kriegsminister, datirt Paris, den 27. Juni 1815.

Herr Marschall, Sie erhalten hiermit Abschrift des Briefes, welchen ich soeben an den Marineminister richtete. . . Der General Becker darf sich nicht von der Person Napoleons trennen, solange sich derselbe „auf der Rhede" befindet.

Abschrift des Briefes, den der Herzog von Otranto an den Kriegsminister richtete, datirt Paris, 27. Juni 1815.

Herr Herzog. Sie erhalten hiermit die schriftliche Wiederholung der Ihnen vor einer Stunde ertheilten Instructionen. Sie haben sich genau an dieselbe zu halten, d. h. Napoleon Bonaparte hat so lange auf der Rhede der Insel Aix zu verbleiben, bis die Pässe eintreffen. Das Wohl des Staates erfordert es, daß er dort verbleibe bis über sein Schicksal und das seiner Familie endgültig entschieden sein wird. Die Ehre der französischen Nation kommt ins Spiel. Einstweilen müssen jedoch alle Vorsichtsmaßregeln für die persönliche Sicherheit Napoleons getroffen und dafür gesorgt

werden, daß er den Aufenthaltsort nicht verläßt, welcher ihm augenblicklich angewiesen ist. Genehmigen Sie. . . . Gez. Herzog von Otranto.

Der Kriegsminister an den General Becker datirt Paris, 27. Juni 1815:

Ich habe die Ehre, Ihnen beigeschlossen einen Erlaß der Regierung zu übermitteln, welchen dieselbe Sie beauftragt, dem Kaiser Napoleon bekannt zu machen, indem Sie gleichzeitig dem Kaiser bemerken, daß die Umstände drängen und er sich für die Abreise nach Aix entscheiden müsse. Der Erlaß, dies ist besonders zu bemerken, war nöthig ebenso sehr in Anbetracht der Sicherheit seiner Person als der Staatsinteressen, die ihm stets am Herzen liegen sollten. Für den Fall, daß Se. Majestät diesem Erlaß gegenüber keinen Entschluß fassen sollte, ist die Regierung Willens, daß eine Ueberwachung stattfinde, um eine Entweichung Sr. Majestät auch jeden Anschlag wider seine Person zu verhindern. Ich wiederhole Ihnen, Herr General, daß diese Verfügungen im Interesse des Staates getroffen sind, ebenso wie für die persönliche Sicherheit Sr. Majestät und daß die Regierung die prompte Innehaltung derselben als unumgänglich nothwendig für das künftige Schicksal Sr. Majestät und der Familie erachtet. Ich habe die Ehre . . . —

Dieser Brief trägt keine Unterschrift. Der Prinz von Eckmühl sagte im Augenblick der Absendung zu seinem Sekretär: „Ich werde diesen Brief nimmermehr unterschreiben; unterschreiben Sie ihn. Das wird genügen." Allein auch der Sekretär mochte es nicht thun. Ist der Brief abgeschickt oder nicht? Ich kann es nicht sagen.]

Fouché wußte ja, daß der General Becker über Napoleon erzürnt zu sein Veranlassung hatte, und war sicher, in ihm ein Werkzeug der Rache zur Hand zu haben — man kann sich einen größeren Irrthum kaum denken. Der General Becker war dem Kaiser gegenüber voller Respekt und Ergebenheit, was seinem Charakter gewiß zum Lobe gereicht.

Die Verhältnisse aber drängten zur Entscheidung. Als der Kaiser im Begriffe war abzureisen, ließ er durch General Becker der provisorischen Regierung den Vorschlag machen, er wolle als einfacher Bürger an der Spitze der Truppen gegen den Feind marschiren. Er versprach zugleich, den Feldmarschall Blücher zurückzudrängen.

Die Regierung verweigerte ihre Einwilligung und wir verließen Malmaison.

Montag, 3. Juli.

Die Auftritte in Saintes.

Heute gegen 11 Uhr trafen wir erst in Saintes ein und wären beinah einem Tumult zum Opfer gefallen, den ein begeisteter Gegner angezettelt hatte, um uns bei der Gelegenheit aus der Welt zu schaffen. Wir wurden angefallen und als Gefangene in ein Wirthshaus geschleppt. Man gab vor, wir hätten den Staatsschatz mitgenommen, wir wären Verbrecher, die den Tod verdienten. Diejenigen Bewohner, die sich zu den Honoratioren zählten, besonders aber die Frauen, waren am lautesten mit Flüchen und Verwünschungen, unsere Ruhe reizte sie nur noch mehr — diese Damen aus der besten Gesellschaft des Ortes! Sollte Réal wirklich Recht gehabt haben, als er während der Hunderttage im Scherz zu Napoleon sagte, daß er in Bezug auf die Jakobiner gut Bescheid wisse, daß der ganze Unterschied zwischen den schwarzen und den weißen

darin bestände, daß die Einen Holzschuhe, die Andern seidene Strümpfe trügen?

Prinz Joseph, der, ohne daß wir davon wußten, die Stadt passirte, trug noch dazu bei, unsere Lage zu verschlimmern; auch er wurde angefallen und auf die Präfectur geschafft, jedoch respectvoll behandelt.

Das Wirthshaus, in welchem wir uns befanden, lag am Marktplatz, der Kopf an Kopf voll von uns feindlich gesonnenen Menschen stand: wir wurden mit Drohungen und Beleidigungen förmlich überschüttet. Um 4 Uhr Nachmittags ward mir eine Unterredung mit dem Prinzen Joseph gestattet; auf meinem Wege dorthin verhöhnte man mich von vielen Seiten — wir konnten trotzdem außer Sorge sein: alle wahren Franzosen wachten über unserer Sicherheit.

Gegen Abend erst traf die Einwilligung zur Weiterreise ein, die Stimmung hatte einen völligen Umschlag erfahren; wir wurden mit begeisterten Zurufen begrüßt, Frauen aus dem Volke küßten uns die Hände; Alle wollten sich uns anschließen, denn, so sagten sie, die Feinde Napoleons hätten in der Nähe der Stadt einen Hinterhalt gelegt; der Umschlag in der öffentlichen Meinung ist wohl dadurch erklärlich, daß eine Masse von Landleuten in die Stadt geströmt waren und diese dem Kaiser in Liebe ergeben waren.

Dienstag, 4. Juli.

Ankunft in Rochefort.

Infolge der Auftritte in Saintes war uns eine Abtheilung Gensdarmen entgegengeschickt und, von diesen escortirt, langten wir gegen 2 Uhr Morgens in Rochefort an. — Der Kaiser war am Abend zuvor schon angekommen. Prinz Joseph war gleichzeitig eingetroffen.

Von Mittwoch, 5. bis Freitag, 7. Juli.

Die Seelenruhe des Kaisers.

Der Kaiser hatte in Rochefort die Uniform abgelegt und erschien in Civilkleidern. Er bewohnte die Präfectur. Der Platz vor dem Hause war stets voller Menschen; der Kaiser zeigte sich mehreremal auf dem Balkon. Generäle kamen und gingen, sie machten allerhand Vorschläge 2c. Persönlich empfangen wurden jedoch nur Bertrand und Savary; der Kaiser, inmitten aller dieser sich täglich erneuernden Aufregung, blieb ganz ruhig, ja er erschien gleichgültig und in einer abwartenden Stimmung. Ein Schiffslieutenant, unserer Marine zugehörig, zur Zeit Capitän eines dänischen Handelsschiffes, erbot sich, den Kaiser an Bord seines Schiffes zu verstecken und sogleich mit ihm nach den Vereinigten Staaten in See zu gehen. Er verlangte nur eine geringe Summe, um den Besitzer seines Schiffes schadlos zu halten. Bertrand ist unter gewissen Bedingungen einverstanden; dieselben werden zu Papier gebracht und ich unterzeichne.

Sonnabend, 8. Juli.

Die Einschiffung.

Der Kaiser trifft gegen Abend unter dem Jubel der Bevölkerung in Fourras ein; er schläft an Bord der „Saale.“

Sonntag, 9. Juli.

Der Tag wurde zur Besichtigung der Festungswerke in Aix verwendet.

Montag, 10. Juli.

Die erste Zusammenkunft am Bord des Bellerophon.

In der Nacht vom Sonntag zum Montag werde ich mit dem Herzog von Rovigo an den Oberbefehlshaber des

englischen Geschwaders abgesendet, um zu hören, ob die Geleitscheine eingetroffen wären, welche uns für die Ueberfahrt nach Amerika zugesichert waren. Wir erhielten eine verneinende Auskunft und den Bescheid, man werde sogleich sich mit der Admiralität in Verbindung setzen. Wir schlugen vor, der Kaiser sollte mit den beiden Fregatten unter Parlamentärflagge aus dem Hafen auslaufen, wir erhielten jedoch zur Antwort: man werde auf die Schiffe schießen. Auch die Ueberfahrt an Bord eines neutralen Schiffes wurde abgelehnt. Es wurde uns gleichzeitig plausibel gemacht: wir möchten doch nach England gehen, von einer üblen Behandlung dort wäre keine Rede.

Das englische Schiff Bellerophon, an Bord dessen unsere bis 2 Uhr Nachmittags währende Unterhaltung stattgefunden hatte, folgte unserer Schaluppe und ging im *innern* Hafen, um mehr in unserer Nähe zu sein, vor Anker.

Mittwoch, 12. Juli.

Aufenthalt auf der Insel Aix.

Die französischen Fregatten, welche wir verließen, um auf der Insel zu landen, hatten sich geweigert in See zu gehen, sei es in Folge von Befürchtungen ihrer Befehlshaber, oder sei es, weil man neue Instructionen von der provisorischen Regierung erwartete. Vielfach waren wir der Meinung, der Versuch könne doch wohl gewagt werden, obwohl der Wind fortwährend ungünstig war.

Donnerstag, 13. Juli.

Der Prinz Joseph stellte sich zum Besuch auf Aix ein.

Freitag, 14. Juli.

Zweite Zusammenkunft am Bord des Bellerophon. — Brief Napoleons an den Prinzregenten.

Um 4 Uhr Morgens begab ich mich wiederum, diesmal mit General Lallemand, an Bord des Bellerophon, um zu erfahren, ob keine Antwort eingetroffen wäre. Der Capitain sagte uns, er erwarte eine solche jeden Augenblick und fügte hinzu, daß, falls der Kaiser sich sogleich für die Ueberfahrt nach England entscheiden wolle, er beauftragt sei, dem Wunsche zu entsprechen. Seiner Meinung und der der an Bord anwesenden englischen Schiffscapitäne nach, unterlag es gar keinem Zweifel, daß Napoleon in England alle jene Rücksichten zu Theil werden würden, welche er beanspruchen dürfe: die englischen Minister hätten den Einfluß nicht, den die der andern europäischen Staaten hätten; die englische Nation wäre eine edelmüthige und in der Liberalität ihrer Anschauungen sogar dem Souverän voraus. Ich betonte des Kaisers festen Entschluß, den Bürgerkrieg in Frankreich auf alle Fälle zu verhindern, betonte den Edelmuth, der in seinem Entschluß abzudanken, läge, um den Friedensschluß leichter zu machen: den Frieden dadurch zu sichern, daß er bereit sei, freiwillig in's Exil zu gehen.

General Lallemand, der, zum Tode verurtheilt, ein persönliches Interesse an den zu fassenden Entschlüssen hatte, frug den Capitain Maitland, den er, glaube ich, von Aegypten her kannte, ob Jemand, politisch in Frankreich compromittirt, auf englischem Boden, den er freiwillig aufsuche, sicher wäre vor einer Auslieferung an Frankreich.

Maitland wies einen jeden Zweifel daran als Beleidigung zurück. Ehe wir gingen, faßte ich noch einmal alles Gesagte zusammen, indem ich erklärte: es wäre wohl möglich, daß der Kaiser die Worte des Capitain Maitland

in Erwägung ziehen werde. Der Kaiser wolle ja jetzt nichts weiter als in Frieden, der Politik fern leben. Wir hielten uns damals garnicht weiter bei der Wahrscheinlichkeit auf, daß man uns verhindern werde, England wieder zu verlassen. Ich bin auch überzeugt, daß Maitland aus voller Ueberzeugung sprach, als er uns die Stimmung der Bevölkerung in England schilderte. Das Gewitter aber zog herauf, kein Augenblick war zu verlieren, ein Entschluß mußte gefaßt werden. Der Kaiser versammelte uns Alle um sich behufs eingehender Berathung und es boten sich zwei Eventualitäten: entweder Rückkehr d. h. in das Innere des Landes zu dringen und mit der Waffe in der Hand, das Schicksal herauszufordern — d. h. der Bürgerkrieg, oder Zuflucht in England zu suchen. Was den erst erwähnten Ausweg betrifft, so standen etwa 1500 Mann Marine-Truppen, die voll Eifer und Ergebenheit waren, zu unserer Verfügung; der Commandant der Insel, früher Offizier in der egyptischen Armee, war Napoleon durchaus ergeben. Er wäre mit seinen Leuten in Rochefort gelandet, man hätte die Garnison dieser Stadt leicht gewonnen, auch noch die Truppen von La Rochelle, vier Bataillone Föderirter, welche ihre Dienste bereits angeboten hatten, herangezogen. So hätte man zum General Clausel, der an der Spitze der Armee von Bordeaux stand, oder wenn nicht zu Clausel zum General Lamarque, der in der Vendee commandirte, stoßen können. Man hätte im Innern Frankreichs den Bürgerkrieg gar leicht entfachen können. Allein Paris war genommen, die Kammern waren aufgelöst und die feindlichen Armeen zählten damals 5—600 000 Mann. Frankreich hätte in einem Bürgerkriege die Besten seiner Söhne verloren, ein entsetzlicher Verlust, die Vernichtung aller Hoffnungen Frankreichs. Nur dem Kaiser persönlich hätte der Krieg Vortheil gebracht, da er ihn in die Lage brachte, seinen eigenen Interessen dienliche Abmachungen zu treffen.

Napoleon aber hatte darauf verzichtet, fernerhin Souverän zu sein, er sehnte sich nach einem stillen Asyl; es widerstand ihm, um eines so geringfügigen Vortheils willen, alle seine Freunde sterben zu sehen, es widerstand ihm, die nationale Partei ihrer eigentlichen Stützen, die früher oder später die Ehre und Unabhängigkeit Frankreichs wiederherstellen konnten, zu berauben. Napoleon wollte fortan als Privatmann leben; Amerika schien den passendsten Aufenthalt zu bieten, auch England mit seinen freien Gesetzen konnte ihm zusagen, ja es schien nach meiner ersten Unterredung mit dem Capitän Maitland, daß dieser ihn mit gesammtem Gefolge nach England bringen könne, und daß ihm dort die geziemende Behandlung zu Theil werden würde, und da nichts Anderes zu erwarten war, als daß England die Gelegenheit ergreifen werde, seiner Geschichte die schönste Seite einzufügen, so beschloß der Kaiser sich an Bord des englischen Kreuzers zu verfügen, sobald Maitland ausdrücklich Befehl ertheilt haben würde, uns zu empfangen. Maitland gab denn auch die Erklärung ab, daß er von seiner Regierung mit Vollmacht ausgestattet wäre, den Kaiser zu empfangen, wenn derselbe an Bord des Bellerophon käme, um ihn mitsammt Gefolge nach England zu bringen.

Nun verfügte sich der Kaiser an Bord, nicht daß er durch die Ereignisse dazu gezwungen gewesen wäre, konnte er doch in Frankreich bleiben, sondern weil er als einfacher Privatmann leben wollte, weil er sich nicht mehr um Staatsgeschäfte kümmern, hauptsächlich aber weil er die Lage Frankreichs nicht noch verschlimmern wollte. Sicherlich hätte er diesen Schritt nicht gethan, wenn er eine Ahnung von der unwürdigen Behandlung, die ihm zu Theil werden sollte, gehabt hätte! Sein Brief an den Prinz-Regenten ist ein deutlicher Ausdruck seines Zutrauens, seiner Ueberzeugung. Der Capitain Maitland, der von

dem Inhalt offiziell in Kenntniß gesetzt wurde, ehe der Kaiser an Bord seines Schiffes erschien, hat keinerlei Bemerkungen gemacht und dadurch an den Tag gelegt, daß der Inhalt seinen eigenen Anschauungen entspräche.

Sonntag, 23. Juli.

Ouessant. Die englische Küste.

In der Nacht passirten wir Ouessant; jemehr wir uns dem Canal näherten, desto lebhafter ward der Verkehr der Schiffe. Als es wieder Nacht wurde, waren wir in der Nähe der englischen Küste.

Montag, 24. Juli.

Vor Torbay fallen die Anker.

Es war gegen 8 Uhr Morgens als wir auf der Rhede von Torbay anlegten. Der Kaiser, der schon seit 6 Uhr auf Deck war, musterte die Küste, er sah dem Manöver des vor Ankergehens zu. Es wurde durch Maitland sofort ein Bote an Admiral Lord Keith, der sich in Plymouth aufhielt gesandt. General Gourgaud, der mit dem Briefe an den Prinz-Regenten abgeschickt war, kam wieder zurück: man hatte ihm das Schreiben abgenommen, ihm jedoch die Landung und jeglichen Verkehr mit der Küste untersagt — ein übles Zeichen! Kaum hatte sich am Lande das Gerücht verbreitet, Napoleon wäre an Bord des Bellerophon, so kamen auch schon unzählige kleine Schiffe mit Neugierigen daher. Die Bewohner eines in der Nähe gelegenen Landsitzes schickten als Geschenk einen Korb Früchte an Bord.

Dienstag, 25. Juli.

Schiffe mit Neugierigen, die den Kaiser sehen wollen.

Boote lagen und fuhren in dichten Schwärmen um uns her, der Kaiser zeigte sich zuweilen an Deck. Kapitain Maitland, der am Lande gewesen und zurückgekehrt war, überbrachte mir einen Brief von Lady C., in welchem ein Brief meiner Frau einlag; ich erfuhr, daß wir bereits seit 5—6 Tagen erwartet würden; denn die Zeitungen waren besser über unsere Zukunft unterrichtet, als wir selbst.

Mittwoch, 26. Juli.

Im Hafen von Plymouth. Aufenthalt u. s. w.

Während der Nacht war der Befehl eingetroffen, wir sollten sofort nach Plymouth segeln, wo wir auch gegen 4 Uhr Nachmittags eintrafen, d. h. 10 Tage nach unserer Abfahrt von Rochefort, 27 Tage nach unserer Abreise von Paris und 35 nach der Abdankung des Kaisers. Düstere Wolken stiegen am Horizont der Zukunft auf: unser Schiff war von kleinen armirten Booten umringt, auch in einiger Entfernung sah man sie umherrudern, um die Näherkommenden abzuwehren, ja es fielen einige Schüsse. Lord Keith kam nicht an Bord. Zwei Fregatten machten sich segelfertig; man sagte, ein außerordentlicher Courier habe am Morgen den Befehl zur Weiterfahrt an sie gebracht. Einige von uns wurden auf anderen Schiffen untergebracht. Unter den Gerüchten, die von Ohr zu Ohr gingen, war das noch das am wenigsten schreckliche, daß wir in den Tower gesperrt werden sollten, auch wurde schon von Sanct Helena gesprochen. Die beiden Fregatten hatten sich schnell segelfertig gemacht und näherten sich langsam. Wir erstaunten nicht wenig, als je eine auf beiden Seiten

unseres Schiffes, dicht neben uns, fast Bord an Bord vor Anker ging. Mir flüsterte Jemand in's Ohr: es wäre unsere Escorte nach St. Helena. Ich kann den Eindruck nicht schildern, den ich empfing — wäre das nicht gleichbedeutend mit einem Todesurtheil?

Las Cases schildert des weiteren seine persönlichen Eindrücke.

Zur gewohnten Zeit erschien der Kaiser an Deck. Es hatten ihn dieselben Gerüchte erreicht, allein er war vollkommen ruhig. War er nicht aus freien Stücken an Bord des Bellerophon gekommen? Hatten ihn die Engländer nicht selber dazu zu bewegen gesucht? War der von ihm an den Prinzregenten gerichtete und dem Capitain Maitland bekannt gegebene Brief nicht gewissermaßen die Aufstellung seiner Bedingungen? Hatte er in seinem Entschluß nicht ein edelmüthiges Vertrauen an den Tag gelegt? Es wies mit Entrüstung jede Befürchtung von sich.

Donnerstag, 27. Juli.

Admiral Keith — Zurufe der Engländer von der Rhede aus, sobald sie den Kaiser erblickten.

Schwer fällt es mir, unsere Befürchtungen zu schildern; Einige unter uns waren mehr todt als lebendig; die Meisten schwankten unstät zwischen Hoffnung und Befürchtungen. Die englischen Zeitungen, namentlich die von den Ministerien abhängigen, erhoben laut ihre Stimmen wider uns und schienen bestimmt, die öffentliche Meinung auf irgend Etwas Verhängnißvolles vorzubereiten. Mit Lügen, Schmähungen, Verspottungen fielen sie über uns her: — man weiß ja: semper aliquid haeret! Man bewegte sich uns gegenüber nicht mehr in den bisherigen Formen, man war zugeknöpft, mit der Höflichkeit mischte sich

Verlegenheit. Admiral Keith, der sich bereits zu verschiedenen Malen hatte anmelden lassen, erschien immer noch nicht, man wollte offenbar den Austausch von Worten vermeiden. Dabei hatte unser Erscheinen in England eine seltsame Bewegung bei der Bevölkerung hervorgerufen: die Neugier, den Kaiser zu sehen, war erwacht und steigerte sich zu einer wahren Leidenschaft — die Zeitungen waren es zunächst, durch die wir Kenntniß davon erhielten. Ganz England strömte nach Plymouth. Das Meer um uns her wimmelte weit und breit von Schiffen. Der Kaiser, welchem ich alle Zeitungen vorlas, war meist derselbe: ruhig und gelassen. Man wußte, daß er stets gegen 5 Uhr an Bord erschien; einige Zeit vorher legte sich ein Boot dicht neben das andere, es waren deren Tausende. Vom Meer sah man sozusagen gar nichts, sodaß man hätte glauben können, es wäre auf einem geräumigen Platz eine dichte Menschenmenge zusammengedrängt. Man konnte leicht gewahr werden, daß es sich keineswegs um eine feindliche Kundgebung handle. Erst hatte man ganz still zugesehen, dann gegrüßt; Einige hatten die Hüte abgenommen, zuweilen ließen sich Zurufe vernehmen. Ja, man sah einige Frauen, einige junge Leute, die unsere symbolische Blume, die Nelke, in den Händen, an ihren Kleidern trugen.

Sonnabend, 29., Sonntag, 30. Juli.

Die ministerielle Entscheidung. Befürchtungen u. s. w.

Der Unterstaatssecretär Banbury erschien mit Lord Keith an Bord, um in offizieller Form ein ministerielles Schriftstück zu überreichen, in welchem die Deportation Napoleons ausgesprochen und die Zahl der Personen, welche ihn begleiten durften, auf drei beschränkt war. Ausgeschlossen waren der Herzog von Rovigo und General

Lallemand, deren Namen auf der Proscriptionsliste standen. Ich wurde nicht in die Nähe des Kaisers gerufen, da die beiden Engländer französisch sprachen. Ich weiß aber, daß der Kaiser sehr energisch und in logischen Redewendungen die gegen seine Person gerichtete Gewaltthätigkeit kennzeichnete und abwies. Er wäre der Gast Englands, hatte er gesagt, nicht Englands Gefangener; er wäre aus freien Stücken gekommen, um sich unter den Schutz der Gesetze Englands zu stellen. Man vergehe sich ihm gegenüber an den geheiligten Rechten der Gastfreiheit, er werde nimmermehr gutwillig den Schimpf hinnehmen; den man ihm zuzufügen im Begriff stehe; nur rohe Gewalt könne ihn bestimmen u. s. w. Der Kaiser übergab mir das englische Memorandum, um es zu übersetzen. Hier der Inhalt:

Eröffnungen des Lord Keith im Namen der englischen Minister. Da es dem General Buonaparte vielleicht angenehm wäre, ohne längere Hinausschiebung zu erfahren, was die englische Regierung in Bezug auf ihn beschlossen hat, so mögen Eure Lordschaft ihm das Nachstehende unterbreiten: Es wäre nicht in Uebereinstimmung mit unseren Pflichten dem Lande und den Alliirten Sr. Majestät gegenüber, wenn dem General Buonaparte noch Mittel und Gelegenheit geboten blieben, von Neuem den Frieden Europas zu stören. Deshalb ist es durchaus nothwendig, daß er in seiner persönlichen Freiheit, soweit es dieser erste wichtige Umstand erfordert, beschränkt werde. Die Insel St. Helena ist als künftiger Aufenthalt für ihn ausersehen; das dortige Klima ist gesund, die Lage wird es möglich machen, daß man ihn dort mit mehr Nachsicht behandeln kann, als irgend wo anders; unvermeidliche Vorsichtsmaßregeln, welche zur Sicherung seiner Person dienen, bleiben natürlich bestehen.

Es wird dem General Buonaparte gestattet, unter den Personen, welche ihn nach England begleitet haben, mit Ausnahme der Generäle Savary und Lallemand, drei Offiziere zu wählen, welche sammt dem Chirurgus die Erlaubniß erhalten sollen, ihn nach Sanct Helena zu begleiten; sie dürfen die Insel nicht ohne Bewilligung der englischen Regierung verlassen. Der Contre-Admiral Sir Georges Cockburn, welcher zum Commandanten en chef am Cap der guten Hoffnung und der angrenzenden Meere ernannt ist, wird den General Buonaparte und sein Gefolge nach St. Helena bringen; er wird genaue Instructionen, den Dienst betreffend, erhalten. Sir G. Cockburn wird wahrscheinlich in einigen Tagen segelfertig sein. Deshalb ist es wünschenswerth, daß General Buonaparte Diejenigen sogleich auswählt, welche ihn begleiten sollen."

Wir waren wie niedergeschmettert; der Kaiser aber erschien in gewohnter Ruhe, zu gewohnter Stunde an Deck. um sich der gaffenden Menge zu zeigen.

Montag, 31. Juli.

Savary und Lallemand.

Ganz außer sich waren die Generäle Savary und Lallemand, das Schaffot schien ihnen sicher zu sein; denn sie waren überzeugt, England werde sie ihren Feinden ausliefern.

Dienstag, 1. August.

Der Kaiser fragt, ob ich ihm nach Sanct Helena folgen würde.

Der Kaiser hatte dieselben Gewohnheiten, die er in den Tuilerien gehabt hatte, beibehalten. Wir waren ihm — aus allen Rangstufen — in großer Zahl gefolgt. der Großmarschall und der Herzog von Rovigo aber die Einzigen von uns, welche ihn regelmäßig sahen; Einige hatten

ebensowenig Gelegenheit gehabt mit ihm zu sprechen, wie in den Tuilerien. Ich wurde im Laufe des Tages nur dann citirt, wenn es irgend einen Artikel aus dem Englischen zu übersetzen gab. Später ließ mich der Kaiser regelmäßig des Abends gegen 8 Uhr rufen, um einige Zeit mit mir zu plaudern. Heute frug er mich u. A., ob ich ihm nach St. Helena folgen würde, ich antwortete wie ich dachte: ich hätte doch, als ich damals Paris verließ um ihm zu folgen, alle denkbaren und undenkbaren Wechselfälle der Zukunft im Auge gehabt, St. Helena bedinge keine Ausnahme. Wir wären aber, bemerkte ich, der Zahl nach so viele und es werde ihm doch nur gestattet drei mitzunehmen; ich hätte den Wunsch, da ich vielfach mit meiner Familie in Conflict gerathen und hartem Tadel ausgesetzt wäre, ganz sicher darüber zu sein, ob ich für ihn wirklich nützlich und ihm willkommen sein würde: ich selber wäre bereit, ihm mein Leben zu weihen. Während ich so sprach, that sich plötzlich die Thür auf und Frau Bertrand stürmte ohne weiteres Ceremoniell herein. Sie war ganz außer sich, einmal ums andere rief sie, der Kaiser werde nicht nach St. Helena gehen, er werde nicht ihren Mann mitnehmen. Der Kaiser sah sie ganz erstaunt an und erwiderte ihr in aller Ruhe; sie verschwand so schnell wie sie gekommen war. „Verstehen Sie etwas von alledem", frug mich der Kaiser. Zugleich ließ sich Geschrei und Getöse vernehmen, man hörte die Schiffsmannschaft nach dem Hinterdeck laufen. Ich mußte auf Befehl des Kaisers, der den Grund wissen wollte, klingeln; so erfuhren wir, daß Mme. Bertrand sich hatte in's Wasser stürzen wollen und man alle Mühe gehabt habe, sie zurückzuhalten. Diese Scene möge als Beweis dienen für die unter uns herrschende gewaltige Aufregung.

Mittwoch, 2. und Donnerstag, 3. August.

Bemerkenswerthe Aeußerungen Napoleons.

Heute Morgen benachrichtigte mich der Herzog von Rovigo, daß ich definitiv für St. Helena ausgewählt wäre; der Kaiser hätte ihm gesagt: auch wenn er nur zwei aus seiner Gefolgschaft mitnehmen dürfe, Einer davon müßte ich sein, ich würde ihm nützlich sein, ich würde ihn trösten. Mir selbst hatte er nichts gesagt, als wir das Thema behandelten; auf diese Art verfuhr er meist, und ich werde Gelegenheit finden, darüber vielfache Beweise zu bringen. Mit Ausnahme des General Bertrand und seiner Frau, die ich Beide von Illyrien her, wo Bertrand damals General-Gouverneur war, kannte, hatte ich zu Niemandem im Gefolge Beziehungen. Savary vielleicht ausgenommen, meine Beziehungen zu ihm aber waren nur sehr flüchtige. Der Herzog von Rovigo (Savary) war dem Kaiser aufrichtig zugethan, er war ein Mann von Herz, von einer gewissen Gradheit und schien mir wahrer Freundschaft wohl fähig zu sein. Wir hätten uns wahrscheinlich eng aneinander angeschlossen! Heute Abend, als ich beim Kaiser war, kam derselbe auf St. Helena zu sprechen und frug mich, wie es wohl dort sein möchte, ob man das Leben dort erträglich finden würde u. s. w. „Uebrigens ist es ganz sicher, daß ich dorthin muß. Bleibt denn der Mensch von seines Gleichen abhängig, auch wenn er aufhören will es zu sein?“ Wir gehen in seiner Cajüte auf und nieder; er war äußerlich ruhig, aber ein wenig zerstreut und innerlich bewegt. „Mein Lieber“, sagte er plötzlich, „ich hätte manchmal Lust, Euch zu verlassen; schwierig wäre das nicht, es käme nur darauf an, sich die Sache eine Zeit lang in den Kopf zu setzen, und ich würde Euch bald entwischt sein. Alles wäre vorbei

und Ihr kehrtet ruhig zu Euren Familien zurück. Principien würden mich nicht daran behindern. Ich gehöre zu Denen, die da glauben, daß die Strafen des Jenseits nur erdacht sind als Supplement zu den ungenügenden Vorstellungen, welche man uns beibrachte. Gott kann seiner grenzenlosen Güte kein solches Gegengewicht gegeben haben, namentlich in Bezug auf Handlungen wie diese. Und was ist es denn weiter als der Wille, ein wenig schneller zu ihm zurückzukehren?" Gegen solche Gedanken lehnte ich mich auf, indem ich sagte, es wäre ein der Götter würdiges Schauspiel, einen Mann zu sehen, der mit des Schicksals Tücken ringt. Der, der uns mit so hohem Ruhme regiert, der allseitig bewundert, das Schicksal der Welt in seiner Hand gehalten habe, könne doch unmöglich von hinnen gehen wie ein verzweifelnder Spieler, ein getäuschter Liebhaber. Was sollte denn aus Denen werden, die an ihn glaubten, auf ihn hofften? Wer könne denn für die Zukunft aufkommen? Der Wechsel in einem Ministerium, der Tod eines Fürsten, ein geringfügiger Streit könne alles ändern. Der Kaiser gab die Berechtigung meiner Einwürfe, wenigstens einiger, zu und rief: „Aber was sollen wir an dem weltverlorenen Ort beginnen?" — „Wir werden von der Vergangenheit leben Sire. Haben wir nicht auf ein Leben zurück zu schauen, das dem eines Cäsar, eines Alexander gleicht? Sie werden Besseres haben, Sire, Sie werden sich selber lesen!" — „Es ist wahr, wir wollen unsere Memoiren schreiben. Ja! Arbeiten, arbeiten, das ist die Sache! Die Arbeit ist die Sichel, mit der man die Zeit schneidet. Alles in Allem genommen muß man seinem Geschick Stand halten, das ist eigentlich auch meine große Grundidee!"*) Sein Wesen

*) Hier möge an ein altes Schriftstück erinnert sein, welches aus dem Jahr X der Republik stammt, es ist ein Armeebefehl des ersten Consuls an seine Garden, datirt den 22. Floréal: „Der

wurde wieder munterer, ja er schien ganz vergnügt zu sein und wandte das Gespräch gleichgültigen Dingen zu.

Freitag, 4. August.

Abfahrt von Plymouth. Das Kreuzen im Canal. Protest.

Am frühen Morgen setzen wir uns seewärts in Bewegung. Aus allen uns zu Gesicht gekommenen Zeitungen war zu entnehmen, daß wir an Bord des „Northumberland" die Fahrt nach St. Helena machen sollten: dieses Schiff aber lag noch, wie wir gehört hatten, mit seiner Armirung beschäftigt, in Chatam oder Portsmouth; wir konnten noch auf einen Aufschub von 8 bis 10 Tagen rechnen; auch war zur Zeit der herrschende Wind der Fahrt durchaus ungünstig. Als wir uns im Canal befanden, mit dem Cours nach Osten, tauchten wieder allerallerhand Vermuthungen in uns auf, Beunruhigung und Unsicherheit nahmen wieder zu. Schließlich machte ich mich daran, einen Protest aufzusetzen und es gelang mir, den Kaiser zu bewegen, seine Unterschrift darunter zu setzen. Der Protest, an Lord Keith gerichtet, hatte folgenden Wortlaut: „Ich erhebe hiermit vor Gott und Menschen feierlichen Protest gegen die mir angethane Gewalt und gegen die Verletzung geheiligter Rechte, indem

---

Grenadier Gobain hat sich aus Liebe umgebracht — er war ein sehr tüchtiger Mann. Es ist dies seit einem Monat schon der zweite derartige Fall. Der erste Consul befiehlt, es soll der Garde bekannt gegeben werden, daß ein Soldat den Schmerz besiegen soll ebenso wie die Melancholie der Leidenschaften. Es liegt ebensoviel wahrer Muth darin, daß Einer die Qualen der Seele standhaft erträgt, als daß er fest steht im Feuer der Batterien. Sich dem Schmerz hingeben ohne Widerstand, sich tödten um sich ihm zu entziehen, das heißt so viel wie Reißausnehmen vom Schlachtfelde ehe man gesiegt hat!"

man mittelst Gewaltact über mich und meine Freiheit disponirt. Ich bin aus eigenem, freiem Beschluß an Bord des Bellerophon gekommen; ich bin kein Gefangener, sondern der Gast Englands! Ich bin auf Grund einer dringenden Aufforderung des Capitäns selbst gekommen, welcher mir gesagt hat, er habe Befehl seitens der Regierung, mich aufzunehmen und mit Gefolge nach England zu schaffen, wenn mir dies so recht wäre. Ich habe in Treue und Glauben gehandelt, indem ich kam und mich unter den Schutz der Gesetze Englands stellte. Sowie ich mich an Bord des Bellerophon befand war ich am Heerde des brittischen Volkes. Wenn die Regierung, indem sie dem Capitän des Bellerophon befahl, mich und Gefolge aufzunehmen, mir nur eine Falle hat stellen wollen, so hat sie ihre Ehre verwirkt und ihre Flagge geschändet. Wenn sich das bestätigen sollte, so hätten die Engländer fürderhin das Recht nicht mehr, weder mit ihrer Loyalität noch mit ihrer Freiheit zu prahlen. Die brittische Ehrenhaftigkeit wäre zu Grunde gegangen an der „Gastfreiheit" des Bellerophon. Ich appellire an die Geschichte: sie wird sagen, ein Feind, der zwanzig Jahre lang Krieg gegen das englische Volk führte, kam, vom Unglück heimgesucht, freiwillig, um unter seinen Gesetzen Schutz zu suchen. Konnte er England einen klareren Beweis von seiner Achtung, seinem Zutrauen geben? Aber wie beantwortete man in England seine Hochherzigkeit? Man gab sich den Anschein, als biete man diesem Feinde eine gastfreie Hand und als er eingeschlagen, stieß man ihn ins Verderben!

Gez. Napoleon."

Der Herzog von Rovigo theilt mir mit, der Kaiser habe verlangt, mich nach London an den Prinz-Regenten zu schicken, daß man ihm dies jedoch hartnäckig verweigere.

Sonnabend, 5. August.

Beweise von Vertrauen des Kaisers in Las Cases.

Zur gewohnten Abendstunde war ich beim Kaiser; wir gingen eine Zeit lang in der Gallerie am Hintertheil des Schiffes auf und ab; plötzlich zog der Kaiser unter seiner Weste einen seltsamen Gegenstand, der einem ledernen Gürtel ähnlich sah, hervor, reichte ihn mir und sagte: „Heben Sie mir das auf.“ Ich griff schnell danach und steckte das Ding, wie ich es bei ihm bemerkt hatte, unter meine Weste. Erst später kam er darauf zurück und erklärte mir: es befände sich in dem einer Geldkatze nicht unähnlichen ledernen Gegenstande ein Halsband im Werthe von etwa 200 000 Frks., welches Königin Hortense ihm bei seiner Abreise von Malmaison aufgenöthigt hätte.*)

*) Auf St. Helena sprach ich dem Kaiser oftmals von dem in meiner Verwahrung befindlichen Schatz und wollte denselben zurückgeben. Gewöhnlich erhielt ich gar keine Antwort. Eines Tages jedoch — es war in Longwood — sprach ich wieder von dem Collier. „Genirt es Sie“, frug der Kaiser in etwas verweisendem Ton. „Durchaus nicht, Sire.“ „Nun so behalten Sie es doch.“ Nach einiger Zeit war es in meinem Bewußtsein, meiner Erinnerung vollständig verwischt, daß ich den kostbaren Gegenstand stets und überall mit mir herumtrug. So kam es, daß ich, als ich von Longwood entfernt wurde, erst nach mehreren Tagen zu meinem nicht geringen Schrecken daran dachte. Den Kaiser verlassen, ihn eines solchen Nothankers berauben! Wie aber sollte ich ihm das Ding zurückstellen, wurde ich doch auf das Allerstrengste überwacht — nur noch einige Tage blieben mir, vergeblich zerbrach ich mir den Kopf. Da erhielt ich zufällig den Besuch eines Engländers, den ich schätzen gelernt hatte, und fand ihn auch bereit, auf heimliche Wege das Kleinod, das ich ihm anzuvertrauen im Begriff stand, dem rechtmäßigen Eigenthümer zuzustellen. Dies ist ja denn auch getreulich geschehen; ehe ich die Insel verließ, war das Collier der Königin Hortense wieder in den Händen Napoleons.

Sonntag, 6. August.

Start point. Die Personen, welche den Kaiser begleiten.

Es war Mittag, als wir bei Start point vor Anker gingen. Ein schlechter Ankerplatz, und doch liegt Torbay mit seinem schönen Hafen ganz in der Nähe. Was mochte dies wieder zu bedeuten haben? Wir hatten erfahren, daß wir bestimmt wären dem „Northumberland" voranzusegeln, und in der That hatten wir bald dieses Schiff, begleitet von zwei Fregatten in Sicht; an Bord der Letzteren befand sich die für St. Helena bestimmte Garnison. Es dauerte nicht lange und alle drei Schiffe lagen neben uns. Die Erklärung zu diesen geheimnißvollen Vorgängen war, wie uns, ob fälschlich oder richtig bleibe dahin gestellt, zugeraunt ward, die, daß der Admiral Keith auf telegraphischem Wege benachrichtigt worden war, aus London wäre eine Gerichtsperson unterwegs, um auf Grund eines Habeas corpus-Befehls, d. h. im Namen des Gesetzes sich der Person des Kaisers zu bemächtigen. Deshalb waren wir offenbar auch in Torbay nicht angelaufen.

Die Admirale Keith und Cockburn, Capitain des „Northumberland", kamen an Bord des „Bellerophon" und hatten eine Unterredung mit dem Kaiser, dem sie die Instructionen vorlegten, welche unsere Deportation und unsern Aufenthalt auf St. Helena betrafen. Es war darin auch eine Bestimmung über die Untersuchung unserer Effekten enthalten! Man wolle, hieß es, alles Gold, alle Diamanten, die der Kaiser oder wir bei uns hätten, für uns aufbewahren. Auch sollten uns am andern Tage die Waffen abgenommen werden, da man uns an Bord des „Northumberland" überführen werde.

Hier folgen die betreffenden Documente:

Befehl des Admiral Keith an Capitän Maitland: Alle Waffen sind den Franzosen abzunehmen

und verbleiben in Ihrem Gewahrsam, so lange sich die Franzosen an Bord des „Bellerophon“ befinden; sie gehen alsdann in Verwahrung desjenigen Capitäns über, der das Schiff befehligt, an Bord dessen die Franzosen weiter befördert werden.

Instructionen der Minister für Admiral Cockburn: Wenn der General Buonaparte vom „Bellerophon“ auf den „Northumberland“ überführt ist, wird für Sir G. Cockburn der Augenblick gekommen sein, eine Visitirung der Effekten des Generals vorzunehmen. Sir G. Cockburn wird passiren lassen: die Mobiliargegenstände, Bücher, die Weine, welche der General bei sich haben könnte. Zu den Mobilien wären zu zählen: das Silberzeug, vorausgesetzt, dasselbe ist nicht so reichhaltig, daß es mehr wie ein in Geld umzusetzender Vermögensgegenstand aussieht, als wie ein dem täglichen Gebrauch dienender Artikel. Er soll all sein Geld, seine Diamanten, seine Werthpapiere, welcher Art sie immer sind, herausgeben, dabei ist ihm zu erklären. daß die brittische Regierung keinerlei Absicht habe, sein Vermögen zu confisciren, nur will sie die Verwaltung desselben in ihre Hand nehmen, damit es nicht in seinen Händen ein Mittel zum Entweichen werde. Die Prüfung hat in Gegenwart von Personen zu erfolgen, welche der General Buonaparte bestimmen mag, auf das Inventarverzeichniß haben diese ihren Namen zu setzen, ebenso auch der Contre-Admiral oder die von diesem bestimmte Person. Die Interessen oder das Capital, je nachdem, sollen für seine Person verwendet werden, die Verfügung der Hauptsache nach ihm zustehen. Er wird hierüber von Zeit zu Zeit, zunächst dem Admiral, später dem Gouverneur, wenn dieser eingetroffen ist, seine Wünsche aussprechen, die nöthigen Befehle werden, falls sich nicht Bedenken einstellen, erfolgen und die Auslagen aus der Schatulle Seiner Majestät be-

zahlt werden. Im Fall des Todes soll die Verfügung über Hab und Gut nach den testamentarischen Bestimmungen des Generals erfolgen, welchen, davon mag er überzeugt sein, strikte entsprochen werden soll.

Der Admiral wird Niemand vom Gefolge des Generals Buonaparte für St. Helena an Bord nehmen, es sei denn, daß die betreffende Person sich freiwillig dazu entschlossen hat und es ihr zuvor klar gemacht ist, daß sie sich allen Vorschriften zu unterziehen hat, welche man für nöthig hält, um der Person des Generals sicher zu sein; dem General ist kund zu thun, daß, wenn er zu entweichen versuchen sollte, er sich der Gefahr aussetzt, in ein Gefängniß gesteckt zu werden, eben so wie ein Jeder vom Gefolge, der die Entweichung begünstigen würde. Alle Briefe, welche für den General bestimmt sind, sollen ebenso wie die an das Gefolge gerichteten, zunächst dem Admiral oder dem Gouverneur zur Durchsicht vorliegen, dasselbe hat mit den Briefen zu geschehen, welche der General oder Gefolge schreiben. Es ist dem General kund zu thun, daß Gouverneur und Admiral den gemessenen Befehl erhielten, der Regierung Seiner Majestät alle Wünsche und Vorstellungen des Generals zu unterbreiten, — nichts davon untersteht ihrer Entscheidung; das Papier aber, auf welchem die Vorstellungen niedergeschrieben sind, muß offen in ihre Hände gelangen, damit sie etwaige Bemerkungen ihrerseits beifügen können. —

Die Wahl des Kaisers in Bezug auf die drei Personen aus seinem Gefolge, die sich ihm anschließen sollen, war gefallen auf: den Groß-Marschall, mich und die Herren de Montholon und Gourgaud; ich figurirte dabei als Civilperson, die Zahl drei der Vorschrift bezog sich nur auf Militärpersonen.

Montag, 7. August.

Eine Unterhaltung mit Lord Keith. Visitirung der Effekten des Kaisers. Der Kaiser verläßt den Bellerophon. Trennung. Abreise nach St Helena.

Der Kaiser richtet nochmals eine Art von Beschwerde über die „Gewalt, die man ihm anthäte, indem man ihn vom Bellerophon fortschleppe“, an Lord Keith. Ich überbrachte das Schriftstück an Bord des „Tonnant“. Der Admiral Keith, ein schöner alter Herr mit sehr feinen Manieren, empfing mich mit der größten Höflichkeit, vermied es jedoch in Verhandlungen zu treten und bemerkte, er werde schriftlich antworten. Ich sprach ihm vom Befinden des Kaisers, sagte, daß demselben die Beine anzuschwellen anfingen und es wünschenswerth wäre, die Abreise noch zu verschieben. Setzte ihm den Unwillen des Kaisers darüber, daß seine Effekten visitirt werden sollten, auseinander und daß derselbe vorziehen würde, sie ins Meer zu werfen. Lord Keith erwiederte, daß er den erhaltenen Befehlen Folge zu leisten habe, und fügte hinzu, Napoleon dürfe seinen Degen behalten, alle Uebrigen hätten unbedingt ihre Waffen auszuliefern. Als ich auf das Verhalten Maitland's zu sprechen kam, das ich für hinterlistig und unehrenhaft hielt. wurde Lord Keith heftig und rief: wenn dem so wäre, wie ich erzählte, so wäre ja Capitain Maitland ein Einfaltspinsel; seine Instructionen hätten ganz anders gelautet, er kenne dieselben genau, denn sie wären von ihm ausgegangen. Als ich ihm bemerkte, daß die anderen englischen Offiziere an Bord des Bellerophon, so auch Admiral Hotham, sich ähnlich ausgesprochen hätten, wie Maitland, was doch anders lautenden, an sie ergangenen Instructionen gegenüber fast sonderbar erschiene, brach Lord Keith die Unterhaltung ab.

Ein Steuerbeamter und Admiral Cockburn selbst besorgten

die Untersuchung des kaiserlichen Gepäcks; beschlagnahmt wurden 4000 Napoleons; 1500 ließen sie zurück, um die Leute zu bezahlen. Diese bildeten den ganzen Schatz des Kaisers.

Zwischen 1 und 2 Uhr fand die Uebersiedlung auf den „Northumberland" statt; der Kaiser blieb an Deck und plauderte freundlich mit den englischen Offizieren. Dreizehn Tage nach unserer Ankunft in Plymouth, vierzig nach unserer Abreise von Paris stachen wir in See — auf der Fahrt nach St. Helena!

Das Benehmen der Offiziere an Bord des Northumberland war weniger höflich, als das der Offiziere des Bellerophon. Es war die strenge Ordre ausgegeben, den Kaiser nur General zu tituliren, die Kopfbedeckung vor ihm nicht abzunehmen u. s. w. Napoleon, dem das nicht entging, bemerkte: „Mögen sie mich doch nennen, wie es ihnen beliebt, ich bleibe darum doch Der, der ich bin." Der Kaiser hatte die Absicht gehabt, in England den Namen „Oberst Duroc" oder „Oberst Muiron" anzunehmen, klebte also durchaus nicht an den ihm zustehenden Titulaturen.

Dienstag, 8., Mittwoch, 9. August.

Wie der Kaiser an Bord des Northumberland untergebracht war.

Die dem Kaiser angewiesenen Räume lagen hinter dem Besanmast und nahmen die ganze Breite des Schiffes ein; sie bestanden aus einem Speisesaal, einem Salon und zwei kleinen Zimmern zu beiden Seiten, die durch je zwei Thüren mit Speisesaal und Salon in Verbindung standen; das linker Hand gelegene war das Schlafzimmer des Kaisers, in welchem sein Feldbett aufgeschlagen worden war; das andere rechter Hand bewohnte der Admiral. Der Salon war ein nicht ausschließlich dem Gebrauch des

Kaisers zugedachter Raum, vielmehr ein gemeinsamer Versammlungsort. Bei Tische saßen wir in folgender Reihenfolge: links neben dem Kaiser saß Mme. Bertrand, rechts der Admiral, rechts von diesem Mme. de Montholon, an der schmalen Seite der Tafel saß Herr Roß, Capitän des Schiffes, ihm am andern Ende gegenüber Herr von Montholon an der Seite der Mme. Bertrand, dann kam der Sekretär; auf der dem Kaiser gegenüber liegenden Tischseite saß der Großmarschall, der General, der Oberst des 53., ich und Baron Gourgaud. Der Admiral hatte außerdem täglich zwei Offiziere zur Tafel gezogen, die irgendwo unter uns ihren Platz nahmen. Die Kapelle des 53. sorgte für Tafelmusik.*)

Freitag, 11. bis Montag, 14. August.

Gewohnheiten des Kaisers an Bord.

Des Morgens ließ der Kaiser gewöhnlich einen von uns rufen, um über die Fahrt, den Wind, die Geschwindigkeit, die zurückgelegten Meilen Auskunft zu erhalten. Er war viel mit Lektüre beschäftigt. Gegen 4 Uhr kleidete er sich an und verfügte sich in den gemeinschaftlichen Salon, spielte dort gewöhnlich eine Parthie Schach mit einem von uns; um fünf Uhr erschien der Admiral, um ihn zu Tisch zu geleiten. Man weiß, daß der Kaiser nur eine Viertelstunde bei Tisch saß, hier mußte er eine, auch eine und eine halbe Stunde aushalten. Bei Tisch bedienten ihn seine beiden Kammerdiener; die englische Küche hatte nicht seinen Beifall; er sprach nur sehr wenig bei Tisch, sagte er einmal Etwas, so handelte es sich um ein wissenschaftliches Thema oder eine technische Frage; ich hatte die Functionen eines Dolmetschers. Gleich nachdem der

*) Las Cases, der einen Sohn bei sich hatte, war an der Steuerbordseite untergebracht.

Kaffee servirt war, eilte der Kaiser an Deck, der Großmarschall und ich folgten ihm alsbald; diese Promenade dauerte bis Einbruch der Nacht. In den Salon zurückgekehrt, wurde irgend ein Spiel, meist „vingt et un" gespielt; nach einer halben Stunde schon zog sich der Kaiser zurück, er hatte gewöhnlich 6 bis 12 Napoleon eingebüßt.

Mittwoch, 16. bis Montag, 21. August.

Die kaiserliche Familie. Anecdoten.

Am 16. passirten wir Finisterre, am 18. Sanct Vincent, am 19. Gibraltar. Auf seinen Nachmittagspromenaden kam der Kaiser in traulichem Geplauder oft auf seine Familie zu sprechen, und ich will, auch aus später Gesagtem, zusammenstellen, was ich in der Erinnerung behielt oder kurzen Aufzeichnungen entnehme. Der Name Bonaparte hat auch die Orthographie „Buonaparte." Der Vater des Kaisers schrieb sich Buonaparte, der Onkel, ein höherer Geistlicher, Lucian, welcher nach des Ersteren Tode dem Knaben Vater wurde, schrieb wieder Bonaparte. Napoleon selbst, in seiner Jugend, „Buonaparte", er behielt diese Orthographie auch während des italienischen Feldzuges bei, vertauschte sie aber mit der andern, als er für immer inmitten von Franzosen lebte. — Im Mittelalter hat die Familie in Italien eine Rolle gespielt; sie war einflußreich in Treviso, ihr Name stand im goldnen Buche von Bologna, es gab Patrizier dieses Namens in Florenz.

Als Napoleon der siegreicher General der italienischen Armee, seinen Einzug in Treviso hielt, kamen ihm jubelnd die Väter der Stadt entgegen und wiesen ihm alte Pergamente vor, welche nachwiesen, eine wie wichtige Rolle einst seine Familie dort gespielt hatte.

Während des Aufenthaltes in Dresden vor dem russischen Feldzuge theilte eines Tages Kaiser Franz seinem Schwiegersohn mit, daß dessen Familie in Treviso souverän gewesen wäre, er hatte sich auf Grund von ihm vorgelegten Documenten volle Sicherheit darüber verschafft. Napoleon erwiderte lachend, er wolle nichts davon wissen, er würde immerhin doch vorziehen, der Rudolph von Habsburg zu sein, worauf Kaiser Franz bemerkte, es wäre auf alle Fälle viel werth, „Nobile“ gewesen zu sein und Napoleon möchte es nur Marie Louise sagen, es würde ihr gewiß großes Vergnügen machen.

Als Napoleon während des italienischen Krieges in Bologna einzog, stellten sich Marescalchi, Caprara und Aldmi, Deputirte des Senates, bei ihm ein, um ihm das goldene Buch der Stadt vorzulegen. Namen und Wappen der Familie Buonaparte waren darin verzeichnet.

Der Herzog von Feltre, Gesandter Frankreichs in Toscana, brachte von Florenz das Portrait einer Prinzessin Medicis, geborenen Buonaparte, nach Paris. Die Mütter von Papst Nicolaus V. und von Paul V. waren Frauen aus dem Hause Buonaparte. Ein Buonaparte ist Dichter einer der ältesten Comödien, die existiren, sie führt den Titel die „Wittwe“ (Stadtbibliothek, Paris). Als Napoleon sich während des italienischen Feldzuges nach Rom in Bewegung gesetzt hatte, empfing er bekanntlich in Tolentino die Friedensvorschläge des Papstes. Einer der Unterhändler bemerkte, der General wäre außer dem Connetabel von Bourbon der einzige Franzose, welcher gegen Rom gezogen wäre, was der Sache aber noch einen besonders bizarren Ausdruck gäbe, wäre der Umstand, daß die Geschichte von jener ersten Expedition des Connetables von einem Angehörigen dessen geschrieben wäre, der an der Spitze der zweiten Expedition stünde, nämlich von dem

Sgn. Nicolas Buonaparte*) („Plünderung Roms durch den Connetable von Buorbon"). Ein Buonaparte, den die Wirren seiner Heimathstadt Florenz verscheuchten, flüchtete nach Corsika; die zweiten Söhne in dieser Linie des Geschlechts erhielten stets den Taufnamen „Napoleon" aus Pietät für einen berühmten Ahnen des Namens, einen bedeutenden Kriegshelden.

Napoleon interessirte sich ganz und garnicht für genealogische Tüfteleien; dagegen nahm sein Bruder Joseph mit Eifer alles auf, was an Stammbaum-Fabeln sein Ohr nur erreichte; Napoleon nannte ihn deshalb auch wohl den „Genealogisten der Familie". Ich will hier gleich, ehe ich es vergesse, erwähnen, daß der Kaiser auf der Insel Aix kurz vor der Abreise seinem Bruder Joseph einen Band übergab mit autographischen Briefen der Souveräne Europas.**)

---

*) Hier liegt ein Irrthum vor insofern, als der Autor des 1756 in Köln gedruckten Buches nicht Nicolas, sondern Jakob mit Vornamen hieß. Nicolas Bonaparte wird als Professor der Jurisprudenz an der Universität zu Pisa genannt.

**) Gleich nach meiner Rückkehr habe ich mich um dieses interessante Sammelwerk gekümmert und dem Prinzen Joseph gerathen, es abschreiben zu lassen, um den Inhalt dadurch sicher zu stellen. Groß war mein Kummer als ich hörte, daß dieses historische Juwel verloren gegangen und man nicht wisse, wo es geblieben sei. Ich fand später in O'Meara's Werk (Londoner Ausgabe) folgende Bemerkung zur Sache: „Der Prinz Joseph, ehe er Rochefort verließ um nach Amerika zu gehen, hielt es für angebracht, werthvolle Schriftstücke, welche er besaß, einer zuverlässigen Person zu übergeben. Es scheint, als wäre er schmählich getäuscht worden, denn vor einigen Monaten sind die werthvollen Briefschaften in London aufgetaucht und für 30000 Pfund Sterling von dort ausgeboten worden. Ich weiß von wohl unterrichteter Seite her, daß der russische Kaiser 10000 Pfund Sterling blos für die von seinem Vater stammenden Briefe bezahlt hat. Einige Stellen aus dem Briefcompendium sind mir mitgetheilt worden, z. B. eine aus einem Briefe des Königs von Preußen, in

Carl Buonaparte, der Vater Napoleons, war ein großer schöner Mann, er hatte in Rom und Pisa eine sorgfältige Erziehung genossen und die Rechtswissenschaften studirt: er war ein feuriger politischer Redner. Als seine Heimathinsel erobert wurde. drehte er derselben zusammen mit Paoli den Rücken, kehrte aber bald zurück. 1799 wurde er Adelsdeputirter für Corsica, und nahm, als er sich nach Paris verfügte, den kleinen Napoleon mit. Man hatte ihm auf der Durchreise durch Florenz eine Empfehlung des Großherzogs Leopold für dessen Schwester, die Königin von Frankreich, verschafft. Es waren derzeit zwei französische Generäle auf Corsica, sie standen im Mittelpunkte von einander feindlichen Parteien: der Eine war Marbeuf, ein mild gesonnener, populärer, der andere Narbonne Pellet, ein heftiger und hochmüthiger Mann. Es war Carl Buonaparte, der in diesen Zwistigkeiten dem Herrn von Marbeuf zum Siege verhalf. Aus Dankbarkeit hierfür empfahl Marbeuf ihn seinem Neffen dem Erzbischofe von Lyon, und als Buonaparte seinen Sohn auf die Brienner Militärschule brachte, empfahl dieser den Kleinen der Familie de Brienne. Der alte Herr von Marbeuf, Kommandant der Insel, hatte seinen Sitz in Ajaccio. Die Familie Buonaparte war hochangesehen, Frau Buonaparte zählte zu den schönsten Frauen der kleinen Insel; daß Herr von Marbeuf ihr huldigte und gern mit ihr verkehrte, ist wohl erklärlich. Carl Buonaparte starb im Alter von 38 Jahren am Magenkrebs zu Montpellier, wo er auch begraben liegt. Unter dem Consulat gaben die städtischen Vertreter Montpellier's, an ihrer Spitze der damalige Minister des Innern

---

welchem dieser sagt, er habe „stets für Hannover ein väterliches Gefühl gehabt.“ Im allgemeinen scheint aus ihren Schriften hervorzugehen, daß die Souveräne vielfach um eine Vergrößerung ihrer Territorien bei Napoleon vorstellig wurden.

Chaptal, ihren Wunsch kund, dem Verstorbenen ein Denkmal zu errichten, allein der erste Consul schrieb ihnen:

„Wir wollen den Frieden der Todten nicht stören, sondern ihre Asche in Ruhe lassen. Ich habe ja auch einen Großvater, einen Urgroßvater verloren, weshalb sollte für sie nichts geschehen? Das führt weit! Hätte ich gestern den Verlust meines Vaters zu beklagen, so wäre es geziemend, daß ich meinen Schmerz mit einem äußeren Zeichen der Achtung verbände; allein jetzt sind es zwanzig Jahre her, daß er starb; das Ereigniß liegt dem öffentlichen Interesse zu fern; sprechen wir nicht mehr davon."

Louis Bonaparte hat inzwischen ohne Wissen Napoleons die Leiche ausgraben, nach St. Leu schaffen und über dem dortigen Grabe ein Denkmal errichten lassen. Carl Buonaparte war grade kein religiöser Mann, ja er hatte sich sogar einige Dichtungen gegen die Religion erlaubt; als er aber starb, so sagte der Kaiser, gab es in Montpellier für ihn nicht Priester genug! Er war in dieser Beziehung ganz anders als der Onkel Lucian, ein streng gläubiger, überaus frommer Herr, der viel später, in hohem Alter, das Zeitliche segnete. Noch kurz vor seinem Tode hatte er viel Aerger über Fesch, welcher, damals bereits Priester, herbeigeeilt kam in Stola und Chorhemd, um ihm in seinen letzten Lebensaugenblicken Beistand zu leisten. Der Sterbende bat ihn, er möchte ihn in Ruhe lassen und schied von den Seinigen unter Segenswünschen und ihnen weise Lehren hinterlassend.*)

Der Kaiser kam wiederholt auf den alten Onkel zu sprechen, der ihm ein zweiter Vater wurde; derselbe war Archidiaconus zu Ajaccio und bekleidete eine der höchsten

*) Man darf deshalb den Erzdiakon Lucian nicht im Verdacht haben, als hätte er die Erfüllung einer letzten religiösen Pflicht verweigert. Dies auszusprechen, ist mir vom Cardinal Fesch die besondere Aufforderung zugegangen.

Stellen dort; durch Klugheit und Sparsamkeit half er den durch Carls Verschwendung zerrütteten Verhältnissen wieder auf.

Carl Buonaparte hatte eine Mlle. Laetitia Ramolino geheirathet, deren Mutter in zweiter Ehe einen Capitän Fesch zum Manne hatte; derselbe stand in einem schweizer Regiment, welches Genua auf der Insel stehen hatte. Aus dieser Ehe stammte der Cardinal Fesch. Madame Buonaparte war, wie schon gesagt, sehr schön: Paoli, als er im Vollbesitz seines Ansehens auf der Insel war, wollte einer tunesischen Gesandtschaft einen Begriff beibringen von den Vorzügen Corsicas und versammelte alle Schönen der Insel. Madame Buonaparte lief Allen den Rang ab; ja als sie später gelegentlich Paris besuchte, fiel sie sogar dort wegen ihrer großen Schönheit auf. Während des auf Corsica entbrannten Befreiungskrieges, an welchem sich Carl Buonaparte eifrig betheiligte, sah man seine Frau oft neben ihm, auch oft zu Pferde — und das zu einer Zeit als sie im Begriff war, Napoleon in die Welt zu setzen. Laetitia hatte viel Seelenstärke, viel Schwung und war stolz. Sie war Mutter von 13 Kindern; als sie dreißig Jahre zählte wurde sie schon Wittwe, sonst wäre deren Zahl wohl eine noch weit größere geworden. Von den 13 Kindern blieben am Leben fünf Knaben und drei Mädchen. Joseph, der älteste der Kinder, welcher in Berücksichtigung der einflußreichen Stellung des Erzbischofs von Lyon, Marbeuf, Priester werden sollte, machte seine entsprechenden Studien, als aber der Augenblick der definitiven Entscheidung an ihn herantrat, sagte er: quod non. Er ist dann später König von Neapel und König von Spanien geworden Louis war König von Holland, Jérome (Hieronymus) König von Westphalen, Elise wurde Großherzogin von Toscana, Pauline Fürstin Borghese, Lucian, der ohne Krone blieb, machte Geschehenes wieder

gut dadurch, daß er sich dem Bruder, der eben von der Insel Elba zurückkehrte, in die Arme warf. Lucian, sagte der Kaiser, hatte eine stürmische Jugend: er wurde 15 Jahre alt von Herrn de S . . . nach Frankreich gebracht und von diesem zu einem eifrigen Revolutionär und feurigen Clubredner herangebildet. Ich selbst habe Prinz Lucian nach der Rückkehr Napoleons von Elba ganz in der Nähe gesehen; er hatte damals sehr gesunde, sehr klare politische Anschauungen, die sich mit den besten Absichten die Hand reichten.

Geboren wurde Napoleon am 15. August 1769, am Tage von Mariä Himmelfahrt; die Mutter wollte gerade zur Feier des großen Kirchentages die Messe besuchen, als sie von Wehen überrascht wurde, sie konnte nicht einmal ihr Schlafzimmer erreichen und kam im Vorzimmer auf einem jener alten Teppiche nieder, auf denen große Gestalten, vielleicht Heroen der Iliade, in seltsam bunter Darstellung erscheinen. Napoleon war in seiner Kindheit überaus lebhaft, machte viel Lärm, war gewandt und geschmeidig, seinem Bruder Joseph setzte er zuweilen hart zu, indem er ihn biß, schlug und kniff. Er war zehn Jahre, als er auf die Brienner Schule kam, dort vollzog sich in Bezug auf seinen Charakter eine gewaltige Aenderung; es wurde ein stiller, bescheidener, fleißiger und sehr aufgeweckter Knabe aus ihm. „Eines Tages", so erzählte Napoleon, „wurde ich von einem rohen Quartiermeister, der keine Rücksicht auf meine schwächliche Körperbeschaffenheit nahm, genöthigt das Büßergewand von schwerer grober Wolle anzuziehen und mein Mittagessen an der Thür des Speisesaals knieend zu mir zu nehmen; ich war so empört darüber, daß ich das Erbrechen und einen förmlichen Nervenschlag bekam."

Der Pater Patrault, sein Mathematiklehrer, der zufällig vorüberkam, führte heftige Beschwerde darüber, daß

man seinen besten Schüler in einer so brutalen Weise behandle.

Das Nachfolgende ist mir von Napoleon selbst in die Feder diktirt worden.

In reiferem Lebensalter wurde Napoleon nachdenklich und finster: die Lectüre wurde bei ihm zur förmlichen Leidenschaft, er verschlang die Bücher förmlich. Pichegru wurde sein Quartiermeister und Repetitor für die vier Species der Arithmetik. Pichegru stammte aus der Franche-Comté aus einer Bauernfamilie. Mönchen der Champagne war die Schule von Brienne zunächst übergeben worden, da sie jedoch nicht genügten, wurden noch Mönche von der Franche-Comté hinzugezogen; darunter befand sich auch der Pater X.; dieser hatte eine Tante Pichegru's, eine barmherzige Schwester, bei sich, welche die Leitung des Krankenhauses übernahm und ihren kleinen Neffen mit sich brachte, dieser, ein sehr intelligenter Knabe, wurde, sobald es sein Alter zuließ, Quartiermeister, und erhielt von einem Pater G. Unterricht in der Mathematik. Auch er wollte Mönch werden, was auch seine Tante wünschte, allein jener Pater redete ihm die Sache aus und bestimmte ihn, in einem Artillerieregiment Dienste zu nehmen; die republikanische Regierung stellte ihn als Unteroffizier ein. Seine militärische Laufbahn ist zu bekannt: wurde er doch der Eroberer von Holland!

Der Pater, von welchem hier die Rede ist, wurde vom Erzbischof von Sans, Cardinal Loménie, aus dem geistlichen Stande entlassen und zum Großvicar und Verwalter der umfassenden zur Verfügung stehenden Beneficien gemacht. Während der Revolution, der er huldigte, versuchte er Danton für den gefährdeten Cardinal zu gewinnen, vergeblich! Antiken Mustern folgend, gelang es ihm, seinem Gönner Gift zuzustecken, welches dieser zu sich nahm, um der Guillotine zu entrinnen.

Madame de Loménie, eine Nichte des Cardinals, vertraute, vom Richtspruch des Revolutions-Tribunals ereilt, dem Pater ihre beiden kleinen Töchterchen an. Als die Schreckenszeit vorüber war, forderte die Tante derselben, Mme. de Brienne, die allen Gefahren entronnen, auch im Besitz ihres großen Vermögens geblieben war, den Pater zur Uebergabe der Kinder an sie auf. Allein dieser weigerte sich dessen, weil die Mutter ihn angewiesen hatte, Bäuerinnen aus denselben zu machen; er hatte sie auch inzwischen schon mit zwei seiner Neffen verheirathet. „Ich war damals", erklärte Napoleon, „General en chef der Armee des Innern und vermittelte die Herausgabe der Mädchen; eine davon wurde später Mme. de Marnesia, die andere, eine schöne Dame, Mme. Canisy, Herzogin von Vicenza."

Aus dem Pater ist später ein großer Financier und Millionär geworden, später wieder ein armer Mann. Er kam eines Tages in völlig abgerissenen Kleidern nach Malmaison, um den ersten Consul zu besuchen. „Sie sehen einen ruinirten Mann", sagte er, „der Nichts auf der Welt mehr sein nennt." Der erste Consul ließ Erkundigungen einziehen, durch welche herausgestellt wurde, daß der Pater Wuchergeschäfte gemacht hatte. Es wurde ihm eine kleine Pension bewilligt.

Napoleon erinnerte sich Pichegru's nur dunkel; derselbe wäre groß gewesen meinte er, und habe ein rothes Gesicht gehabt. Pichegru hingegen kannte Napoleon genau. Als er sich den Royalisten in die Arme geworfen hatte, und diese den General en chef der Italienischen Armee zu gewinnen versuchen wollten, rieth Pichegru ab: „Verlieren Sie Ihre Zeit nicht," sagte er ihnen, „ich habe ihn in seiner Kindheit gekannt, er muß einen unbeugsamen Charakter haben; hat er einmal Partei ergriffen, so wird ihn Nichts derselben abwendig machen."

Eine unter den vielen Anecdoten, welche über seine Jugend verbreitet worden waren und über welche er viel lachte, erkannte Napoleon als zutreffend an. Bei seiner Firmelung auf der Militärschule zu Paris sagte der Erzbischof, es wäre ihm der Name Napoleon unbekannt, es existire kein Heiliger, der denselben führe, worauf der Knabe lebhaft erwiderte, das wäre kein Grund, es gäbe eine große Menge Heiliger und nur 365 Tage. In Bezug auf seinen Geburtstag war Napoleon nicht ganz im Reinen, er entging weiteren Zweifeln erst durch die Galanterie des Papstes, der den 15. August — zugleich Tag der Unterzeichnung des Concordates — als Geburtstag bezeichnete.

Hier folgt wieder ein Dictat Napoleons:

Im Jahre 1783 wurde Napoleon nach Erledigung der üblichen Formalitäten in Brienne, auf die Pariser Militärschule geschickt (école militaire de Paris). Die Auswahl fand alljährlich durch einen Inspecteur statt, der sich in den 12 Vorbereitungsanstalten zu diesem Zweck einfand, es war der Chevalier de Keralio, Lehrer des jetzigen Königs von Bayern, damaligen Herzogs von Zweibrücken. Napoleon war in der Mathematik hervorragend bewandert, es haperte jedoch in allen übrigen Fächern. Keralio, dem bemerkt wurde, ob es nicht besser wäre, seinen Liebling noch ein Jahr in Brienne zurückzuhalten, gab zur Antwort: „wenn ich ihn jünger als sonst üblich aus der Anstalt nehme, so geschieht es, weil ich einen Funken in seinem Innern sehe, den man anfachen sollte.“ —

Es geht aus verschiedenen Aeußerungen hervor, daß auch Vater und Verwandte viel von dem Knaben erwarteten. Der Vater rief in den Delirien des Todeskampfes den fernen Sohn herbei mit „seinem langen Degen“, und der alte Lucian sagte auf dem Todtenbette

zu Joseph: „Du bist der Aelteste der Familie, aber der da — er zeigte auf Napoleon — ist das Oberhaupt, vergiß es nie.“ „Es war“, fügte der Kaiser hinzu, „eine wahre Enterbung, eine Scene à la Jacob und Esau!“ —

Ich selbst hatte ein Jahr vor Napoleon die Militärschule besucht und als ich von der Emigration heimkehrte, trat ich mit einigen der Lehrer, die Napoleon kannten, in Verbindung. Domairon, Professor der Litteratur und Stylistik, sagte mir einmal, daß er stets über die bizarren Ausschmückungen, die Weitschweifigkeiten im Styl Napoleons erstaunt gewesen wäre, er habe sie als in einem Vulkan erhitzten Granit bezeichnet. Nur der Professor der deutschen Sprache, Herr Bauer, war unzufrieden mit seinem Schüler und als er ihn eines Tages auf seinem Platze vermißte, frug er wo denn der Napoleon Buonaparte wäre, als ihm geantwortet wurde, derselbe mache sein Examen zum Artillerielieutenant, rief er erstaunt: „Hat er denn Etwas gelernt?“ — „Aber, Monsieur, er ist der beste Mathematiker, den wir auf der Schule haben.“ — „Nun ja! Habe ich es doch immer gesagt, die Mathematiker gehören zu den „Viehchern“!“

Im Jahr 1787 trat Napoleon als Secondelieutenant in das Artillerie-Regiment La Fère, und als er Premierlieutenant geworden war, in das Regiment von Grenoble. Er erhielt zur Zeit von seiner Familie eine Zulage von 1200 Frks. Unter seinen damaligen Kameraden sind zu nennen: Laribassière, den er als Kaiser zum General-Inspecteur der Artillerie machte, Sorbier, der Nachfolger des Ebengenannten, Hédouville, der Jüngere, der Gesandter in Frankfurt wurde, Mallet, der Bruder des berüchtigten Verschwörers, Mabille, der im Postfach untergebracht wurde, Roland de Villarceaux, jetzt Präfect in Nismes u. A.

Während seines Aufenthaltes in Valence hatte Napoleon Zutritt in das Haus einer Mme. de Colombier,

welche die erste Rolle in der Stadt spielte und viel von dem jungen Artillerieoffizier hielt; sie und ihre Geselligkeit hätten, sagte Napoleon oft, einen großen Einfluß auf sein ganzes Leben ausgeübt. Für die Tochter des Hauses erwärmte er sich stark — es handelte sich bei beiden um eine „erste Liebe". Mlle. de Colombier heirathete einen Herrn de Bressieux. Zu den Sternen der damaligen Gesellschaft in Valences gehörten auch die Mlles. de Laurencin und Saint-Germain, die letztere heirathete den Herrn de Montalivet, der eine Zeit lang Minister des Innern war und von dessen Anhänglichkeit Napoleon manches Rühmende sagte.

Als der Kaiser 18 oder 20 Jahre zählte, gehörte er zu den unterrichtetsten jungen Leuten seiner Altersstufe. Er war lebhaft, schlagfertig, seine Ausdrucksweise energisch, er wurde überall, wohin er kam, sogleich bemerkt. Hatten die Herren seine scharfe Logik zu fürchten, die Frauen fanden Gefallen an seinen in kühnen Wendungen vorgebrachten Ideen. In einer von der Akademie zu Lyon ausgeschriebenen Preisfrage: „Welches sind die Grundsätze und Einrichtungen, welche den Menschen eingeschärft und empfohlen werden sollen, um sie möglichst glücklich zu machen", trug Napoleon als Anonymus den Preis davon.

Eines Tages redete er als Kaiser zu Talleyrand über dies Ereigniß. Talleyrand ließ, galant wie immer, in dem Archiv der Lyoner Akademie nach der Preisschrift suchen und überreichte sie nach acht Tagen dem Kaiser; dieser warf sie ins Feuer. Napoleon ist in jungen Jahren unzweifelhaft lustig gewesen, er hat uns von unzähligen muntern Streichen erzählt, die Erinnerung riß ihn so hin, daß er die gegenwärtige Lage darüber völlig zu vergessen schien.

Den wesentlichsten Einfluß auf die Umgestaltung und Bildung seines Charakters hatte die Zeit seines Ober-

kommandos in Italien; er wurde ernst, finster, wenig mittheilsam, ein reservirtes Wesen und eine große Sittenstrenge zeigten sich bei ihm.

„Dies war nothwendig“, sagte er, „um das Kommando über Männer zu führen, die mir durch ihr Alter so weit voran waren. Mein Wandel war tadellos, exemplarisch, ich spielte gewissermaßen den Cato, ich war der Philosoph, der Weise.“

Napoleon lag in Valence in Garnison, als die Revolution ausbrach; man war von gewisser Seite bemüht, die Artillerie-Offiziere zur Auswanderung zu veranlassen; unter denselben bestand eine große Meinungsverschiedenheit; Napoleon trat auf die Seite Derer, welche die Revolution annahmen. Die Verhandlungen der constituirenden Versammlung steigerten seinen Patriotismus zur Gluthitze. Am 21. Juni 1792 war er in Paris und sah dem Eindringen wüster Volksmassen in die Tuilerien zu. Das Schloß war mit etwa 6000 Mann besetzt. Die Menge war unabsehbar, unzählbar und bestand offenbar aus dem Auswurf der Bevölkerung; auch am 10. August war er Zeuge der Vorgänge. Im Jahre 1793 war er auf Corsika und befehligte eine Abtheilung Nationalgarden. Er war jetzt der Gegner Paoli's, da er denselben im Verdacht hatte, die Insel den Engländern ausliefern zu wollen, was sich bestätigte, denn die Engländer, mit Paoli's Hülfe, brannten Ajaccio nieder; bei dieser Gelegenheit wurde auch das Buonapartesche Haus eingeäschert. Die Familie war genöthigt, auf das Festland zu flüchten; sie ließ sich in Marsaille nieder und langte dort gerade zu der Zeit an, als die Föderalisten Toulon an die Engländer auslieferten.

Im September 1793 war Napoleon Oberstlieutenant in der Artillerie und seit einigen Wochen in Paris; man rüstete sich zur Belagerung von Toulon: zum Leiter derselben wurde Napoleon ernannt. Seine Erfolge sind be-

kannt. Von nun an gehörte er der Geschichte. Napoleon meldete sich beim General Cartaux und überreicht den Befehl, der ihn zum Leiter der Artillerie vor Toulon ernannte. Cartaux, ein sehr stattlicher, von Kopf bis zu den Füßen in Gold strahlender Herr, bemerkte darauf: „Es ist ganz überflüssig; wir haben Nichts mehr nöthig, um Toulon wieder zu nehmen. Indessen seien Sie willkommen, Sie werden den Ruhm theilen, es morgen niederzubrennen, ohne besonderen Strapazen ausgesetzt zu sein.“ Napoleon wurde auch sogleich zum Souper befohlen. „Es sind,“ sagte er, „30 Personen bei Tisch. Der General wird bedient wie ein Fürst, die Uebrigen hungern.“ Am andern Morgen nahm Cartaux den Angekommenen zu einer Besichtigung der Angriffsarbeiten mit, die Alles übersteigen, was man sich an Unzulänglichkeit nur denken kann. Während dem stellte sich bei den besichtigenden Herren der Volksrepräsentant Gasparin ein; an ihm fand Napoleon eine Stütze, während der unfähige Cartaux abberufen wurde. „Gasparin“,*) sagte Napoleon später oft, „hat mir erst meine Carriere eröffnet“. Interessant ist es, daß bei den vielfachen Streitigkeiten, welche Napoleon mit Cartaux hatte, dessen Gemahlin stets zugegen war und Partei für ihn nahm. „Aber laß doch den jungen Mann thun, wie er will“, sagte sie, „er versteht mehr wie Du und der Ruhm bleibt Dir ja doch!“

Eines Tages kamen während der Belagerung etwa fünfzehn prachtvolle Equipagen daher. Dieser pompöse

---

*) Der Kaiser hat in seinem Testament dem Repräsentant Gasparin „für die Protection, welche er ihm zugewandt habe“, ein Andenken gewidmet. Dabei sei gleichzeitig erwähnt, daß er den General Duteil, Chef der Artillerieschule und den General Dugommier, zuletzt kommandirenden General vor Toulon, gleichfalls bedachte.

Aufzug in einer Zeit republikanischer Einfachheit fiel natürlich auf, mit mehr Aufwand hätte der König keine Reise machen können: es waren lauter in Paris requirirte Hofequipagen. Etwa 60 Militär-Personen in schönen Uniformen entstiegen denselben und es sprach vor den General en chef geführt der Erste unter ihnen:

„Bürger-General! Wir kommen von Paris; die Patrioten sind empört über Deine Unthätigkeit und Deine Langsamkeit. Seit langem ist der Boden der Republik entweiht; die Republik ist entrüstet darüber, daß sie noch nicht befreit ist. Sie fragt sich: warum ist Toulon noch nicht genommen, warum die englische Flotte noch nicht verbrannt. In ihrer Empörung hat sie die Braven, die Tapfern angerufen: wir haben uns ihr zur Verfügung gestellt, — wir brennen vor Ungeduld, ihre Erwartungen zu erfüllen, wir sind die freiwilligen Kanonire von Paris! Laß uns Kanonen geben. Morgen marschiren wir gegen den Feind."

Der General in Verlegenheit, wandte sich zu seinem Artilleriekommandeur; dieser flüsterte ihm zu, schon am andern Tage würde man von den Herren befreit sein. Napoleon hielt Wort; er führte die Schwätzer an eine Stelle, an welcher einige dem feindlichen Feuer sehr exponirte Geschütze standen, und während er sich dort mit den Herren unterhielt, feuerte eine englische Fregatte eine Breitseite ab. Die Patrioten aber gaben Fersengeld!

Der Artillerie-Commandeur that indeß mehr als seine Schuldigkeit, er war überall; sein Geschick, seine Thatkraft machten ihn auch außerhalb seiner Truppe, bei der ganzen Belagerungsarmee beliebt. Er exponirte sich vielfach, mehrere Pferde wurden ihm unter dem Leibe getödtet, er erhielt einen Bajonettstich in den linken Schenkel, eine so schwere Verletzung, daß anfänglich eine Amputation nöthig schien.

Er bediente im Nothfalle eigenhändig ein Geschütz. Eines Tages ergreift er den Wischer eines getödteten Kanoniers und feuert zehnmal hintereinander aus dem verwaisten Geschütze. Einige Tage darauf erkrankte er an der Krätze, sein Adjutant Muiron entdeckte, daß der Getödtete, der den Wischer geführt hatte, krätzkrank gewesen war. Die Krankheit, die nicht die gehörige Pflege fand, schlug auf innere Theile, daher kam die große Magerkeit, das kränkliche Aeußere, welches den commandirenden General der italienischen und der egyptischen Armee in so auffallender Weise kennzeichnete. Corvisart erst, viele Jahre später, curirte den Kaiser von seinem Uebel, von da an begann Napoleon corpulent zu werden.

Nachdem Napoleon „Klein-Gibraltar", den Schlüssel der feindlichen Stellung genommen hatte, sagte er zu seinem neuen Chef, dem General Dugommier: „Legen Sie sich ruhig nieder, General, wir haben Toulon genommen, übermorgen können Sie innerhalb seiner Mauern schlafen." Napoleons Prophetenwort erfüllte sich; Dugommier war seinem Artillerie-Commandeur überaus gewogen und empfahl ihn in Paris angelegentlich; ihn mit sich zu nehmen, als er das Commando der Pyrenäenarmee erhielt, wurde ihm jedoch zu seinem großen Leidwesen abgeschlagen Napoleon leitete in dem, dem Fall von Toulon folgenden Jahre mit demselben Geschick die Operationen vor Saorgio.

„Die Erfolge vom Vendémiaire, selbst die von Montenotte, hatten mich nicht," sagte uns Napoleon gelegentlich, „zu dem Glauben verleitet, ich wäre ein Anderen überlegener Mensch. Erst nach Lodi stieg der Gedanke in mir auf, daß ich wohl auf der politischen Bühne eine ausschlaggebende Rolle spielen könnte."

Als er nach dem Vendémiaire Commandeur der Armee im Innern geworden war, entwarf er den Feldzugsplan für die Eroberung Italiens und legte ihn der Regierung vor,

dieser Feldzug fand im Frieden von Leoben seinen Abschluß — wahrlich, es waren der Ereignisse genug, ihn stolz zu machen.

Die Wildheit der Sitten damaliger Zeit ist bekannt; die 200 Abgesandten verschiedener patriotischer Vereine ꝛc. die sich bei der Belagerungsarmee von Toulon eingefunden hatten, thaten das Ihrige und es kam zu den grausamsten Excessen; Napoleon für dieselben verantwortlich zu machen, wie es vielfach geschehen ist, erscheint unstatthaft; „auf diese Beschuldigungen zu antworten," meinte er, „hieße sich selbst herabsetzen."

So ausgezeichnete Dienste Napoleon der Republik vor Toulon erwies, er war doch stets in Gefahr, den Henkersknechten der Revolution in die Hände zu fallen. Bei jeder neuen Batterie, die er errichtete, baten die zahlreichen Deputirten vom Convent oder von patriotischen Vereinigungen darum, dieselbe nach ihnen zu benennen, und in der That erhielt auch die eine den Namen „Die Patrioten des Südens." Erfüllte er die Bitten der Einen, so wurde er von den Anderen des Föderalismus angeklagt: es war eine heillose Zeit! Wäre Napoleon nicht so nothwendig gewesen, er wäre gewiß damals verhaftet, d. h. dem Tode preisgegeben worden. Es war ja Alles aus den Fugen gerissen, es war eine Periode der Delirien. „Ich glaubte mich," sagte Napoleon, „am Ende der Welt!"

Aus der Zeit der Belagerung von Toulon stammen verschiedene Freundschafts=Verhältnisse, welche Napoleon fürs Leben bewahrte; so z. B. das zu Duroc, einem jungen Artillerie=Offizier; derselbe wurde bekanntlich Herzog von Friaul und Großmarschall. Napoleon sagte mir einmal: mit Duroc allein habe er auf intimem Fuß gestanden, derselbe habe sein volles Vertrauen besessen.

Vor Toulon, gelegentlich eines Batteriebaues, lernte Napoleon auch den Artillerie=Sergeanten Junot kennen

und ihn wegen seiner Kaltblütigkeit schätzen; er förderte denselben, wo er nur konnte, Junot wurde Herzog von Abrantes, Generaloberst der Husaren, Commandirender in Portugal, General-Gouverneur von Illyrien. In dieser Stellung zeigten sich die ersten Spuren von Wahnsinn; die Erkrankung wurde nach seiner Rückkehr noch schlimmer: Junot verstümmelte sich selbst in einer entsetzlichen Weise und starb, das Opfer von Ausschweifungen, welche seine Gesundheit, seinen Verstand untergraben hatten.

In Nizza passirte unserm zum Artillerie-General beförderten Helden das Unglück, auf Veranlassung des Repräsentanten Laporte verhaftet zu werden; ein andrer Repräsentant ging noch weiter und stellte ihn, wie der Kunstausdruck besagte, „hors de loi" (vogelfrei), und zwar deshalb, weil der General dem Herrn nicht alle Artilleriepferde zu Reisezwecken zur Verfügung stellen wollte. Bei der Armee von Nizza hielt sich auch der junge Robespierre, Bruder des Berüchtigten, als Repräsentant des Convents, auf; zwischen ihm und Napoleon bestand ein Freundschaftsbund; kurz vor dem 9. Thermidor wurde Robespierre von seinem Bruder nach Paris zurückberufen; er gab sich alle erdenkliche Mühe, den Freund mitzunehmen — vergebens.

„Hätte ich mich nicht hartnäckig geweigert — wer weiß, wohin mich dieser erste Schritt geführt hätte," rief Napoleon, „ein anderes Geschick hätte mich erwartet!"

Die Ereignisse des Thermidor hatten eine Aenderung in Bezug auf die Comitees des Convents herbeigeführt; so wurde Herr Aubry, ein früherer Artillerie-Capitän, an die Spitze des „Kriegs-Comitees" gestellt. Aubry machte Napoleon, der damals kaum 25 Jahre alt war, zum General der Infanterie; er sollte als solcher in der Vendée Verwendung finden. Diese Ernennung aber mißfiel Napoleon so sehr, daß er die Armee von Nizza

verließ, um in Paris Protest zu erheben; da er keinen Erfolg hatte, reichte er seine Entlassung ein und fand in dem „Comitee für die militärischen Operationen“ Verwendung. Er war noch auf diesem Posten, als ihn der 13. Vendémiaire abberief.

Aus dem Bericht über den so denkwürdigen Tag, denkwürdig in Bezug auf das Schicksal der Revolution, wie auf das Napoleons, geht hervor, daß der General eine Zeit lang unschlüssig war, ob er sich nicht zum Vertheidiger des Convents machen sollte.

In der Nacht vom 13. zum 14. verfügte sich Napoleon in die Sitzung des „Comitee der Vierzig.“ welches in den Tuilerien in Permanenz tagte. Er brauchte Mörser und Munition aus Meudon; der Präsident Cambacérès hatte so wenig Einsicht in die Umstände, daß er die Ordre nicht ausfertigen wollte, er versuchte jedoch „aus Gefälligkeit“, das Verlangte dem General zur Verfügung zu stellen.

Nach dem 13. war Napoleon Commandeur der Truppen in Paris; es machte ihm die herrschende Hungersnoth, die zu tumultuarischen Auftritten führte, viel zu schaffen. Eines Tages hatten sich wiederum lärmende Haufen vor den Bäckerläden angesammelt, Napoleon ritt zufällig mit einem Theil seines Generalstabes vorüber; die Menge umringt ihn drohend und schreiend, es sind viele Frauen darunter; eine besonders große und wohlgenährte schreit über Aller Köpfe hinweg: „Ei seht doch! Die Epaulettenträger machen sich lustig über uns; sie freilich können sich mästen, ihnen ist es egal, ob das Volk Hungers stirbt.“ Napoleon unterbrach sie mit den Worten: „Aber, meine Beste, sehen Sie mich doch an, wer von uns Beiden ist wohl der am besten Gemästete?“ — „Ich war damals,“ fügte er hinzu, „trocken wie Pergament!“

Ueber die Bekanntschaft Napoleons mit Mme. de Beauharnais, welche in diese Zeit fällt, hier nur soviel,

4*

daß der General gleich nach seiner Bekanntschaft mit dieser Dame beinah jeden Abend bei ihr zubrachte. Wenn die übrigen Gäste sich zurückgezogen hatten, blieben für gewöhnlich noch Herr de Montesquiou, der Vater des Groß-Kammerherrn, der Herzog von Nivernais ein sehr geistreicher Mann, und einige Andere; es wurde dann nachgesehen, ob die Thüren auch gut verschlossen wären und alsdann der „alte Hof“ das Thema der Unterhaltung.

Als der General Buonaparte zur Armee von Italien abging, nahm er alles Geld, welches das Direktorium auftreiben konnte, d. h. 2000 Louisdor, mit! Ein hierher gehöriges interessantes Curiosum: es existirt ein von Berthier unterzeichneter Befehl, nach welchem den Generälen, um sich feldmäßig auszustatten, auf dem Hauptquartier je 4 Louisdor in Courant ausbezahlt werden sollen.

Mit dem italienischen Feldzug beginnt die Ruhmeslaufbahn Napoleons. Ich recapitulire an dieser Stelle die wichtigsten Ereignisse in seinem Leben:

Geburt des Kaisers	15. Aug. 1769.
Aufnahme in die Schule zu Brienne	1779.
„ „ „ Militär-Schule zu Paris	1783.
Ernennung zum Sec.-Lieutenant im Regt. La Fère	1. Sept. 1785.
„ „ Capitain	6. Febr. 1792.
„ „ Major	19. Octbr. 1793.
„ „ Brigade-General	6. Febr. 1794.
„ „ Divisions-General	16. Octbr. 1795.
Er wird General en chef der Armee des Innern	26. Octbr. 1795.
„ „ „ „ „ der italienischen Armeen	23. Febr. 1796.
Zum ersten Consul ernannt	13. Dec. 1799.
„ Consul auf Lebenszeit	2. Aug. 1802.
„ Kaiser	18. Mai 1804.
„ Krönung	2. Dec. 1804.
Die erste Abdankung zu Fontainebleau	11. April 1814.
Er ergreift von Neuem die Zügel der Regierung .	20. März 1815.
Zweite Abdankung im Elysée	21. Juni 1815.

„Als ich vom italienischen Feldzuge zurückkehrte," so erzählte er, „nannte ich keine 300 000 Francs mein eigen und hätte doch so leicht 10 bis 12 000 000 Frcs. für mich beschaffen können. Eine Rechnungslegung hat man von mir über Verwaltung, Contributionen u. s. w. niemals verlangt. Ich rechnete darauf, man werde mir bei meiner Rückkehr irgend eine bedeutende Dotation, als Beweis nationaler Dankbarkeit zuwenden, es war die Rede von Chambord — auf ein derartig erworbenes Vermögen war ich erpicht, allein es erfolgte Nichts! Ich hatte während des Feldzuges wenigstens 50 Millionen aus Italien nach Frankreich geschickt. Es war wohl das erstemal in der Geschichte, daß eine Armee für die Bedürfnisse der Heimath sorgt, anstatt derselben zur Last zu fallen!"

Als Napoleon mit dem Herzog von Modena in Unterhandlung stand, trat eines Tages der Bevollmächtigte Salicetti bei ihm ein und sagte ihm, der Fürst von Este, Bruder des Herzogs, stände draußen, mit 4 Millionen in Gold, vier Kisten füllend. „Ich bitte Sie," sagte Salicetti, „das Geld, das der Bruder überbringt, anzunehmen, ja ich rathe Ihnen dazu, ich bin Ihr Landsmann und kenne die Lage Ihrer Familie. Weder Directorium noch Corps legislatif werden jemals Ihre Dienste anerkennen. Nehmen Sie das Geld ohne Bedenken an — es bleibt unter uns. Die Contribution des Herzogs wird um diese Summe verringert und er wird sich freuen, in Ihnen einen Beschützer gefunden zu haben."

Napoleon erwiderte in kalter Abwehr: „Ich danke Ihnen, ich stelle mich für diese Summe nicht zur Verfügung des Herzogs von Modena; ich will frei bleiben." Auch die venetianische Regierung machte, und zwar mit dem Anerbieten von 7 Millionen, Bestechungsversuche, welche abgewiesen wurden — so habe ich vom Chef der Verwaltung der Italienischen Armeen selber erzählen hören.

Der Kaiser verweilte in seinen Gesprächen gern bei diesen Beweisen seiner Unbestechlichkeit und lachte wohl über die mißglückten Versuche. Vielleicht habe er unrecht gegen sich selbst gethan, denn bei seiner Rückkehr habe man ihn sozusagen vis à vis de rien gelassen; seine Generäle aber hätten sämmtlich aus diesem Kriege große Reichthümer mit heimgebracht.

„Als ich," sagte er, „zum Consul ernannt, an die Spitze der Geschäfte trat, war meine Selbstlosigkeit, meine Strenge das einzige Mittel, mit welchem ich der von dem Directorium herrührenden Liederlichkeit und Verzettelung öffentlicher Gelder Schranken setzen konnte!"

Niemals hat wohl auf Erden Jemand die Verfügung über so enorme Schätze gehabt, niemals sich Jemand weniger angeeignet! Napoleon sagte, er habe bis 400 Millionen in den Kellern der Tuilerien gehabt. Er habe über 500 Millionen an Dotationen für die Armee verwendet — wie sonderbar, daß er selbst eigentlich gar kein Privateigenthum hatte.

Als er nach Aegypten ging, kaufte er Malmaison, der Kaufpreis verschlang fast Alles, was er hatte.

„Wenn ich heute," fügte er hinzu, „etwas habe*), so hängt das doch noch sehr von der Art ab, wie man seit meiner Abreise darüber denkt."

*) Es handelt sich um die Depositen beim Hause Lafitte. Als der Kaiser zum zweitenmale abdankt, ekam Jemand, der es sehr gut mit ihm meinte, zu ihm, um zu erfahren, ob irgend Etwas zur pecuntären Sicherung seiner Zukunft geschehen wäre — Napoleon hatte absolut Nichts, und es thaten sich Freunde und Wohlwollende zusammen, um ihm die 4 oder 5 Millionen, deren Verwahrer Lafitte war, zur Verfügung zu stellen. Merkwürdig ist es, daß dieser Bankier der Schatzmeister unglücklicher Monarchen war. Ludwig XVIII hatte ihm bei seiner Abreise nach Gent eine sehr erhebliche Summe übergeben. Als Napoleon am 20. März eintraf, ließ er Lafitte zu sich rufen, um sich über dieses Depot, welches Lafitte nicht in Ab-

Die große Jugend Napoleons, als er das Commando der italienischen Armee übernahm, war Veranlassung zu einem seltsamen Gebrauch geworden. Nach jeder gewonnenen Schlacht nämlich traten die alten im Dienst ergrauten Soldaten zu einer Art Kriegsrath zusammen und bestimmten das Avancement ihres jungen Chefs. Wenn derselbe in das Lager zurückkehrte, begrüßten sie ihn mit dem Titel seiner neuen Charge; Corporal wurde er nach Lodi, Sergeant nach Castiglione. Aus dieser Zeit stammt die Bezeichnung „petit caporal“, die von den alten Kriegern so viele Jahre lang auch für den Kaiser beibehalten wurde.

Zwischen dem General en chef der italienischen Armee und dem Directorium bestanden damals große Meinungsverschiedenheiten. Während das Directorium die Emigranten, deren es habhaft werden konnte, auf das Schaffot schickte, blieben sie seitens des Generals unbehelligt, und als das Directorium dem General schrieb, er solle nicht vergessen, daß der in Mantua eingeschlossene Wurmser ein Emigrirter wäre, erwies Napoleon demselben, der als Gefangener in seine Hände fiel, alle Ehren. War das Directorium dem Papst gegenüber von beleidigendem Hochmuth, so redete Napoleon den Papst stets nur mit „heiliger Vater“ an; das Directorium wollte den Papst stürzen — Napoleon ihn erhalten. Das Directorium wollte den Adel in seinen letzten Stützen vertilgen. Napoleon schrieb an die genuesischen Democraten, ihr Verhalten tadelnd und sagte: „wenn Euch an meiner Achtung liegt, so habt Respect vor der Statue Doria's.“*)

rede stellte, Auskunft geben zu lassen. Da Lafitte glaubte, in den an ihn gerichteten Fragen läge ein Vorwurf, sagte ihm der Kaiser, es träfe ihn keinerlei Tadel, das Geld wäre Eigenthum des Königs und Privatangelegenheit ginge die Politik Nichts an.

*) Die hier aus den Gesprächen mit Las Cases zusammengestellten Auslassungen Napoleons, welche die historische Ereignisse beim Beginn

In einem englischen Werke, betitelt „Anti-Gallican" sind alle Pamphlete zusammengestellt, welche in England, gegen Napoleon gerichtet, erschienen sind. Besonders ist es der General Wilson, der sich in Schmähungen hervorthut: der nämliche Wilson, der später eine so ungeheuchelte Empörung über die Behandlung des entthronten Kaisers verlauten ließ Die Geschichte von der Vergiftung der pestkranken Franzosen in den Spitälern zu Jaffa zählt zu den abscheulichsten Erfindungen, mit denen man versucht hat, den Glanz des aufgehenden Gestirns zu verdunkeln. Hier Napoleons eigene Worte über die Vorgänge:

1. Die Zahl der Pestkranken betrug laut Meldung an den General en chef 7 — nicht mehr und nicht weniger!

2. Es war nicht der General en chef, sondern ein Berufener, welcher im Augenblick der Krisis Opium zu geben vorschlug.

---

seiner Laufbahn betreffen, finden ihre Ergänzung in der „Geschichte der Italienischen Feldzüge", welche er dem Grafen in die Feder zu dictiren begann, nachdem er gewahr geworden, daß derselbe ein Tagebuch führte und er in dasselbe Einsicht genommen hatte. Ein solches Journal, meinte er, wäre doch mehr interessant als nützlich, und werde, besonders wenn es sich um militärische Ereignisse handle, allzu unvollkommen sein. So begann denn Napoleon am 15. September — am 1. des Monats hatte der Northumberland die Cap Verdischen Inseln passirt — seine Dictate und zwar mit den Vorgängen bei der Belagerung von Toulon. Wir stellen denselben voran einen jener Aussprüche, welche so charakteristisch für Napoleon sind; er fiel in einer Sitzung des Staatsraths und lautete: „Ich bin kein Usurpator, meine Herren! Ich habe die Krone nicht an mich gerissen, sondern sie aus dem Strudel herausgefischt. Das Volk hat sie mir aufs Haupt gesetzt — Respect vor dem Willen des Volkes!" Der Kaiser dictirte fast so rasch als er sprach, sodaß Las Cases sich genöthigt sah, eine Art von Stenographie zu erfinden, um dem Dictirenden folgen zu können. Einstweilen nehmen die aphoristischen Bemerkungen ihren Fortgang; auf dem Tapet steht der ägyptische Feldzug.

3. Opium ist jedoch Niemandem verabfolgt worden.

4. Da der Rückzug nur langsam vollzogen werden konnte, blieb drei Tage lang eine Nachhut in Jaffa.

5. Als der General abreiste, waren die an Pest Erkrankten todt, mit Ausnahme von vielleicht Einem, auch Zweien, welche die Engländer noch am Leben gefunden haben.

Folgendes Detail aus den Berichten der Aerzte ergänzt Obengesagtes:

1. Der Befehl, den Kranken Opium zu geben, ist nie erfolgt.

2. In den Apotheken der Armee gab es für den Krankendienst überhaupt kein Opium.

3. Wäre ein Befehl gegeben worden, und wäre Opium vorhanden gewesen, so hätten die Umstände, namentlich die localen, die Ausführung unmöglich gemacht.

Nun noch ein Wort, welches allenfalls dem Verbreiten des Gerüchtes als Entschuldigung dienen könnte: Einige von unseren Verwundeten, welche nicht eingeschifft waren, fielen den Engländern in die Hände; es fehlte im Lager an den allernöthigsten Medicamenten, man schaffte sich Surrogate, indem man einheimische Pflanzen benutzte; diese Decocte sahen entsetzlich aus und schmeckten auch danach. Die Gefangenen, sei es um Mitleid einzuflößen, sei es, daß sie Wind von dem Opiumproject hatten und wirklich die ihnen verabfolgten Arzneien für Gift hielten, sagten den sie gefangen nehmenden Engländern, sie wären wie durch Wunder dem sicheren Tode entgangen.

Auch folgender Umstand ist zu betonen: der Oberapotheker der Armee war ein elender Wicht. Man hatte ihm, um von Kairo aus die für die Expedition nöthigen Medicamente zc. herbeizuschaffen, 5 Kamele zur Verfügung gestellt; er war so nichtswürdig statt mit Arzneien die Thiere mit Zucker, Kaffee, Wein zc. zu befrachten, welche Artikel

er an Ort und Stelle mit einem ungeheueren Profit verkaufte. Als der commandirende General diese Schandthaten erfuhr, befahl er, den Oberapotheker zu erschießen. Allein die Sanitätsbeamten, die sich so sehr hervorgethan hatten, baten darum, daß das Urtheil nicht vollstreckt werde, weil das Renommee ihres Corps dadurch schwer leiden würde. So entwischte der Schuldige. Als sich später die Engländer Kairo's bemächtigten, stellte er ihnen seine Dienste zur Verfügung; allein seine Betrügereien nahmen kein Ende und die Engländer verurtheilten ihn schließlich zum Strange. Er entging dem schmachvollen Tode nur dadurch, daß er über den General en chef Bonaparte die abscheulichsten Lügen verbreitete und u. A. angab, er selbst habe auf Befehl Bonaparte's den Pestkranken Opium verabfolgen müssen. — Es ist vor Allem der General Wilson, der in trübem Wasser fischt, dicht neben ihm aber steht Sir Sidney Smith; der englische Commodore, außer sich vor Zorn darüber, daß Napoleon ihn in einem Armeebefehl für verrückt erklärt hatte, ließ den General fordern. Napoleon lehnte ab und ließ seinem Gegner sagen, wenn er der große Marlborough wäre, ließe sich wohl über die Sache reden, so aber, da es sich nur um eine englische Theerjacke handle, wolle er an der Küste einige Fuß breit Land für neutral erklären, dort könne der verrückte Commodore landen; er werde einen Raufbold seiner Armee dem Herrn zur Verfügung stellen.

Die Expedition nach Aegypten wurde unternommen auf Wunsch des Directoriums und des Generals zugleich.

Die Wegnahme von Malta war eine kühne und schöne That des General en chef. „In Mantua“, sagt Napoleon, „habe ich Malta erobert; meine hochherzige Behandlung Wurmsers hatte mir die Herzen der Ritter und ihres Großmeisters erobert.“

Die Eroberung Aegyptens war klug erdacht und ge-

schickt ausgeführt. Wäre St. Jean-d'Acre in die Hände der französischen Armee gefallen, so hätte es im ganzen Orient eine Revolution gegeben, der General en chef ein Kaiserreich gegründet und das Schicksal Frankreichs wäre ein anderes geworden.

Nach Rückkehr aus dem ägyptischen Feldzuge war die Armee in einem vortrefflichen Zustande, ihre Verluste waren nur unbedeutend gewesen.

Die Abreise des General en chef nach Frankreich hing zusammen mit einem hochherzig entworfenen, mit einem wahrhaft großartigen Plane. Man muß über die Beschränktheit Derjenigen lachen, welche die Abreise des Generals als eine Flucht von der Armee, als eine Desertion auffassen.

Kleber*) fiel als Opfer des muhamedanischen Fanatismus, es ist ein albernes Geschwätz, zu sagen, das Unglück wäre eine Folge der Politik seines Vorgängers oder der Intriguen seines Nachfolgers gewesen.

Es ist endlich so gut wie erwiesen, daß Aegypten für alle Zeiten eine französische Provinz geblieben wäre, wenn die Vertheidigung in anderen Händen gelegen hätte, als die Menou's; nur die groben Fehler Menou's führten den Verlust herbei.

Der Kaiser schilderte die Stimmung in der Armee während der ersten Zeit ihres Aufenthaltes in Aegypten — es war die nämliche, die in Italien unter seinem Commando gestanden hatte — als eine überaus niedergeschlagene, wenn nicht verzweifelnde. Es stürzten sich Soldaten, um ihr Leben zu enden, in den Nil. Bertrand hat mit eigenen Augen gesehen wie Lannes, Murat ihre Federhüte vom Kopfe rissen, in den Sand warfen und mit den Füßen zertraten. „Diese Armee", bemerkte der

*) Hatte vordem in der preußischen Armee gedient.

Kaiser, „hatte mit ihrer Carriere abgeschlossen; Alle schwelgten in Reichthümern, in Ehren, keiner wollte von den endlosen Wüsten, von den Strapazen, die Land und Klima mit sich brachten, etwas wissen. Wäre sie in anderen Händen gewesen als den meinigen, es wäre sehr schwierig gewesen, den Excessen, deren sie sich schuldig machte, ein Ende zu setzen."

Eines Tages drängte sich mit zorniger Hast Napoleon in einen Kreis widerspenstiger, aufsässiger Generäle und, vor den größten hintretend, brach er in die Worte aus: „Sie haben aufrührerische Reden gehalten, nehmen Sie sich in Acht oder ich genüge meiner Pflicht. Ihre fünf Fuß zehn Zoll werden es nicht verhindern, daß Sie innerhalb zwei Stunden erschossen sind."

Dem Feinde gegenüber war das Verhalten der Armee ein ebenso musterhaftes, wie es in Italien gewesen war.

Napoleon, von der Stimmung in seiner ägyptischen Armee sprechend, machte auch auf die Gruppe der von romantischen Liebesparoxismen Befallenen, in Liebesraserei Tobenden, welche im Monde die in der Heimath belassnen Lieben suchten, aufmerksam und erzählte viel von seinem Generalstabschef B.,*) der an der Spitze derselben stand. Es sei bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß Napoleon nach eigner Angabe diesem General im Ganzen 40 Millionen hat zukommen lassen, welche derselbe theils verzettelt theils seiner Dulcinea**) zugewendet hat. Die Eingebornen nannten Bonaparte, der recht beliebt bei ihnen war, in Folge seines klugen Verhaltens gegen die Scheiks „Sultan Kébir" d. h. Vater des Feuers.

Wie merkwürdig ist es doch, daß Saint-Jean d'Acre in den Händen der Türken und Engländer verblieb in

*) Berthier.

**) Madame Visconti.

Folge des Geschickes, mit dem der Franzose Philippeaux, ein Emigrirter, in die Vertheidigung eingriff! Dieser Philippeaux war ein Kamerad Napoleons von der Ecole militaire her, sie hatten Beide zusammen ihr Examen gemacht.

Manche heroische That aus der Geschichte der Belagerung von St.-Jean d'Acre gab der Kaiser zum Besten. So erzählte er, als er sich eines Tages in einem Laufgraben befunden habe, wäre eine Bombe nicht weit von ihm eingeschlagen, zwei Grenadiere wären herbeigesprungen, um ihn mit ihren Leibern zu decken; die Bombe wäre ohne Schaden zu thun, crepirt. Einer dieser Braven war der nachherige General Dumesnil, bekannt durch seine Vertheidigung von Vincennes im Jahre 1814.

Die Verluste der Armee von Aegypten waren keineswegs so bedeutend als vielfach angenommen wird; sie betrugen während der ersten 27 bis 28 Monaten laut Rapport, datirt Kairo den 7. Frimaire des Jahres IX. nur 8915 Mann.

Die Armee verblieb, nachdem Napoleon sie verlassen hatte, noch 2 Jahre in Aegypten; zu den Zurückgebliebenen zählte auch der jetzige Großmarschall Bertrand, unser Begleiter. Napoleon behauptet wiederholt, Aegypten wäre nicht verloren gegangen, wäre die Vertheidigung nach Kleber in Desaix' Hände gelegt. Er schildert Kleber als einen von Natur aus talentvollen, Desaix als einen durch Erziehung und Fleiß herangebildeten Mann. Kleber's Genie zeigte sich spontan, erweckt durch irgend einen wichtigen Umstand, gleich darauf trat sein schwelgerisches, vergnügungssüchtiges Naturell wieder in den Vordergrund; Desaix, ehrgeizig, stets wachen Geistes, war ein Charakter nach antikem Schnitt. Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß an demselben Tage, an welchem Desaix bei Marengo fiel, Kleber in Kairo Mördern erlag!

Menou war die Unfähigkeit in Person; die Engländer unter Hutchinson griffen mit ca. 20000 Mann an, seine Armee war bedeutend zahlreicher, allein er manöverirte erbärmlich; die Engländer waren über ihre Erfolge selbst erstaunt. Die Landung der englischen Truppen schilderte Bertrand und sprach seine Bewunderung darüber aus: innerhalb 5 bis 6 Minuten wären 5500 Mann ausgeschifft und in Schlachtlinie formirt worden.

Die Diktate nahmen nunmehr ihren regelmäßigen Verlauf; jeden Morgen war Napoleon mehrere Stunden damit beschäftigt und fand mehr und mehr Vergnügen daran. Am Sonnabend, dem 14. Oktober 1815 war Sanct Helena in Sicht und wir folgen wieder den Daten des Tagebuches.

Sonnabend, 14. Oktober.

Blick auf St. Helena.

Wir waren eben von Tisch aufgestanden, als wir den Ruf „Land, Land“ vernahmen. Es handelte sich in der Zeitrechnung, mit der der Admiral uns lange zuvor schon bekannt gemacht hatte, nur um den kleinen Irrthum von 15 Minuten, — wie überraschend weit hat es doch in ihrer Berechnung die Kunst der Seefahrer gebracht!

Der Kaiser ging nach dem Vorderdeck des „Northumberland“, um seine düsteren Blicke auf das mehr und mehr aus den Wellen emporsteigende Eiland zu richten.

Sonntag, 15. Oktober.

Ankunft.

Genau 70 Tage, nachdem wir England verlassen hatten, — 110 nach unserer Abreise von Paris — rollten gegen Mittag die Anker in die Tiefe. Ein Theil unsrer Escorte war bereits seit einigen Tagen eingetroffen. Der Kaiser erschien zeitiger als sonst an Deck. Man sah am Ufer

etwas wie ein in Felsen eingeklemmtes Dorf, die Felsen schaurig kahl und zum Himmel emporreichend. Der Kaiser verließ nach kurzem Aufenthalt das Deck wieder und wir arbeiteten auch an diesem Tage wie sonst. Der Admiral hatte sich zeitig ans Land setzen lassen und kehrte um 6 Uhr am Nachmittag sehr abgespannt wieder zurück; er hatte Ausschau nach einem passenden Domicil für uns gehalten, das uns einstweilen d. h. bis der eigentlich bestimmte Aufenthalt durch Monate in Anspruch nehmende Reparaturen bewohnbar gemacht war, genügen sollte.

II.

Aufenthalt in Briars.

Montag, 16. October 1815.

Landung des Kaisers auf St. Helena.

Nach dem Diner fuhr der Kaiser mit dem Admiral und dem Großmarschall (Bertrand) ans Land. Das Gefolge wurde gegen 8 Uhr ausgeschifft. Die dem Kaiser angewiesene provisorische Unterkunft war kaum besser als die, welche er an Bord gehabt; die Räume waren außerordentlich klein und beengt. Das Haus war eine Art von Hotel garni. Der Ort, der sich in einem schmalen, von hohen, nackten Felsen gebildeten Thal hinzieht, wies nur eine einzige Straße auf.

Dienstag. 17. October.

Der Kaiser und unsere elende Lage.

Am Morgen in aller Frühe ritten der Kaiser, der Admiral und der Großmarschall nach einem etwa zwei

oder drei Meilen entfernten Landhause Longwood, welches als dauernde Residenz des Kaisers bestimmt war. Nach ihrer Rückkehr fand die Uebersiedelung des Kaisers nach einem kleinen pavillonartigen Häuschen statt, welches etwa zwei Stunden oberhalb des Ortes isolirt lag; der Aufenthalt in dem elenden Wirthshaus, das mit Posten dicht umstellt war, erschien geradezu unmöglich. Der Admiral willigte ohne Weiteres in den Wunsch des Kaisers zu übersiedeln. Der Kaiser ließ mich rufen, er hatte sich bereits der Art an die Arbeit gewöhnt und sich in die Erinnerung an die italienischen Kriege zurückversetzt, daß eine Unterbrechung ihm unangenehm gewesen wäre. Das Landhaus, zu welchem der Pavillon gehörte, war Eigenthum eines Kaufmanns Balcombe und lag in einer erhöhten Thalerweiterung, die wie eine Oase inmitten der Feldwüste erschien. Als ich eintraf, stand der Kaiser in Uniform, den Hut auf dem Kopf, in der Thür und pfiff eine lustige Melodie; es war nur ein einziges Zimmer im Erdgeschoß vorhanden, welches den ganzen Raum des Pavillons füllte; von Einrichtung, Gardinen, Fensterläden oder Aehnlichem war gar keine Rede; die beiden Kammerdiener waren unterwegs, um das Nothwendigste herbeizuschaffen. Ich selbst und mein Sohn wurden in den Raum, welcher grade über dem des Kaisers lag, untergebracht; er enthielt ein Bett, weiter Nichts, und maß ca. 7 Fuß im Geviert.

Mittwoch, 18. Oktober.

Traurige Eindrücke.

Der Kaiser machte die Bekanntschaft mit den beiden Töchtern des Mr. Balcombe, die eine 14, die andere 15 Jahre alt. Beide munter und voll zudringlicher Fragen. Ein Offizier und 2 Sergeanten bewachen uns.

Donnerstag, 19. Oktober.

Ein Ausspruch des Kaisers.

Im Laufe unserer heutigen Unterhaltungen fiel folgende Bemerkung von den Lippen des Kaisers: „Vor den Erfolgen, welche ich erzielt habe, wird schließlich das Wort Uebelwollender verstummen. Hätte ich, wie sie behaupten, nur an mich gedacht, nur meine Macht im Auge, hätte ich ein anderes Ziel gehabt als das, der gesunden Vernunft zur Herrschaft zu verhelfen, so hätte ich gesucht, das Licht unter den Scheffel zu stellen; statt dessen aber habe ich mich bemüht, es hell scheinen zu lassen. . .“ Im Laufe des Tages besuchte der Kaiser die Familie Balcombe, die in der Nähe ihr Wohnhaus hat.

Sonntag, 22. Oktober.

Unsere elende Lage. Der Kaiser ist empört. Eingabe an die englische Regierung.

Sanct Helena ist ein wahres Sibirien, nur mit dem Unterschiede, daß an Stelle der Kälte die Hitze tritt. Ein Kaiser, der über Kronen verfügte, in eine elende Hütte verwiesen, die wie ein Nest an einem kahlen Felsen hängt! Zu seinem Unterhalt bringt man von weit her einige dürftige Gerichte: es fehlt am Nothwendigsten, das Brod ist nicht, wie wir es gewohnt sind, der Wein auch nicht; Caffee, Butter, Oel, alles abscheulich! Die Leidensgefährten des Kaisers sind zwei Meilen entfernt untergebracht, kommen sie zum Besuch, so sind sie stets von einem englischen Soldaten begleitet. Wir waren heut alle um den Kaiser versammelt. „Welche nichtswürdige Behandlung!“ rief er; „wir sind mitten in den Schrecken des Todes. Der Ungerechtigkeit, der Gewaltthat fügte man noch die Schmach, noch lange Todesqualen hinzu! Wenn ich ihnen soviel Schaden zufügte, warum haben sie mich

nicht bei Seite geschafft! Einige Kugeln in die Stirn, in das Herz hätten genügt; sie hätten dann wenigstens Energie in ihrem Verbrechen gezeigt. Wie ist es nur möglich, daß die Fürsten Europas die geheiligte Souveränetät auf solche Weise an mir zu Schanden werden lassen? Ich bin als Sieger in ihre Hauptstädte eingezogen; was wäre aus ihnen geworden, wenn ich sie behandelt hätte, wie sie mich! Sie haben mich ihren Bruder genannt. Setzen Sie, meine Herren, Ihre Beschwerden auf, Europa soll sie vernehmen, ich aber . . . ich befehle, oder ich schweige."

Der Capitain eines nach Europa heimkehrenden Schiffes kam um zu hören, ob der Kaiser ihm Aufträge mitgeben wollte; es wurde ihm ein Schriftstück folgenden Inhalts behändigt:

„Der Kaiser wünscht, daß mit der Rückkehr des nächsten Schiffes ihm Nachrichten zugehen von seiner Frau und von seinem Sohn. Er benutzt die Gelegenheit, um abermals Einspruch zu erheben gegen die Art seiner Behandlung.

Die Regierung hat ihn als kriegsgefangen erklärt. Der Kaiser ist kein Kriegsgefangener! Sein Brief an den Prinz-Regenten, der dem Capitain Maitland zur Beförderung übergeben wurde, ehe der Kaiser sich an Bord des Bellerophon verfügte, beweist zur Genüge und vor der ganzen Welt, daß er voll Vertrauen und aus freier Entschließung sich unter den Schutz der englischen Flagge stellte. Der Kaiser hätte sich ja entweder dem Zaren Alexander, seinem früheren Freunde, oder dem Kaiser Franz, seinem Schwiegervater, anvertrauen können; allein er zog in seinem Glauben an die englische Nation den Schutz der Gesetze vor. Er wollte, indem er den Staatsgeschäften entsagte, ein Land aufsuchen, in welchem das Gesetz, aber nicht des Einzelnen Wille die Norm ist.

Wäre der Kaiser ein Kriegsgefangener, so hätte doch die Kriegsgefangenschaft mit dem Kriege selbst ihr Ende finden müssen.

Die englische Regierung, wenn sie trotzdem den Kaiser für kriegsgefangen erklärt, mußte sich sagen, daß ihrem Recht durch das Völkerrecht Schranken gesetzt sind, oder sie mußte nach den Grundsätzen wilder Völker, nach denen gefangene Feinde todtgeschossen werden, verfahren. Dieses Verfahren wäre ein menschlicheres, ein der Gerechtigkeit entsprechenderes gewesen, als es die Deportation nach diesem abscheulichen Felsen ist.

Hätte man den Kaiser an Bord des „Bellerophon" auf der Rhede von Plymouth erschossen, es wäre in Vergleich mit dem jetzigen Zustand eine Wohlthat gewesen.

Wir haben die elendesten Gegenden Europas gesehen, sie sind besser als dieser Felsen, der, beraubt von Allem was das Leben erträglich machen könnte, nur geeignet ist, die Schrecken des Todes wachzurufen. Die christliche Moral allein und die dem Menschen auferlegte Pflicht, sich in sein Schicksal zu fügen, halten den Kaiser ab, einem so entsetzlichen Dasein ein Ende zu machen; sich über dasselbe aufzuschwingen, erscheint ihm als Ruhm.

Wenn die brittische Regierung bei ihrer Ungerechtigkeit, ihrer Gewaltthat bleibt, so wird der Kaiser es als eine Wohlthat anerkennen, getödtet zu werden."

Mittwoch 25. bis Freitag 27. Oktober.

Der Kaiser geht manchmal hinüber zu Mr. Balcombe und spielt mit den munteren Töchtern Whist — Am Mittwoch ließ er sich von einem der beiden Kammerdiener ein Feldnecessair bringen, prüfte sorgfältig die einzelnen Gegenstände, und indem er bemerkte, er habe es am Morgen

der Schlacht von Austerlitz benutzt, machte er es mir zum Geschenk; er ließ sich dann eine andere Cassette reichen, welche Familienbilder, Kunst- und Werthgegenstände aller Art enthielt; es waren darunter eine ganze Anzahl von Tabatieren, welche Ludwig XVIII bei seiner schleunigen Abreise auf einem Tische seiner Wohnräume in den Tuilerien zurückgelassen hatte. Als am 20. März Abends der Kaiser die Garnison betrat, lagen auch eine Masse von Briefschaften und Papieren auf den Tischen, die der Kaiser bei Seite rücken ließ, um andere herbeizuschaffen; er wollte gelegentlich in einer Mußestunde das Vorgefundene prüfen, nichts durfte fortgenommen werden. Da der Kaiser selbst Frankreich verließ, ohne die Tuilerien wieder betreten zu haben, so wird Ludwig XVIII bei seiner zweiten Rückkehr noch Alles an Ort und Stelle gefunden haben. Wider den Kaiser gerichtete Pamphlete waren stark vertreten, weitmehr noch wurden in den Gemächern des Hausministers, des Herrn de Blacas, gefunden. Es waren Schriften darunter, welche die abscheulichsten Schmähungen enthielten, niedergeschrieben von Leuten, die sich eben wieder an den Kaiser angeschlossen und eine Gunstbezeugung empfangen hatten.

„Wir sind," fügte der Kaiser seiner Erzählung hinzu, „so wetterwendisch, so unconsequent, so leicht zu verführen, daß ich zweifelhaft werde, ob nicht doch diese Leute im Drange ihres Herzens zu mir gekommen sind. Besser: man forscht weiter nicht darnach!"

Sonnabend, 28. bis Dienstag, 31. Oktober.

Der Kaiser dictirt dem Groß-Marschall die ersten Blätter seiner Geschichte des aegyptischen Feldzuges. Anecdoten.

Die Dictate des Kaisers, die italienischen Feldzüge betreffend, näherten sich bereits ihrem Schluß, diese Arbeit

war ja die einzige Zerstreuung; es wurden auch die in Briars selbst untergebrachten Herren zu den Dictaten, die sich nunmehr auf den aegyptischen Feldzug, das Consulat und die Rückkehr von Elba ausdehnten, herangezogen. Man hatte dadurch, daß man vor einem der Ausgänge des Pavillons ein Zelt hatte aufschlagen lassen, die Räume ein wenig erweitert, und ein klein wenig mehr Comfort geschaffen. Alles silberne Tafelgeräth wurde ausgepackt, der Koch des Kaisers war in Briars angelangt und sorgte für angenehmer mundende Diners; auf einem derselben griff der Kaiser mit den Worten, „wie mir das Alles verdorben worden ist“ nach einem der Teller. Der König, fügte er hinzu, habe sich beeilt dieses Silbergeräth an sich zu nehmen, er konnte es jedoch unmöglich als Eigenthum reclamiren, denn es gehöre ihm, Napoleon; — als er den Thron bestiegen, hätte sich auch keine Spur königlichen Eigenthums mehr vorgefunden, als er dem Throne entsagt, habe er der Krone für 5 Millionen Silbergeräth und für etwa 40 oder 50 Millionen an Mobilien hinterlassen; er habe alle diese Gegenstände aus seiner Tasche, aus den Ersparnissen seiner Civilliste bezahlt. Auch auf die Ereignisse des Brumaire kam man zu sprechen. Ich war zu der Zeit in London und sagte dem Kaiser, wir hätten vom 18. Brumaire und von seinem Consulat Großes erwartet. Mehrere von uns, die Mme. de Beauharnais gekannt hatten, wären sofort nach Paris gekommen, in dem Glauben, sie würden durch die Dame Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheit erlangen. „Wir nahmen allgemein an, der erste Consul würde sich mit unseren Prinzen verständigen, und als es nicht der Fall war, gaben wir dem Ungeschick des Bischofs von Arras die Schuld, der als der erste Vertreter unserer Interessen galt.“ Der Kaiser bemerkte dazu, an die Prinzen habe er überhaupt nicht gedacht; hätte er wohlwollende Absichten für die

Prinzen gehabt, er hätte sie unmöglich durchsetzen können. Damals habe er, so fuhr er fort, einen Brief vom König erhalten, in demselben stand: Sie lassen es lange anstehen, mir meinen Thron zurückzugeben; es ist zu befürchten, daß Sie die Gunst des Augenblickes unbenutzt lassen. Sie können ohne mich Frankreich nicht glücklich machen, wiederum kann ich Nichts für Frankreich thun ohne Sie. Eilen Sie also; bestimmen Sie selbst alle Stellen, die Sie für Ihre Freunde beanspruchen." Darauf antwortete der erste Consul: „Ich erhielt den Brief, den Euere königliche Hoheit an mich richteten. Ich habe stets lebhaftes Interesse an Dero Unglück und dem Unglück von Dero Familie genommen. Eure königliche Hoheit dürfen nicht daran denken, sich in Frankreich zu zeigen. Sie würden über 100 000 Leichen gehen müssen. Im Uebrigen werde ich stets eilfertig bereit sein, Dero Schicksal zu lindern." Der Graf Artois hatte ähnliche Versuche gemacht: als Agentin schickte er die reizende Herzogin von Guiche, der es ohne Schwierigkeit gelang, bei Frau Bonaparte eingeführt zu werden und zum Dejeuner in Malmaison eine Einladung zu erhalten; sie erzählte bei Tisch von London, von den Prinzen, den Emigranten und daß kürzlich der Graf von Artois gefragt worden wäre, was man denn für den ersten Consul thun würde, wenn derselbe die Bourbonen wieder auf den Thron setze. „Zunächst soll er," hätte der Prinz erwiedert, „Connetable werden und hernach Alles was er will. Auch soll ihm auf dem Carrousel-Platz eine prachtvolle Säule errichtet werden mit der Statue eines die Bourbonen krönenden Bonaparte." Als Josephine hernach von dem Gespräch mit der Herzogin dem ersten Consul berichtete, rief dieser: „Da hättest Du ihr nur antworten sollen, zum Piedestal für diese Säule hätte die Leiche des ersten Consuls gut gepaßt!" Noch in der nämlichen Nacht erhielt die Herzogin den Befehl abzureisen.

„Uebrigens war ja später," bemerkte Napoleon, „das Gerücht verbreitet, ich hätte den Prinzen Anerbietungen betreffs Cession der Krone gemacht. Unsinn! Ich konnte doch nur auf Grund des Prinzipes, durch welches sie ausgeschlossen waren, die Regierung führen, des Prinzipes der Volkssouveränetät. Ich habe weder direct noch indirect irgend etwas dem Aehnliches gethan. Vernünftige, einsichtsvolle Leute haben mich wohl nie für einen Narren oder Dummkopf gehalten. Ich habe nachgeforscht, woher diese Gerüchte eigentlich stammten und dabei Folgendes ermittelt: zur Zeit, da wir in gutem Einvernehmen mit Preußen standen, dieser Staat sich uns angenehm zu machen suchte, frug er bei uns an, ob es uns Bedenken verursachen möchte, wenn französischen Prinzen der Aufenthalt in Preußen gestattet werde: wir antworteten verneinend. Kühner geworden frug man des Weiteren an, ob es uns unangenehm wäre, wenn jene Prinzen eine jährliche Subvention vom preußischen Staate erhielten: wir sagten wiederum nein, vorausgesetzt man übernähme die Garantie, daß die Prinzen sich ruhig verhalten und keine Intriguen spinnen würden. Gott weiß was inzwischen hinter den Coulissen vor sich ging, jedenfalls boten diese Umstände Veranlassung zu dem Briefe Ludwig XVIII, der so bewundert worden ist. Die Prinzen nahmen die Gelegenheit wahr, die Aufmerksamkeit Europas auf sich zu lenken, die von den großen Ereignissen der Zeit anderweitig in Anspruch genommen war."

Mittwoch, 1. bis Sonnabend, 4. November.

Der Tageslauf. — Eine denkwürdige Scene im Staatsrath.

Des Morgens nahm ich stets mein Frühstück beim Kaiser ein, dann gingen wir sogleich an die Arbeit, ich las ihm das Dictat des vorhergehenden Tages vor und

er dictirte Neues. Um 4 Uhr Nachmitags ging der Kaiser aus, damit das Zimmer rein gemacht werden konnte; ich leistete ihm bei diesen Spaziergängen im Garten Gesellschaft; wenn die Herren aus dem Orte da waren, begann die Arbeit mit ihnen an einem Tische, den ich in den Garten hatte stellen lassen. Die beiden Soldaten, die uns bisher hatten beobachten müssen, wurden nach einiger Zeit zurückgezogen und wir hatten eine freiere Bewegung, konnten auch eine Allee, in welcher keine Beobachtungsposten aufgestellt waren, benutzen.

Auf diesen Promenaden waren es wieder historische Episoden der Vergangenheit, die den Unterhaltungsstoff boten, es war viel die Rede vom Staatsrath, vom gesetzgebenden Körper rc.

„Der Staatsrath", so sagte der Kaiser, „war zusammengesetzt aus wohlunterrichteten, arbeitsamen Männern, die sich zugleich eines guten Rufes erfreuten."

Der Staatsrath hätte sein Alles erwägendes Nachdenken, das Minister-Collegium die Ausführung seiner Gedanken dargestellt. Eine Commission des Staatsrathes hatte sämmtlich einlaufende Petitionen zu prüfen und in der Sitzung vorzulegen. Im Staatsrath fand die Vorberathung eines jeden neu zu erlassenden Gesetzes statt, dasselbe ging dann an eine für den Zweck besonders ernannte Commission des gesetzgebenden Körpers; oft kamen die Vorlagen an den Staatsrath mit Aenderungen versehen nochmals zur Berathung zurück. Der gesetzgebende Körper entschied in geheimer Abstimmung, sodaß Keiner in der Freiheit seines Urtheils irgend wie sich behindert fühlen konnte, es wußte Niemand, ob Einer eine weiße oder schwarze Kugel in die Urne warf. Der Kaiser, der stets den Sitzungen des Staatsrathes präsidirte, schloß einmal eine Sitzung mit den denkwürdigen Worten:

„Meine Herren! Hier gehört die Entscheidung der

Majorität; ich bin der alleinige Opponent, ich habe also nachzugeben, muß aber erklären, daß ich vor meinem Gewissen nur der Form weiche. Zum Stillschweigen haben Sie mich genöthigt — überzeugt haben Sie mich nicht!"

Montag, 6. November.

Die Generäle der italienischen Armee.

Heute hat der Kaiser die Porträts der Generäle der italienischen Armee in seinem Dictat gezeichnet: Massena, voller Muth und auffallend hartnäckig, besitzt kriegerische Talente, die sich mit der Gefahr entwickeln; besiegt wollte er stets von Neuem darauflosgehen, als ob er der Sieger wäre — Augereau führte bei Castiglione die Entscheidung herbei, das hat ihm der Kaiser nie vergessen und ihm deshalb so vieles Arges nachgesehen — Serurier war ein ehrenhafter Mann, bieder und zuverlässig, allein er gehörte zu den unglücklichen Generälen — Steingel war der Avantgardengeneral wie er sein soll — u. s. w.

Donnerstag, 9. November.

Unsere Pferde.

Die drei Pferde, welche uns zur Verfügung gestellt waren, wurden, da sie unbenutzt blieben, wieder abgeholt; der Kaiser hatte nicht ausreiten können ohne einen englischen Offizier zur Seite zu haben. Dies mißfiel ihm, sodaß er auf das Ausreiten ganz verzichtete.

Sonnabend, 11. bis Montag, 13. November.

Mondscheinunterhaltung. — Die beiden Kaiserinnen. — Heirath mit Marie Louise. — Die Herzogin von Montebello. — Mme. de Montesquiou. — Die Stimmung im österreichischen Kaiserhause.

Oft bis spät in die Nacht hinein gingen wir in der Allee auf und ab, der Kaiser und ich. Niemals war

Napoleon so zum Plaudern aufgelegt wie in diesen kühlfeuchten Nächten. So erzählte er u. A. einmal, es hätten ihm in seinem Leben zwei Frauen viel zu schaffen gemacht: „An der einen war Alles Kunst und Grazie, die andere war die Unschuld selber, jede hatte ihren besonderen Werth. Jene brachte Alles zur Verwendung was die Kunst nur erfinden kann zur Erhöhung äußerer Reize, sie wußte dies so geschickt zu verstecken, daß man Nichts merkte. Diese wußte nicht einmal, daß man durch harmlose Kunstmittel im Aeußeren gewinnen kann. Jene war stets der Wahrheit mehr oder weniger fern, ihr erster Impuls stets die Negation, die Zweite wußte Nichts von Verstellung, bei ihr gab es kein Abweichen von der Wahrheit. Die Erstere ersuchte ihren Mann nie um Etwas, war aber überall Geld schuldig, die Zweite nahm keinerlei Anstand, das zu fordern, was sie brauchte: etwas zu nehmen ohne dafür zu zahlen wäre ihr unmöglich gewesen. Beide waren gut, sanft und ihrem Manne sehr zugethan.“ Man hat wohl schon errathen, daß es sich um die beiden Kaiserinnen handelt.

Sie wären, fügte der Kaiser hinzu, stets gleich gelaunt gewesen und von unbedingter Willfährigkeit. Die Heirath mit Marie Louise fand in Compiègne unmittelbar nach deren Ankunft statt. Der Kaiser, alle Etiquette bei Seite lassend, war ihr entgegengeeilt und unbekannter Weise in ihren Wagen gestiegen. Die Kaiserin war angenehm überrascht; hatte man ihr doch in Wien gesagt, der Marschall Berthier, der sie per procura zum Altar geführt hatte, wäre in Bezug auf Gestalt und Alter das genaue Ebenbild Napoleons, sie fand einem dem Kaiser zum Vortheil gereichenden Unterschied. Der Kaiser frug sie, welche ihre Person betreffenden Rathschläge sie von ihren Verwandten erhalten hätte. Marie Louise antwortete: sich ihm zu eigen zu geben und ihm in allen Dingen zu gehorchen.

Die Heirath wurde an demselben Tage in Vorschlag gebracht und abgeschlossen und zwar unter denselben Formalitäten und Bedingungen, als damals die Heirath Ludwig XVI mit Marie Antoinette. Gleich nach der Scheidung von Josephine waren mit dem Kaiser von Rußland Unterhandlungen eröffnet worden, welche die Heirath Napoleons mit einer Schwester desselben anbahnen sollten; dieselben blieben, und zwar lediglich aus religiösen Bedenken, erfolglos. Der Prinz Eugen hatte aus einem Gespräch mit Schwarzenberg entnommen, daß der Kaiser Franz nicht abgeneigt wäre, dem Kaiser seine Tochter zur Ehe zu geben. Prinz Eugen machte in Paris die betreffende Mittheilung und es fand eine Berathung von besonders dazu berufenen hohen Personen statt, um zu entscheiden, welche Verbindung, ob die mit Rußland oder die mit Oesterreich, die vortheilhaftere wäre. Eugen und Talleyrand waren für Oesterreich, Cambacérès dagegen, die Majorität aber erklärte sich zu Gunsten der österreichischen Erzherzogin. Eugen erhielt den Auftrag, in Wien die nöthigen Eröffnungen zu machen, und der Gesandte wurde bevollmächtigt, noch an demselben Tage, wenn sich die Gelegenheit böte, den Contract abzuschließen. Rußland war durch den Verlauf, den die Sache nahm, einigermaßen verstimmt und hielt sich für an der Nase herumgeführt; dies war jedoch keineswegs der Fall, denn es lagen in Bezug auf das Heirathsproject noch keinerlei bindende Abmachungen vor.

Der Kaiser ernannte die Herzogin von Montebello zur Ehrendame der neuen Kaiserin, den Grafen Beauharnais zum Chevalier d'Honneur und den Fürsten Aldobrandini zum Stallmeister. Während der Unglücksfälle im Jahre 1814 entsprach Keiner von ihnen den Pflichten der Ergebenheit: Beauharnais lehnte es ab, der Kaiserin zu folgen; Aldobrandini ließ sie, ohne sich zu verabschieden,

im Stich; die Ehrendame glaubte, trotz der zärtlichen Zuneigung Marie Louises zu ihr, allen ihren Pflichten genügt zu haben, als sie ihre Gebieterin in Wien abgeliefert hatte. Die Herzogin von Montebello war schön, jung, ihr Wandel makellos, sie war die Wittwe eines Marschalls, den man den „Roland“ der Armee genannt hatte. Die Wahl schmeichelte der Armee, beruhigte die Nationalen, welche die Heirath mißbilligten. Die sonstige Auswahl des Hofstaates der neuen Kaiserin war in Folge der Unkenntniß des Kaisers in Bezug auf den Charakter Marie Louises eine vielfach irrthümliche. Napoleon hatte geglaubt, sie brächte alle Vorurtheile der Geburt mit und dieselben könnten am Hofe Mißfallen erregen, er wußte nicht, daß seine junge Gemahlin den Anschauungen der Zeit huldigte.

Die Herzogin von Montebello hätte Königin von Spanien werden können. Ferdinand VII hatte beim Kaiser angefragt, ob er Fräulein de Tascher, eine Cousine Josephines, ihm zur Frau geben wolle; der Kaiser, der sich damals schon mit dem Vorhaben der Scheidung trug, lehnte ab, weil er durch diesen neuen Bund die damals ohnehin schon verwickelten Zustände nicht noch schwieriger machen wollte. Später frug Ferdinand VII an, wie es mit der Herzogin von Montebello oder irgend welcher anderen Französin, welche dem Kaiser genehm wäre, stände; das Fräulein von Tascher verheirathete Napoleon später mit dem Herzog von Aremberg, wobei er die Absicht hatte, die Herzogin zur Statthalterin in den Niederlanden zu machen und dadurch zugleich Brüssel für den Verlust seines alten Hofes zu entschädigen. Den Grafen Narbonne, welcher bei der Verheirathung mit Marie Louise eine Rolle gespielt hatte, wollte der Kaiser an Stelle des Grafen Beauharnais ernennen, allein seine junge Gemahlin zeigte sich darüber so bekümmert, daß er es unterließ; die Intriguen ihrer Umgebung, in welcher man die geistige

Ueberlegenheit und den Einfluß des Grafen Narbonne fürchtete, thaten wohl das ihrige. Der Kaiser zählte auch einige der Damen auf, die für den Posten der Ehrendame in Betracht gekommen wären, u. A. die Prinzessin Vaudémont und eine Mme. de la Rochefoucault, spätere Mme. de la Castelanes. Er fragte uns lächelnd, wen wir denn wohl noch in Vorschlag gebracht haben würden. Einer nannte Mme. de Montesquiou. „O, ja!" rief der Kaiser, „das ist eine hochverdiente Dame, allein sie war in einer vorteilhafteren Stellung; sie steht hoch in meiner Achtung und Zuneigung; ich hätte zwei, ich hätte ein halbes Dutzend solcher Frauen haben mögen, es wäre für sie gesorgt gewesen. Mme. de Montesquiou hat sich meinem Sohn gegenüber in Wien exemplarisch benommen. Um sich einen Begriff davon zu machen, wie sie die Erziehung des Königs von Rom leitete, hier ein Beispiel. Der Prinz bewohnte in den Tuilerien zu ebener Erde nach dem Hofe hinaus gelegene Gemächer. Vor dem Fenster standen von früh bis spät die Leute Kopf an Kopf und guckten hinein, ob sie den kleinen König von Rom nicht zu Gesicht bekommen könnten. Eines Tages, als derselbe vor Zorn ganz außer sich war und alle Beruhigungsmittel fehl schlugen, befahl Frau von Montesquiou die Läden zu schließen. Der Kleine durch die plötzliche Finsterniß erschreckt, frug seine „Maman Quiou", was es zu bedeuten habe. Diese antwortete, sie liebe ihn zu sehr, um nicht seinen häßlichen Zorn zu verstecken. Was sollen diese Leute, die Sie vielleicht dermaleinst regieren sollen, denken? Glauben Sie, die Leute würden Ihnen gehorchen, wenn sie gesehen hätten, wie ungezogen Sie sind." Die Folge war, daß der König von Rom um Verzeihung bat und Besserung versprach.

„Das ist," fügte der Kaiser hinzu, „eine Erziehungsmethode, die sehr abweicht von der der Mme. de Villeroy

in Bezug auf Ludwig XV: „Sehen Sie, mein Gebieter,“ sagte sie eines Tages zu ihrem Eleven, „dieses Volk an; es gehört Ihnen; alle die Leute, die Sie da sehen, sind Ihr eigen.“

Frau von Montesquiou wurde von dem Knaben angebetet; als man sie von Wien nach Hause schicken wollte, mußte man zur List greifen und ihn täuschen; man fürchtete für sein Wohlbefinden. Der Kaiser hatte in Bezug auf die weitere Erziehung seines Sohnes das Institut von Meudon im Auge, dessen Statuten er selbst entworfen hatte; es sollten in demselben die Prinzen des kaiserlichen Hauses, namentlich die Descendenten der von ihm geschaffenen Dynastien Aufnahme finden. Für verschiedene Throne bestimmt, verschiedene Nationen zu regieren berufen, sollten sie als Kinder dort sich einerlei Sitten, dieselben Ideen aneignen, sollten alle Grundsätze mit einander gemein haben. Jeder dieser Eleven sollte bei seinem Eintritt zehn oder zwölf gleichaltriger Kinder der ersten Familien seines Landes mitbringen. „Ich zweifelte keinen Augenblick, daß sehr bald Fürsten auswärtiger Dynastien bei mir um Erlaubniß bitten würden, ihre Prinzen nach Meudon zu schicken.“ Der Kaiser wünschte, daß die Erziehung diesen zukünftigen Herrschern weite Horizonte öffne und ihnen allgemeine Kenntnisse zuführe: mehr Erkenntniß als Wissen, mehr Urtheil als Erlerntes, mehr practisches Detail als theoretisches Studium! Er war der Meinung, daß allzuviel Ausbildung nach einer Richtung hin allzuviel Vollendung, sei es in Bezug auf Künste, sei es in Bezug auf Wissenschaften, für einen Fürsten nicht gut wäre. „Die Völker“, sagte er, „wenn sie einen Poeten, einen Virtuosen der Musik, einen Naturforscher, einen Chemisten, Tischler oder Schlosser zum Herrscher haben, können nur verlieren.“

Marie Louise räumte dem Kaiser gegenüber ein, daß sie zunächst, als von ihrer Heirath die Rede gewesen, sich

eines gewissen Schreckens nicht habe erwehren können. Ihre Onkel, die Erzherzöge, aber hätten ihr, wenn sie sich auf alle die bösen Dinge berufen hätte, die vom Kaiser erzählt wurden, immer gesagt: die Gerüchte wären nur so lange wahr gewesen, als Napoleon der Feind Oesterreichs war. Napoleon erzählte oft, man habe ihn am Kaiserhofe zu Wien so intensiv gehaßt, daß ein kleiner Erzherzog Puppen im Glauben, er hätte den Napoleon in der Hand, am Licht versengte. Die Stimmung schlug später um. Kaiser Franz sprach, wenn von dem auf St. Helena schmachtenden Gefangenen die Rede war, stets von ihm als dem „Kaiser Napoleon."

Als ich von Sanct Helena nach Europa zurückkehrte und Oesterreich besuchte, hörte ich mancherlei mir damals auffällige Dinge, die ich hier einschalten möchte.

Marie Louise hat sich darüber beklagt, daß Talleyrand, als sie Frankreich verließ, sich bei ihr eingestellt habe, um die Rückgabe der dem „Staate gehörigen" Diamanten von ihr zu verlangen.

Im Jahre 1814, als das Unglück über Frankreich hereinbrach, war man bemüht, den Prinzen Eugen zu verführen; brillante Versprechungen wurden ihm gemacht. So z. B. wurde ihm die Krone von Italien durch die Verbündeten angeboten, wenn er ihre Sache zu der seinen machen wollte. Im Jahre 1815 wurde er vielfach von einflußreichen Staatsmännern ausgeforscht, ob er, wenn Napoleon abermals zur Abdankung genöthigt würde, eventuell — d. h. wenn die Stimme des Volkes sich für ihn entscheide, die Wahl annehmen würde. Der Prinz aber blieb — was ihm zu unsterblichem Ruhme gereicht, unerschütterlich bei seiner Pflicht, bei seiner Ehre!

Als es sich im Jahre 1814 um staatliche Neubildungen handelte, wollte Kaiser Alexander, der viel in Malmaison verkehrte, dem Sohne Josephines die Souveränetät über

Genua verschaffen. Josephine lehnte im Namen Eugens ab — sie glaubte, es würde für denselben etwas Besseres abfallen. Auf dem Wiener Congreß war es wiederum der Zar Alexander, der für Eugen „wenigstens 300000 Unterthanen" reclamirte. Man sah in Wien den Zaren täglich Arm in Arm mit dem Prinzen promeniren. Mit der Landung Napoleons aber wandte sich das Blatt; ja, es war die Rede davon, den Prinzen Eugen festzusetzen. Oesterreich wollte ihn auf eine Festung in Ungarn schaffen — hiergegen aber protestirte in sehr energischer Form des Prinzen Schwiegervater, der König von Baiern.

Ist es nicht sonderbar, daß noch im Jahre 1818 die Zwanzig- und Vierzig-Frankstücke, die in Mailand geprägt wurden, das Bild Napoleons trugen?

Als die Nachrichten, welche Kaiser Franz aus Grenoble, aus Lyon über die Fortschritte des bei Cannes gelandeten Flüchtlings von Elba erhielt, keinen Zweifel mehr ließen, daß abermals die Bourbonen in Frankreich ausgespielt hätten, ließ er die in Schönbrunn weilende Marie Louise benachrichtigen, welche vor Freude außer sich gerieth. Es ist damals auch die Rede davon gewesen, den kleinen König von Rom gewaltsam zu entführen und nach Paris zu schaffen.

Mittwoch, 15. November.

Unterhaltungen über ein kitzliches Thema.

Das Thema, welches heute in der Unterhaltung berührt wurde, betraf die discretesten Dinge: es war von der Liebe die Rede. Der Kaiser spielte ein wenig den Libertin und ich sah mich veranlaßt, ihm zu bemerken, daß die geheime Geschichte der Tuilerien zu seinen Aeußerungen im Widerspruch stünde. Er wurde neugierig, was die geheime Geschichte besage. Ich erzählte ihm von den damals cursirenden Gerüchten über zwei wilde Verhältnisse,

die nicht ohne Folgen geblieben wären. „Das eine hätten Sie, Sire, mit einer schönen Fremden in fernem Lande gehabt, das andere ganz in der Nähe, im Herzen ihrer Hauptstadt. Es hätten die Knaben mit ihren Müttern in Malmaison später beim Vater Besuche gemacht.“ Der Kaiser lachte; er gab sich ohne Rückhalt näheren Mittheilungen hin und beglaubigte zugleich die Wahrheit der Gerüchte.

Donnerstag, 15. November.

Das Faubourg St. Germain.

Wir kamen heute auf die Zwingburg der alten französischen Aristokratie, das Faubourg St. Germain, zu sprechen. Ich hatte dem Kaiser bemerkt, daß dort eine gewaltige Veränderung in den letzten Jahren seiner Regierung zu Tage getreten wäre. Die Vernünftigen hätten sich vor dem überlegnen Genie des Staatsoberhauptes gebeugt; die großen Waffenerfolge, der sichtliche Aufschwung Frankreichs hätten die erste Umstimmung hervorgerufen; die Heirath mit Marie Louise habe nun gar das alte Kartenhaus über den Haufen geworfen. Wenn es noch Schmollende im Faubourg St. Germain gebe, so wären es nur Wenige, nur Solche, deren Ehrgeiz unbefriedigt geblieben. Der Kaiser, der meine Bemerkungen zustimmend recapitulirte, ließ die Bemerkung fallen:

„Diese Namen gehören Frankreich und der Geschichte, ich war der Beschützer ihres alten Ruhmes, ich durfte sie nicht untergehen lassen.“

Er fügte noch hinzu:

„Bei meinem System der Verschmelzung, der Aussöhnung stieß ich stets auf eine gewisse Opposition bei den Ministern. — Diese Herren fürchteten vielleicht gefährliche Concurrenten! Es war namentlich Herr von

Talleyrand, der mir in meinem Wohlwollen gegen die alte Aristokratie die Stirn bot."

Als dann von dem Abfall der Seinigen im Augenblicke der Gefahr und der besseren Haltung der Aristokratie die Rede war, bemerkte der Kaiser ohne allen Groll, der menschlichen Schwäche Rechnung tragend: „Ihn (?) hat die Eitelkeit verleitet; ihn wird die Nachwelt richten; Augereau's Verhalten war eine Folge der Unklarheit seiner Begriffe und seiner ihn beeinflussenden Umgebung; Berthier war eine Null, es fehlte ihm an Geist . ." Ich bemerkte dem Kaiser, man habe sich vielfach über seine Zuneigung zu Berthier gewundert. Er erwiderte: „Berthier war trotz Allem nicht ohne Talent, dasselbe beschränkte sich jedoch auf Einzelheiten nicht technischer Art." Ich bemerkte, Berthier habe als Günstling die Nase sehr hoch getragen, worauf der Kaiser bemerkte: „Es giebt vielleicht nichts Anmaßenderes, mein Lieber, als die Mittelmäßigkeit, die Schwäche, die sich durch die Hand der Macht gestützt fühlte. Sehen Sie die Frauen!"

Der Kaiser nahm auf seinen Reisen Berthier gewöhnlich mit in seinen Reisewagen, entwarf seine politischen, seine Operationspläne, Berthier notirte das Nöthige und bei dem ersten Rendezvous expedirte er die bezüglichen Depeschen durch Courriere, theilte im Einzelnen die entsprechenden Befehle aus und ordnete alles Detail. In diesen Verrichtungen war er überaus zuverlässig, gewissenhaft und prompt. In dieser Arbeit war er unermüdlich, auch stets dazu bereit.

„Darin bestand", sagte der Kaiser, „Berthier's Werth für mich, den ich nicht gering veranschlage . . . wer weiß, ob in diesem Punkt ihm ein Anderer gleichgekommen wäre."

Schön sind die Worte Napoleons, die er fallen ließ, als von seinem Sturz die Rede war:

„Die Mehrzahl von Denen, welche mich im Unglück verließen, hätten wohl, wenn mir das Glück treu geblieben, sich selbst nie im Verdacht gehabt, sie könnten mich aufgeben. Es giebt Missethaten wie Tugenden, die im Drange von Umständen auftreten. Ich bin wohl verlassen, jedoch nicht verrathen worden. Es war um mich her mehr Schwachmüthigkeit, als Treulosigkeit: draußen vor der Thür steht die Reue, stehen die Thränen. Sehen Sie Frankreich an! Sollte man nicht denken, daß ich, hier auf meinem einsamen Felsen, noch immer dort herrsche? Die Könige, die Fürsten, meine Verbündeten waren mir persönlich treu, sie sind durch die Erhebung ihrer Völker mit fortgerissen, meine Umgebung, die Meinigen wurden in einen unwiderstehlichen Wirbelwind hineingezogen. Nein! Glauben Sie mir: die menschliche Natur hätte sich noch viel häßlicher zeigen, ich hätte noch viel bedauernswerther sein können!"

Sonnabend, 18. November.

Absicht des Kaisers, sich Corsika zu reserviren. — Seine Anschauungen über Robespierre, über die öffentliche Meinung, über die Opfer der Revolution.

Bei unserer heutigen Gartenpromenade kam der Kaiser auf seine Heimathinsel zu sprechen und erwähnte, er habe einen Augenblick daran gedacht, nach seinen Unglücksfällen auf Corsika Zuflucht zu suchen; sei aber von dem Gedanken wieder abgekommen, um seine Thronentsagung vollständig zu machen und möglichst vortheilhaft für Frankreich. Sein Aufenthalt im Centrum des mittelländischen Meeres, so nah an Frankreich, so nah an Italien, hätte den Verbündeten als Vorwand dienen können, den Friedensschluß zu verhindern. Wir kamen dann auf die Revolution zu sprechen. In Bezug auf Robespierre, den er persönlich nicht gekannt hat, äußerte er,

derselbe habe wohl weder Talent, noch Charakterstärke, auch kein System gehabt. Er wäre der Sündenbock der Revolution gewesen, bei Seite geschafft, sowie er versucht hätte, die Bewegung in ihrem Gange aufzuhalten: das gemeinsame Schicksal aller Derer, die vor ihm dies zu thun gewagt hätten! Die Terroristen und ihre Doctrinen hätten Robespierre überlebt; wenn ihre Excesse keine Fortsetzung gehabt hätten, so wäre das daher gekommen, daß sie vor der öffentlichen Meinung weichen mußten, Sie hätten alle Schuld auf Robespierre gewälzt. Dieser aber habe ihnen vor seinem Tode erklärt, daß er den letzten Hinrichtungen fern stünde, daß er seit den letzten sechs Wochen nicht mehr in den Comitees erschienen wäre. Napoleon hat, während er bei der Armee von Nizza war, mehrfach lange Briefe Robespierre's an seinen Bruder eingesehen, in welchen der Schreiber sich tadelnd über die Abscheulichkeiten der Convents-Commissare ausläßt, welche der Revolution durch ihre Tyrannei und ihre Blutthaten nur Schaden zufügten. Cambacérès, der in Bezug auf diese Zeitepoche als Autorität anzusehen wäre, habe in Bezug auf Robespierre's Verurtheilung ihm, dem Kaiser, einmal gesagt, es wäre ein Prozeß gewesen, in welchem das Urtheil ohne Plaidoyer gefällt worden wär. Robespierre habe, nach Zügelung der aus allen Fugen gewichenen Factionen, die Rückkehr zur Ordnung und Mäßigkeit im Auge gehabt. „Einige Zeit vor seinem Tode“, so sagte Cambacérès, „hatte Robespierre eine Rede gehalten voll schöner Gesichtspunkte; dieselbe ist nicht im „Moniteur“ veröffentlicht worden, und deshalb weiß man so wenig davon.“ Es ist dies eine mehrfach sich aufdrängende Beobachtung, daß damals die Veröffentlichungen in den Händen eines Comitees lagen, das nicht ehrlich zu Werke ging. Diejenigen, welche der Meinung sind, Robespierre, der Revolution überdrüssig, habe dieselbe in ihrem Gange aufhalten wollen, sagen, er

habe sein Vorhaben bis nach seiner berühmten Rede verschoben. Diejenigen, welche diese Anschauung nicht theilen, weisen darauf hin, daß Danton und Camille des Moulins ganz dieselben Absichten hatten und daß trotzdem Robespierre sie dem Scharfrichter übergab. Die Ersteren bemerken dazu, Robespierre habe sich nur seine Popularität erhalten wollen, weil er den richtigen Augenblick noch nicht für gekommen hielt, ihnen auch den Ruhm der Initiative nicht gönnen mochte. Es herrscht in Bezug auf Diejenigen, welche in der Katastrophe eine Rolle spielten, ein undurchdringliches Dunkel.

Der Kaiser kam dann auf den jüngeren Robespierre, den Volksrepräsentanten bei der Armee von Nizza zu sprechen, und erzählte, wie dieser, als er einige Tage vor dem 9. Thermidor vom Bruder nach Paris zurückbeordert wurde, sich alle erdenkliche Mühe gegeben habe, ihn dorthin mitzunehmen.

„Wäre ich ihm," sagte der Kaiser, „zu Willen gewesen, wie anders hätte sich mein Schicksal gestaltet! Man hätte mich vielleicht verwendet, um es mit einer Art von Vendémiaire zu versuchen. Ich war ja damals noch sehr jung, hatte keine gereiften Anschauungen. Hätte ich eingewilligt, wäre ich siegreich gewesen — ja: welche Folgen hätte es für mich gehabt? Im Vendémiaire hatte das Fieber der Revolution aufgehört, im Thermidor trat es von Neuem auf in seiner ganzen Gluthitze, seinen Excessen . ."

„Die öffentliche Meinung," fügte der Kaiser noch hinzu, „ist eine unsichtbare, ungreifbare Macht; sie ist räthselhaft. Nichts widersteht ihr, nichts ist beweglicher, unstäter und dabei stärker; obwohl sie voller Launen steckt, ist sie doch aufrichtig, vernünftig, gerecht — ja weit gerechter, als man manchmal glaubt. Als ich provisorischer Consul geworden war eine meiner ersten Regierungshandlungen die Deportation von etwa 50 Anarchisten: die öffentliche Meinung,

der sie ein Greuel waren, aber schlug plötzlich zu ihren Gunsten um und zwang mich zurückzuweichen. Als einige Zeit später diese nämlichen Anarchisten wieder Complotte zu schmieden anfingen, schlug abermals die öffentliche Meinung um und wandte sich gegen ihre ehemaligen Schützlinge . . . Alles hängt hier von Umständen ab: Carnot z. B. hätte nicht wagen können, unter meiner Regierung ein Werk zu schreiben, in welchem er sich rühmte, am Tode Ludwig XVI betheiligt gewesen zu sein; er konnte es unter der Restauration. Ich hätte für seine Bestrafung die Unterstützung der öffentlichen Meinung gehabt, hernach war die öffentliche Meinung auf seiner Seite und machte ihn unverletzlich."

Dienstag, 21. und Mittwoch, 22. November.

Mein Verhalten während Napoleons Aufenthalt auf Elba.

Der Kaiser erkundigte sich heute, was ich während der ersten Restauration angefangen hätte, ich gab sogleich Antwort:

„Ich kommandirte am 31. März die 10. Legion, Sire. Wir verloren ziemlich viel Leute. In der Nacht erfuhr ich die Capitulation; ich schrieb sogleich an den mir Zunächststehenden und übergab ihm das Commando. Bei Tagesanbruch war ich auf der Straße nach Fontainebleau, wohin mich meine Pflicht rief, mitten unter den Trümmern von Marmont's und Mortier's Harsten. Die Uniform der Nationalgarde, die ich trug, machte mich zur Zielscheibe höhnischer Bemerkungen, ja man vergriff sich an mir; nachdem ich drei Tage herumgeirrt und mich vergeblich nach einem Pferde umgesehen hatte, kehrte ich sehr niedergeschlagen nach Paris zurück. Da man verlangte, die Nationalgarde sollte beim Einzug unserer Besieger in den Straßen Spalier bilden, auch den Souveränen eine Ehren-

wache stellen, so machte ich mich heimlich aus dem Staube, das heißt ich versteckte mich und trieb mich, unkenntlich verkleidet, in den Straßen herum, um zu sehen, was sich ereignen würde.

In der Umgebung des vom Kaiser von Rußland bewohnten Hauses sah ich durch ihren Rang hervorragende Männer, bemüht, die Herzuströmenden zu dem Ruf zu bewegen: „Es lebe Alexander, unser Befreier.“

Ich sah, Sire, wie Ihre Statue auf dem Vendôme-Platz den Anstrengungen böswilliger, bestochener, der Hefe des Volkes angehöriger Individuen, von denen sie herabgerissen werden sollte, Trotz bot. Endlich sah ich noch auf dem Vendôme-Platz vor dem Hause des Commandanten einen Offizier, der zu Ihrem Hofstaat zählte, wie er junge Rekruten Ihrem Dienste abspenstig zu machen suchte.

Der König langte inzwischen an; er war ja nunmehr unser Souverän. Es wurde ein Tag bestimmt, an welchem Diejenigen, welche die Ehre gehabt hatten, Ludwig XVI vorgestellt zu sein, in den Tuilerien empfangen werden sollten. Ich folgte als berechtigt der Aufforderung. Welche Erinnerungen in den mir so wohl bekannten Räumen!

Als der Staatsrath neu formirt werden sollte, schrieb ich an den Kanzler, daß ich im alten Staatsrath als Berichterstatter über eingegangene Bittschriften funktionirt hätte, und wenn dies kein Grund sei, ausgeschlossen zu werden, so bäte ich ihn, mich dem König als Staatsrath vorzuschlagen. Ich blieb ohne Antwort, und da mich Alles, was ich in Paris sah, traurig stimmte, so ging ich nach London zu alten Freunden, — allein, ich fand in London das wieder, was mich aus Paris verscheucht hatte: denselben Festjubel, dieselben Demonstrationen! Während meines Aufenthaltes an der Themse fand in der Heimath die Neuorganisation der Marine statt; einer meiner alten Bekannten, der Chevalier de Grimaldy, war daran

betheiligt; ich kam bei ihm um die Gewährung des Titels eines „überzähligen Schiffskapitäns“ ein, indem ich zugleich auf jede Pension verzichtete. Inzwischen wurde die Lage immer mißlicher, eine Katastrophe schien unvermeidlich — sie trat ein, nachdem ich zehn Monate lang mit dem größten Unwillen den Ereignissen zugesehen hatte.

Sonnabend, 25. November.

Unwohlsein. Die Constitution des Kaisers. Strapazen.

Der Kaiser ist seit mehreren Tagen unwohl, scheint jedoch auf dem Wege der Besserung; seine Constitution ist durchaus keine starke, seine Gliedmaßen sind zwar wohlgenährt, aber das Fleisch schlaff; er hat eine sehr breite Brust, aber doch für gewöhnlich eine belegte Stimme; den Geruch von Farbe kann er nicht ausstehen, gewisse Speisen üben einen nachtheiligen Einfluß aus, Feuchtigkeit kann er nicht vertragen. Nein! Von Eisen ist dieser Mann nicht, und doch den größten Strapazen durch die Kraft seines Willens gewachsen. Es hat wohl nie ein Souverän mit seiner geistigen Thätigkeit soviel körperliche Ausdauer vereint. Der Ritt von Valladolid nach Burgos mit verhängtem Zügel — 35 spanische Meilen in $5^1/_2$ Stunde — d. h. mehr als 7 Meilen in der Stunde — ist ja berühmt geworden. Der Kaiser war wegen der Gefahr, von Guerillas überfallen zu werden, mit einem zahlreichen Gefolge aufgebrochen, ein großer Teil desselben blieb unterwegs liegen so daß der Kaiser, nur von Wenigen noch gefolgt, eintraf. Auch der Ritt von Wien nach dem Semmerig (18 bis 20 Meilen) wird angeführt: er frühstückte und kehrte sogleich wieder um. Eines Tages meldete sich ein russischer Offizier (Courrier) bei ihm in Fontainebleau, der direkt von St. Petersburg kam und nur 12 oder 13 Tage gebraucht hatte. Napoleon lud ihn zur Jagd ein; der

Courrier hatte sich wohl, abzulehnen gescheut: er kam im Walde zu Falle und es dauerte lange, ehe man ihn aufgefunden hatte. Ich selbst habe erlebt, daß im Staatsrath der Kaiser 8 bis 9 Stunden verhandelte, und daß er ebenso frisch, wie er zu Anfang gewesen war, denselben schloß. Ich habe ihn auf St. Helena 10 oder 12 Stunden hintereinander lesen sehen. Nach seiner Rückkehr aus Moskau, oder von Leipzig, bemerkte er vor dem Staatsrath, dem er die traurigen Ereignisse bekannt machte: „Man hat das Gerücht verbreitet, ich hätte drüben graue Haare bekommen. Sie sehen, daß es nicht wahr ist (er wies bei diesen Worten auf seine Stirn) und ich werde noch ohne daß es geschieht, ganz anderen Ereignissen Stand zu halten wissen." Der Kaiser nahm seine Mahlzeiten sehr unregelmäßig und aß nur sehr wenig. „Man kann," sagte er öfters, „vom Zuvielessen krank werden, vom Zuwenigessen nie." Er hält vierundzwanzig Stunden ohne Nahrung aus, nur um Appetit am anderen Tage zu haben. Noch mäßiger ist er im Trinken, ein einziges Glas Madeira oder Champagner genügt, um seine Kräfte wieder zu beleben, ihn heiter zu stimmen. Er schläft sehr wenig und zu unregelmäßiger Zeit; erwacht er, so liest er, oder arbeitet, um nachher wieder zu schlafen. Vom Mediciniren hält der Kaiser Nichts, Arzneien nimmt er nicht; die Natur habe ihm, pflegte er zu sagen, zwei werthvolle Gaben verliehen. Die eine: den Schlaf zu jeder Stunde, an jedem Ort, sodann die Unmöglichkeit, in Bezug auf Essen und Trinken Excesse zu begehen. „Würde ich es thun," fügte er hinzu, „so würde mein Magen das Ueberflüssige sofort wieder von sich geben."

Sonntag, 26. bis Dienstag, 28. November.

Meine Besuche in Longwood. Die Höllenmaschine.

Ich habe heute, nachdem der Kaiser vollständig wieder hergestellt ist, einen Ausflug nach Longwood in Gesellschaft von Frau Bertrand gemacht: vor unserem Wagen waren sechs Ochsen gespannt. Der Eindruck, den ich empfing, war kein vortheilhafter und als mich der Kaiser bei meiner Rückkehr ausfrug, wußte ich nichts Besseres zu sagen als:

„Sire! Hier sind wir in einem Käfig, dort liegen wir in der Pferche!"

Es war in diesen Tagen viel von Verschwörungen die Rede, welche es auf das Leben des Consuls oder Kaisers abgesehen hatten. Die berüchtigte Höllenmaschine, der so viele Menschen zum Opfer fielen, war nach einer Idee der Jacobiner von Royalisten ausgeführt. Eine Anzahl von Jacobinern, von Septembriseurs, hatten beschlossen, sich des ersten Consuls zu entledigen; sie hatten zu dem Zweck eine Bombe von 15 oder 16 Pfund Schwere erdacht, die sie in den Wagen werfen wollten und die in demselben durch das Auffallen von selbst explodiren sollte, außerdem, um im Wurf sicherer zu sein, sollten auf einer Strecke Weges Fußangeln ausgestreut werden, um die Pferde plötzlich aufzuhalten. Der Arbeiter, der mit der Anfertigung der Bombe betraut war, setzte die Polizei in Kenntniß und die Verschwörer wurden in dem Augenblick ergriffen, als sie in der Nähe des Jardin des Plantes einen Versuch anstellten: die Explosion war eine furchtbare. Der erste Consul, zu dessen System es gehörte, diese Verschwörungen so wenig wie möglich bekannt zu geben, wollte auch in diesem Falle keine Verfolgungen. Eingesperrt aber wurden die Schuldigen doch: im Ge-

fängniß trafen sie mit Royalisten zusammen, die ein Attentat auf den ersten Consul mittelst Windbüchsen versucht hatten; diese wurden nun die Mitverschworenen.

Es ist höchst merkwürdig, daß an dem Abend des Attentats der erste Consul einen so großen Widerwillen verspürte, die Tuilerien zu verlassen; er war auf einem Canape eingeschlafen und man mußte ihm Degen und Hut bringen, um ihn zu ermuntern. Im Wagen schlief er sogleich wieder ein, riß aber plötzlich die Augen auf und sagte er habe eben geträumt, er ertränke im Tagliamento — in dem Augenblick erfolgte die Explosion. Mit den Worten: „wir sind unterminirt", wandte er sich an Lannes und Bessières, die mit ihm im Wagen saßen. Ein Wunder oder vielmehr die Trunkenheit des Kutschers rettete die Herren; der Kutscher fuhr mit rasender Geschwindigkeit darauf los. Man hielt die Jacobiner für die Schuldigen und es wurden viele deportirt, ein Zufall aber führte auf richtigere Wege: drei- oder vierhundert Droschenkutscher veranstalteten dem Kutscher des ersten Konsuls zu Ehren ein Festessen. Während des Tafelns wandte sich einer der Theilnehmer an den Helden des Tages und sagte demselben: er wisse wer ihm den Streich gespielt habe. Er wurde sofort festgesetzt und die Untersuchung ergab eine ganz neue Fährte: Chouans mußten die Attentäter sein. Es wurden sogleich Detectives nach dem Morbihan, dem Hauptquartier der Chouans, geschickt, und diese waren im Stande, die Verbrecher, die gar kein Geheimniß aus ihrer Schandthat machten, zu bezeichnen.

Mittwoch, 29., Donnerstag, 30. November.

Characteristische Aeußerungen des Kaisers.

Es kam die Rede auf die Gesetze der civilisirten Völker. „Mein Codex", sagte der Kaiser, „hat durch seine

Einfachheit in Frankreich mehr Gutes geschaffen als die Masse der ihm vorangegangenen Gesetze. Unter meiner Regierung haben die Verbrechen rasch abgenommen, während sie in England in erschrecklicher Weise zunahmen.*) Das genügt, um sich von beiden Regierungen einen Begriff zu machen."

Freitag, 1. bis Sonntag, 3. December.

Die Guiden. Ein deutscher Offizier. Ein Hund.

Nach dem Uebergange über den Mincio, auf der Verfolgung des Feindes, nahm Napoleon Quartier in einem Schloß am linken Ufer. Er hatte Kopfschmerzen und nahm ein Fußbad. Ein versprengtes, ziemlich ansehnliches feindliches Truppencorps kommt den Fluß herauf bis vor das Schloß. Napoleon war sozusagen allein; die Schildwache am Thor hat gerade Zeit genug, das Thor zu schließen und den Alarm zu geben. Napoleon muß mit nur einem Fuß bestiefelt durch den Garten Reißaus nehmen. Da eine derartige Gefahr sich häufig wiederholen konnte, so wurden Guiden, bestimmt seine Person zu beschützen, eingeführt.

Die Art und Weise, wie Napoleon den Krieg in Italien führte, war etwas noch nie Dagewesenes. Der Feldzug war kaum eröffnet, als auch schon die ganze Lombardei überschwemmt war. Die Belagerungsarbeiten vor Mantua fanden mitten in feindlichen Heeresabtheilungen

*) Im Jahre 1801 kamen in Frankreich auf je eine Million seiner Bewohner 26 Todesurtheile; zehn Jahre später war der Procentsatz um zweidrittel geringer, es gab nur noch 9 auf je eine Million. In England sind 1801 212 Todesurtheile, 1811 376 auf eine Million zu verzeichnen. In Frankreich gab es 1812 an Armen, die den Gemeinden zur Last fielen, 30000 auf 43 Millionen Einwohner, in England machten sie 1/4 der Bevölkerung aus. 4,250,000 Arme gab es, die den Gemeinden zur Last fielen. (Montvéran.)

statt. In der Nähe von Pizzighitone begegnete der General en chef einem höheren deutschen Offizier, der eben gefangen worden war. „Nun“, redete ihn Napoleon an, „wie geht es?“ Der Deutsche, der den General nicht kannte, erwiderte: „Sehr schlecht! Ich weiß garnicht wie das enden soll. Man hat uns hierher geschickt, um uns zu schlagen: ein junger Hitzkopf greift einen rechts, links, von vorn und von hinten an — man weiß nicht mehr was man thun soll. Diese Kampfweise ist völlig unerträglich; ich, was mich betrifft, bin froh, daß es nun ein Ende hat.“ Im weiteren Verlauf des Gespräches erzählte Napoleon, wie er einst in stiller Mondnacht beim Besuch eines Schlachtfeldes, von welchem man die Todten noch nicht entfernt hatte, bei einer Leiche oder einem Schwerverwundeten einen Hund bemerkte, der heulend hin und her lief, seinem Herrn über das Gesicht leckte und heulend wieder daherkam. „Ich blieb ergriffen von dem, was ich sah, halten. Welche Geheimnisse birgt doch unsere Gefühlswelt! Ohne jede innere Bewegung, trockenen Auges hatte ich eben noch Bewegungen angeordnet, die den Verlust eines großen Theiles der Unsrigen zur Folge hatten, nun sah ich tief erschüttert drein und war schmerzlich bis zu Thränen gerührt — vom Geheul eines Hundes!“

III.

Die Uebersiedlung nach Longwood.

Sonntag, 10. December 1815.

Der Kaiser bestieg um 10 Uhr Morgens das Pferd, welches man für ihn vom Cap der guten Hoffnung hatte kommen lassen, er war in der Uniform der Garde-Jäger. Von unserem Hause nach Longwood nähert sich der Weg zunächst dem Orte Briars, biegt dann nach rechts ab und erreicht ein kleines aufsteigendes Plateau; im Hintergrunde erhebt sich ein neuer Felskamm, der im Diana-Pic seinen höchsten Gipfel erreicht; rechts zeigen sich in romantischer Lage einige Niederlassungen, von Gärten umgeben, links der starre Fels, der die Masse der Insel bildet, und ein, eine tiefe Schlucht hinabsteigender Pfad. Diesen schlugen wir ein und erreichten nach etwa zwei Meilen Weges ein kleines schlechtes Häuschen „Huts gate" genannt und bestimmt, als Wohnung für den Großmarschall und dessen Familie zu dienen. Einige Schritte weiter bildet das sich abwärts schlängelnde Thal einen kreisförmigen Felsenschlund, „des Teufels Punsch-Bowle" genannt; von hier aus ist dann Longwood bald erreicht. Vor dem Thore des Hauses war eine

Wache aufgestellt; der Admiral zeigte uns die Localitäten und dem Kaiser gefiel alles recht gut. Longwood ist eine einfache Farm, die man dem Untergouverneur als Wohnung eingeräumt hatte, um ihm als Landaufenthalt zu dienen; es gehört zu den höchstgelegenen Wohnstätten auf der Insel; die Temperatur ist im Durchschnitt um 10 Grad niedriger als in den Thälern; das Plateau, auf welchem Longwood liegt, reicht ziemlich bis an den östlichen Felsenrand der Insel. Der Wind, oft recht heftig, fegt stets in derselben Richtung darüber hin; vieler und plötzlich eintretender Regen trägt dazu bei, daß man den Unterschied der Jahreszeiten kaum gewahr wird. Wind, Wolken, Feuchtigkeit wechseln in ununterbrochener Reihenfolge mit einander ab. Die Temperatur, stets gleichmäßig milde, ist wohl keine geradezu ungesunde, die Vegetation trotz des vielens Regens dürftig, vom Winde zerzaust, von der Hitze versengt, — das Wasser, durch eine Leitung herbeigeführt, ist so ungesund, daß unser Vorgänger, der Untergouverneur, es vor dem Gebrauch stets kochen ließ; wir mußten seinem Beispiel folgen. Die Bäume, welche von weitem dem Ganzen einen freundlichen Ausdruck gaben, sind Gummibäume, d. h. eigentlich sind es Staudengewächse, wenig Schatten bietend. Der Meeresspiegel und ein Kranz zerklüfteter Felsen bilden den Horizont. Angenehm kann der Anblick von Longwood nur für den sein, der von langer Meerfahrt ausruhen will; wenn er an einem schönen Tage eintrifft, so mag er vielleicht von dem bizarren Reiz der Landschaft bewältigt ausrufen: O wie schön ist es hier! Das ist nur ein Moment! Die Bewunderung weicht der Melancholie des Eindrucks, die für immer zurückbleibt! Man betritt das Haus in Longwood durch einen Neubau, welcher als Vorzimmer und Speisesaal zugleich dient, von da einen Salon, dann einen dunklen Raum; eine Thür zur rechten Hand führt aus dem-

selben in die zwei kleinen Wohnzimmer des Kaisers, das eine davon wird als Schlafzimmer benutzt, ein außen entlang laufender Corridor dient als Badezimmer; den Räumen des Kaisers gegenüber, d. h. zur linken Hand des dunklen Gemachs, welches später als Eßzimmer benutzt wurde, lagen die Wohnräume für Mme. de Montholon, ihren Gemahl und ihren Sohn; später wurde in demselben die Bibliothek untergebracht. Außerhalb von dieser Gruppe von Gemächern lag der mir angewiesene, mit der Küche in Verbindung stehende Raum, eine im Plafond angebrachte Oeffnung, zu der eine Schiffsleiter hinaufführte, vermittelte die Verbindung zwischen ihm und dem meinem Sohne angewiesenen Bodengelaß. Fenster, Betten waren ohne Vorhänge, die Mobilien dürftig. Der Großmarschall mit Frau und Kindern wohnte zwei Meilen entfernt, in dem schon genannten Huts gate. General Gourgand und der Arzt*) wurden einstweilen in einem Zelte untergebracht, welches sie mit dem wachhabenden englischen Offizier theilten; später erhielten sie besondere Räume, die zur Zeit von Matrosen des Northumberland hergerichtet wurden. Eine Art Garten umgab das Haus, gerade gegenüber, durch eine ziemlich tiefe Schlucht vom Hause getrennt, lagerte das 53. Regiment, das Posten ringsum auf den die Umgegend beherrschenden Höhen ausgestellt hatte.

*) Es war der Schiffsarzt des Northumberland, Doctor O'Meara, der sich freiwillig angeboten hatte, als er hörte, daß Napoleon ohne Arzt von England abreisen sollte. Sein edelmüthiger Entschluß fand unsererseits die höchste Anerkennung, das englische Ministerium aber hatte eine andere Auffassung und hat seinem hochherzigen Landsmann durch Chicanen, empörende Ungerechtigkeiten aller Art das Leben verbittert. — O'Meara hat seinem Lande, seinem Herzen, hat der Humanität Ehre erwiesen!

Freitag, 15. und Sonnabend, 16. December.

Die Einrichtung. — Die Beziehungen der Gefangenen untereinander. — Eigenthümliche Seiten im Character des Kaisers.

Es waren ihrer elf Personen in der Umgebung des Kaisers, die den persönlichen Dienst hatten: Marchand, erster Kammerdiener; St. Denis, genannt Aly, zweiter, Noverraz, ein Schweizer, dritter Kammerdiener; Santini, Thürlackei. Die Gruppe der Livreetragenden: die Piqueure, 2 Gebrüder Archambault, Gentilini, Lackei. Für den Küchendienst bestimmt: Cypriani, Oberkoch, ein Corse (starb auf St. Helena) Pierron, Küchenmeister, Lepage, Koch, Rousseau, Silberdiener. Das übrige Gefolge war wie folgt eingetheilt: Der Großmarschall hatte die Oberaufsicht über das Ganze, Herr von Montholon den Haushalt, Gourgaud den Stall unter sich; mir selbst war eine Art von Kämmererposten, den ich jedoch bald wieder abgab, anvertraut. Diese Ernennungen hatten allerhand Eifersüchteleien und Verdrießlichkeiten zur Folge. Wir waren ja ursprünglich einander ganz fremd gewesen, der Kaiser intervenirte meist versöhnend, zuweilen auch scheltend. Ich habe bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß zwei Haupteigenschaften den Charakter Napoleons markirten: ein starkes Gerechtigkeitsgefühl und der natürliche Drang, sich Freunde zu erwerben; sein Zorn mochte noch so hell auflodern, von dem zurückbleibenden Gerechtigkeitsgefühl war stets noch soviel vorhanden, daß er der Vernunft Gehör gab. Deshalb war Der, der bei ihm in Ungnade fiel, so gut wie sicher, daß er eines Tages rehabilitirt werden würde. Hatte sich Napoleon einmal an Jemanden gewöhnt, so meinte er, er könne sich nie wieder von ihm trennen; er wird auf Fehler aufmerksam, er tadelt sich selbst seiner Wahl wegen, er schilt, sogar oft in derben Ausdrücken — das Alles aber sind bei ihm nur neue Bindemittel!

Montag, 18., Dienstag, 19. December.

Der Tageslauf. — Briefe des Kaisers.

Das Diner wurde, seit wir in Longwood waren, zwischen 8 und 9 Uhr aufgetragen. Bei Tisch saß rechts neben dem Kaiser Mme. de Montholon, links von ihm meine Wenigkeit, Montholon, Gourgaud und mein Sohn an der entgegengesetzten Seite der Tafel. Man saß höchstens 10 Minuten bei Tisch; in dem neben dem Speisesaal gelegenen Salon wurden Dessert und Kaffee gereicht; hernach Stellen aus Molière, Racine, Voltaire u. s. w. vorgelesen. Dann wurde Reversi gespielt, um 10 oder 11 Uhr zog man sich zurück. Im Laufe der gestrigen und heutigen Unterhaltung war viel die Rede von den Briefen Napoleons an die beiden Kaiserinnen und von seiner Hieroglyphenschrift. Marie Louise pflegte er mit „Ma bonne petite Louise" anzureden, Josephine duzte er. Man erinnerte an die Benachrichtigung der letzteren von dem Siege bei Friedland, die also schloß: „Du wirst mit Kanonen schießen lassen, Cambacérès ein Bulletin veröffentlichen." Nach dem Tilsiter Friedensschluß habe ich selber folgende Mittheilung an Josephine entziffern dürfen:

„Die Königin von Preußen ist in der That sehr liebenswürdig, sie ist mir gegenüber voller Koketterie; aber darum brauchst Du nicht eifersüchtig zu sein: ich bin das Wachstuch, an dem Alles abgleitet; es würde mir zu theuer zu stehen kommen, wollte ich den Galanten spielen."

Sehr charakteristisch aber ist ein Brief an Josephine in Beantwortung der Vorwürfe, welche ihm diese wegen seiner rohen Bemerkungen über die Königin von Preußen gemacht hatte.

„Ich erhielt Deinen Brief. Du scheinst mir böse zu sein über das Schlechte, was ich von den Frauen sagte.

Es ist ja wahr, daß ich ränkeschmiedende Frauen über Alles hasse, ich bin an gute, sanfte, versöhnliche Frauen gewöhnt, es sind die, die ich liebe. Haben sie mich verdorben, so ist es nicht meine Schuld, sondern die Deinige. Uebrigens wirst Du sehen, daß ich gegen Eine, die sich gut und gefühlvoll zeigte, Frau von Hatzfeld nämlich, sehr gut war. Als ich ihr den Brief ihres Mannes vorwies, rief sie unter Thränen, tiefbewegt und ohne Ziererei: „Ja, es ist seine Schrift!" Der Ton ihrer Stimme ging mir durch und durch, die Frau that mir leid und ich sagte ihr: Wohlan, Madame, werfen Sie diesen Brief ins Feuer, ich fühle nun nicht mehr die Kraft, Ihren Mann zu verurtheilen. Sie verbrannte den Brief und schien nun ganz glücklich. Ihr Mann verhielt sich seitdem still. Zwei Stunden später wäre er verloren gewesen. Du siehst also, ich liebe die guten, natürlich sanften Frauen: denn sie allein gleichen Dir . . ."

Sonntag, 24. December.

Der Kaiser gegen die Popularität.

„Es ist an der Popularität nicht viel," sagte der Kaiser. „Sehen Sie Ludwig XVI, er war der populärste, der gütigste Monarch — und wie war sein Schicksal! Man soll dem Volke gebührend dienen, aber sich nicht darum kümmern, ihm zu gefallen. Das beste Mittel, es für sich zu gewinnen ist das, ihm Gutes zu thun, nichts ist gefährlicher, als ihm zu schmeicheln. Hat es hernach nicht das Alles, was es haben will, so wird es stutzig und glaubt, man wäre wortbrüchig; leistet man ihm alsdann Widerstand, so steigert sich sein Haß um so höher, je mehr es sich für getäuscht hält. Die erste Pflicht eines Fürsten ist offenbar die, das zu thun, was das Volk will; aber das, was das Volk will, ist fast nie das, was es sagt: seine Wünsche, seine

Bedürfnisse sollen weniger in seinem Mundwerk liegen, als im Herzen des Fürsten."

Montag, 25. December.

Die Verwundungen des Kaisers.

Heute war ich bei des Kaisers Toilette zugegen. Er zeigte mir in seinem linken Schenkel ein Loch, in welches man einen Finger hätte stecken können und sagte, es wäre die Wunde von einem Bajonettstich, den er vor Toulon bekommen habe. Marchand, der ebenfalls zugegen war, erlaubte sich die Bemerkung, daß man an Bord des Northumberland davon wisse; ihm habe einer von der Mannschaft gesagt, es wäre ein Engländer gewesen, der dem Kaiser die erste Wunde beigebracht hätte. „Man hat mich," bemerkte darauf Napoleon, „für unverwundbar inmitten des Schlachtgewühls ausgegeben; dies ist daher gekommen, weil ich gern ein Geheimniß aus meinen Verwundungen machte." Es wären, fuhr er fort, bei der Belagerung von Toulon ihm drei Pferde unter dem Leibe erschossen worden; in dem italienischen Feldzuge wäre es ebenso gewesen; bei der Belagerung von Saint-Jean d'Acre seien es 4 oder 5 gewesen; er selber wäre häufig verwundet worden. Bei Regensburg wäre ihm durch eine Kugel ein Hacken verwundet worden; bei Eßling oder Wagram — er wußte nicht genau wo — habe eine Flintenkugel ihm den Stiefel aufgerissen und das linke Bein gestreift; bei Arcis-sur-Aube 1814 sei ihm der Hut vom Kopfe geschossen, auch ein Pferd getödtet; nach der Schlacht von Brienne, als er nach seinem Nachtquartier ritt, wäre er von Kosacken überfallen worden; den einen habe er mit eigner Hand zurückgestoßen, gegen die andern sich mit gezogenen Degen vertheidigt, mehrere Kosacken wären neben ihm getödtet worden. „Was dem Ereigniß in meinen Augen noch einen ganz besonderen Reiz gab," fügte er hinzu,

„war der Umstand, daß sich dasselbe in der Nähe eines Baumes zutrug, den ich soeben als denjenigen erkannt hatte, unter welchem ich als 12jähriger Schüler so oft im Grase gelegen hatte, vertieft in Tasso's „befreites Jerusalem."

Sonnabend, 27. Januar.

Der Kaiser bei Jena und Eylau persönlich in Gefahr. Die Truppen Rußlands, Oesterreichs und Preußens. Corbineau, Lannes, Bessières, Duroc.

Während unseres heutigen Diners brachte General Bertrand das Gespräch wieder auf das Thema vom 25. vorigen Monats und sagte, das, was ihn stets am meisten in Erstaunen versetzt hätte, wäre der Moment gewesen, da in der Schlacht bei Eylau der Kaiser, nur von wenigen Offizieren des Generalstabes begleitet, beinah umgerannt wäre von einer 4 bis 5000 Mann starken russischen Kolonne. Der Kaiser wäre zu Fuß gewesen. Berthier habe nach den Pferden gerufen, der Kaiser jedoch seinem Generalstabschef einen zürnenden Blick zugeworfen und befohlen, ein Bataillon Garde solle vorrücken. Während dem wäre der Kaiser auf demselben Fleck stehen geblieben und hätte nur gerufen: „welche Keckheit, welche Unverschämtheit". Als die Russen die Grenadiere anrücken sahen, machten sie Halt. Es war die höchste Zeit! Der Kaiser, welcher zugehört hatte, ergriff das Wort und bemerkte, das schönste Manöver, welches er je gemacht habe, gehöre dem Schlachtfelde von Eckmühl an, er hat jedoch Näheres leider nicht gesagt, sondern schnell hinzugefügt:

„Der Erfolg im Kriege hängt derartig vom Blick des Feldherrn, vom Augenblick ab, daß die Schlacht von Austerlitz, glänzend gewonnen, verloren gewesen wäre, hätte ich sechs Stunden früher angegriffen. Die Russen

schlugen sich brillant, ihre Armee von Austerlitz hätte die Schlacht an der Moskwa nicht verloren. . . .

Marengo! Das war die Schlacht, in welcher sich die Oesterreicher am besten schlugen, ihre Haltung war bewundernswerth — allein auf jenem Schlachtfelde haben sie auch ihren Ruhm begraben.

Die Preußen bei Jena haben nicht den Widerstand geleistet, den man von ihrem Ruf erwartet hätte. Die Massen von 1814 und 15 aber waren Nichts neben den Soldaten von Marengo, Austerlitz und Jena." Am Abend vor der Schlacht bei Jena, erzählte der Kaiser, habe er in großer Gefahr geschwebt; er hätte verschwinden können ohne eine Spur zu hinterlassen. Er wäre in der Dunkelheit den feindlichen Bivaks zu nahe gekommen, es wären nur wenige Offiziere bei ihm gewesen. Die Vorstellung. welche man sich von der preußischen Armee machte, habe die ganze Welt in Spannung erhalten; man meinte, sie wäre vor Allem zu Angriffen bei Nacht disponirt. Als der Kaiser in's Lager zurückkehrte, wurde von einem seiner eignen Vorposten auf ihn geschossen, der Schuß war ein Alarmschuß für die ganze Linie. Dem Kaiser blieb nichts übrig, als sich platt auf die Erde zu legen, bis sich der Irrthum aufgeklärt hatte.

Bei Marengo erinnerten sich die Oesterreicher wohl des Siegers von Castiglione, Arcola und Rivoli; um ihnen etwaige Befürchtungen zu nehmen, war das Gerücht verbreitet, Napoleon sei in Aegypten gefallen, und der erste Consul, von dem man jetzt spreche, wäre der Bruder des gefallenen Generals. Das Gerücht hatte eine solche Verbreitung gefunden, daß, um es zu beseitigen, Napoleon sich in Mailand öffentlich zeigen mußte. Der Kaiser bemerkte auch, daß das, was ihn auf den Schlachtfeldern am schmerzlichsten berührt habe, doch der Tod Guibert's und der Corbineau's gewesen wäre. Ersterer wurde bei Abukir

durch die Brust geschossen, die Kugel wäre durch und durch gegangen, der Unglückliche jedoch noch nicht todt gewesen; von tiefer Rührung ergriffen wandte sich Bonaparte hinweg. Corbineau wurde, als der Kaiser ihm gerade einen Befehl ertheilt, vor dessen Augen von einer Vollkugel in eine unkenntliche Masse verwandelt. Auch die letzten Augenblicke Lannes hätten bei ihm, sagte Napoleon, einen tiefen Eindruck gemacht. Lannes, ursprünglich nur zum Niedersäbeln zu brauchen, habe angefangen, großes Talent zu offenbaren... Man kam dann auf Duroc zu sprechen, auf dessen Charakter und dessen Privatleben. „Duroc", sagte der Kaiser, „steckte voll innerer Leidenschaftlichkeit, die man bei seinem kalten, gemessenen Aeußeren gar nicht vermuthet hätte; er war im Dienst die Pünktlichkeit selbst — es dauerte lange, ehe ich einen Blick in die Falten seines Inneren that. Duroc war von moralischer Unbescholtenheit." Er habe zu Anfang des Dresdner Feldzuges zwei Männer verloren, deren Leben für ihn großen Werth gehabt hätte: Bessières und Duroc. Als er den Letzteren, der schwer verwundet auf dem Schlachtfelde lag, aufsuchte, bat ihn derselbe um Opium. Der Kaiser wurde so ergriffen, daß er hinweg ging; seine Stimmung hielt den ganzen Rest des Tages vor; alle die sich einstellten, um Befehle in Empfang zu nehmen, wurden auf den anderen Tag verwiesen. Duroc stammte aus Nancy; von den Anfängen seiner Carriere war schon die Rede; sein Tod erfolgte in einer für den Kaiser kritischen Epoche. Duroc war ein treuer Freund, mehr dem Menschen Napoleon zugethan als dem Kaiser Napoleon! Neben Duroc fiel bei Reichenbach, am Tage nach der Schlacht von Wurzen, zu gleicher Zeit der verdiente Ingenieur General Kirchner.

Bessières wurde, als die Elitetruppe der Guiden geschaffen wurde, als der Tapfersten Einer zu deren Com-

mandeur ernannt; von da an blieb er an der Spitze der Gardetruppen, sowohl den des Consulats als den des Empire. Bessières war gut, menschenfreundlich, edelherzig; am Vorabend der Schlacht von Lützen, bei einer Revision der Posten, wurde er von der tödtlichen Kugel ereilt. Die irdischen Ueberreste dieser beiden treuen Freunde ließ Napoleon im Invalidendom beisetzen.

Mittwoch, 7., Donnerstag, 8. Februar.

Die Nachricht vom Tode Murat's.

Die Fregatte „La Thébaine“ ist vom Cap der guten Hoffnung angelangt und brachte Zeitungen. In einer derselben stand die Mittheilung, daß Murat in Calabrien erschossen worden wäre. Ich verdolmetschte gewöhnlich den Inhalt der englischen Zeitungen. Bei der Nachricht vom Tode Murat's rief der Kaiser, indem er nach meinem Arm griff:

„Die Calabreser sind doch menschlicher, edelsinniger als die Menschen, die mich hierher schickten. Erschossen! Murat erschossen! Todt Der, welcher die Ursache an unseren Unglücksfällen von 1814 war! Damals hätte Murat uns vor dem Sturz in den Abgrund retten können, . . . er legte den Vicekönig am Po lahm, anstatt mit demselben vereint die Engpässe Tyrols zu forciren, in Deutschland einzufallen, auf Basel zu rücken und den Verbündeten in den Rücken zu fallen.“

Der Kaiser auf Elba lehnte jeden Verkehr mit dem verrätherischen König von Neapel ab, allein als er wieder in Frankreich war, schrieb er Murat, daß er ihm verzeihen, ihm einen Bevollmächtigten schicken wolle, um ihm den Besitz seiner Staaten zu garantiren u. s. w.

„Es stand nun einmal im Buch des Schicksals geschrieben“, sagte der Kaiser, „daß Murat uns schaden sollte; er hat uns Verderben gebracht als er uns verließ,

er brachte uns Verderben als er allzu hitzig sich für uns erklärte! Er kannte nicht Maaß, nicht Ziel, griff aufs Geradewohl die Oesterreicher an; ohne genügende Hülfsmittel mußte er untergehen."

Der Kaiser hatte während dem bereits Unterhandlungen mit Oesterreich angeknüpft — es unterliegt keinem Zweifel, daß Murat's unvorsichtiges, voreiliges Auftreten einen Strich durch die Rechnung machte.

Die angeknüpften Verhandlungen schlugen nunmehr fehl, auf Napoleon fiel der Verdacht, er treibe eine unlautere Politik: Oesterreich zog die Hand von ihm zurück.

Napoleon wird meist für einen Wüthrich, für unbeugsam, unversöhnlich ausgegeben. Dies ist falsch; er war auch nicht rachsüchtig, er war im Stande, das schlimmste, ihm zugefügte Unrecht zu verzeihen; machte sich wohl gern Luft in Verwünschungen und heftigen Worten: das aber war Alles! Murat hatte Verrath, niedrigen Verrath am Kaiser verübt; flüchtend suchte er Schutz in Toulon.

„Ich hätte ihn", sagte Napoleon „mit nach Waterloo genommen, aber die Armee war so patriotisch, so gradsinnig, daß es mir zweifelhaft erschien, ob sie Den, der als Verräther seines Vaterlandes galt, dulden würde. Ich traute mir nicht Einfluß genug zu, um ihn zu stützen, und doch — wer weiß, ob er uns nicht zum Siege verholfen hätte! Was wir brauchten während der Schlacht, das war das Durchbrechen von 3 oder 4 englischen Carrés, dazu war Murat geschaffen wie Keiner; man konnte sich keinen Cavallerie-General denken, der so entschlossen, so tapfer, so brillant im Kampfe war."

Eine Parallele zwischen den Verhältnissen zu ziehen, unter denen Napoleon in Frankreich und Murat in Neapel landete, ist ganz unmöglich. Murat's Unternehmen war eine Chimäre, wenn der Erfolg ausblieb. „Ich trat",

sagte Napoleon, „als der Erwählte des Volkes auf, ich war in den Augen des Volkes legitim; Murat war nicht einmal Neapolitaner, seine Proclamation war schaal und leer in Bezug auf Thatsachen. Ferdinand von Neapel mußte in ihm einen Insurrections-Fälscher erkennen, was er auch that, denn er hat ihn als solchen behandelt.“

„Welcher Unterschied zwischen mir und ihm! Vor meiner Ankunft schon, war über ganz Frankreich ein und dieselbe Stimmung verbreitet. Ich landete, meine Proclamation giebt der Stimmung Worte, Jedermann liest darin, was das Herz ihm sagt. Frankreich war unzufrieden: ich seine Zuflucht! Das Leiden und die Arznei stimmten zu einander. — Das ist die Erklärung für das elektrische Fluidum, das ohne Beispiel in der Geschichte ganz Frankreich durchzuckte, als ich landete. In der Natur der Dinge lag die Ursache der Bewegung; von Verschwörung war keine Rede, der Aufschwung, die Erhebung war eine allgemeine; kein Wort wurde gesprochen, aber Einer verstand den Andern. Die Bevölkerung strömte zu Massen herbei, um den Befreier seines Weges ziehen zu sehen. Das erste Bataillon, welches ich in Person für mich gewann, zog die ganze Armee nach sich. Ich ging nicht, ich wurde nach Paris getragen, die Regierung, ihre Beamten verschwanden ohne weiteres wie die Wolken im Sonnenschein. Und wenn ich“, so schloß der Kaiser, „in die Hände meiner Feinde gefallen wäre, so war ich doch nicht das Haupt einer Insurrection, sondern ein von ganz Europa anerkannter Souverain — ich hatte meinen Titel, mein Banner, meine Truppen — ich überzog den Feind mit Krieg.“

Freitag, 9. Februar.

Spanien unter Ferdinand.

Wir kamen bei Tisch auf die spanischen Guerillas und ihrem berühmten Chef zu sprechen. Portier hatte gerade seinen Aufruf wider die Tyrannei Ferdinands verbreitet, als Napoleon von Elba zurückkehrte. „Diejenigen Spanier", sagte der Kaiser, „welche sich meiner Invasion am hartnäckigsten widersetzt hatten, welche sich einen Namen gemacht hatten durch ihren Widerstand gegen mich, wandten sich jetzt an mich. Sie hätten gegen mich gekämpft, sagten sie, weil sie in mir den Tyrannen vermuthet hätten, sie kämen jetzt, um mich als Befreier anzurufen. Sie ersuchten mich um eine nur geringfügige Summe um sich selbst zu befreien und in ihrem Lande eine Revolution, ähnlich derjenigen heraufzubeschwören, die soeben in Frankreich gespielt hatte. Wäre ich Sieger bei Waterloo gewesen, so wäre ich ihnen zu Hülfe gekommen . . Ferdinand mag in seiner Wuth sein Scepter noch so fest packen, es wird eines schönen Tages seinen Händen entschlüpfen, wie ein Aal!"

Sonnabend, 10. Februar.

Ueber Aegypten.

Schon sein längerer Zeit gebe ich dem Kaiser Unterricht im Englischen, er macht gute Fortschritte. Heute lasen wir in der englischen Encyclopädie den Artikel „Nil" miteinander. Der Vorschlag, den der große Albuquerque dem Könige von Portugal gemacht hatte, den Nil, ehe derselbe in das Thal von Aegypten eintritt, in das rothe Meer zu leiten, wodurch Aegypten zur Wüste geworden wäre, interessierte den Kaiser außerordentlich, wie Alles, was gigantisch und großartig ist. Er hielt, wie Bruce, die Idee wohl für ausführbar.

Sonnabend, 24. Februar.

Rückkehr von Elba.

Vor einem Jahre, etwa um diese Zeit, hatte Napoleon Elba verlassen, Erinnerungen bestürmten ihn. Der Groß-Marschall erinnerte daran, daß es der 26., ein Sonntag, gewesen wäre; die Messe habe früher stattgefunden als sonst, um Zeit für das Diktiren der Befehle zu haben. Am Nachmittag hätte man sich in Bewegung gesetzt; allein am andern Morgen um 10 Uhr wäre man zum nicht geringen Schrecken aller Freunde auf der Insel noch in Sicht derselben gewesen.

Sonntag, 26. Februar.

Die Güte Napoleons. — Das Theater.

Ein liebenswürdiges Wort! Der Kaiser sprach heut von seinen nunmehr beendeten Diktaten über die italienischen Feldzüge: „Diese Feldzüge werden Ihren Namen tragen — der aegyptische den Bertrand's.*) — Ich wünsche, daß das Werk Ihre Tasche fülle, es wird Ihnen immerhin 100000 Francs eintragen, Ihrem Namen aber eine ebenso lange Dauer geben, wie der Erinnerung an meine Schlachten." Früher hatten wir nach Tisch gewöhnlich Reversi gespielt, jetzt hatte man die Karten aufgegeben und es wurde etwas vorgelesen. Theaterstücke waren besonders beliebt; Racine wurde vom Kaiser vor Allem bewundert, nächst diesem Corneille, für Voltaire hatte er nicht viel übrig und meinte, derselbe wäre zu schwülstig, liebte zu sehr die klingende Phrase, Voltaire kenne weder die Menschen, noch die Dinge, noch die Wahrheit, noch verstünde er die großen

*) Der Kaiser hatte dem Großmarschall den „Feldzug in Aegypten" diktirt.

Leidenschaften zu schildern. Ein andermal sprach der Kaiser von den Dramen und nannte sie die Tragödien der Kammerzofen, sie könnten nach seiner Meinung höchstens eine Vorstellung vertragen, mit jeder folgenden müßten sie verlieren. Eine gute Tragödie hingegen gewönne mit jedem Tage mehr. Die vornehme Tragödie wäre eine Schule für große Männer, und es wäre Pflicht der Souveräne, gute Tragödiendichter zu ermuntern, ihre Werke zu verbreiten. Es wäre nicht nöthig, daß man Dichter wäre, um eine Tragödie beurtheilen zu können, nur Kenntniß der Menschen und der Dinge dieser Welt wäre erforderlich, man müsse geistige Schwungkraft haben, man müsse ein Staatsmann sein.

„Die Tragödie", rief er, „erwärmt die Seele, stärkt das Herz, sie kann, sie soll Helden schaffen — vielleicht ist Frankreich für einen Theil seiner großen Thaten unserm Corneille Dank schuldig: ja — wenn Corneille noch lebte, würde ich ihn zum Prinzen machen!"

Der berühmte Tragöde Talma kam oft in des Kaisers Nähe. Napoleon schätzte ihn hoch und beschenkte ihn reich. Als der erste Consul Kaiser geworden war, cirkulirte in Frankreich das Gerücht, er nähme Unterricht bei Talma in Bezug auf Posen, Bewegungen und Costüme. Als Napoleon hiervon erfuhr, sagte er scherzend: „Nun, hätte ich nicht soviel zu thun, ich könnte meine freie Zeit ja gar nicht besser verwerthen." Dann ertheilte er Herrn Talma eine kleine Lection. „Racine," sagte er, „hat den Orest ungeschickter Weise etwas albern hingestellt und Sie überladen ihn noch damit; im „Tod des Pompejus" spielen Sie Cäsar nicht wie es dem großen Charakter geziemt. Im „Britannicus" betonen Sie nicht genug den Tyrannen in Nero." Es ist bekannt, daß in der That Talma die genannten Rollen später in ganz anderer Auffassung gab.

Sonntag, 3. März.

Der Einfall in England.

Der Kaiser ist unwohl und tief verstimmt, er sagte er wäre ein todter Mann und gut, unter die Erde gebracht zu werden. Er hustet Nächte lang. Ich mußte ihm von London erzählen und von den Emigranten; plötzlich frug er: „Man fürchtete meinen Einfall in England, nicht wahr? Wie war die öffentliche Meinung in ihrer Stimmung? Pitt hatte, das kann ich Ihnen sagen, eine richtige Auffassung für die dem Lande drohende Gefahr; er trug mir in dem Moment, als ich zum Schlage die Hand erhob, ein Bündniß an. Die englische Olygarchie hat nie in so großer Gefahr geschwebt. Ich hatte die Möglichkeit einer Landung im Auge. Ich verfügte über die beste Armee, die es je gegeben hat, über die von Austerlitz. Vier Tage hätten mir genügt, um in London zu sein. Ich wäre nicht als Eroberer eingezogen, sondern als Befreier; ich hätte einen Wilhelm III gemacht, aber mit mehr Edelsinn, mit mehr Selbstverläugnung. Meine Armee war so wohl disciplinirt, daß sie sich in London nicht anders aufgeführt hätte wie in Paris. Man hätte keine Contributionen, eingetrieben, wir hätten den Engländern gegenüber nicht die Sieger, sondern die Brüder gespielt, die ihnen ihre Freiheiten, ihre Rechte wiederbrachten. Ich hätte gesagt, sie sollten selber Hand an ihre Regeneration legen, sie wären uns gegenüber in Bezug auf politische Gesetzgebung die älteren, wir wären nur da, um uns an ihrem Glück, ihrem Wohlergehen zu erfreuen. Nach wenigen Monaten schon wären beide Nationen, einst so erbitterte Feinde, mit einander verschmolzen gewesen durch politische Principien, wie durch Interessen ... Von dort wäre ich dann ausgezogen, um unter den Bannern der Republik, ich war damals noch

Consul, von Süden nach Norden Europa zu seiner Wiedergeburt zu verhelfen, die ich später nahe daran war, von Norden nach Süden durchzuführen, unter monarchischen Principien: wieviel Leiden, die uns bekannt sind, wieviel Leiden, die wir noch nicht kennen, wären dem armen Europa erspart geblieben. Niemals ist ein für die Interessen der Civilisation großartigerer Plan mit so edelmüthigen Absichten entworfen worden, und ist seiner Ausführung so nahe gewesen. Und — das ist gewiß ein auffälliger Umstand — die Hindernisse, an denen ich scheiterte, sind mir nicht durch die Menschen, sondern durch die Elemente erwachsen. Im Süden war es das Meer, im Norden der Schrecken des Winters, der Brand von Moskau; so haben sich wider mich Wasser, Luft und Feuer, hat die gesammte Natur sich wider mich gewendet — das waren die Feinde einer allgemeinen Wiedergeburt!"

„Man glaubte", fuhr er nach einer Pause fort, „mein Einfall in England wäre nur eine Drohung, weil man keine Mittel sah, um sie versuchen zu können; allein ich operirte im Geheimen; ich hatte alle unsere Schiffe zerstreut vertheilt. Die Engländer mußten hinterher rennen an allen Ecken und Enden der Welt; unsere Schiffe aber hatten Befehl plötzlich, alle auf einmal, unerwartet zurückzukehren und sich in Masse an unserer Küste zu sammeln, ich mußte 70 - 80 französische Schiffe im Canal La Manche haben; zwei Monate lang wäre ich der Gebieter gewesen. Ich hatte 3—4000 kleine Fahrzeuge, welche nur auf das Signal warteten. Meine 100 000 Mann übten sich Tag für Tag in schnellem Ein- und Ausschiffen, sie waren voll von Eifer und gutem Willen. Mein beabsichtigtes Unternehmen erfreute sich großer Popularität, ja ein großer Theil der Engländer wünschte dasselbe herbei. War die Landung glücklich vollzogen, so brauchte ich nur auf eine Schlacht zu rechnen, deren Ausgang nicht zweifelhaft

sein konnte; der Sieg brachte uns nach London. Die Terrainverhältnisse hätten einen kleinen Krieg ausgeschlossen, meine Haltung, meine moralische Führung hätte das Uebrige gethan. Das englische Volk seufzte ja unter dem Joch der Oligarchie: es war nur nöthig, seinen Stolz zu schonen und es hätte uns gehört, wir wären in seinen Augen Verbündete gewesen, um es zu befreien. Wir hätten uns bei ihm mit Worten voll magischen Zaubers, mit den Worten „Freiheit und Gleichheit" eingeführt."

Dienstag, 5. März.

Die kaiserliche Hofhaltung.

Der Kaiser erging sich heute des Längeren und Breiteren über die Errichtung seines Hofes und machte dabei, indem er von der Regelung der Etiquette und der Verleihung von Titeln sprach, die keinerlei Prärogativen Raum gaben und nur einen harmlosen Leckerbissen für die Eitelkeit Vieler darstellten, die charakteristische Bemerkung:

„Wie viele, im Uebrigen hervorragende Männer, sind nicht den Tag über mehr als einmal Kinder!" Die alten berühmten Familien Frankreichs bewarben sich eifrig um Stellungen am Kaiserhof, was Napoleon willkommen war, da ihm eine Verschmelzung des Alten mit dem Neuen, ein Ausgleich feindlicher Partheien so wünschenswerth erschien.

Sonntag, 10. bis Dienstag, 12. März.

Ney's Processirung. — Der Wagen Napoleons bei Waterloo verloren — Die Dresdner Zusammenkunft — Prinzeß Pauline.

In Paris fand zu dieser Zeit der Proceß Ney's statt; der Kaiser, der in seinen englischen Studien gut vorgeschritten war und die englischen Zeitungen geläufig lesen

konnte, verfolgte das Schicksal seines alten Waffengefährten mit der größten Theilnahme. Derselbe schwebe, wie er meinte, in großer Gefahr: „Der König“, sagte Napoleon, „ist seiner Pairs sicher, und diese sind zweifellos sehr entschlossen, sehr empört, allein das kleinste Ereigniß, ein frischer Luftzug . . was weiß ich . . und trotz aller Bemühungen des Königs, und trotz allem was sie in eignem Interesse für geboten halten, können plötzlich diese Pairs auf den Gedanken kommen, Ney nicht zu verurtheilen.“ — „Die Franzosen“, fügte er hinzu, „sind geborene Frondeurs, aber keine Verschworenen; sie sind leichtfertig, veränderlich, sie sind wie die Wetterfahnen auf den Dächern, die sich von jedem Lüftchen bewegen lassen.“ Bei der weiteren Durchsicht der englischen Zeitungen kamen wir auf einen Artikel zu sprechen, der von dem bei Waterloo verlorenen Reisewagen des Kaisers handelte. In dem Artikel war ein genaues Verzeichniß aller im Wagen gefundenen Gegenstände vorhanden, darunter auch von einem kleinen Etui mit Likören die Rede, und hinzugefügt, der Kaiser habe es sich ja an Nichts fehlen lassen; an dem reich ausgestatteten Necessaire aber könne man sehen, wie gründlich der Kaiser Toilette zu machen verstehe u. s. w. „Ja denken denn diese Engländer, ich wäre ein wildes Thier“, rief entrüstet Napoleon, „macht denn ihr Prinz von Wales, zwar eine Art von Stier, ein Apis, nicht ebenso Toilette wie bei uns ein Jeder, der nur etwas Erziehung genossen hat?“ Daß der Kaiser für seinen Unterhalt überhaupt große Summen ausgab, ist falsch, er lebte im Gegentheil sehr einfach und räumte seinen Mahlzeiten nur äußerst wenig Zeit ein. Seine Feldküche functionirte vortrefflich, er brauchte nur zu sagen, er wolle speisen und war auch schon bedient, „es wäre magisch gewesen“, so wiederholte er oft selber. Er hat 15 Jahre lang stets den nämlichen Burgunderwein getrunken (Chambertin), den er gern trank

und der ihm gut bekam; dieser Wein begleitete ihn auf seinen Feldzügen in Deutschland, Spanien und Rußland. Daß sich Künste, Luxus, raffinirte Eleganz die Hand reichten, um aus dem Leben an seinem Hofe etwas Andere in Erstaunen Setzendes zu machen, ist unbestritten. Von den zahllosen Gegenständen, die sich in dem Reisewagen vorfanden, und die in dem Artikel genau beschrieben waren, kannte der Kaiser die wenigsten selbst.

Der Kaiser kam am andern Tage auf einige Einzelheiten der berühmten Dresdener Zusammenkunft zu sprechen, sie fand statt als der Kaiser auf dem Gipfel seiner Macht angelangt war, er den König der Könige darstellte. Da weder der Kaiser von Oesterreich noch der König von Preußen mit ihren Hofstaaten erschienen waren — der Zar Alexander hielt weder in Tilsit noch in Erfurt Hof — so waren sie die Gäste Napoleons. Diese Hofhaltungen schilderte der Kaiser als sehr schlichte, dürftige, bürgerlich einfache. Er bestimmte selbst die Etiquette für seine Gäste, er gab den Ton an. Er gab dem Kaiser Franz den Vortritt, worüber dieser entzückt war; er, inmitten von Luxus und Pracht, erschien wie ein Nabob Indiens. In Dresden wie in Tilsit überschüttete er Alle, die sich ihm nahten, mit Diamanten.

Als wir dem Kaiser erzählten, es wäre damals in Dresden kein einziger Soldat und der Hof oft in arger Besorgniß um die Sicherheit seiner Person gewesen, war er ganz erstaunt; er hatte zu seinem Schutz in der That nur sächsische Garde-du-Corps.

„Das ist egal“, meinte er erwidernd, „ich war inmitten einer so guten Familie, so wackerer Leute, daß mir nichts zustoßen konnte. Alle liebten mich; auch jetzt noch, dessen bin ich sicher, betet der gute König von Sachsen ein Vaterunser und ein Ave für mich. Ich habe“, fügte er

nach einer Weile hinzu, „das Schicksal dieser armen, guten Prinzessin Auguste auf dem Gewissen: ich that sehr unrecht! Als ich von Tilsit zurückkehrte, empfing ich in Marienwerder einen Kammerherrn des Königs von Sachsen, der mir einen Brief des Königs einhändigte. In demselben stand: „Ich erhalte soeben ein Schreiben des Kaisers von Oesterreich, in welchem derselbe um die Hand meiner Tochter anhält. Ich schicke Ihnen das Schreiben, damit Sie mir sagen, was für eine Antwort ich geben soll." Ich bin in einigen Tagen in Dresden, antwortete Napoleon, und von dort aus verhinderte er die in Rede stehende Heirath. „Ich that", so wiederholte er nochmals, „sehr unrecht: ich befürchtete, der Kaiser werde mir den König von Sachsen abtrünnig machen! Im Gegentheil: die Prinzessin Auguste hätte mir den Kaiser Franz zugeführt — ich wäre nicht hier!"

Napoleon arbeitete in Dresden sehr viel, und Marie Louise, die darauf bedacht war, jede müßige Stunde des Kaisers für sich in Anspruch zu nehmen, verließ kaum das Palais, um keine zu verlieren. Der Kaiser Franz, der garnichts that und sich langweilte, obwohl er den ganzen Tag über in der Stadt herumlief, konnte sich keinen Vers aus dieser Absperrung machen; er glaubte es geschehe nur, weil man sich ein gewisses Relief zu geben wünschte. Die Kaiserin von Oesterreich war eifrig bemüht, Marie Louise in Bewegung zu bringen, sie bezeichnete ihr stetes Zuhausesitzen als eine Lächerlichkeit und hätte auch gar gern Marie Louise gegenüber die Schwiegermutter gespielt, die jedoch nicht Willens war, sich dies gefallen zu lassen: sie waren Beide beinah gleich alt! Oft kam sie des Morgens zu Marie Louise, wenn dieselbe bei der Toilette war und kramte in deren Luxusgegenständen und Reichthümern — sie nahm stets Etwas mit!

„Die Herrschaft Marie Louises", bemerkte der Kaiser,

„war eine kurze, sie hatte jedoch alle Ursache, sich derselben zu freuen, denn die Erde lag ihr zu Füßen.“

Einer von uns warf hier die Frage auf, ob die Kaiserin von Oesterreich nicht die geschworene Feindin Marie Louises gewesen wäre. „O, es war nichts wie ein kleiner, an Höfen oft vorkommender Haß“, bemerkte Napoleon, „Abscheu tief im Herzen, versteckt hinter den Zeilen täglich eintreffender Briefe voll Zärtlichkeit und Schmeicheleien.“

Gegen Napoleon war die österreichische Kaiserin hingegen sehr zuvorkommend, außerordentlich cocett, so lange er anwesend war; war er fort, so war sie auch gleich bemüht, ihm Marie Louise abspenstig zu machen durch die allerschlimmsten, malicösesten Invectiven. „Dabei“, sagte der Kaiser, „war sie nicht ohne Geschick und Geist, sie hatte davon soviel, daß sie zu ihrem Gemahl zärtlich sein konnte; dieser aber wußte genau, wie wenig es zu bedeuten hatte. Ihre Gesichtszüge waren angenehm und hatten etwas Pikantes; sie hatte überhaupt etwas Eigenartiges: es war eine hübsche kleine Betschwester! Was den Kaiser Franz betrifft, so kennt man ja seine Gutmüthigkeit, die ihn zum Opfer jedes Intriganten machte, sein Sohn wird ihm auch ähnlich sehn. Der König von Preußen als Privatmann ist loyal, gut und ehrenhaft, als Politiker jedoch ein sich in die Nothwendigkeit fügender Mann; man ist Herr über ihn, solange man die Macht hat und ihm die Faust zeigt. Der Kaiser von Rußland steht unendlich viel höher: er ist geistreich, gewandt, wohl unterrichtet; er kann leicht bezaubern, allein — man soll sich vor ihm hüten; er ist nicht offen, es ist ein Grieche aus der letzten Zeit des römischen Reiches! Er ist nicht ohne Ideologie, gleichviel, ob dieselbe erheuchelt oder wahr ist Es ist kaum glaublich und doch wahr: er stellt die Erblichkeit in der Souveränität als einen Mißbrauch hin; ich habe mehr

als eine Stunde dazu verwendet, meine ganze Beredsamkeit und Logik ins Spiel bringen müssen, um ihm zu beweisen, daß in dieser Erblichkeit Friede und Glück der Völker liege. Vielleicht hat er mich nur hinters Licht geführt, denn er war falsch, schlau, verschlagen — er kann es weit bringen. Wenn ich hier auf dieser Insel sterben muß, so wird er mein Erbe in Europa sein. Ich allein könnte ihn aufhalten, wenn er mit seiner tartarischen Sündfluth ankäme. Das ist eine große, eine permanente Krise für Europa, namentlich für Konstantinopel; er hat sie sich von mir gewünscht, mir viel deswegen geschmeichelt, allein ich habe stets gethan, als ob ich nichts hörte. Das osmanische Reich, so morsch es ist, blieb für uns beide der trennende Punkt: es war der Sumpf, der mich verhinderte, meine rechte Flanke zu entwickeln. Anders stehen die Dinge in Bezug auf Griechenland! Griechenland bedarf eines Befreiers — das wäre eine schöne Ruhmeskrone: er würde für alle Zeiten seinen Namen neben dem des Homer, des Plato, des Epaminondas verzeichnen — vielleicht war ich nicht allzuweit von diesem Ziele. Als ich in dem italienischen Feldzug am adriatischen Meer anlangte, schrieb ich an das Direktorium, vor mir läge das Reich Alexanders. Später knüpfte ich Verbindungen mit Aly Pascha an, und als man uns Corfu nahm, hätte man dort Munition und volle Ausrüstung für eine Armee von 40 bis 50000 Mann finden müssen. Ich hatte Karten von Macedonien anfertigen lassen, von Serbien, von Albanien. Griechenland, der Peloponnes wenigstens, wird derjenigen Macht zufallen welche Aegypten besitzt; wir hätten es sein müssen. Weiter im Norden als unabhängiges Königreich Konstantinopel mit seinen Provinzen, um alsdann wider die russische Machtfülle zu dienen — ebenso wie man glaubte, es Frankreich gegenüber thun zu sollen, indem man das Königreich Belgien schuf."

Wir kamen dann plötzlich ohne rechten Zusammenhang auf die Launen der Frauen zu sprechen. „Nichts", meinte der Kaiser, „deutet bei ihnen so klar auf Rang, gute Erziehung, feinen Ton, als Gleichmäßigkeit im Charakter und das beständige Verlangen zu gefallen. Sie müssen stets sich selbst in der Hand haben, müssen wissen, daß sie stets auf der Scene sind. Diese beiden Frauen*) waren so; sie waren gewiß in ihren Eigenschaften außerordentlich verschieden, in den angeführten Punkten aber waren sie einander gleich. Ich bin bei keiner der Zeuge übler Laune gewesen; sie waren unausgesetzt bemüht, mir zu gefallen."

Es fiel die Bemerkung, daß Marie Louise sich gerühmt hätte, Alles, und wäre es auch ein schwer herbeizuschaffender Gegenstand gewesen, erlangen zu können, sobald sie in Thränen ausbrach.

Der Kaiser lachte und meinte, es wär für ihn eine ganz neue Entdeckung: in Bezug auf Josephinen wäre der Argwohn wohl berechtigt, aber Marie Louise? Der Kaiser wandte sich hier an die Damen Bertrand und Montholon und rief: „Ja, meine Damen, nach einer gewissen Richtung hin sind sie Alle gleich."

Ausgehend von den Kaiserinnen, kam Napoleon auch auf seine Schwestern zu sprechen, und namentlich auf die Prinzessin Pauline. Sie war ohne Zweifel die hübscheste Frau in Paris; die Künstler, bemerkte Napoleon, wären sämmtlich dahin einig gewesen, daß sie der Mediceischen Venus in Nichts nachstünde; ihre Erscheinung war elegant, sie war voll Grazie. Es wurde daran erinnert, daß die Prinzessin, die bekanntlich auf Elba war, dort den General Drouot derartig in ihre Netze gefangen habe, daß derselbe ihr das Geheimniß des Aufbruchs von Elba acht

*) Die beiden Kaiserinnen.

Tage vorher in einem Schäferstündchen mitgetheilt habe.*) „Da erkennt man wieder recht die Frauen und ihren gefährlichen Einfluß", rief der Kaiser. Als darauf von irgend Jemandem behauptet wurde, die Prinzessin Pauline habe während ihres Aufenthaltes in Nizza einen besonderen Posttrain gehabt, der ihr täglich Modeneuigkeiten aus Paris zu bringen hatte, rief der Kaiser: „Wenn ich das gewußt hätte, so hätte ich bald ein Ende gemacht; ich hätte sie gehörig abgekanzelt, aber wenn man Kaiser ist, erfährt man von dieser Art Dingen nie etwas." Der Kaiser, sehr nachdenklich geworden und von seinen Gedanken in andere Geleise gezogen, ging mit großen Schritten auf und ab.

„Ich hatte", sagte er plötzlich, als spräche er zu sich selbst, „das schönste Reich der Erde geschaffen und ich war für dasselbe zur Nothwendigkeit geworden so sehr, daß ich hier auf meinem einsamen Felsen mir noch wie der Gebieter Frankreichs vorkomme. Man lese nur die Zeitungen." — „Welches Unglück", fuhr er wieder fort, „daß man die Bedeutung meiner Rückkehr von Elba nicht erfaßt hatte, daß man nicht einsah, daß ich der Geeignete, der Nothwendigste von Allen war, um in Europa das Gleichgewicht zu erhalten. Aber die Könige und Völker haben Furcht vor mir gehabt; darin hatten sie Unrecht, das kann ihnen theuer zu stehen kommen. Ich kam zurück, ein neuer Mensch. Sie aber konnten es nicht glauben, konnten nicht denken, daß ein Mensch eine so starke Seele habe, um seinen Charakter umzuformen, und sich aufgenöthigten Umständen zu fügen. Und doch hatte ich davon Proben abgelegt und Unterpfand gegeben. Ich bin kein Mann der halben Maaßregeln. Ich wäre ohne Bedenken ein constitutioneller Monarch, der Erhalter des Friedens ge-

---

*) General Drouot hat mit voller Berechtigung Protest gegen dieses Gerücht erhoben, man wird weiterhin das Nähere finden.

worden, wie ich der der Diktatur, der großen Unternehmungen gewesen war. Und nun denke man ein kleinwenig nach über die Furcht der Könige und der Völker. Wovor mochten die Könige Furcht haben? Zitterten sie vor meinem Ehrgeiz, vor meinen Eroberungen, vor einer Universalmonarchie? Meine Macht, meine Kräfte waren doch nicht mehr dieselben! Außerdem hätte ich ja nur gesiegt und erobert, indem ich mich selber vertheidigte.

Das ist eine Wahrheit, welche die Zeit mehr und mehr enthüllen wird. Europa hörte nicht auf, Frankreich, seine Grundsätze, mich zu bekämpfen, wir mußten entweder zuschlagen oder mußten geschlagen werden. Die Coalition bestand fort; öffentlich oder im Geheimen, zugegeben oder abgeleugnet, gleichviel! Sie war in Permanenz: die Verbündeten allein konnten den Frieden schaffen. Wir aber, wir waren ermüdet; die Franzosen schreckten davor zurück, vom Neuem als Eroberer aufzutreten. Hält man mich für unempfänglich den Reizen der Ruhe und der Sicherheit gegenüber? Ruhm und Ehre forderten Andres von mir. Mit unserem Zweikammersystem wäre es mir ja, auf eigene Faust den Rhein zu passiren, unmöglich gewesen. Und weshalb hätte ich dies vorhaben sollen? Um meiner Universalmonarchie willen? Ich habe doch nie Spuren von Blödsinn gezeigt, das Mißverhältniß zwischen Plan und Mitteln fiel doch in die Augen. Wenn ich nahe daran war, diese Universalmonarchie zu schaffen, so war es ohne Berechnung geschehen und kam daher, daß man mich Schritt für Schritt dahin geführt hatte. Die letzten Anstrengungen, um dahin zu gelangen, wären nicht der Rede werth gewesen, war es denn so unvernünftig, sie zu versuchen. Bei meiner Rückkehr von Elba aber konnte eine ähnliche Idee, ein so unmögliches Resultat mich als vernünftigen Menschen nicht mehr beschäftigen. Die Souveräne hatten also von meinen Waffen nichts zu fürchten.

Befürchteten sie etwa, ich möchte sie mit anarchischen Ideen überschwemmen? Sie wissen doch aus Erfahrung, wie ich über diesen Punkt denke. Sie haben mich Alle im Besitz ihrer Länder gesehen — wie bin ich nicht dazu gedrängt worden, dieselben zu revolutioniren, die Bewohner gegen sie aufzustacheln! Obwohl ich auf ihre Veranlassung der „moderne Attila", „Robespierre à cheval" genannt worden bin, so wissen sie im Grunde ihres Herzens doch, woran sie sind in Bezug auf mich. Wäre ich so gewesen, ich wäre wohl heute noch Herrscher, sie aber würden es sicherlich nicht mehr sein! Zwei Systeme standen mir zur Verfügung: den Fürsten Vernunft beizubringen durch ihre Völker, oder die Völker mit Hülfe ihrer Fürsten in den sicheren Hafen zu geleiten. Man weiß, wie schwierig es ist, ein Volk aufzuhalten, daß erst einmal in Bewegung gesetzt ist: es war deshalb angezeigt, ein wenig auf die Weisheit der Fürsten zu zählen. Das war ein Irrthum! In ihrer blinden Leidenschaft haben sie gegen mich entfesselt, was ich gegen sie im Zaune gehalten hatte. Sie werden ja sehen!

Fühlen sich diese Herren vielleicht verdunkelt dadurch, daß ein einfacher Soldat in den Besitz einer Krone gelangt war? Befürchteten sie das Beispiel? Die Umstände, die Feierlichkeiten, die meine Erhebung begleiteten, meine Bereitwilligkeit, ihre Sitten zu den meinigen zu machen, mich mit ihrer Lebensführung zu identificiren, mich mit ihrem Stamm, ihrer Politik zu verbinden, schlossen doch die Thore vor neuen Conkurrenten. Hat man die Unterbrechung der Legitimität im Auge, so behaupte ich, es war vortheilhafter für sie, daß dies durch mich geschah, einen Soldaten, als durch ein Mitglied ihrer Familie. Tausende von Jahrhunderten werden dahin gehen, ehe Umstände wie die waren, welche in Bezug auf mich zur Geltung kamen, sich bei einem Anderen wiederholen!

Wovor, frage ich nun, erschreckten denn die Völker? Fürchteten sie, ich wollte sie ausplündern, sie in Ketten legen? Ich kam doch als Apostel des Friedens, als Vertreter ihrer Rechte. Diese neue Doctrin machte ja meine Macht aus, sie verletzen, hieß soviel als mich selbst verderben. Uebrigens haben die Franzosen selbst mich gefürchtet; sie waren so unvernünftig zu verhandeln, wo es darauf ankam, zuzuschlagen, sich zu zanken und zu zersplittern, als es darauf ankam, einig zu sein. War es denn nicht immerhin noch besser, mich zum Gebieter zu haben, als sich unter das Joch der Fremdlinge zu fügen? Unter solchen Umständen war ich bei meiner Rückkehr von Leipzig genöthigt, die Dictatur zu proklamiren. — Dies hätte ich auch bei meiner Rückkehr von Elba thun sollen. In der Lage, in welcher wir uns befanden, war meine Macht mit dem Vaterlande ein und dasselbe. Die Geschichte wird mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich ein Mann von Selbstverleugnung und Entsagung war. Welchen Verführungen war ich nicht während der italienischen Feldzüge ausgesetzt! England bot mir zur Zeit des Friedens von Amiens an, König von Frankreich zu werden. Ich verwarf die Friedensvorschläge von Châtillon, wies jede meine eigene Person betreffende Abmachung nach Waterloo von der Hand. Warum, weil das Alles nicht identisch mit dem Vaterlande und seinen Interessen war, mit seinem Ruhm, seiner Majestät. Darin liegt auch der Grund, daß ich trotz allen Unglücks bei den Franzosen so populär bin. Es ist eine Art Instinct, eine nachträgliche Gerechtigkeit ihrerseits. Wer hatte denn auf der Welt Schätze, wie sie mir zu Gebote standen? Ich hatte Hunderte von Millionen in meinen Kellern, mehrere Hunderte bildeten außerdem mein Extraordinarium und Alles war mein Eigenthum. Was ist daraus geworden? Sie sind auf die Bedürfnisse des Staates verwendet

worden. Mein Vermögen steckte in dem Frankreichs; in der außerordentlichen Lage, in die mich das Schicksal gebracht hatte, waren meine Schätze, die des Landes, ich war ja mit dem Wohl und Wehe desselben verschmolzen. Habe ich mich je um mich selber gekümmert? Ich hatte keine andere Freude, keine anderen Reichthümer als die des Volkes, das ging soweit, daß, als Josephine unterm Schutz meines Namens sich einige Meisterwerke der Malerei verschafft hatte, die bei mir in den Tuilerien hingen, es mir so vorkam, als wäre ich bestohlen — fehlten sie doch im Museum.

Gewiß, das französische Volk hat viel für mich gethan — aber wer hätte denn je soviel für dasselbe gethan als ich?" —

„Ja, was hatte z. B.", fuhr er nach kurzer Pause fort, „England zu befürchten. Mit unsrer neuen Konstitution, unseren beiden Kammern waren wir doch zu seinem politischen Glaubensbekenntniß übergetreten. War das nicht genug, um fortan gemeinschaftliche Sache zu machen? Die glückliche Vereinigung dieser beiden Völker, wohin hätte sie nicht führen können? Jedenfalls hatten die englischen Minister Ruhm und Gedeihen ihres Landes in der Hand, als wir neben sie traten mit unseren Kammern, unserer Constitution, ja das Schicksal, das Wohlergehen der ganzen Welt war ihnen anvertraut. Hätte ich die Engländer geschlagen, meine letzte Schlacht gewonnen, so hätte ich anderen Tages den Frieden proclamirt — wer weiß, ob die Engländer nicht eines Tages bedauern werden, bei Waterloo gesiegt zu haben.

Ich wiederhole, es hatten die Könige und die Völker Unrecht: ich hatte die Throne befestigt, den friedlichen Adel gesichert: Thron und Adel können leicht wieder in Gefahr kommen. Ich hatte den Rechten der Völker gewisse Normen, ihnen eine vernünftige Abgrenzung gegeben;

ungewisse Forderungen, Reklamationen aller Art können jetzt leicht wieder auftauchen.

Meine Rückkehr, mein Verbleiben auf dem Thron, meine diesmal unerzwungene Anerkennung durch die Souveräne hätten endgültig die Verhältnisse der Könige und die der Völker geregelt, beide Theile hätten profitirt. Heute stehen dieselben wieder unter den Fragen der Zeit, beide Theile können verlieren. Man hätte können Alles abschließen — man kann möglicher Weise von vorn anfangen; man hätte sich eine lange Zeit der Ruhe und Zufriedenheit sichern können — jetzt wird ein Funken genügen, um einen Weltbrand zu entzünden — arme, beklagenswerthe Menschheit!"

In der „Minerve Française" Theil VIII ist ein Brief Constants, welcher Napoleon bald nach dem 20. März in den Tuilerien „interviewte", abgedruckt; er enthält Aeußerungen des Kaisers, die durchaus mit oben angeführten übereinstimmen.

Mittwoch, 20. März.

Erinnerungen. — Der König von Rom.

Bei Tisch wurde bemerkt, daß heute vor einem Jahre die Umgebung des Kaisers doch eine lebhaftere gewesen wäre.

„Ich speiste in den Tuilerien zu Mittag", sagte der Kaiser, „leicht war die Sache nicht gewesen; bei einem Haar hätte es eine Schlägerei gegeben!"

Er war in der That bei seiner Ankunft durch Tausende von Offizieren und Bürgern umdrängt worden, man riß sich um ihn, er war nicht die Tuilerientreppe hinaufgegangen, er war hinaufgetragen worden — Alles war Zuneigung, Begeisterung!

Es werde heute, meinte der Kaiser, wohl mehr als Einer in Europa des Jahrestages gedenken.

Man kam dann auf den König von Rom zu sprechen, dessen Geburtstag ja ebenfalls auf den heutigen Tag

fiel; er wäre jetzt 5 Jahre alt, sagte der Kaiser und kam auf die Niederkunft der Kaiserin zu sprechen. Wir, die wir zum kaiserlichen Hause gehörten, waren samt und sonders berufen und blieben von 10 Uhr Abends an die ganze Nacht über im Schloß, zuweilen drang ein Aufschrei der Kaiserin bis zu uns. Gegen Morgen sagte der Geburtshelfer dem Kaiser, die Schmerzen hätten wieder nachgelassen und es könne sich die Sache noch lange hinziehen; worauf wir entlassen wurden und der Kaiser, der die ganze Nacht über aufgewesen war, sich in sein Badezimmer verfügte. Hier wurde er alsbald wieder durch den Geburtshelfer gestört, welcher ihm meldete, die Niederkunft sei eine überaus schwierige; der Mann schien den Kopf ganz verloren zu haben; er erklärte, Mutter sowohl wie Kind schwebten in großer Gefahr. „Mit der Mutter" bemerkte ihm der Kaiser, „werde ich ein anderes Kind haben. Benehmen Sie sich hier genau so als hätten Sie die Frau eines beliebigen Seifensieders zu accouchiren." Der Kaiser fand übrigens in der That, daß die Kaiserin in Gefahr schwebte. Das Kind hatte eine falsche Lage und es war zu befürchten, es würde ersticken. Der Kaiser wandte sich an Dubois mit der Frage, warum er keine Hülfe leiste; und als dieser erklärte, ohne daß Corvisart dabei wäre, könne er nichts thun, befahl ihm der Kaiser zuzugreifen. Als die Kaiserin die Zangen in den Händen Dubois' sah, schrie sie laut auf, der Kaiser, Frau von Montesquiou, Corvisart hielten die Kaiserin, Frau von Montesquiou hatte tröstende Worte. Dazwischen rief Marie Louise, sie würde anders behandelt als andere Frauen, sie wäre Kaiserin, man wolle sie umbringen — endlich schlug die Stunde der Befreiung; man wäre allseitig so verwirrt gewesen, meinte der Kaiser, daß man alle Etiquette außer Acht gelassen und das Kind auf den Fußboden gelegt hätte, man habe sich ausschließlich mit

der Mutter beschäftigt; das Kind habe dagelegen wie todt, Corvisart habe es endlich aufgenommen, gerieben und veranlaßt einen Schrei auszustoßen.*)

Wir sind jetzt neun Monate auf St. Helena.

Ich will ein kurzes Résumé geben: Als wir Frankreich verließen, standen wir einen Monat lang zur Verfügung des brutalen und grausamen englischen Cabinets; drei Monate nahm die Reise nach St. Helena in Anspruch. Beinahe zwei Monate währte unser Aufenthalt in Briars, der in Longwood bisher drei Monate. Es waren in Bezug auf das Wesen Napoleons zwei Episoden zu beobachten. In Plymouth verhielt er sich ziemlich passiv, er brachte dem Gange der Ereignisse eine stoische Ruhe entgegen. Während der Reise stets dieselbe Gleichgültigkeit, es kam kein Wunsch über seine Lippen; er wurde mit großem Respect behandelt, er sprach wenig, das Thema hatte meist zu seiner Person gar keine Beziehung; wer ihn in diesen Unterhaltungen beobachtete und hörte, konnte ihn, falls er es nicht wußte, unmöglich für den großen Napoleon halten. Eine andere Nuance im Wesen des Kaisers trat auf, sowie wir in Briars waren: er empfing Niemanden, arbeitete viel und schien Dinge und Menschen zu vergessen und die Entbehrungen zu übersehen, die ihm zugemuthet waren. Die Dictate nahmen sozusagen den ganzen Tag in Anspruch. Die politische Lage Europas kam garnicht in Betracht, von Empire, von Consulat, war gar keine Rede, nur von seinem Obercommando in Italien, und von seiner Kindheit und Jugend.

*) Man hielt den Neugeborenen in der That für todt; er hatte keine Wärme, bewegte sich nicht, athmete nicht; man machte wiederholt Belebungsversuche; als die Kanonen erdröhnten, bewirkte der Schall die Belebung der Organe des kaiserlichen Sprossen, der nun zeigte, daß er am Leben war.

Seit wir in Longwood, waren wir ja erst eigentlich in unserem Exil angelangt, auf uns ruhten die beobachtenden Augen Europas. Der Kaiser läßt sich Nichts mehr gefallen, er vertheidigt Zoll bei Zoll seine Stellung gegenüber den Uebergriffen und Beleidigungen, die ihm nicht erspart bleiben. Wir freuten uns indeß zu sehen, daß die Beweise der Hochachtung bei den Engländern zuzunehmen schienen. Jetzt war die Lage Europas das viel ventilirte Thema unserer Unterhaltung. Napoleon gab eine Analyse der Pläne, des Verhaltens der Souveräne, er stellte dem ihrigen das seinige gegenüber; er besprach seine Regierung, zerlegte Alles vor unseren Augen. Er war stets für uns die Güte selber, sein Gemüth in Gleichmuth, und wenn er manchmal über unsere hiesigen Feinde in Zorn gerieth, so mischte sich demselben fast stets ein Lächeln oder eine sarcastische Bemerkung bei. Während der sechs Monate, die unserem Aufenthalt in Longwood vorangingen, schien das Wohlbefinden des Kaisers durchaus unerschüttert; jetzt begann er ein wenig zu kränkeln, trotzdem er ausreiten konnte und Bäder zu seiner Verfügung standen; es zeigten sich die traurigen Folgen der völlig veränderten Lebensweise, der Nahrung, des Mangels an freier Bewegung.

Sonnabend, 23. bis Dienstag, 26. März.

Der Tageslauf in Longwood. — Die Militärgerichte. — Soult, Massena.

So wie es Nacht wurde, gegen 9 Uhr ungefähr, wurden wir von Schildwachen umstellt; wir konnten trotzdem in Begleitung der wachhabenden englischen Offiziere promeniren, wir machten jedoch davon keinen Gebrauch. Wir gingen um 8 Uhr zu Tisch, der Kaiser erhob sich gewöhnlich schon nach einer Viertelstunde; dann verfügte er sich in den Salon; war er leidend und einsilbig so

hatten wir Mühe, die Zeit bis $9^1/_2$ oder 10 Uhr todtzuschlagen, war er hingegen gut aufgelegt und unterhielt sich, so kam die elfte Stunde heran, ohne daß man daran dachte. Der Kaiser, wenn er sich zurückzog, pflegte alsdann wohl zu sagen: er habe die Zeit erobert. Eines Abends kam man auf die damals in Paris tagenden Militärgerichte zu sprechen: Soult, obgleich der Anschein gegen ihn spräche, meinte der Kaiser, wäre vollkommen unschuldig; ja derselbe habe ihm eingestanden, daß er eine warme Zuneigung zum Könige habe. Die Autorität, deren er sich erfreut habe, sei eine ganz andere gewesen als unter kaiserlicher Regierung, er sei vollständig für das Königthum bekehrt worden. Massena, dessen Namen ebenfalls auf der Proscriptionsliste der Zeitungen stand, könnte möglicher Weise wegen Verrathes belangt werden, denn der Schein wäre gegen ihn; Massena habe seine Pflicht gethan bis zu dem Augenblick, da er sich erklärte, die Generäle hätten überhaupt ihre Pflicht gethan, gegen den Strom der öffentlichen Meinung hätten sie Nichts ausrichten können. Keiner hätte die Empfindungen des Volkes, die Schwere derselben in Erwägung gezogen. Carnot, Fouché, Maret, Cambacérès hätten ihm dies, sagte der Kaiser, unumwunden eingeräumt. „Wäre der König", fuhr er fort, „länger in Frankreich geblieben, er wäre vermuthlich bei irgend einer Volkserhebung umgekommen; wäre er in meine Hände gefallen, ich wäre stark genug gewesen, ihn an irgend einem von ihm beliebten Aufenthaltsort anständig zu behandeln, wie den Ferdinand in Valency . . ." Bei dieser Gelegenheit machte der Kaiser auch die Bemerkung, daß der Adel und die Emigrirten die Restauration nicht gemacht hätten; wohl aber hätte die Restauration den Adel und die Emigrirten wieder gehoben. „Mich haben", fügte er noch hinzu, „unvorhergesehene, unerhörte Katastrophen gestürzt, 500000 Mann vor den Thoren der Hauptstadt, eine noch ganz

frische Revolution, eine Dynastie, die noch nicht alt genug war . . ja, wäre ich mein Enkel gewesen! Ich bin verrathen worden von Marmont, den ich mein Kind, meinen Zögling hätte nennen können, von ihm, dem ich mein Geschick anvertraut hatte, indem ich ihn in dem Augenblicke nach Paris sandte, als er seine Verrätherrolle memorirt hatte; ich wurde verrathen von Murat, den ich vom Soldaten zum Könige gemacht hatte, ich wurde verrathen von Berthier, einem Gänserich, den ich zu einer Art von Adler gemacht hatte; ich wurde im Senat verrathen von Denjenigen der Nationalpartei, die mir Alles verdankten."

Donnerstag, 28. März.

Die Bulletins.

Der Kaiser bemerkte heute, seine soviel angegriffenen Bulletins wären mit Ausnahme von Dem, was die Nähe des Feindes anders darzustellen nöthigte, stets durchaus wahrheitsgemäß gewesen.

„In Wien, in ganz Deutschland hatte man ein gerechteres Urtheil. Wenn man sie in unsrer eignen Armee herabzusetzen gesucht und man das Wort „Lügen wie ein Bulletin" aufgebracht hat, so war das nur eine Folge von persönlichen Eifersüchteleien, von der Eigenliebe Derer, welche zu erwähnen vergessen war. Hierzu kommt unser lächerlicher nationaler Fehler, daß wir keine größeren Feinde unsrer Erfolge haben als uns selber.

Freitag, 29. März.

Klimatische Verhältnisse von St. Helena.

Fortwährend schlechtes Wetter! Die Feuchtigkeit dringt in unser Kartenhaus, ein Jeder leidet darunter Es ist

eine feststehende Thatsache, daß die Bewohner der Insel selten über fünfzig Jahre alt werden. Für uns kommen zu den ungesunden klimatischen Verhältnissen noch Entbehrungen aller Art hinzu: die Gefängnisse Europas sind der Freiheit auf St. Helena vorzuziehen! Schwer litt besonders die Gesundheit des Kaisers; wir sahen ihn vor unseren Augen dahinwelken! Eine fürchterliche Plage für uns die Ratten, die Flöhe und die Wanzen!

Sonnabend, 30. März.

Der Orient-Feldzug.

„Hätte ich“, bemerkte im Laufe des heutigen Gesprächs der Kaiser, „damals St. Jean d'Acre genommen, wie auf Flügeln, wäre die französische Armee nach Damaskus, nach Aleppo gelangt — ein Augenblick nur und sie stand an den Ufern des Euphrat: die Christen Syriens, Armeniens, die Drusen wären zu uns gestoßen, die Bewegung hätte alle Völker des Orients ergriffen.“ Einer von uns bemerkte, wir würden unzweifelhaft sehr bald durch 100000 Krieger verstärkt worden sein.

„Sagen Sie 600000“, rief der Kaiser, „wer wollte die Ziffer berechnen! Ich hätte Konstantinopel erreicht, wäre nach Indien gezogen — ich hätte der Welt ein anderes Aeußere gegeben!“

Montag, 1. und Dienstag, 2. April.

Die Wohnung des Kaisers, sein Anzug ꝛc. — Die Attentate.

Aus zwei Zimmern bestand die Wohnung Napoleons, jedes war 15 Fuß lang, 12 Fuß breit und 7 Fuß hoch; mit Nankin als Tapete war die Holzverschalung überkleidet. In einem der Räume, dem Schlafzimmer, stand das Feldbett, auf dem Napoleon jetzt den größten Theil

des Tages über liegt; Bücher in Menge sind ringsum aufgestapelt; ein kleiner Tisch steht da, an welchem er sich zum Frühstück oder Diner, wenn er es allein einnimmt, niedersetzt, am Abend steht ein dreiarmiger Leuchter mit angesteckten Lichtern darauf. Zwischen den beiden, der Thür gegenüber gelegenen Fenstern steht eine Kommode mit Wäsche, auf derselben das große Necessaire. Auf dem Kamin, über welchem sich ein kleiner Spiegel befindet, stehen zwei Porträts des Königs von Rom, von Thiebault, das eine stellt den Prinzen wie er einen Schuh anprobirt, das andere auf einem Hammel sitzend dar, zwischen den Bildern ist noch eine kleine Marmorbüste des Kindes; zwei Leuchter, zwei Flacons, zwei Tassen in vergoldetem Silber, dem Necessaire entnommen, bildeten den weiteren Schmuck des Kamins. Ueber dem Fußende des Sophas hängt ein Porträt Marie Louises, die den Kleinen auf dem Schooße hat, gemalt von Isabey. Zur Linken des Kamins darf man die große silberne Weckuhr Friedrichs des Großen nicht unbeachtet lassen; als Pendant zur Rechten hängt eine Taschenuhr des Kaisers in einer goldenen Kapsel: es ist dieselbe, die er während der italienischen Feldzüge bei sich trug, sie trägt die Chiffre B.

Die zweite Stube hat längst der Fensterwand ein Brettergestell, auf welchem eine große Anzahl von Büchern steht und liegt, auch unsre Manuscripte nach den Dictaten des Kaisers befinden sich darunter. Zwischen den Fenstern steht außerdem ein Bücherschrank; an der Wand gegenüber ein anderes Feldbett, welches der Kaiser ebenfalls in schlaflosen Nächten aufsuch. In der Mitte dieses Zimmers steht ein Tisch, an welchem der Kaiser mit uns zu arbeiten pflegt, indem er dictirt. Die Toilette macht er im Schlafzimmer; wenn er sich entkleidet, wirft er die einzelnen Gegenstände auf die Erde — wie oft habe ich nicht den Großcordon der Ehrenlegion aufgenommen, wenn er auf

dem Fußboden lag! Der Kaiser rasirt sich selbst, wobei ihn beide Kammerdiener zur Hand gehen. Der Kaiser, den ich zuweilen während seiner Toilette ohne Flanelljacke sah, ist fett, wenig behaart, und hat in seiner Körperfülle Etwas, was an die Formen der Frauen erinnert, worüber er gern scherzte. Der Kaiser pflegte sich Brust und Arme mit einer Bürste zu reiben, in Bezug auf Rücken und Schultern besorgte ein Kammerdiener das Geschäft: „Reib als wäre ich ein Esel" ruft ihm der Kaiser zu: kneift ihn wohl ab und zu, wenn er gut gelaunt ist, ins Ohr. — Etwas, was er auch in Bezug auf Andere gern und in freundschaftlichster Weise thut.

In Longwood hatte der Kaiser die kleine grüne Jägeruniform ganz abgelegt, er trug ein Jagdkostüm, das zuletzt etwas schäbig aussah: zu ersetzen war es ja nicht. Wenn wir ausgingen, setzte er stets den kleinen bekannten Hut auf — mehrere dieser Hüte sind uns von Liebhabern auf St. Helena gestohlen worden.

Eines Tages, als ich während seiner Toilette dem Kaiser Gesellschaft leistete, erzählte derselbe, daß er an 30 Verschwörungen gegen sein Leben ausgesetzt gewesen wäre, durch Acten nachweisbar; er habe, soweit es irgend angegangen, viele verheimlicht.

„Am schlimmsten", sagte er, „war die Krise in der Zeit von Marengo bis zu dem Mordversuche Georges und der Angelegenheit des Herzogs von Enghien." Was ihn gerettet habe, meinte er, wäre wohl die Unregelmäßigkeit gewesen, in der er den Tag hinbrachte. Die beiden Attentate, die ihm am gefährlichsten gewesen wären, wären das des Bildhauers Cerachi und das in Schönbrunn gewesen. Cerachi, erzählte er, habe ihn, er wäre damals Consul gewesen, zunächst verehrt, ihn jedoch als ersten Consul für einen Tyrannen gehalten und beim Verlassen der Theaterloge umbringen wollen. Der General Bonaparte habe den

Mann mit Wohlthaten überschüttet; er war zur Zeit mit der Ausführung der Büste betraut, er suchte aufs dringendste darum nach, ihm noch eine Sitzung zur letzten Correctur zu bewilligen. Der Consul aber hatte keinen freien Augenblick zur Verfügung und ließ, weil er glaubte Cerachi wäre vielleicht in Geldnoth, ihm 6000 Frcs. auszahlen, Cerachi aber hatte lediglich deshalb um eine letzte Sitzung gebeten, weil er ihn während derselben erdolchen wollte. Als Mitverschworenen hatte Cerachi einen Capitän der Armee, der, von seinem Gewissen gequält, Alles verrieth.

Der junge Mann, der in Schönbrunn das Attentat verübte, war, wie der Kaiser sagte, der Sohn eines protestantischen Geistlichen aus Erfurt, und hatte gleich nach der Schlacht bei Wagram den Entschluß gefaßt, Napoleon — und zwar während der Parade — zu tödten. Es war ihm bereits geglückt, die Postenkette zu durchbrechen, er drängte sich auch an den Kaiser heran, wurde jedoch von den Soldaten zurückgestoßen; als General Rapp eigenhändig zugriff, um ihn zu entfernen und einen harten Gegenstand unter seinem Rock fühlte, wurde er untersucht und, da man den Gegenstand als ein scharfes 1½ Fuß langes Messer recognoscirte, festgenommen.

Napoleon ließ den jungen Mordgesellen in sein Cabinet bringen und Corvisart rufen, um eine Untersuchung mit ihm vorzunehmen. Der Mensch zeigte keine Spur von Erregung, citirte vielfach die Bibel und schien seiner beabsichtigten That stolz zu sein. Er gab unumwunden zu, er habe den Kaiser tödten wollen. „Und was habe ich Ihnen gethan", frug Napoleon, „von wem sind Sie zu meinem Richter hinieden bestellt?" — „Ich wollte den Kriegen ein Ende machen." — „Und warum wandten Sie sich nicht an den Kaiser Franz?" — „An ihn? Wozu? Er ist Nichts, und dann . . . war er todt, so folgte ihm ein Anderer. Nach Ihrem Tode aber würden sofort die

Franzosen aus Deutschland verschwinden." — „Bereuen Sie Ihr Vorhaben nicht?" — „Nein." — „Würden Sie es noch einmal versuchen?" — „Ja." — „Aber wenn ich Sie begnadigen würde?" — „Dann würde ich glauben, Gott wolle es nicht mehr!" Dieser Mensch war nicht nur ein Fanatiker, schloß der Kaiser, er war wie ein wildes Thier. Man überließ ihn seinem Schicksal.

Mittwoch, 3. April.

Nach Waterloo.

„Mir waren", sagte Napoleon, der heute wiederum den kritischen Zeitpunkt nach Waterloo in seine Betrachtungen zog, „zwei Wege offen, d. h. ich konnte versuchen, mit Gewalt das Vaterland zu retten, oder ich mußte vor der allgemeinen Stimmung zurückweichen, ihr nachgeben. Ich mußte das thun, was ich that; Freund und Feind waren wider mich. Ich war allein, ich mußte weichen, da es sein mußte that ich es; ich bin nicht für halbe Maßregeln! Die Souveränetät wie einen Mantel abzulegen und wieder umzuhängen geht nicht. Die andere von den beiden sich bietenden Eventualitäten forderte eine gewaltige Kraftentwicklung: große Verbrecher waren mit schweren Strafen zu belegen. Hätte ich nicht das Andenken an mich dadurch mit eigener Hand in eine Cloake von Blut, Verbrechen, Abscheulichkeiten geworfen? Den gehässigsten Pamphletisten Recht gegeben? Ich hätte als Nero, als Tiberius vor der Nachwelt gestanden. Die hauptsächlichste Gefahr kam uns nicht von Außen, sondern aus dem Innern. Sie lag in der Unvernunft der großen Masse der Schreier; ihnen das Richtige klar zu machen, wäre unmöglich gewesen; sie hätten über den „Despoten, den Tyrannen" geschrieen, — ja es wäre vielleicht in der Hand eines Franzosen die Mordwaffe aufgeblitzt. Wie

stände alsdann die Nation in den Augen der Welt da? Nein, ich mußte thun was ich that — die Geschichte wird mir dermaleinst Recht geben!"

„Zur Verzweiflung", fuhr er nach einer längeren Pause fort, „war durchaus kein Grund, wenn ich nur die Hülfe gefunden hätte, auf die ich zählen durfte. In den Kammern lag die Hülfe. Ich eilte nach Paris, um dieselben hiervon zu überzeugen — allein ich stieß auf eine allgemeine Auflehnung; man glaubte, ich käme herbeigeeilt nur um die Kammer aufzulösen und die Dictatur zu errichten*) — damit war Alles verloren.

Man muß sich dabei wohl hüten, besondere Anklagen gegen diese Kammer im Allgemeinen zu erheben. Der

*) Als man, so hörte ich nachdem ich von St. Helena wieder in der Heimath eingetroffen war, die Rückkehr des Kaisers in's Elysee erfuhr, eilte Fouché zu allen mißtrauischen und unzufriedenen Kammermitgliedern und ließ den Kriegsruf „Zu den Waffen" erschallen: „Er (Napoleon) kommt voller Wuth zurück und ist entschlossen, die Kammern aufzulösen und sich zum Dictator zu machen. Wir aber dürfen diese Rückkehr zur Tyrannei nicht dulden." Dann wendet er den Schritt und läuft zu allen Freunden Napoleons, denen er sagt: „Wissen Sie, daß die dem Kaiser feindliche Gährung einen ungeheuren Umfang annimmt, besonders bei den Kammermitgliedern. Wir können, um ihn zu retten, Nichts weiter thun, als daß wir ihnen die Zähne zeigen und andeuten, wie leicht es dem Kaiser wäre die Kammern aufzulösen." Die Freunde Napoleons, die in diesem kritischen Augenblick leicht hinters Licht zu führen waren, machten sich Fouchés Auffassung im Allgemeinen zu eigen. Fouché aber läuft auch gleich wieder zu den aufgestachelten Kammermitgliedern und spricht zu ihnen: „Ihr seht ja, seine besten Freunde sind der Meinung, daß die Gefahr eine drohende ist. In wenigen Stunden, wenn man sich nicht vorsieht, giebt es keine Kammer mehr und man wird bereuen, daß man den Augenblick, sich zu widersetzen, hat dahin streichen lassen. In der That wir sehen eine permanente Kammer und einen abgedankten Napoleon, wir sehen ein großes Reich elenden Intriguen zum Opfer fallen." — Wie Recht hatte Napoleon, als er gelegentlich einmal sagte: Man ist sicher, den häßlichen Fuß Fouché's in allen Pantoffeln der Welt anzutreffen!

Fluch solcher vielköpfiger Körperschaften ist der, daß sie an Uneinigkeit zu Grunde gehen: sie brauchten ebenso wie die Armeen Oberbefehlshaber. Im Augenblick des hereinbrechenden Unglücks ging Alles aus den Fugen, Alles war Verwirrung!"

„Einen Augenblick lang", fuhr nachdenklich der Kaiser des Weiteren fort, „hatte ich wohl die Absicht, Widerstand zu leisten, ich wollte mich in den Tuilerien für permanent erklären inmitten des Cabinets und des Staatsrathes, die 6000 Mann Garden, die in Paris waren, zu meinem Schutz herbeirufen, und sie durch den wohlgesinnten Theil der Nationalgarden verstärken, den gesetzgebenden Körper nach Tours oder nach Blois verlegen, vor Paris die Trümmer der Armee neu organisiren, und mittelst einer Art von Dictatur für Errettung und Wohl des Vaterlandes eifrig arbeiten. Aber die große Frage war die: würde der gesetzgebende Körper gehorchen? Ich hätte ihn wohl mit Gewalt dazu zwingen können, — aber neue Schwierigkeiten mußten entstehen und ein peinliches Aufsehen wäre unvermeidlich gewesen; dann tauchte auch die Frage auf: wird das Volk gemeinschaftliche Sache mit mir machen? Wird die Armee mir unweigerlich stets gehorchen: auch in den immer von Neuem zu erwartenden Krisen? War bei der vorjährigen Rückkehr der Bourbonen nicht Alles so glatt gegangen? Mit einem Worte: ich habe sorglich das Dafür und Dawider erwogen — mir ist absolut nichts übrig geblieben, als abzudanken."

Noch einmal, wie aus tiefem Nachdenken erwachend, hob der Kaiser an: „Ich habe es Ihnen damals als ich zur Armee abging, wohl gesagt, hütet Euch, es wie die Griechen des oströmischen Reiches zu machen, welche sich mit Streitereien unter einander amüsirten, während der Sturmbock wider die Stadtmauern donnerte. —" „Der

Feind", sagte ich ihnen, „will mich von der Armee trennen; ist ihm dies gelungen, so wird er die Armee von Euch trennen und dann werdet Ihr Nichts mehr sein als eine Heerde, die wilden Thieren zur Beute fällt!"

Es wurde die Frage aufgeworfen, ob der Kaiser die Hoffnung hätte haben können, wenn der gesetzgebende Körper zu ihm hielt, das Vaterland zu retten. Napoleon gab die denkwürdige Antwort:

„In weniger als 14 Tagen, d. h. ehe die Verbündeten Zeit gehabt hätten, vor Paris zu erscheinen, hätte ich die Befestigungen vervollständigt, hätte unter den Mauern von Paris etwa 80000 Mann mit 300 Geschützen vereint. Nach einigen Tagen hätte man sich an das Feuer gewöhnt; die Nationalgarde, die Einwohner von Paris hätten genügt, um unsere Schanzen zu vertheidigen, ich hätte meine 80000 Mann disponibel in der Hand gehabt. Man weiß zur Genüge, welcher Vortheil mir hierdurch erwachsen wäre, standen die Erinnerungen von 1814 doch noch frisch vor Jedermanns Gedächtniß: Champaubert, Montmirail, Craonne, Montereau waren auch aus der Erinnerung derer noch nicht verschwunden, welche wider uns kämpfen sollten. Sie haben mich damals, wie ich hörte, als den Mann bezeichnet, der in seiner Person 100000 Mann darstellt. Niemals hat eine Hand voll tapferer Krieger solche Thaten vollbracht! Wir waren die hundertarmigen Riesen der Fabel! Paris selbst wäre in wenigen Tagen ein uneinnehmbarer Platz geworden. Die Größe der Gefahr, die geistige Aufregung, die Erhabenheit der Umstände hätten ganze Massen der Bevölkerung Frankreichs nach Paris gelockt, getrieben. Ich hätte ohne Zweifel über 400000 bei mir gehabt und die Alliirten verfügten wohl kaum über mehr als 500000 Mann. Es hätte sich ein ganz eigenartiger Kampf entsponnen. Während dem hätte ich mich mit einer Konsulta,

einer Junta, einem Volksausschuß umgeben, deren Mitglieder ich dem gesetzgebenden Körper entnommen hätte, lauter Männer von Ruf — auf diese Weise hätte ich meine militärische Dictatur in der öffentlichen Meinung, d. h. dem Urtheile des Civilstandes gestützt. Ich hätte meine Tribüne gehabt, von der aus ich ganz Europa meine Principien soufflirt hätte, sodaß die Fürsten gezittert hätten vor der Ansteckung, die ihre Völker ergreifen könnte. Sie wären in Unterhandlungen getreten oder — unterlegen!"

Donnerstag, 11., Freitag, 12. April.

Die Staatsmänner der Zeit.

Es war heute die Rede von den zur Zeit des Consulats und Kaiserreiches bekannten Staatsmännern; Cambacérès habe, sagte Napoleon, eine Vorliebe für das ancien régime gehabt, dabei sei er practisch gewesen und gegen Mißbräuche sich richtend, Lebrun hingegen wäre Neuerer, Idealist gewesen, zwischen Beiden habe der Consul Bonaparte gesteckt, wie ein ausgleichendes Moment.

Als er auf Talleyrand und Fouché zu sprechen kam, machte der Kaiser einige heftige Bemerkungen über die Unmoralität der damaligen hohen Staatsbeamten. „Ihre Leichtfertigkeit, ihre Unkonsequenz", rief er, „kam von weit her, wir waren zum Theil immer noch die alten Gallier; würden wir Stolz an die Stelle von Eitelkeit, namentlich aber die Liebe zu den staatlichen Einrichtungen an Stelle der Liebe für Staatsämter stellen, so würden wir mehr gelten!"

Seine Gedanken in dieser Richtung weiterspinnend, rief er:

„Die Souveränetät wird von der Demokratie eingeführt, erhalten aber wird sie von der Aristocratie. Meine Souveränetät hatte noch keine Wurzel gefaßt, der Geist,

der ihr hätte eigen sein müssen, kam noch nicht zu vollem Ausdruck. Im Augenblick der Krise zeigte es sich, daß sie noch zu sehr vom Drange der Umstände abhing und der Nation nicht als Anker im Sturm zu dienen vermochte, daß sie derselben auf verdunkelten Wegen nicht voranleuchten konnte.*) „Talleyrand war stets zum Verrath geneigt, er war stets der Mitschuldige des Glückes," rief der Kaiser. „Er war in Wien mit ausgedehnten Vollmachten für Friedensunterhandlungen, er prostituirte meine Politik! Vielleicht trägt er gar die Schuld an meinem Exil! Er hatte viel Talent und verstand es, dasselbe zur Geltung zu bringen. Seine Umsicht, seine Voraussicht waren groß, er verkehrte mit Freunden, als könnten sie auch seine Feinde sein, mit Feinden, als könnten sie wohl Freunde werden. Bei meiner Scheidung von Josephine stand er plötzlich der Kaiserin zur Seite, den Krieg mit Spanien hatte er eifrig betrieben, in der Oeffentlichkeit zeigte er sich als ein Gegner desselben. Er war es auch, der die Hauptschuld am Tode des Herzogs von Enghien trägt." Die Schauspielerin Rancourt habe Talleyrand wohl am besten geschildert, meinte Napoleon, wenn sie sagte: „Fragen Sie ihn irgend wonach, so ist er wie eine verzinnte Blechbüchse: es kommt Nichts heraus! Fragen Sie ihn nach Nichts, so werden Sie alsbald nicht mehr wissen, wie Sie ihm Einhalt gebieten sollen, er wird zu einer wahren Klatschbase!"

In Talleyrands Gesichtszügen war nie Etwas von seinen Gedanken zu lesen, Lannes und Murat hatten

*) Der Autor des Tagebuches entschuldigt sich an dieser Stelle besonders über das Gewirr in seinen Mittheilungen, auch über seinen oft mangelhaften Styl und bemerkt, er habe Mancherlei, namentlich Mittheilungen über Personen, eigene Auffassungen 2c. ausmerzen müssen aus dem ursprünglichen Text, um sich nicht selbst einst einer parteilichen Uebertreibung zeihen zu müssen.

wohl Recht mit ihrer Behauptung, daß, wenn man mit Talleyrand spräche und er bekäme hinterrücks einen Fußtritt vor seinen Gesäßtheil, man in seinen Gesichtszügen nicht das Geringste davon merken würde.

Napoleon war im Begriffe gewesen, ihm die Gesandtschaft in Warschau zu übertragen, aber schmutzige Geldgeschäfte, in die Talleyrand stets verwickelt war, hatten ihn abgehalten. Schließlich habe er ihm in Folge der Vorstellungen deutscher Fürsten das Portefeuille des Aeußern abnehmen müssen. Fouché, sagte der Kaiser, war der Talleyrand der Clubs, Talleyrand der Fouché der Salons! Für Fouché war die Intrigue Etwas ebenso Nothwendiges wie die tägliche Nahrung: er hatte die Manie, daß er bei Allem dabei sein wollte.

Napoleon ist vielfach getadelt worden, daß er sich 1815 Fouché's bedient hat, dessen Neigung zum Verrath ihm doch zur Genüge bekannt war; er erwiderte, als Jemand dieses Umstandes erwähnte:

„Hätte ich gesiegt, so war Fouché mir treu und er war sehr brauchbar. Wahr ist es, daß er sich Mühe gab, auf alle Fälle eingerichtet zu sein. Ich mußte siegen.“

Als 1815 der Kaiser zurückkehrte, stellte sich einer der größten Bankiers von Paris bei ihm ein, um ihm zu berichten, daß wenige Tage zuvor sich Jemand aus Wien mit Creditbriefen bei ihm eingefunden und sich unterrichtet habe, wie man am besten mit Fouché in Verbindung treten könne. Der Bankier war stutzig geworden und hatte den Kaiser unterrichtet, der seinerseits darüber erstaunt war. Die Geheimpolizei hatte alsbald den Mann mit den Creditbriefen aufgestöbert und nach dem Elysee geschafft, wo derselbe in einem Cabinet eingesperrt, später aber dem Kaiser im Garten zugeführt wurde. „Kennen Sie mich,“ frug Napoleon und fuhr, da der Fremde große Bestürzung an den Tag legte, fort: „Ich kenne alle Ihre

Schliche; wenn Sie jetzt zur Stelle ein Bekenntniß ablegen, so sollen Sie gnädig behandelt, wo nicht, so sollen Sie, sowie Sie diesen Garten verlassen, füsilirt werden." Nun folgte das Bekenntniß folgenden Inhalts: „Ich bin von Herrn von Metternich hierher an den Fürsten von Otranto geschickt worden, um demselben vorzuschlagen, er möchte einen Vertrauensmann nach Basel schicken; dieser werde dort einen anderen von Herrn v. Metternich von Wien aus abgesandten Herrn treffen, Beide könnten wir durch Erkennungszeichen miteinander verhandeln — hier sind die betreffenden Documente." — „Haben Sie Ihren Auftrag an Herrn Fouché ausgeführt?" — „Ja." — „Hat er seinen Vertrauensmann geschickt?" — „Ich kann darüber keine Antwort geben." Der Mann wurde wieder eingesperrt und eine Stunde später war ein Eingeweihter (Auditeur F.) nach Basel unterwegs; er machte sich mit dem österreichischen Abgesandten bekannt und hatte zwei längere Unterredungen mit ihm. Fouché, beunruhigt durch das Verschwinden seines Wieners, findet sich eines Tages beim Kaiser ein — ganz lustig und guter Dinge.

„In dem Saal, in welchem wir auf- und abgingen," erzählte der Kaiser, „waren mehrere Spiegel, mir machte es Spaß, ihn unbemerkt in denselben zu beobachten; sein Gesicht war verzerrt, er wußte nicht wie er die Sache, die ihn so lebhaft interessirte, zur Sprache bringen sollte. „Sire", begann er endlich, „vor 4 oder 5 Tagen ist mir Etwas zugestoßen, wovon ich Ew. Majestät keine Mittheilung gemacht habe, aber ich bin so sehr beschäftigt, bin umringt von Ränken aller Art. Ein Mann aus Wien ist zu mir gekommen mit lächerlichen Vorschlägen — und diesen Mann kann ich nicht mehr finden."

„Herr Fouché", sprach der Kaiser, „es könnte doch gefährlich für Sie sein, wenn Sie mich zum Narren hielten. Ich habe Ihren Mann und alles was dazu gehört, schon

einige Tage in meinen Händen. Haben Sie nach Basel geschickt?" — „Nein, Sire." — „Um so besser für Sie, denn wäre es anders und ich hätte die Beweise, so wäre der Tod Ihnen sicher."

Dienstag, 16. April.

Der neue Gouverneur. — Die uns abgenommene Erklärung.

Der neue Gouverneur der Insel, Hudson Lowe, wollte sich heute dem Kaiser vorstellen; derselbe aber lehnte, da er sich krank fühlte, ab und Herr Hudson Lowe entfernte sich, offenbar sehr verstimmt. Dieser Herr ist etwa 45 Jahre alt, sehr mager und vertrocknet; er hat rothe Haare und ein ganz rothes Gesicht voller Sommersprossen, aus seinen geschlitzten Augen schießt zuweilen ein versteckter Blick hervor. Die Brauen sind schwer und röthlich hell.

„Er ist abscheulich," meinte der Kaiser, „er hat eine Galgenphysionomie, vielleicht machen innere Eigenschaften gut, was die äußeren verdorben haben" — unmöglich wäre das nicht. Der Admiral Cuckburn, den er ablöste, hatte bei uns auch keinen Stein im Brett. Hatte dieser Herr doch, als wir auf St. Helena landeten, den Kaiser in eine Art von Zelle (Briars) eingesperrt, obwohl auf der Insel weit bessere Wohnräume vorhanden waren, namentlich diejenigen, welche er für sich in Anspruch genommen hatte. Er hatte sogar dem Kaiser das Spazierenreiten innerhalb des Weichbildes von Briars indirekt verboten; den Offizieren, die den Kaiser zu besuchen kamen, hatte Sir Cuckburn alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt. In Longwood hatte dieser Herr Schildwachen vor die Fenster des Hauses gestellt und dabei behauptet: dies wären Vorsichtsmaßregeln im Interesse des „Generals" selbst, ebenso daß Besucher nur auf Grund einer Erlaubnißkarte von ihm in Longwood Zutritt hatten. Sir Cuckburn gab einen Ball

und lud den „General Bonaparte" dazu ein, auch erhielt Jeder von uns eine Einladungskarte. Der Großmarschall, der im Namen des „Kaisers" ablehnend antwortete, erhielt die Antwort: „auf ganz Helena existire kein Empereur". Er verweigerte dem Kaiser die Erlaubniß an den Prinz-Regenten zu schreiben, es sei denn, daß ihm der Brief offen vorgelegt würde. Der Admiral hatte die Ausdehnung unsrer Promenaden verweigert, kurzum Grund zur Klage gegeben — trotzdem kamen wir dahin überein, daß Cuckburn kein schlechter Mensch, sogar großmüthiger Entschließungen fähig sei, daß bei ihm sehr viel in Aeußerlichkeiten läge, daß er launisch, eitel, herrschsüchtig wäre. Wir kamen dahin überein, daß Curckburn als Gefangnenwärter ein milder, menschlicher, ja zuvorkommender, daß er als unser Wirth auf der Insel ein insolenter Mensch war — wie mochte sein Nachfolger sein?

Donnerstag, 18. April.

Die Uebereinkunft der Souveräne.

Heute mußte ich dem Kaiser das „Uebereinkommen zwischen Großbritannien, Oesterreich, Preußen und Rußland, unterzeichnet am 20. August 1815", verdolmetschen, es lautete:

I. Napoleon Bonaparte ist von den Mächten, welche den Vertrag vom 20. März unterzeichnet haben, zu ihrem Gefangnen erklärt.

II. Seine Ueberwachung ist der britischen Regierung besonders anvertraut.

III. Die kaiserlichen Höfe von Oesterreich und Rußland, sowie der königliche Hof von Preußen werden Commissare ernennen, um sich dorthin zu verfügen und dort zu

verbleiben, wohin seine Majestät der König von England den Gefangnen zu schicken für gut befinden, und ohne für die Bewachung desselben verantwortlich zu sein, sich nur von seiner Anwesenheit überzeugen sollen.

IV. Se. Majestät der König von Frankreich wird gleichzeitig von den vier Höfen aufgefordert, seinerseits einen französischen Commissar an den Ort zu schicken, an welchem Napoleon detinirt wird.

V. Se. Majestät der König von Großbritannien verpflichtet sich, den Allerhöchst ihr durch gegenwärtiges Uebereinkommen auferlegten Verbindlichkeiten zu entsprechen.

VI. Das gegenwärtige Uebereinkommen wird ratificirt. p. p. Paris, 20. August im Jahre des Herrn 1815.

Der Kaiser knüpfte an meinen beendigten Vortrag einige Bemerkungen, welche ich nicht unterdrücken zu dürfen glaube.

„Wenn in Europa die Könige sicher stehn, wenn überall Ordnung ist, dann sind wir das Geld nicht mehr werth und die Mühe, die unser Aufenthalt kostet. Man wird sich unserer entledigen."

„Es sind uns", fuhr er fort, „nur zwei Chancen geblieben, um von hier fortzukommen: einmal das Verlangen, welches die Fürsten, um ihre aufsässig gewordenen Völker zu bändigen, sodann das Verlangen, welches die Völker im Eroberungskampfe wider ihre Fürsten nach mir haben könnten. In diesem ungeheuren Kampf zwischen Gegenwart und Vergangenheit bin ich der Schiedsrichter, bin ich der natürliche Vermittler. Uebrigens giebt es noch eine dritte Chance für uns: man könnte meiner gegen die Russen bedürfen, denn innerhalb der nächsten zehn Jahre ist Europa entweder cosackisch oder republikanisch."

Freitag, 19. April.

Eine von uns verlangte Erklärung.

Der neue Gouverneur verlangte eine im Wortlaut vorgelegte Erklärung von uns, dahin gehend, daß wir — ein Jeder von uns — aus freiem Entschluß uns in Longwood aufhalten und uns im Voraus in alle einschränkenden Maaßnahmen zu fügen bereit sind, welche die Gefangenschaft Napoleons etwa mit sich bringen würde.

Sonnabend, 20. April.

Abschiedsbesuch des Oberst Wilks.

Der Oberst Wilks war zur Zeit, als St. Helena der ostindischen Compagnie gehörte, ihr Gouverneur. Die Insel war erst, als sie zum Aufenthalt für Napoleon bestimmt worden war, in die Hände der englischen Regierung übergegangen und Sir Cockburn war der erste von ihr bestellte Gouverneur gewesen. Oberst Wilks kehrte jetzt nach Europa zurück. Der Kaiser hatte eine längere Unterredung mit ihm, aus welcher ich nur folgende Aeußerungen als bemerkenswerth herausgreife:

„England und Frankreich" rief der Kaiser, „hielten in ihren Händen das Geschick der Welt und haben einander Nichts als Leid zugefügt. Als bei Ihnen die Schule Pitt's florirte, haben wir die Welt außer sich gebracht; Sie haben Frankreich 1500 Millionen auferlegt und von Cosacken eintreiben lassen; ich habe Ihnen 7 Milliarden auferlegt und habe sie durch Ihr Parlament eintreiben lassen. Sie werden wahrscheinlich trotz Ihres Sieges unter der Last eines solchen Postens früher oder später zusammenbrechen. Mit der Schule des Herrn Fox wären wir gut ausgekommen, wir hätten die Emancipation der Völker

hochgehalten und durchgeführt, es wäre die Herrschaft der Principien gewesen. Es hätte in Europa nur eine Flotte, nur eine Armee gegeben; wir hätten über die Welt geherrscht, überall Ruhe und Wohlstand begründend, sei es mittelst Gewalt, sei es mittelst Ueberredung. . . ."

Sonntag, 21. April.

Botschaft des Kaisers an den Prinz-Regenten.

Der Capitän Hamilton, Commandant der englischen Fregatte „Havanna" machte, da er morgen nach Europa segelt, einen Besuch in Longwood. Im Laufe der Unterhaltung bemerkte der Kaiser seinem Gast, der in Begleitung von Offizieren der „Havanna" erschienen war:

„Man will wissen, was ich wünsche? Ich verlange die Freiheit oder das Schaffot. Ueberbringen Sie diese Worte Ihrem Prinz-Regenten. Ich verlange nicht mehr nach Nachrichten über meinen Sohn, da man die Grausamkeit hatte, meine ersten Anfragen unbeachtet zu lassen .. Ich war nicht Euer Gefangener — Wilde hätten mehr Rücksicht für mich gezeigt — Eure Minister haben in mir in nichtswürdiger Weise das geheiligte Recht der Gastfreiheit geschändet, sie haben Schmach über Euer Volk gebracht für jetzt und immerdar."

Der Capitän Hamilton warf ein, der Kaiser wäre nicht der Gefangene Englands allein, sondern aller Verbündeten. Worauf der Kaiser mit Heftigkeit erwiderte:

„Ich habe mich nicht an Rußland ausgeliefert, das mich unzweifelhaft wohl aufgenommen hätte; ich habe mich nicht an Oesterreich ausgeliefert, auch dort wäre ich gut behandelt worden, ich habe mich hingegen aus freiem Antrieb, auf Grund eigener Wahl an England ausgeliefert, weil ich Glauben setzte in seine Gesetzgebung, in die öffentliche Moral Englands. Ich habe mich grausam getäuscht

— . . allein es giebt einen Rächer im Himmel und früher oder später werdet Ihr für ein Attentat einzustehen haben, das man Euch schon jetzt vorzuwerfen anfängt. Sagen Sie das Alles, Herr Capitän, Ihrem Prinz-Regenten wieder."

Seine letzten Worte begleitete der Kaiser mit einer Handbewegung, die so viel sagte als: die Visite ist beendet.

Nachdem der Kaiser wieder einige Gemüthsruhe gewonnen, kam er auf die gesandtschaftlichen Vertretungen bei den auswärtigen Höfen zu sprechen und war über Narbonne, der ja zuletzt Gesandter in Wien war, des größten Lobes voll und betonte die Vorzüge, die bei so difficilen Verhandlungen die Aristokraten vor den Anderen hätten: weil sie in den Salons der vornehmen Welt verkehren könnten, ohne Argwohn zu erwecken. Er kam auch auf die Gesandten in Dresden und Berlin im Jahre 1812 zu sprechen und bemerkte, als Jemand behauptete, sie wären nicht auf ihrem Posten gewesen: die Personen trugen keine Schuld, sondern der Wirrwarr der Umstände. Er habe, fügte er erläuternd hinzu, doch nur aus dem Grunde die Armee nicht bis Wilna und weiter geführt, weil er in Frankreich nothwendig gewesen und dann vielleicht Frankreich überhaupt garnicht erreicht hätte; sein Entschluß, in fliegender Eile das ganze Deutschland allein zu durchqueren, sei ein kühner und verwegner gewesen und von dieser Seite nicht gewürdigt worden. In Schlesien wäre er nahe daran gewesen festgenommen zu werden."

„Glücklicherweise", fügte er lachend hinzu, „verpaßten die Preußen mit Berathungen den günstigen Augenblick, sich meiner Person zu bemächtigen."

Freitag, 26. April.

Ich machte heute in „Plantation House", der Residenz des neuen Gouverneurs meine Aufwartung. Lady Lowe

fand ich hübsch, liebenswürdig, vielleicht ist sie ein wenig Schauspielerin. Sir Hudson hat sie kurze Zeit vor seiner Ernennung geheirathet und zwar aus dem Grunde, weil er eine Hülfe für seine Repräsentation auf dem neuen Posten brauchte. Sie war, so viel ich hörte, die Wittwe eines früheren in dem Regiment von Sir Hudson Lowe stehenden Offiziers und Schwester eines bei Waterloo gefallenen Obersten. Der Gouverneur war mir gegenüber ebenfalls die Liebenswürdigkeit selbst, was mich einigermaßen in Erstaunen setzte. Ich erfuhr, daß er 1814 im Hauptquartier des General Blücher als englischer Commissar fungirt hatte; auch kam uns später zu Ohren, daß er in Italien als politischer Emissär Englands, d. h. als Spion thätig gewesen war.

Als ich von meinem Besuch in Longwood zurück war, fand ich zwei Werke vor, welche der Gouverneur an mich geschickt hatte, um sie Napoleon mitzutheilen, den „sie gewiß interessiren würden.“ Es handelte sich um das Werk des Abbé de Pradt über seine Gesandtschaft in Warschau und um das Werk Goldsmith's, d. h. eine Sammlung von Aufrufen, Erlassen, die von Napoleon als General, als erstem Consul und als Kaiser herrührten. Beide Werke sind eigentlich gegen den Kaiser gerichtete Pamphlete — eine Bosheit, die erste des Sir Hudson Lowe lag vor!

Ich kann es mir nicht versagen, hier eine Stelle aus dem Werke de Pradt's als Muster des Ganzen wiederzugeben; es ist die Rede von dem Aufenthalt des Kaisers in Dresden 1812:

„Ihr, die Ihr Euch einen richtigen Begriff von dem Uebergewicht machen wollt, welches in Europa dem Kaiser Napoleon zufiel, die Ihr die Angst ermessen wollt, in welcher sich fast alle Souveräne damals befanden, versetzt Euch im Geiste nach Dresden, kommt und seht Euch diesen stolzen Fürsten an auf dem Gipfel seines Ruhmes — kurz

vor seinem Sturz! Der Kaiser bewohnte die großen Gemächer im Schloß; er hatte einen großen Theil seines Haushaltes mitgebracht; bei ihm wurde zu Mittag gespeist und mit Ausnahme des ersten Sonntages, an welchem der König von Sachsen ein Galadiner gab, waren die anwesenden Souveräne stets des Kaisers Tischgäste ebenso wie ein Theil von deren Familien. Auch waren einige Privatpersonen zugelassen, ich selbst befand mich darunter an jenem Tage, an welchem ich meine Ernennung zum Gesandten in Warschau erhalten hatte.

Das Lever des Kaisers fand wie in den Tuilerien um 9 Uhr Morgens statt. Bei dieser Gelegenheit konnte man gewahr werden, wie zahlreich, wie unterwürfig sich die Fürsten unter die Hofleute mischten, angstvoll des Augenblicks harrend, da sie dem Leiter ihres Geschickes unter die Augen treten sollten."

Dieser so pathetisch vorgetragenen Wahrheit mischen sich leider unzählige Lügen und maliciöse Bemerkungen über den Kaiser.

Wir kamen heute in unseren Gesprächen auch auf die Veranlassung zum Feldzuge von 1812; der Kaiser sagte:

„Frankreich warf der russischen Regierung die Verletzung der Continentalsperre vor. Rußland verlangte Schadloshaltung für den Herzog von Oldenburg und stellte noch einige weitere Forderungen. Russische Truppenansammlungen an der Grenze des Herzogthums Warschau, Verstärkungen des französischen Heeres im Norden Deutschlands gingen damit Hand in Hand, dabei war von einem Hinneigen zum Kriege auf beiden Seiten noch gar keine Rede! Da setzt sich plötzlich eine neue russische Armee nach den Grenzen des Herzogthums in Bewegung und eine unverschämte russische Note wird gleichzeitig in Paris überreicht in Form eines Ultimatums, unter Androhung

der sofortigen Abreise des Gesandten, falls den russischen Forderungen nicht gewillfahrtet würde.

Ich hielt damals schon den Krieg für erklärt; an einen solchen Ton war ich schon seit lange nicht mehr gewohnt. Ich konnte an der Spitze vom ganzen übrigen Europa gegen Rußland vorgehen — mein Unternehmen wäre durchaus populär gewesen — es war der letzte Schritt, den Frankreich noch in Europa zu thun hatte. Rußland war zudem die letzte Zuflucht Englands; der Friede der Welt mußte in Rußland dictirt werden! Der Erfolg war für uns unzweifelhaft. Ich setzte mich in Bewegung. An der Grenze angelangt, hielt ich, nachdem Rußland den Krieg erklärt hatte indem es seinen Gesandten abberief, für gut, meinen Gesandten zuvor an den Kaiser Alexander nach Wilna zu schicken: Lauriston wurde abgewiesen und der Krieg nahm seinen Anfang."

„Dabei", fuhr der Kaiser fort, „muß man bedenken, daß Alexander und ich, Beide in der Lage von zwei Prahlhänsen oder Renommisten waren, welche, ohne rechte Lust sich zu raufen, gegenseitig sich Furcht zu machen suchen. Gern hätte ich den Krieg vermieden, ich war von unangenehmen Umständen umdrängt und nach Allem, was ich seitdem gehört habe, hatte Alexander noch weit weniger Lust zum Kriege als ich. Drei oder vier Tage nach Eröffnung des Feldzuges und den von uns errungenen Vortheilen schickte Alexander mir einen Boten, der mir sagen sollte, Alexander wäre bereit in Verhandlungen zu treten, wenn ich über den Niemen zurückgehen würde. Die russische Armee war zurückgeworfen und in Unordnung, ich hatte Bagration abgeschnitten und durfte darauf rechnen, ihn zu vernichten, ich glaubte also, man wolle mit den gemachten Vorschlägen nur Zeit gewinnen: sie wären nicht ernst gemeint. Hätte ich mich von der ehrlichen Absicht Alexanders überzeugen können, ich hätte mich ihm

wohl willfährig gezeigt. Ich wäre hinter den Niemen zurückgegangen, er hinter der Düna stehen geblieben. Wilna wäre für neutral erklärt: wir hätten uns dorthin zu den Verhandlungen verfügt. Und jetzt, nachdem Alexander durch die Ereignisse der Triumphirende ist, fragt es sich doch für ihn, ob das, was eingetreten ist, den Vorzug vor den damals zu treffenden Vereinbarungen hat. Er ist allerdings nach Paris gekommen, aber: in Begleitung von ganz Europa. Er hat Polen erworben — aber welches werden die Folgen der Erschütterungen sein, die das europäische Staatensystem erfährt, der Bewegung, welche die Völker ergriffen hat? Werden die russischen Souveräne sich an Dem genügen lassen, was sie erworben haben? .. Was hätten wir nicht Alles in Wilna im Sinne des Völkerwohles abmachen können!"

„Ich hätte auch können", fuhr er fort, „das türkische Reich mit Rußland theilen; es ist genug die Rede davon gewesen. Constantinopel aber war der Stein des Anstoßes und wird es stets bleiben. Rußland wollte Constantinopel sein nennen, ich aber durfte dies nicht zugeben. Constantinopel ist ein kostbarer Schlüssel, er ist ein ganzes Reich werth — wer Constantinopel hat, wird der Herr von der Welt sein!"

Dienstag, 30. April.

Besuch des Gouverneurs beim Kaiser.

Der Kaiser, seit gestern krank, empfing trotzdem heute den Gouverneur zum Besuch, konnte sich jedoch nicht vom Sopha erheben. Die Unterhaltung war eine ernste, der Kaiser schüttete die ganze Bitterniß und Empörung über seine und seines Gefolges Behandlung vor seinem Gefangenwärter aus. Die Klagen sind schon alten Datums, sie stehen fast auf jeder Tagesordnung. Der Kaiser sagte u. A.: „Ich werde mich selber nicht umbringen, ich würde

es für eine Feigheit halten, — es ist edel und hochherzig, sein Mißgeschick zu erdulden. Jeder hienieden hat sein Schicksal zu erfüllen; allein Ihr, wenn ich hier bleiben soll, seid mir den Tod schuldig als eine Wohlthat. Jeder Tag, den ich hier weile, ist gleichbedeutend mit dem Tode. Die Insel ist zu klein für mich, der ich jeden Tag 10, 15, 20 Meilen zu Pferde zurücklegte. Das Klima ist nicht das unsrige, die Sonne ist nicht dieselbe, die Jahreszeiten sind andere. Auf Allem lastet eine tödtliche Langeweile — es ist nicht einmal klares, frisches Wasser da. Dieser Winkel der Insel ist eine Wüste." Als der Gouverneur darauf bemerkte, seine Regierung thue und werde Alles thun, um ihm seine Lage zu erleichtern, es wäre ein Schiff unterwegs mit einem eigenen, palastartigen Holzbau, mit Mobilien aller Art ꝛc., fuhr der Kaiser auf: „Die Zeitungen, die Bücher, die ich verlangt habe — meinen einzigen Trost — hat man mir abgeschlagen." Er habe nach Nachrichten von seiner Frau, seinem Sohn verlangt — umsonst! „Statt eines Palastes von Holz, sollte man mir einen Sarg schicken und den Henker dazu!"

Aus den Dictaten des Kaisers über die italienischen Feldzüge möge hier die Schilderung der Schlacht von Castiglione Platz finden; Arcola, Rivoli ꝛc. folgen später.

A. Die Schlacht bei Castiglione und die Ereignisse vom 29. Juli 1796 bis zum 24. August. Die italienische Armee hatte im April 1796 den Feldzug eröffnet. Die „Nord-Armee", die „Rhein-" und die „Sambre- und Meuse-Armee", das heißt 200 000 Mann der besten Truppen der Republik, lagen unthätig bis in den Juni hinein in Garnison in Holland, an der Meuse, am Rhein und im Elsaß. Als man in Wien Nachricht davon erhielt, daß die Franzosen an der Etsch ständen und Mantua cernirt sei, verzichtete man auf die im Elsaß und am

Unter-Rhein beabsichtigte Offensive, und der Marschall Wurmser, welcher für diese Operationen bestimmt gewesen war, wurde in aller Eile zurückberufen, um in Italien den Oberbefehl zu übernehmen und 30 000 Mann seiner besten Truppen dorthin mitzunehmen, andere Verstärkungen sollten zu ihm stoßen, sodaß er etwa 100000 Mann unter seinem Befehl haben könnte. Unsere Armee in Italien hatte ihre Aufgabe erfüllt, indem sie die Armee vernichtete, die ihr gegenüberstand. Wenn die Armeen des Nordens das Gleiche gethan hätten, so wäre das große Ringen zu Ende gewesen. Das Gerücht von den neuen Rüstungen Oesterreichs setzte ganz Italien in Bewegung und der Glaube war allgemein verbreitet, der deutsche Kaiser werde noch vor Ende August im Besitz von Mailand sein, und die Franzosen über die Grenze gejagt haben. Die Lage des französischen Oberbefehlshabers war bedenklich in der That. Er machte dem Directorium begreiflich, wie unmöglich es wäre, daß 30000 Franzosen dem Angriff von ganz Oesterreich Widerstand leisten könnten; er verlangte Verstärkungen vom Rhein, oder daß die dortigen Armeen ungesäumt Feindseligkeiten begönnen, mit denen sie schon am 15. April hätten anfangen sollen. Der in Italien commandirende General beschwerte sich, daß seit 2 Monaten diese Armeen unthätig wären. Wurmser verließ mit seinem Corps Anfangs Juni den Rhein, Ende des Monats endlich eröffneten die „Rhein"- und die „Sambre- und Meuse-Armee" ihren Feldzug, derselbe war nun von keinem Nutzen mehr für die französische Armee in Italien: Wurmser war dort eingetroffen.

Der französische General sammelte alle seine Truppen an der Etsch und der Chiesa; weder in den Legationen, noch in Toscana blieben Truppen zurück, ausgenommen kleine Besatzungen in der Citadelle von Ferrara und in Livorno. Die Garnisonen von Coni, Tortona und

Alessandria wurden auf ein Minimum reduzirt. Bei den Belagerern von Mantua stellten sich Krankheiten ein und die Verluste dort waren erheblich. Es blieben dem General en chef nur 30000 wirkliche Combattanten. In Tyrol sammelte der Feind seine Harste und seine großen Vorbereitungen beeinflußten wesentlich die Stimmung der Bevölkerung in Oberitalien. Freund wie Feind aber erstaunten darüber, daß eine Macht wie Frankreich eine so hochverdiente Armee wie die italienische, ohne alle Hülfe und Stütze ließ.

Ende Juli hatte General Soret sein Hauptquartier in Salo, er hatte das Defilee an der Chiesa, durch welches eine der Hauptverkehrsstraßen von der Trenta nach Brescia führt, zu decken. Massena war in Bossolengo und hielt mit der Brigade Joubert La Corona und Montebaldo besetzt; er selbst lagerte auf der Hochebene von Rivoli. In Verona stand die Brigade Dallemagne, Augereau mit seiner Division hielt Porto Legnago und die untere Etsch besetzt. In Peschiera commandirte der General Guillaume und 6 Galeeren unter Befehl des Schiffscapitäns L'Allemand deckten den Gardasee. Serrurier lag vor Mantua, Kilmaine befehligte die gesammte Cavallerie.

Wurmser war genöthigt, da er durch die Etsch von Mantua getrennt war, diesen Fluß entweder im Angesicht der französischen Armee zu passiren, oder zwischen Etsch und Gardasee zu debouchiren, Montebaldo und das Plateau von Rivoli zu nehmen. Das Letztere war nöthig, weil er sonst weder seine Artillerie, noch seine Cavallerie mit seiner Infanterie vereinigen konnte. Er konnte gezwungen werden, ehe er seine Artillerie und Cavallerie an sich gezogen hatte, eine entscheidende Schlacht zu liefern. Wurmser theilte sein Heer in drei Theile: den stärksten bildete sein Centrum, welches bei Montebaldo debouchirte und das ganze Land zwischen Etsch und Gardasee an sich riß; es zählte etwa 40000 Mann. Das zweite, den

linken Flügel bildende Corps, bestand aus einer Infanteriedivision von 10-12000 Mann, der gesammten Artillerie, Cavallerie und dem Train, es lag an der Chaussee von Roveredo nach Verona, d. h. also auf dem linken Ufer der Etsch; es sollte sich, die Etsch passirend, mit der Hauptarmee vereinigen, sei es auf der Hochebene von Rivoli, sei es vor Verona. Das dritte Corps, bestehend aus 3 Divisionen mit zusammen 30—35000 Mann, bewegte sich nach dem linken Ufer des Gardasees, den Idrosee cotoyirend, folgte es dem Thal der Chiesa. Dieses Corps hatte den Mincio umgangen und schnitt eine der großen Straßen der französischen Armee nach Mailand ab, bedrohte zugleich die Arbeiten von Mantua. Wurmser glaubte die französische Armee bei der Vertheidigung der Belagerungsarbeiten festzuhalten und wenn er Mantua umspanne, die französische Armee einzuschließen.

Ende Juli wurde das Hauptquartier der französischen Armee nach Brescia verlegt. Am 28. Abends verließ der commandirende General Brescia, um seine Vorposten zu besichtigen. Am 29. bei Tagesanbruch war er in Peschiera, wo er erfuhr, daß Montebaldo und Corona von bedeutenden Massen angegriffen würden. Um 8 Morgens war er in Verona, um 2 Uhr Nachmittags zeigten sich feindliche Trupen auf den nach Tyrol zu bei Verona liegenden Bergen; nun wurde das Hauptquartier in rückweichender Bewegung nach Castelnuovo zwischen Etsch und Mincio verlegt, dort war es am besten placirt, um von der ganzen Linie die Raporte entgegenzunehmen. Im Laufe der Nacht erfuhr der General, daß Joubert in Corona von einer ganzen Armee angegriffen werde, und den ganzen Tag über Widerstand geleistet habe, daß er jedoch nunmehr genöthigt sei, auf das Plateau von Rivoli zurückzuweichen, auf welchem Massena mit seiner starken Armee stand; er erfuhr, daß die Berge zwischen Gardasee und Etsch vom

Feinde stark besetzt, auch seine Truppen bei Verona verstärkt waren, daß endlich nach Montebello, Vicenza, Bassano, Lignano zu alles stille, daß aber nach Brescia zu der Feind in 3 Divisionen aus dem Thal der Chiesa debouchire. Bei Salo war man bereits handgemein geworden, von Sanct-Osietto war der Feind nach Brescia ohne Widerstand zu finden, vorgerückt, — es waren in Brescia zur Vertheidigung der Hospitäler nur 300 Reconvalescenten zurückgeblieben. — Feindliche Patrouillen zeigten sich schon auf den Straßen, welche von Brescia nach Mailand, Cremona und Mantua führen, woraus zu entnehmen war, daß die Armee des Feindes bei Brescia mit etwa 80000, bei Verona mit etwa 100000 Mann auftrat.

Dem commandirenden General wurde auch gemeldet, daß die auf Salo anrückende feindliche Division mit Soret handgemein geworden war und daß dieser, aus Furcht, er könne abgeschnitten werden sowohl von Brescia, als von der Arme, sich auf die Höhen von Dezenzano zurückgezogen hatte, indem er den General Guieux mit 1500 Mann in einem alten Schloß bei Salo zurückgelassen hatte, daß endlich die feindliche Division von Gavardo ihre Vorposten gegen Ponte San Marco vorschiebe, diese jedoch von einer Jägercompagnie in Schach gehalten würden.

Demnach war der Angriffsplan Wurmsers klar. Das Stärkeverhältniß der französischen zur österreichischen Armee war kaum 1 zu 3, die französische Heeresmacht, etwa ebenso stark wie ein jeder der 3 Theile, in welche Wurmser seine Armee zerlegt hatte. Wurmser war immer noch der Meinung, die ganze französische Armee werde vor Mantua festgehalten, Napoleon hingegen ließ in aller Stille und Eile die Belagerung aufheben, indem er seine Geschütze im Stich ließ, und stürzte sich, indem er alle seine Streitkräfe concentrirte, auf eins der 3 feindlichen Corps, um alsdann über die beiden übrigen, eins nach dem

andern herzufallen. Der rechte Flügel der Oesterreicher, der von Brescia aus seine Operationen begonnen, bildete das Ziel von Napoleons erstem Vorgehen. In der Nacht vom 31. Juli zum 1. August zog Serrurier, nachdem er sein Belagerungsmaterial soviel wie möglich vernichtet hatte, von Mantua ab. Augereau rückte von Legnago an den Mincio nach Borghettto. Massena vertheidigte den 30. die Höhen zwischen Etsch und Gardasee, Dallemagne aber setzte sich auf Lonato zu in Bewegung.

Der commandirende General, der von den Höhen hinter Dezenzano aus die Bewegungen leitete, ließ Soret wieder gegen Salo vorrücken, um den General Guieux, der in ziemlich schlimmer Lage sein mußte, aus derselben zu befreien. Dieser hatte sich 48 Stunden lang gegen eine ganze Division gewehrt, Soret befreite ihn. Zu gleicher Zeit war die feindliche Division von Gavardo auf Lonato vorgerückt, um auf den Höhen dortselbst Posto zu fassen und die Vereinigung mit Wurmser am Mincio zu bewerkstelligen. Gegen diese Division führte Napoleon in eigner Person die Brigade Dallemagne, die Wunder der Tapferkeit that und den Feind warf.

Die beiden geschlagenen österreichischen Divisionen sammelten sich um Gavardo; Soret aber nahm abwartende Stellung zwischen Salo und Dezenzano. Während dem hatte Wurmser seine Artillerie und Cavallerie über die Brücken von Verona geführt; eine Division stellte er auf den Höhen von Peschiera auf, um seine Communicationen zu sichern, zwei andere Divisionen mit einem Theil der Cavallerie ließ er nach Borghetto rücken, um dort die Brücke über den Mincio wegzunehmen und sich nach der Chiesa hinzuziehen, um die Verbindung mit dem rechten Flügel herzustellen. Mit seinen beiden Infantrie-Divisionen endlich und dem Rest seiner Cavallerie marschirte er auf Mantua zu. Seit 24 Stunden aber hatten

die Franzosen schon das ganze Terrain von Mantua geräumt, und Wurmser fand Nichts vor als einen vernichteten Belagerungstrain.

Massena ging in der Nacht vom 30. auf den 31. Juli bei Peschiera über den Mincio und marschirte weiter in der Richtung nach Brescia. Die österreichische Division, die vor Peschiera erschien. fand das ganze rechte Ufer des Mincio mit Schützen dicht besetzt, die von Massena in Peschiera belassene Garnison hatte Befehl, dem Feinde den Uebergang über den Mincio zu verwehren.

Massena hatte den Mincio bei Borghetto auf seinem Vormarsch auf Brescia passirt, die Brücke zerstört und eine Nachhut zurückgelassen, um die Ufer zu besetzen und sich im Nothfall in Castiglione zu concentriren.

In der Nacht vom 31. Juli auf den 1. August marschirte der commandirende General mit den Divisionen Augereau und Massena auf Brescia, woselbst man um 10 Uhr Morgens anlangte. Die feindliche Division benachrichtigt, daß die ganze französische Armee im Anzuge wäre, räumte in aller Eile Brescia. Die Generäle Lespinois und Herbin wurden zur Verfolgung des Feindes nach St. Osetto beordert. Die Divisionen Augereau und Massena aber machten in aller Eile Contremarsch und gingen auf den Mincio zurück.

Am 2. August besetzte Augereau mit dem rechten Flügel Montechiaro, Massena, der das Centrum commandirte, lag bei Ponte Marco, sich an den linken Flügel unter Soret anlehnend, der die Höhen zwischen Salo und Dezenzano besetzt hielt und nach hintenzu den rechten Flügel der Oesterreicher im Zaume zu halten hatte. Die Nachhut, welche Augereau und Massena am Mincio zurückgelassen hatten, mußte alsbald vor der Division des Feindes, die den Mincio passirt hatte, zurückweichen. Die Nachhut Augereau's, die den Befehl hatte, sich in Castiglione zu

sammeln, verließ vor der Zeit diesen Ort und suchte in Unordnung ihre Vereinigung mit dem Hauptkorps zu bewerkstelligen. Napoleon, unzufrieden mit dem General Valette, der die Nachhut befehligte, entsetzte ihn seiner Charge vor den versammelten Truppen. General Pigeon, der die Nachhut Massena's commandirte, zog sich in voller Ordnung auf Lanato, wie ihm befohlen war, zurück. Der Feind, der Vortheil aus dem fehlerhaften Verhalten Valette's zog, besetzte am 2. Castiglione und verschanzte sich dort.

Am 3. kam es zur Schlacht von Lonato: auf feindlicher Seite waren die beiden Divisionen Wurmser's, welche von Borghetto kamen, und eine der Brigaden betheiligt, welche zu der bei Peschiera verbliebenen Division zählten, d. h. der Feind war etwa 30000 Mann stark. Die Franzosen hatten nur 20—23000 Mann zur Stelle. Bei Tagesanbruch stürzte sich der Feind auf Lonato, weil er von dort aus seine Vereinigung mit dem rechten Flügel bewerkstelligen wollte. Massena's Vorhut ward geworfen, Lonato genommen. Der commandirende General, der in Ponte Marco war, eilte herbei, um sich persönlich an der Wiedereroberung des Ortes zu betheiligen. Die Linien des österreichischen Befehlshabers, der sich zu sehr ausgebreitet hatte, um Fühlung mit dem rechten Flügel zu bekommen, wurden durchbrochen und der eine Theil wich auf den Mincio, der andere auf Salo zurück, wo er den General Soret vorfand, während ihm General St. Hilaire im Rücken saß. Dieser Theil mußte die Waffen strecken. Augereau stieß gegen Mittag auf den Feind bei Castiglione, durchbrach nach harnäckigem Kampf dessen Stellung. Der Feind mußte Castiglione räumen und auf Mantua zurückweichen, von wo die Verstärkungen zu spät eintrafen. Die Franzosen hatten erhebliche Verluste, zu beklagen war vor Allem der Tod des Generals Beyrand und des Obersten Pourailler.

Die drei Divisionen vom rechten Flügel des Feindes erhielten während der Nacht die Nachricht von der Schlacht von Lonato; ihre Vereinigung mit dem Hauptcorps der Armee war ein Ding der Unmöglichkeit geworden.

Wurmser hatte währenddem einen Theil seiner Truppen von Mantua aus nach Marcaria zur Verfolgung Serrurier's in Bewegung gesetzt. Der französische Oberbefehlshaber aber hatte 40000 Mann beisammen, er befahl, bei Castiglione Verschanzungen aufzuwerfen und verfügte sich selbst nach Lonato, um das schnelle Concentriren all seiner Truppen, was ihm von größter Wichtigkeit schien, selbst zu betreiben. Den ganzen Tag über waren Soret und Herbin auf der einen Seite, Dallemagne und Saint-Hilaire auf der anderen, mit der Verfolgung der drei zurückweichenden feindlichen Divisionen und den bei Lonato abgeschnittenen Truppentheilen, beschäftigt. Viele einzelne Trupps, ganze Bataillone streckten die Waffen. Ein Theil drängte auf Lonato zu, um sich nach dem Mincio zu eine Bahn zu brechen; um 4 Uhr Nachmittags war Napoleon, von Castiglione kommend, an Ort und Stelle. Ein Parlamentär stellte sich ein, Napoleon ließ seinen ganzen Generalstab zu Pferde steigen und ließ den Boten vorführen. Als ihm die Binde von den Augen genommen war, sagte ihm Napoleon: „Gehen Sie und sagen Sie Ihrem General, daß ich ihm 8 Minuten Zeit lasse, um die Waffen zu strecken. Er befindet sich mitten in der französischen Armee. Versäumt er die gegebene Frist, so hat er Nichts mehr zu hoffen." Diese 4 bis 5000 Mann streckten die Waffen!

Den 4. und die Nacht zum 5. benutzten die geschlagenen österreichischen Harste, um sich bei Castiglione zu sammeln; dort kam es am 5. August zur Entscheidungsschlacht. Die französische Armee, in ihrer vollen Stärke beisammen, zählte etwa 25000 Mann, mit Einschluß der Division Serrurier, und hatte auf den Höhen von Castiglione eine

sehr vortheilhafte Stellung inne. Serrurier hatte Befehl, nachdem er mit seiner Division die ganze Nacht durch marschiert war, dem linken Flügel Wurmsers in den Rücken zu fallen. Sein Angriff sollte das Signal zur Schlacht sein. Sowie man die ersten Kanonenschüsse hörte, begann ein lebhafter Vormarsch. Ein Thurm, der in der Mitte des Feldes lag, bildete eine Stütze für den linken feindlichen Flügel. General Verdier erhielt Befehl zum Angriff auf denselben, Marmont, Generaladjutant des commandirenden Generals, leistete mit 20 Geschützen Hülfe und der Mamelon wurde dem Feinde entrissen. Massena griff den rechten, Augereau das Centrum und General Fiorella, für den erkrankten Serrurier, den linken Flügel an. Man war überall siegreich, nur die völlige Erschöpfung der französischen Truppen rettete die Reste der fliehenden österreichischen Heere. Augereau aber rückte gegen Borghetto, Massena gegen Peschiera, der commandirende General mit der Division Serrurier gegen Verona; er kam dort am 7. Nachts an. Wurmser hatte die Thore verrammeln lassen, allein sie wurden mit Kanonen eingeschossen und die Franzosen drangen ein. Die Oesterreicher verloren viel Leute. Die Division Augereau stieß bei Borghetto auf so große Schwierigkeiten, daß sie nach Peschiera umdrehte. Wurmser, der die Hoffnung aufgab, die Mincio-Linie zu halten, wollte wenigstens die wichtigen Stellungen von Montebaldo und Roca d'Anfo behaupten, letztere aber wurde ihm durch General Saint-Hilaire entrissen. Massena marschierte auf Montebaldo und nahm Corona. Augereau rückte am linken Etsch-Ufer vor und gelangte bis in die Höhe von Ala. Der Feind hatte, aus einer Stellung in die andere weichend, erhebliche Verluste. Wurmser ging bis Roveredo und hinter die Trenta zurück. Noch aber waren seine Streitkräfte denen der Franzosen gleich; nach Mantua brachte er kaum 40—45000 Mann zurück.

Wurmser hatte den großen Fehler gemacht, einer compacten, centralisirten Armee gegenüber, die seinige in einzelne Corps, die noch dazu eine nur schlechte oder gar keine Verbindung mit einander hatten, zu theilen. Zu bemerken ist, daß die Truppen, welche Wurmser vom Rhein mitbrachte, vorzüglich waren, daß aber Diejenigen, welche der alten Armee Beaulieu's angehört hatten, nicht viel taugten. Eine Maßregel Wurmser's aber war es, die ihm vor allem verhängnißvoll wurde: er hatte den größten Theil seines rechten Flügels aus ungarischen Truppen gebildet, diese aber waren zu schwerfällig.

In Mantua richtete man sich auf eine zweite Belagerung ein, allein die Franzosen waren nicht disponirt, einen neuen Belagerungstrain herbei zu schaffen. Mantua wurde cernirt, General Sahuguet mit dem Commando der Cernirungstruppen betraut. Er griff zunächst Governolo, General Dallemagne Borgo-Forte an, die Plätze wurden genommen, der Feind in die Festung zurückgeworfen.

Mittwoch, 1. Mai.

Ausspruch des Kaisers.

Der Kaiser, noch immer leidend, verläßt sein Zimmer nicht, heute ist schon der vierte Tag. Goldsmith's Buch, das so unvollkommen, so einseitig, von so feindseliger Gesinnung eingegeben ist, in welchem trotzdem der Kaiser zuweilen liest, bot Veranlassung zu einer Bemerkung desselben, die ich nicht unterdrücken darf:

„Sie mögen noch so viel unterschlagen und verstümmeln, es wird ihnen doch schwer fallen, mich ganz verschwinden zu machen. Jeder französische Historiker ist doch genöthigt, vom Empire zu reden und wenn er das Herz auf dem richtigen Fleck hat, wird er mir doch Etwas

wiedergeben müssen von dem, was man mir entreißt — die Facta sprechen, sie schimmern wie die Sonne!

Ich habe den Abgrund der Anarchie zugeschüttet, ich habe Ordnung in ein Chaos gebracht. Ich habe die Revolution geläutert, habe die Völker veredelt, die Könige auf ihren Thron gesichert. Ich habe die guten Bestrebungen gefördert, jedes Verdienst belohnt, die Grenzen des Ruhmes erweitert. Das ist doch immerhin Etwas! Und dann . . wie könnte man mich angreifen ohne daß der Historiker im Stande wäre mich zu vertheidigen. Handelt es sich um meine Absichten? Er ist in der Lage mich frei zu sprechen! Ist von meinem Despotismus die Rede? Nun, so kann er ja leicht nachweisen, daß meine Dictatur eine Nothwendigkeit war. Will man behaupten, daß ich der Freiheit hinderlich war? Er wird darauf hinzuweisen haben, daß Anarchie, Unordnung, Zügellosigkeit nah vor dem Thore waren. Will man mich beschuldigen, den Krieg zu sehr geliebt zu haben, so braucht er nur nachzuweisen, daß ich stets der Angegriffene war . . . Die Universalmonarchie hätte ich erstrebt! . . Nun sie war mir vielleicht aufgenöthigt, die Feinde führten mich ihr Schritt für Schritt näher. Wird der Vorwurf des Ehrgeizes erhoben, so sage man, daß mein Ehrgeiz der edelste, reinste war, den es nur geben kann: ich wollte der Vernunft zur Herrschaft verhelfen, den menschlichen Fähigkeiten und Talenten die Bahn frei machen — hier wäre für den Historiker der Ausdruck seines Bedauerns am Platz, daß ein *solcher* Ehrgeiz nicht mehr hat erreichen können."

Sonnabend, 18. Mai.

Die Marschallin Lefèvre.

Der Kaiser, obwohl noch leidend, war heute ganz lustig und allerhand Anecdoten wurden aufgetischt und

belacht. Diejenigen, welche über die Marschallin Lefèvre erzählt wurden, standen natürlich im Vordergrunde. Ich bemerkte, daß auch ich eine Zeit lang zu den Spöttern gehört hätte, jedoch bekehrt worden wäre, nachdem ich von dem nachfolgenden Ereigniß Kenntniß erlangt hätte.

Ihr Mann und sie standen vor Ausbruch der Revolution im Dienst des Marquis de Valady, eines Offiziers der Garden; der Mann war gemeiner Soldat. Herr von Valady wurde Mitglied des Convent's und da er sich der Hinrichtung Ludwig XVI widersetzte, guillotinirt. Die Wittwe des Marquis emigrirte; sie fand, als sie fast gänzlich ruinirt zurückkehrte, ihre beiden Dienstboten in einer schon glänzenden Stellung. Eines Tages erhielt sie Besuch von Mme. Lefèvre, welche in gewohnter Weise zu ihr sprechend begann:

„Aber wissen Sie wohl . . gut sind Sie auch nicht . . ein Herz für einander habt Ihr comme-il-faut-Leute nicht! Wir einfaches Soldatenvolk handeln doch besser. Wir hören eben, daß Herr de . . einer unserer alten Regiments-Cameraden, gerade wie Ihr Mann, von der Emigration zurück ist und man ihn hier Hungers sterben läßt — pfui, das ist nicht schön! Wir — wir Andern — würden befürchten ihn zu verletzen, wenn wir ihm zu Hülfe kämen. Aber Sie . . das ist Etwas anderes, von Ihnen wird er es gern annehmen. Geben Sie ihm dies“, und dabei warf sie eine Rolle mit hundert Louisdor auf den Tisch.

Anknüpfend an meine Mittheilung wurden mannigfache Züge von Gutherzigkeit und Theilnahme von den Neuemporgekommenen für die ruinirten Mitglieder der alten Gesellschaft aufgetischt und es erzählte Jemand, wie ein vom gemeinen Soldaten zum Marschall von Frankreich gewordener Herr eines Tages zum Diner die Familie seines früheren Obersten und vier oder fünf Offiziere des

Regimentes, bei dem er seine militärische Laufbahn begonnen, bei sich gehabt und selber in seiner alten Uniform die Gäste bedient habe.

„Das ist," rief der Kaiser lebhaft, „die beste Art, wie man die Gehässigkeiten jener Zeit austilgen kann. Ein Benehmen, wie das des Marschalls, muß entsprechende Empfindungen und den Austausch derselben bei den uns damals so feindlichen Vertretern des ancien régime wachrufen."

Mittwoch, 22. Mai.

Das Institut der Campan. — Stephanie de Beauharnais.

Der Kaiser kam heute auf das Institut der Campan zu sprechen, auf die jungen Damen, die dort erzogen wurden und die Fürsorge, welche er mehreren unter ihnen zugewendet hatte; so gedachte er auch der Demoiselle Stephanie de Beauharnais, jetzigen badischen Prinzessin; er wäre derselben, sagte er, sehr zugethan gewesen. Stephanie hatte als kleines Kind die Mutter verloren, und war einer Freundin der Verstorbenen, einer englischen Dame anvertraut worden; diese, sehr begütert und kinderlos, hatte die Kleine gewissermaßen an Kindesstatt angenommen und die Erziehung derselben in Montauban früheren Nonnen anvertraut. Napoleon, der damals noch Consul war, hörte eines Tages von Josephine von der Existenz dieser Verwandten, die er alsbald zu sich nahm, d. h. in dem Institut der Campan unterbrachte. Dort entwickelte sie sich zu einer schönen, graziösen, geist- und tugendreichen Dame. Der Kaiser adoptirte sie und verheirathete sie mit dem Erbprinzen von Baden. Die Ehe war einige Jahre lang nichts weniger als glücklich; dann aber trat eine Aenderung zum Besseren ein. Während der Festtage zu Erfurt hatte der Kaiser Alexander die dort anwesende

Prinzessin sehr ausgezeichnet. Als uns 1813 soviel Unglück traf und die Leiter der Politik eine Begegnung der Prinzessin mit dem Zaren in Mannheim befürchteten, so boten sie Alles auf, um durch das Ausstreuen lügenhafter Gerüchte ihr den hohen Herrn zu entfremden. Als hernach auf seinem Triumphzuge der Zar wirklich Mannheim passirte, wurde die Prinzessin nichts weniger als freundlich behandelt. In ihren Empfindungen mochte sie sich wohl verletzt fühlen, ihr Stolz aber blieb derselbe, zugleich wurde ihr Gemahl von allen Seiten bearbeitet, er möchte doch die Frau, welche Napoleon ihm aufgezwungen hätte, jetzt fortschicken. Der Prinz, in edelmüthigem Zorn, erwidert, eine so niedrige That werde er nie begehen. Leider ist der Prinz seitdem einer langwierigen und schmerzhaften Krankheit erlegen: die Prinzessin war bis zum letzten Augenblick ihm eine treue Pflegerin. Sie hat auch ihr ganzes Leben lang demjenigen die höchste Verehrung, den aufrichtigsten Dank bewahrt, der, als er im Zenith seines Glückes stand, sie an Kindesstatt angenommen hatte.

Donnerstag, 30. Mai.

In den uns heute zugegangenen Pariser Zeitungen ist viel die Rede von Statuen, die man dem Andenken an Moreau und Pichegru errichten will; der Kaiser bemerkte:

„Die Verschwörung Moreau's vom Jahre 1803 ist doch heute vollkommen erwiesen! Moreau, gefallen 1813 unter den Fahnen Rußlands! Und nun gar eine Statue für Pichegru, der eines der größten Verbrechen beging ein Standbild einem General, der sich absichtlich schlagen ließ, der seine Soldaten im Einverständniß mit dem Feinde tödten ließ. Ich meine immer, da die Geschichte zu guterletzt doch eigentlich weiter Nichts ist, als das, was sich die Menschen

gegenseitig fort und fort wiederholen, so wird man mit solchen Demonstrationen dahin kommen, aus Moreau und Pichegru große Männer, aus ihren Gegnern elende Schufte zu machen."

Schließlich kam der Kaiser noch auf die ganze Skandalgeschichte mit Moreau, Georges und Pichegru zu sprechen. Es war, bemerkte er, bei den ersten Anzeigen viel die Rede davon, daß die 3 Männer oft mit einem Herrn, vor dem sie den Hut zögen, verhandelten. Zunächst dachte man an den Herzog von Berri. Charles d'Hosier zerriß in einer Anwandlung von Melancholie den Schleier des Geheimnisses, er hatte sich im Kerker selbst erhängt, wurde aber noch rechtzeitig entdeckt und auf einige Stunden ins Leben zurück gerufen, die er zu einem Geständniß benutzte.

„Eine gewaltige Aufregung ergriff," sagte der Kaiser „das Publicum; man spottete schließlich, weil Nichts zu Tage gefördert wurde, über die Regierung, welche Verschwörungen erfände: es sollten sich nicht weniger als 40 Verschwörer in Paris aufhalten. Wo? Wer waren sie? Nun wurden auch die Namen genannt. Der erste Consul ließ Bessières rufen und befahl ihm, Paris mit den Garden zu earniren. Sechs Wochen lang durfte Niemand aus Paris hinaus, ohne sich legitimirt zu haben. Es herrschte eine düstere Stimmung: jeden Morgen veröffentlichte der „Moniteur" von ein oder zwei, auch drei der namhaft gemachten Individuen. Nun kam der Umschlag, die öffentliche Meinung trat auf die Seite der Regierung; die Empörung nahm zu, jemehr Verschwörer ergriffen wurden — es entwischte Keiner! Georges tödtete bei seiner Verhaftung zwei seiner Häscher; es scheint, als wäre er von einem Cameraden, mit dem er in einem Cabriolett fuhr, verrathen worden. Pichegru wurde für Geld von seinem intimsten Freunde verrathen — ich will den Mann

nicht nennen, seine Handlungsweise ist niedrig, abscheulich!"

Wir unterbrachen den Kaiser, um ihm zu sagen, der Name stände groß und breit im „Moniteur".

„Dieser Mann," fuhr der Kaiser fort, „früher Soldat, jetzt ein Handeltreibender, bot sich an, für 100 000 Thaler den Freund auszuliefern. Er erzählte, er hätte am Abend vorher mit Pichegru soupirt und dieser, in einer Ahnung von dem, was ihm bevorstand, hätte gesagt: „Wenn wir, ich und einige Generäle, uns kurz entschlossen vor die Front der Truppen stellten — würden wir sie nicht mit uns fortreißen?" — „Nein," so habe er, der Freund, erwidert, „Sie irren: nicht ein einziger Soldat würde Ihnen willfahren." Mit Einbruch der Nacht führte der Verräther die Häscher vor die Thür von Pichegru's Haus, schilderte ihnen die Räumlichkeiten und die Vertheidigungsmittel, welche Pichegru zur Hand hätte. Pichegru hatte Pistolen auf seinem Nachttisch liegen, das Licht brannte, er schlief. Man öffnete leise mit Nachschlüsseln, die der Freund hatte anfertigen lassen, die verschlossene Thür. Der Nachttisch wurde umgestoßen, das Licht erlosch: man wurde handgemein mit dem plötzlich Erwachten. Pichegru war ein kräftiger Mann, er mußte gebunden werden, und wurde fast nackend abgeführt: er brüllte wie ein Stier!"

Der erste Consul, als er ans Ruder kam, hatte die Absicht, die Departements im Westen zu pacifizieren. Er hatte die Meisten der Partheigänger von dort zu sich beschieden. mehrere davon hatte er bekehrt, an Georges scheiterten aber alle seine Versuche: dieser wollte nicht davon lassen, seine Cantons zu befehligen. Der Consul entließ ihn schließlich mit der Warnung, sich still zu verhalten und von jeder Verschwörung abzusehen.

Moreau war der Magnet, an welchen die aus London herbeieilenden Verschwörer sich anschlossen. Es scheint, als habe

sein Adjutant Lajollais diese Leute, indem er zu ihnen im Namen Moreau's sprach und ihnen insinuirte: ganz Frankreich stünde auf des Generals Seite, getäuscht. Moreau sagte ihnen, als sie sich vorstellten, er hätte Niemand zur Verfügung, wenn sie jedoch den ersten Consul umbrächten, könne er über ganz Frankreich verfügen.

Moreau, sich selbst überlassen, war ein guter ehrenwerther Mann, er war aber leicht zu leiten, daher kamen seine unzusammenhängenden Handlungen: ganz entzückt verließ er das Palais, um gleich darauf voll Gift und Galle sich wieder einzustellen: er hatte nämlich inzwischen mit seiner Frau und deren Mutter conferirt. Der erste Consul, dem daran lag, Moreau für sich zu gewinnen, gelangte zu einer vollkommenen Aussöhnung mit ihm: dieselbe dauerte aber nur 4 Tage. Hernach wollte Napoleon von ihm nichts mehr wissen.

In Wittenberg, einige Tage vor der Schlacht bei Leipzig, wurde ein Wagentransport aufgegriffen, unter den Collis befand sich auch eins mit Papieren Moreaus, dieselben wurden an seine Wittwe nach England geschickt. Eines der Schriftstücke war von Mme. Moreau selbst; sie rieth in demselben ihrem Gemahl, mit seinen Zögerungen ein Ende zu machen, aus seiner Unbedeutendheit herauszutreten, und kühn Parthei zu ergreifen, dem legitimen Princip zum Siege zu verhelfen. Moreau, wenige Tage vor seinem Tode, schrieb an die treue Rathgeberin, sie möchte ihn doch mit ihren Hirngespinsten in Ruhe lassen. Der Kaiser war im Begriff, die in seine Hände gefallenen Papiere im „Moniteur" zu veröffentlichen, allein es gab in Frankreich noch zu viel Leute, die an ihrem früheren Urtheil, Moreau wäre als Opfer der Tyrannei gefallen, festhielten; der Augenblick schien nicht geeignet.

Die Processirung Moreaus und Pichegru's zog sich gewaltig in die Länge und versetzte die öffentliche Meinung

in eine fieberhafte Aufregung, das Schlimmste war, daß die Affaire mit dem Herzog von Enghien mit hineingezogen wurde. —

„Staatsmänner haben mir," so sagte der Kaiser, „aus diesem Prozeß einen schweren Vorwurf gemacht, man hat ihn mit dem verglichen, welchen Ludwig XVI um die bekannte Halsbandgeschichte führte, die er dem Parlamente überwies, anstatt sie vor eine Commission zu bringen. Ich hätte mich ferner damit begnügen sollen, die Schuldigen vor ein Militärgericht zu stellen, alsdann wäre in zweimal 24 Stunden die Sache erledigt gewesen: ich konnte dies allerdings thun, gesetzlich zulässig war es ja, allein, ich war mir einer nur wenig festgesetzten Machtvollkommenheit bewußt und wollte, daß die gesammte Welt einen Einblick gewann. Die Gesandten, die politischen Agenten wohnten den Verhandlungen bei."

Der Kaiser bemerkte noch, nachdem er auf das Ereigniß mit dem Herzog von Enghien eingegangen war, er habe Ludwig XVI nie in diese Machenschaften verwickelt gefunden, er habe vielmehr eine ideale Richtung in seinem Thun und Denken bemerkt.

„Wäre ich 1815 am Ruder geblieben," so schloß er, „ich hätte einige der letzten Attentate, namentlich das von Maubreuil ans Licht gezogen und dem obersten Gerichtshofe des Reiches überwiesen — Europa würde vor Entsetzen erbeben!"

Montag, 3. Juni.

Ueber die Frauen. — Die Polygamie.

Der Kaiser, der jetzt oft drei Stunden lang im Bade verweilt und leidend aussieht, fuhr mit mir in der zur Verfügung stehenden Calesche aus. Nach der Rückkehr war

er etwas munterer und es fiel manches bittere Scherzwort über die Frauen.

„Wir Völker des Westens," sagte er, „haben uns in Bezug auf die Frauen dadurch Alles verscherzt, daß wir sie zu gut behandeln. Wir haben sie irrthümlicher Weise uns gleichgestellt. Die Völker des Orients sind in dieser Beziehung klüger und gerechter verfahren, indem sie die Frauen als ein Besitzthum der Männer hinstellen — in der That, die Natur selbst hat sie uns als Sklavinnen bestimmt. Nur in Folge von unseren verschrobenen Anschauungen wagen sie es, sich zu unseren Gebietern aufzuschwingen; einige Vorzüge die ihnen eigen sind, haben sie schlau benützt, um uns zu unterjochen und zu commandiren. Auf Eine, die uns vortheilhaft beeinflußt, kommen hundert, die uns zu Thorheiten über Thorheiten verleiten."

Seine Gedanken in dieser Richtung weiterspinnend, kam er zu der Behauptung, daß die Polygamie etwas gutes wäre.

„Die Frau," fuhr er fort, „ist dem Manne gegeben, um Kinder zu gebären; eine einzige Frau kann nach dieser Richtung hin dem Manne nicht genügen; sie kann seine Frau nicht sein, während der Zeit, in welcher sie guter Hoffnung ist, sie kann seine Frau nicht sein, während sie ihr Kind ernährt, auch nicht, wenn sie periodisch krank ist, sie hat auch seine Frau zu sein, wenn sie ihm keine Kinder mehr schenken kann. Der Mann, den die Natur nicht festlegt, weder durch Alter noch durch eines dieser Hindernisse, soll also mehrere Frauen haben . . ."

— „Und worüber könnten Sie" — er wandte sich lachend an die anwesenden Damen — „sich denn beschweren? Haben wir Ihnen nicht eine Seele zugesprochen? Sie wissen, es giebt Philosophen, die über diesen Punkt sich nicht ganz klar sind. Sie verlangen die Gleichstellung? Ein toller Gedanke! Die Frauen sind unser Eigenthum, wir sind nicht das ihrige, denn sie geben uns Kinder, der

Mann aber giebt ihnen keine. Sie sind unser Besitz, wie ein Baum, der Frucht trägt, der Besitz des Gärtners ist. Ist der Mann seiner Frau untreu, so möge er es ihr bekennen, es bereuen, Spuren bleiben nicht zurück; die Frau fühlt sich gekränkt, sie verzeiht, versöhnt sich und daran thut sie zu ihrem eignen Besten gut. Mit der Untreue der Frau aber ist es etwas Andres; sie mag bekennen, bereuen — wer übernimmt die Garantie, daß nichts zurückblieb? Der Schaden ist nicht wieder gut zu machen. Also — meine Damen — es sind lediglich Mangel an Urtheilskraft, eine schlechte Erziehung, niedrige Gedanken, welche die Frau dahin bringen können, sich dem Manne in allen Dingen für gleich zu halten. Es liegt im übrigen in dem Unterschiede nichts Entehrendes, jeder hat seine Eigenheiten, seine Verpflichtungen. Ihre Eigenheiten, Mesdames, sind Schönheit, Liebreiz, Verführung, ihre Pflichten: Abhängigkeit, Unterwürfigkeit."

Dienstag, 4. Juni.

Des Kaisers Memoiren.

Der mir dedicirte italienische Feldzug war fertig, Bertrand's Feldzug von Aegypten ebenfalls. Mit Gourgaud hatte der Kaiser außerdem besondere Memoiren zusammenzustellen begonnen, Gourgaud aber war krank. Wir machten auf die Nothwendigkeit aufmerksam, dieselben als eine Geschichte seiner Zeit, die einst seinem Sohn Vortheil bringen würde, fortzusetzen. Er erklärte sich bereit dazu. Indem er an Herodot erinnerte, der jedes seiner Bücher mit dem Namen einer Muse getauft hat, sagte er: jeder Abschnitt seiner Memoiren sollte den Namen von Einem von uns führen.

„Mit Montholon" sagte er, „will ich das Consulat erledigen, mit Gourgaud einzelne abgetrennte Schlachtenbilder. Ein jeder soll Etwas haben."

Sonntag, 9. Juni.

Die Portraits der Directoren. Anecdoten. 18. Fructidor.

„Barras," sagte der Kaiser, „aus einer angesehenen Familie der Provence, war Offizier im Regiment Isle de France; als die Revolution ausbrach, kam er als Abgeordneter für das Var Departement in den Convent. Rednertalent besaß er nicht und war an Arbeit garnicht gewöhnt. Nach dem 31. Mai wurde er mit Fréron Commissar für die italienische Armee und die Provence, wo in der Zeit der Bürgerkrieg tobte. Nach Paris zurückgekehrt, schloß er sich der „Parthei des Thermidor" an, Robespierre richtete sein drohendes Auge auf ihn, ebenso wie vordem Danton Herrn Tallien und dessen Partheimitglieder verfolgt hatte. Sie machten zusammen den 9. Thermidor. Im Augenblick der Gefahr erging vom Convent die Aufforderung an Barras, gegen die zu Gunsten Robespierre's sich erhebende Commune zu Felde zu ziehen. Dadurch wurde er ein berühmter Mann. Alles, was zur Thermidor-Parthei gehörte, wurde nach dem Sturze Robespierre's von Frankreich auf den Schild erhoben.

Am 12. Vendémiaire, einem kritischen Zeitpunkt, kam man darauf, um sich kurzer Hand die drei Commmissare der Armee des Innern vom Leibe zu schaffen, in der Person des Herrn Barras die Machtvollkommenheit der drei Commissare und die eines Commandeurs dieser Armee zu vereinen. Die Umstände aber waren stärker als Barras. Barras hatte an keinem Kriege theilgenommen, er hatte als Capitän seinen Abschied genommen, also keinerlei militärische Erfahrungen.

Die Ereignisse des Thermidor und Vendémiaire führten ihn in das Directorium; er hatte für seine neue Stellung die nöthigen Eigenschaften nicht, verhielt sich jedoch besser als Die erwartet hatten, die ihn kannten.

Er legte sich darauf, seiner Haushaltung Glanz zu geben, seine Ausgaben waren bedeutend. Als er am 18. Brumaire den Directorposten fahren ließ, blieb ihm noch ein bedeutendes Vermögen, was er keineswegs verheimlichte. Die Art wie er es erworben, indem er mit den Lieferanten unter einer Decke steckte, war von nachtheiligstem Einfluß auf die öffentliche Moralität.

Barras war eine stattliche Erscheinung; in Augenblicken der Aufregung hatte seine Stimme einen gewaltigen Klang. Seine moralischen Eigenschaften waren auf einige Phrasen beschränkt: die Leidenschaftlichkeit, mit der er sich ausdrückte, verleitete Viele zu dem Glauben, er wäre ein entschlossener Mann. Er war es nicht! Hatte auch über Nichts eine bestimmte Meinung.

Im Monat Fructidor bildete er mit Rewbell und La Réveillère-Lepaux die Majorität gegen Carnot und Barthelemi. Er wurde damals zu einem der angesehensten Männer in Frankreich. Rewbell aber war es, der hauptsächlich die öffentlichen Angelegenheiten beeinflußte. Barras spielte sich in der Oeffentlichkeit stets als einen warmen Freund Napoleons auf. Am 30. Prairial war er so geschickt, sich die herrschende Parthei in der Assemblee zu versöhnen, er kam nicht wie seine Collegen in Miscredit.

La Réveillère-Lepaux, gebürtig aus Angers, gehörte einer kleinbürgerlichen Familie an; er war klein, bucklig, war überhaupt so häßlich wie man es sich nur denken kann — eine Art Aesop. Er kam leidlich mit der Feder vorwärts, hatte aber keinen weiten Horizont, hatte weder Geschäfts-, noch Menschenkenntniß. Er wurde je nachdem von Carnot, oder von Rewbell beherrscht. Der botanische Garten und die „Theophilanthropie“, eine neue Religion, deren Gründer er zu sein behauptete, beanspruchten all seine Thätigkeit.

Uebrigens war er ein aufrichtiger, feuriger Patriot,

guter Bürger, rechtschaffen und unterrichtet. Arm trat er in das Directorium ein, arm verließ er es.

Als Napoleon nach seiner Rückkehr aus Italien so viel von dem Director La Réveillère umschmeichelt wurde, konnte er dafür gar keine Erklärung finden. Klar wurde ihm alles, als er eines Tages einer Einladung zum Diner — ganz en famille — zu La Réveillère entsprach. In der That saßen an der Tafel nur des Directors Frau und Tochter, jede, wie Napoleon sagte, ein Ausbund von Häßlichkeit. Als sich nach dem Dessert die Damen zurückgezogen, zeigte es sich, daß der Herr Director beabsichtigte, aus seinem Gast einen Proselyten zu machen, ihn für das theophilanthropische Bekenntniß zu gewinnen. Der Hohepriester aber mußte bald einsehen, daß alles Mannah seiner Worte den jungen General nicht verlockte.

Rewbell, aus dem Elsaß stammend, hatte in Colmar eine einträgliche Advokatenpraxis gehabt, er war practisch, dabei geistvoll; er hatte großen Einfluß bei allen Berathungen, er neigte jedoch zu Vorurtheilen, setzte wenig Glauben in die Tugend und war ein exaltirter Patriot. Niemand weiß, ob er sich als Director bereichert hat, umringt war auch er stets von Lieferanten, vielleicht gefiel er sich nur in den Unterhaltungen mit diesen thatkräftigen, unternehmenden Männern. Rewbell war ein Freund der Arbeit, ein Freund des Handelns; er hatte der constituirenden Versammlung wie dem Convent angehört, hatte in Mainz als Commissar fungirt, jedoch sehr wenig militärisches Talent an den Tag gelegt; er stimmte für Uebergabe des Platzes, als derselbe sich noch halten konnte.

Carnot, in Burgund geboren, war sehr jung Ingenieuroffizier geworden und galt bei seinen Cameraden für ein Original, er war bereits Ritter des heiligen Ludwig, als die Revolution ausbrach, der er sich mit Feuereifer in die Arme warf, er kam in den Convent und wurde neben

Robespierre, Barrère, Couthon, Saint-Juste, Billaud-Varennes, Collot d'Herbois ꝛc. Mitglied des Wohlfahrtsausschusses. Gegen den Adel zeigte er große Erbitterung und gerieth deshalb oft in Streit mit Robespierre, der in letzter Zeit eine große Anzahl Adliger schützte und förderte. Carnot war arbeitsam, die Aufrichtigkeit selbst aber — leicht zu täuschen. Er war als Commissar bei dem Heere Jourdans, der Maubeuge entsetzte. Als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses war er ein eifriger Förderer des Krieges, er zeigte stets viel moralischen Muth.

Nach dem Thermidor, als der Convent alle Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses verhaften ließ, machte Carnot eine Ausnahme. Nach dem Vendémiaire wurde er Mitglied des Directoriums. Seit dem 9. Thermidor war er sehr niedergeschlagen: machte doch die öffentliche Meinung den Wohlfahrtsausschuß verantwortlich für das viele vergossene Blut. Im Fructidor unterlag er. Nach dem 18. Brumaire machte ihn der erste Consul zum Kriegsminister, in welcher Stellung er viel Streit mit dem Finanzminister und dem Direktor des Schatzes Dufrènes hatte; schließlich gab er sein Portefeuille ab, weil er in Folge von Geldmangel nicht das erreichen konnte, was er wollte.

Als Mitglied des Tribunals sprach und stimmte er gegen das Empire, man nahm es ihm nicht übel, weil er sich als ein offener gerader Character schon bewährt hatte; er wurde schließlich General-Inspecteur für die großen Truppenbesichtigungen; vom Kaiser erhielt er eine Abschiedspension von 20,000 Frcs. jährlich.

Der Kaiser hörte Nichts mehr von ihm solange Alles gut ging, aber nach dem russischen Feldzuge und als über Frankreich Unglück hereinbrach, meldete sich Carnot, und die Stadt Antwerpen wurde ihm übergeben. Nach seiner Rückkehr 1815 machte ihn der Kaiser zum Minister des

Innern; er hatte keinen Grund, über ihn zu klagen: Carnot war treu, redlich, fleißig und — stets offen. Er kam dann in die Commission der provisorischen Regierung, der er jedoch nicht lange angehörte.

Le Tourneur de la Manche, ein Normanne, war vor der Revolution ebenfalls Ingenieuroffizier. Wie er eigentlich Director wurde, weiß so recht Niemand. Er hatte wenig Witz, war nur wenig unterrichtet und charakterschwach. Im Convent waren 500 Deputirte, die man ihm hätte vorziehen können, übrigens war er ein rechtschaffener Mann; er verließ das Directorium mittellos."

„Das Directorium", fuhr der Kaiser fort, „war kaum errichtet, als es sich auch schon mißliebig machte: da gab es nichts wie Fehler, absurde Maßnahmen, anstößige Sitten. Dabei bildete es sich viel auf den guten Ton ein, den es wieder zur Geltung zu bringen meinte. Jeder der Directoren machte sich einen kleinen Hof zurecht. Fern davon blieben alle Diejenigen, welche während der Revolution mehr Energie an den Tag gelegt hatten als die Directoren, oder die mit ihnen gegangen waren: sie waren den Herren jetzt unbequem! Bei den Einen machte sich das Directorium lächerlich, bei den Andern unliebsam oder verhaßt; je kleinlicher und je lächerlicher die 5 Höfe waren, desto mehr höfische Unterwürfigkeit forderten sie, von feinen Formen war keine Rede, und so mißlang es dem Directorium durchaus, die Pariser Salons für sich zu gewinnen. Die Parthei der Bourbonen gewann immer mehr an Boden. Als das Directorium dessen gewahr wurde, prallte es plötzlich zurück, fand aber die Republikaner nicht mehr, die es sich entfremdet hatte. So kamen diese ewigen Schwankungen des Directoriums. Man fuhr ohne Steuer, man hatte kein Ziel, man war nicht einmal untereinander einig.

Endlich wollte das Directorium diesem Zustande ein

Ende machen und schlug auf beide extreme Parteien los. Ließ es einen Royalisten einsperren, der Verschwörungen angezettelt und den Frieden gestört hatte, so kam auch gleich hinterher ein Republikaner, ob er Etwas verbrochen hatte oder nicht. Dieses System nannte man „die politische Schaukel". Durch Alles, was es that, kam das Directorium in Mißcredit; alle ehrlichen, edleren Empfindungen richteten sich gegen eine solche Regierung. Nur Geschäftsleute, Plusmacher, Intriganten galten und erreichten Etwas. Alles litt, die auswärtigen Beziehungen, die innere Verwaltung, die Armee, die Finanzen. Mit raschen Schritten ging man der Krise vom Fructidor entgegen. Zurückgekehrte Emigrirte, vom Ausland bezahlte Journalisten gingen den Patrioten zu Leibe. Die Armee von Italien, die so viel für den nationalen Ruhm gethan hatte, erklärte laut ihren Unwillen über solche Zustände. Was sollte dem gegenüber der General en chef thun? Es gab für ihn drei Wege. 1. Sich zu der in den berathenden Körperschaften dominirenden Partei schlagen. Dazu aber war es schon zu spät. Die Armee hatte gesprochen; sie und ihr General wurden fortwährend in den Sitzungen der Staatskörperschaften geschmäht: dieser Weg war also verlegt. 2. Die Parthei des Directoriums und der Republik ergreifen: dies war das Einfachste, war Das, was die Pflicht forderte. 3. Beide Partheien bändigen und als Regenerator der Republik auftreten. So stark Napoleon sich auch, gestützt durch die Zuneigung der Armee, fühlte, so gut angeschrieben er bei den meisten Franzosen war, so meinte er doch, daß noch die öffentliche Meinung nicht so weit wäre, um einen solchen Schritt mit Aussicht auf Erfolg wagen zu können. Hätte ihm dieser dritte Ausweg im Geheimen vorgeschwebt, so hätte er doch nicht dahin gelangen können, ohne sich zuvor zu einer der beiden Parteien zu halten. Er mußte sich entweder zu den be-

rathenden Körperschaften halten oder zum Directorium.

Es blieb dem General nichts übrig als die Ereignisse ihren Weg gehen zu lassen und die Stimmung in seiner Armee zu erhalten. Es erfolgte die „Adresse der Armee von Italien“ und der berühmte Tagesbefehl des Generals:

Soldaten — so hieß es in demselben — Eure Herzen sind voll Sorgen wegen unseres unglücklichen Vaterlandes; wenn ihm die feindlichen Armeen Etwas anthäten, so würden wir von den Gipfeln der Alpen mit der Schnelligkeit des Adlers dahin fliegen, wir wollen die Sache vertheidigen, die uns schon so viel Blut gekostet hat!

Diese Worte zündeten, die Soldaten wollten gegen Paris geführt sein und ihr Aufschrei fand in der Hauptstadt seinen Widerhall. Das Directorium, das Jedermann für verloren hielt, fand sich plötzlich gestärkt durch die öffentliche Meinung und ging seinen Feinden energisch zu Leibe.

Augereau hatte die Adresse der Italienischen Armee nach Paris gebracht. Inzwischen wurde in politischen Kreisen die Frage ventilirt: was wohl Napoleon gethan hätte, wenn das Directorium gefallen wäre, statt der berathenden Körperschaften. In diesem Falle wäre er allem Anschein nach mit etwa 15000 Mann nach Lyon und Mirbel marschirt. Dort wären sofort alle Republikaner des Südens und von Burgund zu ihm gestoßen. Die berathenden Körperschaften wären nach weniger als 3 Tagen in zankende Fractionen zersplittert; waren sie auch in ihrem Auftreten gegen das Directorium einig, so waren sie in Bezug auf ihre weiteren Ziele in sich zersplittert. Ihre Führer, wie Pichegru, wie Imbert-Colomès, von dem Auslande gekauft, drängten heftig dem Königthum und der Gegenrevolution zu, Carnot und Genossen wollten Etwas ganz Anderes. Es hätten sich Verwirrung, Anarchie eingestellt — alsdann hätten die bürgerlichen Klassen

Napoleon freudig begrüßt, in ihm den Retter gesehen, Einen, der sie vor dem Königthum sowohl, wie vor der „Terreur“ geschützt hätte. Alles hätte sich schließlich vor Napoleon gebeugt, ob man ihn nun Cäsar oder Cromwell nennen würde. Daß Napoleon im Innern seiner Seele wünschte, die Dinge möchten eine solche Wendung nehmen, darf als sicher angesehen werden. Als die Krise zwischen den beiden widerstreitenden Partheien eingetreten war, wurden von den Führern der Parthei des Directoriums bei Napoleon, dessen Kassen voll waren, 3 Millionen erbeten, um dem Angriff der berathenden Körperschaften zu begegnen. Napoleon verweigerte unter allerhand Vorwänden die Absendung der Summe.

Als der Kampf zu Ende war und das obsiegende Directorium sich darin gefiel, öffentlich zu erklären, daß es sein Fortbestehen Napoleon zu verdanken hätte, dachte es wohl innerlich, daß Napoleon nur Parthei für das Directorium ergriffen habe in der Hoffnung, es stürzen und sich selbst an seine Stelle gerückt zu sehen.

Nach dem 18. Fructidor war die Freude in der Armee groß, Napoleon feierte einen Triumph. Das Directorium, so dankbar es sich zeigte, umringte von da an den General mit Spionen. Es ging zu gleicher Zeit in seinem Uebermuth daran, die berathenden Körperschaften völlig zu unterdrücken.

Montag, 10. Juni

Lord Whitworth, Chatam, Castlereagh, Cornwallis, Fox.

Der Kaiser erklärte im Laufe des heutigen Gespräches mit uns, es gäbe Nichts so gefährliches, so perfides, als offizielle Unterhaltungen mit englischen Diplomaten.

„Die englischen Minister“, sagte er, „stellen eine Sache nie als zwischen ihrer Nation und einer anderen,

sondern als eine zwischen ihnen selber und ihrer Nation schwebende hin. Sie kümmern sich wenig darum, was man sagt oder was ihre Gegner sagen; sie steifen sich auf das, was ihre diplomatischen Agenten gesagt haben oder was sie dieselben sagen machen. So haben sie einmal eine lange Unterhaltung mit mir im Namen des Lord Whitworth, welche von a bis z erlogen war, veröffentlicht. Dieser Gesandte hatte eine Audienz beim ersten Consul nachgesucht um persönlicher Mittheilungen willen. Der erste Consul war gern bereit.

„Es war für mich", sagte der Kaiser, „eine Lection, welche meine Methode für alle Zeiten abänderte. Seit der Zeit habe ich in offizieller Form über politische Angelegenheiten nur durch Vermittlung meines Ministers des Aeußern verhandelt. Dieser konnte wenigstens ein authentisches Dementi ertheilen — der Souverän konnte dies nicht!

Es ist durchaus falsch, daß meine persönliche Unterredung mit dem Gesandten Whitworth irgend etwas Anderes gewesen wäre, als ein Austausch von Höflichkeiten. Lord Whitworth selber, als unsere Unterredung zu Ende war und er mit anderen Gesandten zusammentraf, sagte denselben: er wäre außerordentlich zufrieden, und er zweifle keinen Augenblick, daß unsere Angelegenheiten die beste Erledigung finden würden. Wie groß war nicht das Erstaunen dieser Herren, als sie nach einiger Zeit in den englischen Zeitungen den Bericht Lord Whitworth's lasen, in welchem derselbe uns der heftigsten und gröbsten Ausfälle bezichtigt. Wir hatten damals warme Freunde unter den Gesandten und einige von ihnen legten ihr Erstaunen dem englischen Diplomaten an den Tag, indem sie ihn darauf aufmerksam machten, daß das Gedruckte doch wenig mit Dem übereinstimme, was er ihnen nach Beendigung der Audienz über dieselbe mitgetheilt habe.

Lord Whitworth suchte sich soviel wie möglich aus der Affaire zu ziehen, hielt aber nichtsdestoweniger die Mittheilung der Zeitung aufrecht.

Das Factum steht fest, daß die englischen Diplomaten zweierlei Berichte über denselben Gegenstand liefern. Der eine für das Publikum und die Archive der Ministerien bestimmt, ist falsch, der andere, vertraulich, sagt die Wahrheit und ist für die Minister allein da. Kommt die Verantwortlichkeit dieser Herren ins Spiel, so produciren sie den ersten Bericht, welcher dann auch für Alles aufkommt und sie deckt. Auf diese Weise werden die besten Einrichtungen schädlich, wenn die Moral aufhört deren Fundament zu sein und wenn die politischen Agenten sich nur noch von Egoismus, Stolz und Insolenz leiten lassen. Das absolute Regiment braucht nicht zu lügen — es schweigt. Eine verantwortliche Regierung, verpflichtet zu sprechen, verheimlicht und lügt mit dreister Stirn.

Es ist eine sehr bemerkenswerthe Thatsache, daß während meines hartnäckigen Kampfes mit England dessen Regierung die Kunstfertigkeit zeigte, fortwährend so viel Abscheuliches wie möglich über meine Person und meine Handlungen zu verbreiten, über meinen Despotismus, meinen Egoismus, meinen Ehrgeiz, meine Perfidie Zeter zu schreien, während sie selbst dessen schuldig war, dessen sie mich anzuklagen wagte. Es mußte nothwendig ein starkes Vorurtheil gegen mich bestehen und sie mußte zugleich viel Furcht vor mir haben. Was die Könige und die Cabinete betrifft, so kann ich dies wohl begreifen, es ging ihnen ja an den Kragen — aber von Seiten der Völker!!

Die englischen Minister hörten nicht auf, von meinen Täuschungen zu reden, dabei gab es doch Nichts, was man ihrem Machiavellismus, ihrer Selbstsucht hätte ver-

gleichen können. Sie gaben das unglückliche Oesterreich 1805 Preis, nur um dem Einfall, mit dem ich ihnen drohte, zu entgehen. 1809 thaten sie dasselbe und zwar nur, um auf der spanischen Halbinsel besser zurecht zu kommen. So opferten sie Preußen 1806 in der Hoffnung, Hannover wieder zu erlangen. 1807 leisteten sie Rußland keinen Beistand, weil sie es vorzogen, entlegene Colonien an sich zu reißen, und weil sie versuchten, sich Aegyptens zu bemächtigen. Sie boten der Welt das widerwärtige Schauspiel eines Bombardements von Kopenhagen im tiefsten Frieden! Kurz zuvor hatten sie Etwas Aehnliches gethan, indem sie mitten im Frieden 4 spanische Fregatten, welche reiche Ladungen führten, wegnahmen, sie haben sich wie gemeine Wegelagerer betragen. Endlich, während des ganzen Krieges auf der spanischen Halbinsel, den sie möglichst in die Länge zu ziehen suchten, waren sie lediglich beschäftigt, mit den Bedürfnissen und dem Blute Spaniens zu speculiren, indem sie sich ihre Dienstleistungen und Lieferungen mit schwerem Gelde und allerhand Zugeständnissen bezahlen ließen. Wenn ganz Europa sich infolge ihrer Intriguen und Subsidien rauft und zaust, sind sie heimlich nur auf ihre eigene Sicherheit, auf Handelsvortheile, auf die Beherrschung des Meeres und auf ein Weltmonopol in ihren Händen bedacht. Ich meinestheils habe nie etwas derartiges gethan und darf sagen, daß bis auf die unglückliche spanische Affaire, welche übrigens erst nach Kopenhagen kommt, meine Moral unangreifbar ist. Meine Handlungen mögen rücksichtslos, dictatorisch gewesen sein — perfide waren sie nie. Wie kommt es nun, daß England, das doch 1814 die „Befreierin" Europas wurde, auf dem Continent so verhaßt ist, daß es überall verwünscht wird? Nun! Jeder Baum trägt seine Früchte, man erntet nur, was man gesät hat — ein anderes Resultat der Missethaten der englischen

Regierung, der Insolenz seiner Minister, seiner Gesandten in der ganzen Welt war nicht zu erwarten . . .

War die Politik Lord Chatam's nach vielen Richtungen hin eine ungerechte, er verkündete wenigstens mit freier Stirn und kühner Energie diese Ungerechtigkeiten, ja dieselben hatten etwas Imponirendes. Pitt griff zur Hypocrisie, zur Arglist, Lord Castlereagh, sein angeblicher Erbnachfolger, fügte noch alle möglichen Abscheulichkeiten hinzu. Chatam rühmte sich, „Kaufmann" zu sein, Lord Castlereagh gab sich, zum großen Nachtheil seiner Nation, dem Vergnügen hin, den „Herren" zu spielen. Er opferte sein Land, um mit den großen Herren des Continents zu fraternisiren, und hat von da an alle Laster des Salonlebens mit den Begehrlichkeiten des Comptoirs vereinigt: Achselträgerei, Geschmeidigkeit des Hofmanns hat er der Starrheit, der Unverschämtheit des Emporkömmlings hinzugefügt.

Was ist heutzutage aus der armen englischen Verfassung geworden? Wo sind die Fox, Sheridan, Gray? Diese großen Talente, diese edlen Männer der Opposition, die von der siegreichen Oligarchie soviel verspottet sind?"

„Lord Cornwallis", fügte der Kaiser noch hinzu, „ist der erste Engländer, der mir eine gute Meinung von seiner Nation beibrachte, dann kommt Fox, auch könnte ich Malcolm nennen. Cornwallis war ein braver, ehrenhafter Mann in der vollen Bedeutung des Wortes. Als die Verhandlungen zu Amiens zum Abschluß reif waren, versprach er am anderen Tage, zu einer bestimmten Stunde das Protocoll zu unterzeichnen; durch unvorhergesehene wichtige Geschäfte wurde er zu Hause festgehalten. An demselben Abend traf ein Courrier aus London ein, welcher ihm gewisse Paragraphen auszumerzen befahl, er antwortete, er habe bereits unterzeichnet, stellte sich aber erst hernach ein, um es zu thun. Wir verstanden einander vortrefflich. Ich hatte ihm ein Regiment zugetheilt,

welches manöveriren zu lassen ihm große Freude machte. Ich habe, Alles in Allem genommen, eine angenehme Erinnerung an ihn bewahrt. Ein Gesuch von Cornwallis hätte bei mir eher auf Erfüllung rechnen können, als das eines europäischen Souveräns.

Fox kam nach Paris gleich nach Abschluß des Friedens von Amiens. Er war damals mit der Herausgabe eines Werkes über die Stuarts beschäftigt und ließ um Erlaubniß bitten, in unseren diplomatischen Archiven Nachlese zu halten, ich befahl Alles zu seiner Verfügung zu stellen. Ich habe ihn dann häufig empfangen: er war ein edelherziger Mann, voll liberaler Anschauungen, großmüthig, voll Schwung: ich war ihm gut. Fox war eine Zierde der Menschheit!

Donnerstag, 13. Juni.

Freiheit der Presse.

Heut' bei Tisch wurde von Jemand die Frage aufgeworfen, ob die Freiheit der Presse statthaft, ob sie vortheilhaft wäre. Es wurde hin und her gestritten. Der Kaiser hörte erst schweigend zu, dann ergriff er das Wort, um zu bemerken, daß es gewisse neuere Einrichtungen — dazu gehöre auch eine freie Presse — gebe, über die sich nicht entscheiden ließe, ob sie gut, sondern ob es möglich wäre, sie dem Drängen der öffentlichen Meinung abzuschlagen. Unterdrückung der Presse und eine repräsentative Regierungsform paßten nicht zu einander, es wäre ein Anachronismus! Nach seiner Rückkehr von Elba habe er die Presse allen Excessen überlassen und glaube nicht, daß dieselbe in Bezug auf seinen abermaligen Sturz von irgend welcher Bedeutung gewesen wäre. Als in einer Staatsrathssitzung das heikle Thema berührt worden wäre, habe er selbst das Wort ergriffen und scherzend gesagt:

„Allem Anscheine nach sind Sie es, meine Herren, die eine Einschränkung wünschen! Ich stehe solchen Maßnahmen fern. Die Presse hat sich, was mich betrifft, während meiner Abwesenheit gründlich ausgesprochen, was sie jetzt noch vorbringen möchte, könnte kaum noch neu oder picant erscheinen.“

Freitag, 14. Juni.

Der Krieg in Spanien. — Brief an Murat.

Der spanische Krieg war es, dessen sich des Kaisers Erinnerung wohl am häufigsten bemächtigte, zumal er sich in Bezug auf denselben mancherlei Vorwürfe machte.

„Der alte König,“ sagte der Kaiser, „war ebenso wie seine Gemahlin in ganz Spanien aufs Bitterste gehaßt. Der Prinz von Asturien zettelte eine Verschwörung gegen sie an, zwang sie zur Thronentsagung, und war bald der Liebling des Volkes. Dieses Volk aber war herangereift und drängte auf Veränderungen, Neugestaltungen im Innern. Die Zusammenkunft in Bayonne war eine Folge dieser Zustände. Der alte König forderte von mir, ich sollte ihn an seinem Sohne rächen, der Prinz bat mich um Schutz gegen seinen Vater und zugleich um eine Frau. Ich war der Meinung, aus dieser Lage Spaniens Vortheil ziehen zu sollen, indem ich mich der spanischen Bourbonen entledigte, in Bezug auf meine eigne Familie das System Ludwig XIV befolgen zu sollen, d. h. das Schicksal Spaniens mit dem Frankreichs zu verbinden. Ferdinand wurde nach Valencey geschickt, der König nach Marseille. Mein Bruder Joseph sollte auf Grund einer liberalen Constitution regieren, welche von einer Junta angenommen war. Ich glaube, weder in Frankreich, noch überhaupt in Europa hat man sich eine richtige Vorstellung von der Lage Fer-

dinands in Valencey gemacht; es sind über seine Behandlung dort die unglaublichsten Dinge erzählt worden. Die Wahrheit ist, daß er in Valencey kaum überwacht worden ist und daß er, sich aus dem Staube zu machen, ganz und garnicht Willens war. Wenn auch einige geheime Unternehmungen vorliegen, um seine Entweichung zu begünstigen — er war stets der Erste, welcher sie denuncirte. Ein Irländer, Baron Colli, kam im Auftrage Georg III zu ihm, um ihm das Anerbieten der Entführung zu machen. Weit entfernt, darauf einzugehen, zeigte Ferdinand die ganze Machenschaft den Behörden an. Er hörte nicht auf, mich um die Wahl einer Frau für ihn zu bitten. Er schrieb mir stets aus eignem Antriebe Beglückwünschungsbriefe, wenn mir etwas Angenehmes widerfahren war. Er richtete Proclamationen an die Spanier mit der Aufforderung, sich mir zu unterwerfen. Er hat Joseph anerkannt. Man hätte vielleicht an Zwangsmaßregeln denken können, allein Ferdinand bat Joseph um den Groß-Cordon, und bot mir seinen Bruder Carlos an, um die spanischen, für Rußland bestimmten Regimenter, zu commandiren — lauter Dinge, zu welchen er doch nicht genöthigt werden konnte. Endlich bat er mich flehentlich, ich möchte ihn nach Paris an meinen Hof kommen lassen — wenn ich nicht darauf einging, was gern geschehen wäre, so geschah es nur deshalb, weil mich die Umstände außer Landes riefen. Als später unsre Lage in Spanien sich ungünstig anzulassen begann, habe ich mehr als einmal vorgeschlagen, Ferdinand solle zurückkehren, über sein Volk herrschen: wir wollten einen ehrlichen, offnen Krieg mit einander führen, das Loos der Waffen sollte entscheiden. Der Prinz lehnte ab, wollte dagegen, wenn ich ihm eine Frau besorgte und er auf meinen Schutz rechnen könnte, in sein Land als Herrscher zurückkehren und mir ein treuer Verbündeter sein.

Als über uns das Unglück hereinbrach gegen

Ende des Jahres 1813, erklärte ich mich bereit, ihm zu willfahren — die Heirath Ferdinands mit der ältesten Tochter Josephs wurde beschlossen. Allein die Umstände waren andere geworden und Ferdinand bat um Aufschiebung der Heirath. Sie können mir, schrieb er, nicht mehr den Schutz ihrer Waffen anbieten, ich darf mich durch diese Heirath nicht von meinem Volke ausschließen. Dabei ist es geblieben bis zu den Ereignissen von Fontainebleau." -

Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn die Dinge 1814 einen anderen Verlauf genommen hätten, Ferdinand die Heirath mit der Tochter Josephs eingegangen wäre.

Der Kaiser fügte dann noch hinzu, es wäre ein großer Fehler von ihm gewesen, soviel Gewicht auf die Entthronung der bourbonischen Dynastie gelegt zu haben und als Basis für dieses System die Erhaltung eines Souveräns hinzustellen, dessen Charakter die ganze Sache zu Falle bringen mußte.

Zur Zeit der Zusammenkunft von Bayonne, sagte der frühere Erzieher Ferdinands, sein erster Rathgeber (Escoiquiz) zum Kaiser: „Sie wollen sich, Sire, von den spanischen Bourbonen befreien? Weshalb fürchten Sie dieselben? Unsre Bourbonen sind Nichts, sind keine Franzosen mehr. Sie brauchen dieselben nicht im Geringsten zu fürchten, unsre Bourbonen sind Ihrer Nation, Ihren Sitten entfremdet."

Der Kaiser gab unumwunden zu, in seiner spanischen Politik große Fehler begangen zu haben und sagte u. A. noch, er hätte aus Spanien einen Staat wie die Schweiz machen sollen.

„Ich hätte," rief er, „den Spaniern eine freie Verfassung geben müssen und Ferdinand mit Einführung derselben beauftragen; ging Ferdinand dabei ehrlich zu Wege, so hätte ich in den Spaniern dankbare und treue Verbündete gehabt, hätte meine Macht in einer erheblichen Weise ge-

fördert. Wenn Ferdinand seiner Aufgabe nicht entsprach, so hätten die Spanier selber ihn fortgeschickt und hätten bei mir darum nachgesucht, ihnen einen Herren und Gebieter zu geben." —

„Dieser Krieg mit Spanien," fügte nach einer Pause der Kaiser noch hinzu, „war die erste Ursache zu unseren Unglücksfällen. Nach meinen Erfurter Berathungen mit Alexander wäre England zum Frieden genöthigt gewesen, sei es nun durch feindliche Waffengewalt oder durch die eigne Vernunft. Der Kopenhagener Streich hatte in ganz Europa einen Schrei der Entrüstung zur Folge gehabt. Mich hob die öffentliche Meinung in ganz Europa auf den Schild — da kam diese unglückliche spanische Affaire und nun wandte sich alles gegen mich, und England war rehabilitirt. England konnte den Krieg fortsetzen, es bildete auf der spanischen Halbinsel seine Armee aus und wurde das Centrum aller Intriguen, die in Europa wider mich angezettelt wurden. . . Das war mein Verderben." —

„Als ich sah", begann der Kaiser nochmals, „daß Carl IV und Ferdinand VII, die vor mir auf den Knieen lagen, durchaus unfähig waren zu regieren, ergriff mich Mitleid mit einem großen Volk, und ich zog an den Haaren die Gelegenheit herbei, um Spanien neu zu gestalten, es England zu entreißen und eng an unser System anzuschließen. Dies war zugleich in meinen Augen ein Fundament für die Sicherheit und die Ruhe Europas."

Wir glaubten die Unterhaltung über dieses Thema wäre beendet, allein von Neuem nach tiefem Sinnen begann der Kaiser:

„Die spanische Königsfamilie und der Hof waren in zwei feindliche Lager gespalten, in dem einen gebot der König, geleitet von seinem Günstling dem „Friedensfürsten", in dem anderen der muthmaßliche Thronerbe, geleitet von seinem Erzieher Escoiquiz, der nach der Herr-

schaft trachtete. Beide Partheien wünschten von mir gestützt zu sein.

Der Günstling, um sich in seiner Stellung zu halten und vor dem Haß des Sohnes sicher zu sein, bot mir, als der Tod des Königs bevorstand, im Namen Carl IV an, mit einander über Portugal herzufallen, indem er für sich selbst über Algarvien die Souveränetät gesichert wünschte. Zugleich schrieb mir der Prinz von Asturien, heimlich ohne Wissen seines Vaters, und bat um eine Frau. Mit dem Ersteren schloß ich ab, dem Anderen gab ich gar keine Antwort. Meine Truppen waren schon über die Grenze als der Sohn den ausgebrochenen Aufstand benutzte, um den Vater zur Abdankung zu zwingen und die Zügel der Regierung selbst zu ergreifen. Ich habe an diesen Intriguen nicht den geringsten Antheil genommen: es wurde ja durch das zuletzt erwähnte Ereigniß mein Abkommen mit dem Vater hinfällig . . meine Truppen standen schon im Innern Spaniens. Beide Partheien mußten wohl gewahr werden, daß in meiner Hand die Entscheidung lag: so wandte sich denn auch der entthronte König an mich, um Genugthuung zu erlangen, der Sohn um von mir als König anerkannt zu werden. Beide beeilten sich ihre Sache persönlich mir vorzustellen. Der Friedensfürst, der eben einem gefährlichen Attentat entronnen war, überredete mit großer Mühe Carl IV und die Königin zu dieser Reise, die Beide gleichfalls schon in Lebensgefahr geschwebt hatten.

Escoiquiz, — der die Leiden Spaniens auf dem Gewissen hat, war bestürzt und war, falls der König die Oberhand behielt, des Schaffots sicher — der einzige Ausweg schien der zu sein, Ferdinand ebenfalls zur Reise zu bewegen. Der sehr gewandte Prälat zweifelte nicht an dem Erfolge mündlicher Besprechungen mit mir und versprach, ganz in meinen Sinne regieren zu wollen — ich

muß gestehen, daß vielleicht die Dinge für mich einen besseren Verlauf gehabt hätten, wenn ich mehr auf Escoiquiz' Winke und Ideen eingegangen wäre. Als ich sie dann alle in Bayonne bei einander hatte, machte ich Carl IV und der Königin den Vorschlag, mir die Krone Spaniens abzutreten und friedliche Tage in Frankreich zu verleben, sie schlugen, zornig über ihren Sohn, sogleich ein, auch lockte die Ruhe, die Sicherheit. Der Prinz von Asturien leistete keinen wesentlichen Widerstand: er hatte Furcht!" —

Es giebt Nichts, was ein so helles Licht auf die spanische Politik Napoleons wirft als ein Brief, welchen er unter dem 29. März 1808 an Murat richtete. Dieser merkwürdige Brief lautet wörtlich:

„Herr Großherzog von Berg! Ich befürchte, Sie täuschen mich und sich selber über die Lage in Spanien. Die Auftritte vom 20. März haben dieselben noch verwickelter gemacht als sie schon war. Ich bin voller Bestürzung. Glauben Sie ja nicht, daß Sie eine unbewaffnete Nation angreifen und daß Sie nur Ihre Truppen zu zeigen brauchen, um Spanien zu unterwerfen. Die Revolte vom 20. März zeigt deutlich, daß Energie dahinter steckt. Sie haben mit einem neuen Volk zu thun, es hat all den Muth und wird all den Enthusiasmus zeigen, den man bei Leuten findet, die von politischen Leidenschaften noch nicht aufgerieben sind. Aristocratie und Clerus sind in Spanien die Gebieter. Fürchten sie für ihre Privilegien und für ihre Existenz, so werden sie Ausschreitungen in Masse veranstalten und der Krieg kann in alle Ewigkeit dauern. Ich habe eine Parthei dort, würde ich den Eroberer spielen, so hätte ich keine mehr. Der Friedensfürst ist verabscheut, er wird beschuldigt, Spanien an Frankreich ausgeliefert zu haben — das ist es, was die Thronanmaßung Ferdinands gefördert hat. Die in dem

Volke stehende Partei ist die schwächste. Der Prinz von Asturien hat nicht eine einzige von jenen Eigenschaften, die das Oberhaupt einer Nation haben muß; man wird trotzdem, um ihn uns entgegenstellen zu können, einen Helden aus ihm machen. Ich wünsche nicht, daß Gewalt gegen irgend ein Glied dieser Familie gebraucht werde, es ist niemals von Nutzen, sich unliebsam zu machen und gehässige Empfindungen wachzurufen. Spanien hat über 100000 Mann unter Waffen, das ist mehr als genügend, um den Krieg im Innern zu führen; auf verschiedene Punkte vertheilt können sie als Brennpunkte einer allgemeinen Erhebung angesehen werden. Ich stelle Ihnen die Schwierigkeiten zusammen, welche unvermeidlich sind, es giebt noch andere, für die Sie Einsicht haben werden. England wird sicherlich die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, um uns weitere Verlegenheiten zu bereiten; es expedirt täglich Aviso-Schiffe an die Streitkräfte, welche es in Portugal oder am mittelländischen Meer hat. Da die königliche Familie Spanien nicht verlassen hat, um nach den indischen Besitzungen zu gehen, so wäre nur eine Revolution im Stande, in der Lage des Landes eine Aenderung herbeizuführen. Leute, die für die abscheulichen Handlungen dieser Regierung, für die Anarchie, welche an Stelle der gesetzlichen Autorität trat, ein Auge haben, sind nur in geringer Zahl vorhanden: die große Mehrheit sucht Vortheil zu ziehen aus diesem Zustande der Verworfenheit und der Anarchie. Ich könnte im Interesse meines Kaiserreiches Spanien viele Wohlthaten erweisen. Welches sind die geeignetsten Mittel, zu denen man greifen kann? Soll ich mich in Madrid einfinden? Soll ich ein großartiges Protectorat verkünden, indem ich richte zwischen Vater und Sohn? Es scheint mir doch schwierig, Carl IV weiter regieren zu lassen: seine Regierung, sein Günstling sind in so hohem Grade mißliebig,

daß die Beiden sich kaum 3 Monate lang halten würden. Ferdinand ist Frankreich feind, deshalb hat man ihn zum Könige gemacht. Wollte man ihn auf den Thron setzen, so hieße das soviel als denjenigen Parteien dienen, welche seit 25 Jahren das Verderben Frankreichs schüren. Eine Familien-Alliance würde ein nur dünnes Band darstellen. Die Königin Elisabeth und andere französische Prinzessinnen sind elend umgekommen, als man sie, ohne Bestrafung zu befürchten, grausamen Racheacten preisgeben konnte. Ich bin der Meinung, Nichts auf die Spitze zu treiben, daß man mit den nachfolgenden Ereignissen rechnen soll . . Man muß diejenigen Theile der Armee, welche an der portugiesischen Grenze stehen, verstärken und dann abwarten . .

Ich mißbillige durchaus Ihren Entschluß, Herr Großherzog, sich so plötzlich Madrids zu bemächtigen. Die Armee hätte sollen 10 Meilen von der Hauptstadt stehen bleiben. Sie hatten die Zusicherung nicht, daß Bevölkerung und Stadtbehörde Ferdinand ohne Einspruch anerkennen würden. Der Friedensfürst muß unter den Beamten Anhänger haben, auch ist ein auf Gewohnheit beruhendes Anhänglichkeitsgefühl für den alten König vorhanden, welches Folgen haben könnte. Ihr Einzug in Madrid hat, indem er die Spanier beunruhigte, die Sache Ferdinands wesentlich gefördert. Ich habe Savary beauftragt, sich in die Nähe des neuen Königs zu begeben, um zu beobachten, was geschieht. Er wird sich ins Einvernehmen mit Eurer kaiserlichen Hoheit setzen. Ich werde endgültig auf die Maßnahmen zurückkommen, welche zu ergreifen sind. Einstweilen halte ich es für nöthig, Ihnen nachfolgende Vorschriften zu machen:

Sie werden nur in dem Falle eine Zusammenkunft auf spanischem Boden zwischen mir und Ferdinand herbeiführen, wenn Sie die Lage der Dinge für derartig

halten, daß ich Ferdinand als König von Spanien anerkennen muß. Sie werden dem Könige, der Königin und dem Prinzen Godoy eine gute Behandlung zu Theil werden lassen und ihnen dieselben Ehren wie früher erweisen. Sie werden sich so verhalten, daß die Spanier die Partei nicht merken, die ich ergreifen werde. Das kann Ihnen nicht schwer fallen: ich weiß selber noch nicht, wie es werden wird. Sie werden dem Adel und der Geistlichkeit begreiflich machen, daß wenn Frankreich in Rücksicht auf die Lage der Dinge in Spanien interveniren muß, ihre Vorrechte, Steuerfreiheit rc. gewahrt werden sollen. Sie werden ihnen sagen, der Kaiser wünsche die Vervollkommnung der staatlichen Einrichtungen in Spanien, um das Land in Uebereinstimmung zu bringen mit der Civilisation im übrigen Europa, um es aus den Händen einer Regierung durch Günstlinge zu befreien. Sie werden den städtischen Beamten und Bürgern der Städte, wie allen aufgeklärten Leuten sagen, daß es Spanien noththue, die Regierungsmaschinerie auszubessern, daß Spanien Gesetze braucht, welche die Bürger gegen Willkür und feudale Anmaßung in Schutz nehmen, daß ihm Einrichtungen noththuen welche Industrie, Ackerbau und Künste beleben. Sie werden ihnen den Zustand der Ruhe und des Wohlergehens wie ihn Frankreich genießt schildern, den Pomp, mit welchem nach Abschluß des Concordates in Frankreich sich die religiösen Gebräuche vollziehen. Sie werden auf die Vortheile hinweisen, welche sie aus einer politischen Regeneration ziehen können: Ordnung, Frieden im Innern, Achtung und Einfluß nach außen. In diesem Sinne sprechen Sie und schreiben Sie. Brechen Sie Nichts übers Knie. Ich kann in Bayonne warten, kann die Pyrenäen passiren und indem ich mich gegen Portugal schütze, den Krieg von dieser Seite her führen. Ich werde auch Ihre persönlichen Interessen im Auge haben . . .

Portugal bleibt zu meiner Verfügung. Ich wünsche, daß kein Ihre eigene Person betreffendes Vorhaben Sie beschäftige, und Ihr Verhalten bestimme, das würde mir schaden — Ihnen jedoch noch mehr.

Sie überstürzen sich mit Ihren Erlassen vom 14. Der Marsch, den Sie dem General Dupont vorschreiben, ist zu eilig infolge des Ereignisses vom 19. Es müssen Abänderungen vorgenommen werden; treffen Sie neue Dispositionen, auch werden Ihnen Instructionen von meinem Minister des Aeußern zugehen.

Ich befehle ausdrücklich, daß die Disciplin im Heere aufs Strengste aufrecht erhalten werde: keine Nachsicht für die allerkleinsten Vergehen! Man habe alle Rücksichten für die Einwohner; zu respectiren sind besonders Kirchen und Klöster. Die Armee soll jeden Zusammenstoß mit der spanischen Armee vermeiden: es soll auf keiner Seite geschossen werden. Treffen Sie selber die Anordnungen für die Märsche der Truppen und halten Sie dieselben stets mehrere Meilen entfernt von denen der Spanier. Käme es zum Kriege, so wäre Alles verloren. Der Politik, den Verhandlungen ist es anheimgegeben, über das Schicksal Spaniens zu entscheiden. Ich empfehle Ihnen, Auseinandersetzungen mit Solano zu vermeiden, ebenso auch mit den anderen spanischen Generälen und Gouverneuren. Sie werden täglich zweimal Stafetten an mich abgehen lassen, in wichtigen Fällen einen Ordonanzoffizier.

Ich bitte Gott, Herr Großherzog 2c. gez. Napoleon.

Sonntag, 16. Juni.

Die Berathung zu Tilsit. — Die Königin, der König von Preußen. — Alexander.

Der Kaiser, der heute sehr aufgelegt und gesprächig war, kam im Laufe der Unterhaltung auf die Ereignisse in Tilsit zu sprechen. Er sagte u. A., daß, wenn die

Königin Louise sich zu Anfang der Unterhandlungen eingestellt hätte, sie auf das Resultat derselben wahrscheinlich großen Einfluß gehabt haben würde. Glücklicherweise wäre sie erst eingetroffen, nachdem schon Vieles vereinbart war. Man glaubte, der König habe sie solange zurückgehalten, weil derselbe angefangen habe eifersüchtig auf eine gewisse hohe Persönlichkeit zu werden. Sowie die Königin eingetroffen war, verfügte sich der Kaiser zu ihr. „Die Königin war,“ bemerkte der Kaiser „sehr schön gewesen, fing aber an zu verlieren, was sie in ihrer ersten Jugend besessen hatte.“ Die Königin habe ihn an Mlle. Duchesnois in „Chimène“ erinnert; sie habe in stolzer Haltung Gerechtigkeit gefordert, nach Gerechtigkeit gerufen, es wäre mit einem Worte eine Theaterscene gewesen, eine wirkliche Tragödie. Er wäre einen Augenblick sprachlos gewesen; er habe zunächst gar kein anderes Mittel gewußt, um sich aus der Verlegenheit zu helfen, als im Kommödientone fortzufahren. Dies versuchte er, indem er ihr einen Sessel anbot und sie veranlaßte, sich niederzusetzen; sie fuhr trotzdem in pathetischem Tone fort. Preußen habe sich, erklärte sie, selbst getäuscht über seine Kräfte. Preußen habe es gewagt, einen Helden zu bekämpfen, sich dem Geschick Frankreichs zu widersetzen, das Glück seiner Freundschaft verkannt. Preußen wäre hart bestraft. Der Ruhm des großen Friedrich, die Erinnerung an ihn, seine Hinterlassenschaft hätten das Herz Preußens allzusehr erfüllt und seinen Ruin herbeigeführt. „Sie bat, sie flehte, sie beschwor mich, sie hatte dabei hauptsächlich Magdeburg im Auge.“ Der Kaiser mußte so gut es ging Stand halten. Glücklicher Weise trat der König ein. Der Königin war dies, wie ein ausdrucksvoller Blick besagte, nicht recht, sie wurde verstimmt und in der That versuchte der König, sich in die Unterhaltung zu drängen. — „Er verdarb“, sagte der Kaiser, „die ganze Geschichte und ich war befreit.“

Die Königin war zu Tisch beim Kaiser, sie habe, sagte er, ihrem Geiste Spielraum gegeben, sie habe viel Geist gezeigt; ihr Wesen wäre ungemein ansprechend, ihre Coketterien wären nicht ohne Reiz gewesen. „Allein ich war entschlossen," rief der Kaiser, „bei der Sache zu bleiben, ich mußte dabei sehr auf mich selbst aufpassen, um mich von allen Verpflichtungen frei zu halten, jedes unbestimmte Wort zu vermeiden und das um so mehr, da ich scharf bewacht wurde und zwar ganz besonders von Alexander."

Einen Augenblick, ehe man zu Tisch ging, war der Kaiser an einen Spiegeltisch getreten, hatte einer darauf stehenden Vase eine schöne Rose entnommen, die er der Königin hinreichte, diese jedoch machte zunächst eine abwehrende, etwas erkünstelt erscheinende Bewegung mit der Hand. Sich gleich darauf anders besinnend, sagte sie: „Ja, aber doch wenigstens mit Magdeburg." Worauf der Kaiser ihr bemerkte:

„Aber . . . ich möchte Ihrer Majestät bemerken, daß ich es bin, der sie giebt und Sie die Empfängerin sind."

Einen dem entsprechenden Verlauf hatte das Diner und die übrige Zeit. Die Königin saß bei Tisch zwischen den beiden Kaisern, die sich in Bezug auf Galanterien den Rang streitig machten; der Zar, der auf dem einen Ohr fast garnicht hörte, hatte ihr sein besseres Theil zugewandt. Als es Abend geworden und die Königin sich entfernt hatte, ließ der Kaiser, um ein Ende zu machen, Herrn von Talleyrand und den Fürsten Kurakin zu sich entbieten — eine Frau und galante Rücksichten konnten doch unmöglich sein politisches System ändern. — Er verlangte die sofortige Unterzeichnung des Tractates, was auch geschah.

„So hatte denn," fügte der Kaiser hinzu, „die Unterhaltung mit der Königin keine weitere Folge als die, daß

der Abschluß der Verhandlungen um 8 bis 14 Tage beschleunigt wurde."

Die Königin, außer sich über die Unterzeichnung, weinte bitterlich und wollte den Kaiser garnicht mehr sehen, lehnte auch die Einladung zu einem zweiten Diner ab; Alexander suchte zu vermitteln, allein die Königin blieb bei der Behauptung, der Kaiser Napoleon habe ihr sein Wort gebrochen.

„Er hat Ihnen nichts versprochen," bemerkte der Zar, „wenn Sie mir das Gegentheil beweisen, so verpflichte ich mich, Napoleon dazu anzuhalten, daß er Ihnen sein Wort hält. Er hat mir doch zu verstehen gegeben. . ." Endlich ließ sie sich bestimmen und erschien auf dem zweiten Diner. Napoleon, der jetzt nicht mehr im Zustande der Vertheidigung war, zeigte sich der Königin gegenüber nur um so liebenswürdiger. Diese spielte zunächst die Beleidigte; als das Diner zu Ende war und sie sich zurückziehen wollte, bot ihr der Kaiser den Arm, und als er, einige Stufen abwärts gegangen, stehen blieb, reichte sie ihm die Hand und sagte nicht ohne Bewegung:

„Wie ist es nur möglich, daß, nachdem ich das Glück hatte, den Helden des Jahrhunderts und der Geschichte in der Nähe zu sehen, er mir nicht die Freiheit, die Genugthuung gewährte, ihm versichern zu können, daß ich mich für die Dauer des Lebens an ihn gebunden fühle."

„Madame, ich bin zu bedauern," erwiderte der Kaiser ernst, „es ist wohl der Einfluß meines Unsterns."

Als die Königin schon im Wagen saß, ließ sie noch Duroc rufen, den sie schätzte, wiederholte demselben ihre Klagen und rief auf das Palais deutend:

„Das ist ein Haus, in welchem ich grausam betrogen worden bin."

„Die Königin von Preußen," sagte der Kaiser, „war wohl unterrichtet, gewandt und hatte unzweifelhaft viele

Mittel zur Verfügung: sie war eine Herrscherin in des Wortes voller Bedeutung seit funfzehn Jahren. Trotz aller von mir aufgebotenen Geschicklichkeit, trotz all meiner Anstrengung erwies sie sich stets als Beherrscherin, als die Tonangebende der Unterhaltung, kam stets auf ihr Thema zurück, vielleicht zu oft, doch in sehr geziemender Form und ohne daß man ärgerlich darüber werden konnte. Auch muß man zugeben, daß es sich in Bezug auf sie um viel handelte, die Zeit kurz und kostbar war."

Der Kaiser hörte in seiner Umgebung oft sagen, die Königin hätte müssen früher kommen oder garnicht.

„Der König von Preußen hatte mich," fuhr der Kaiser fort, „für den nämlichen Tag um eine Abschiedsaudienz bitten lassen. Ich verschob dieselbe um 24 Stunden auf Bitten Alexanders. Der König von Preußen hat mir dies nie verziehen. Etwas anderes noch konnte er nicht vergessen; es handelte sich um die angebliche Verletzung des Ansbacher Gebietes während des Feldzuges von Austerlitz; stets, wann und wo immer wir zusammenkamen, erneuerte er seine Vorwürfe. Er hatte Unrecht, sein Uebelwollen aber wurzelte in den Anschauungen eines ehrenhaften Mannes."

Napoleon fügte noch hinzu, es wäre ein großer Fehler von ihm gewesen, den König Friedrich Wilhelm überhaupt in Tilsit empfangen zu haben, seine erste Absicht sei auch die gewesen, ihn abzuweisen; er hätte alsdann weniger Veranlassung zur Schonung gehabt, hätte Schlesien an sich genommen und es an Sachsen überwiesen.

„Ich weiß," bemerkte er, „daß ich heut zu Tage von vielen Politikern des Tilsiter Friedens wegen getadelt werde; diese Herren haben — nach meinen Unglücksfällen — die Entdeckung gemacht, daß ich dem russischen Reiche damals Europa zur Verfügung gestellt hätte. Wäre ich in Moskau glücklicher gewesen als ich es war, so hätten

sie sich im Gegentheil vor Genugthuung nicht mehr zu lassen gewußt, daß ich es verstanden hätte, durch den Tilsiter Vertrag schon Rußland zur Verfügung Europas zu stellen. Ich hatte in Bezug auf die Deutschen große Absichten, allein sie scheiterten und deshalb habe ich Unrecht!"

Die beiden Kaiser und der König von Preußen ritten in Tilsit beinahe täglich mit einander spazieren, Letzterer erschien stets befangen und übelgestimmt und genirte die Anderen. Diese sprangen mit einem Satz von den Pferden, wenn man zurückgekehrt war und gingen Hand in Hand die Treppe hinauf. Da Napoleon den Wirth spielte, so mußte er am Thor des Schlosses stets warten, bis der verspätete König eintraf: oft standen die beiden Kaiser im Regen draußen.

„Dieses linkische Wesen des Königs," bemerkte der Kaiser, „fiel aus dem Grunde besonders auf, weil Alexander einen so feinen gesellschaftlichen Schliff hatte; er hätte in den Salons von Paris seiner Liebenswürdigkeit wegen geglänzt. Man war froh, wenn man den König los war und trennte sich gleich nach Tisch. Alexander und ich trafen jedoch bald wieder zusammen, nahmen den Thee gemeinschaftlich und plauderten oft bis tief in die Nacht hinein."

Alexander und Napoleon sahen sich dann in Erfurt wieder. „War damals," so sagte der Kaiser, „Alexanders Freundschaft für mich eine aufrichtige, so haben ihn Intriguen mir schnell abspenstig gemacht; namentlich die Herren M . . . und T . . . waren in dieser Richtung thätig; sie erzählten dem Zaren, ich machte mich über ihn lustig, sobald er zur Thür hinaus wäre. Alexander aber war argwöhnisch und leicht zu reizen. Zur Zeit des Congresses in Wien hat er sich über mein Verhalten gegen ihn vielfach bitter beschwert — Veranlassung dazu hatte er nicht! Er gefiel mir und ich war ihm zugethan.

Ein Adjutant Napoleons, Savary, wurde gleich nach dem Tilsiter Frieden nach Petersburg geschickt; Savary wurde dort mit Artigkeiten überschüttet. Aus dem Jahre 1814 wird folgender Vorfall berichtet: Savary, damals Polizeichef, wurde eines Tages vom Grafen B. in den Tuilerien angesprochen — die Bourbonen waren zurück.

„Jetzt, da es aus ist," sagte Herr v. B., „können Sie uns alles sagen, namentlich aber: wer in Hartwell*) Ihr Agent war." Savary gab mit Würde zur Antwort: der Kaiser hat die Zufluchtsstätte des Königs stets als ein Sanktum aufgefaßt, welches für unverletzlich galt. Dieses Princip hat er seiner Polizei aufgenöthigt und wir haben es befolgt. Wir wissen heute, daß in Bezug auf den Kaiser nicht ebenso verfahren wird. Aber Sie, Herr Graf, sollten doch weniger Zweifel haben, als Andere. Als ich nach Petersburg kam, waren Sie dort, und zwar im Namen des Königs. Der Kaiser Alexander hat mir Mittheilung über Alles gemacht, was Sie betraf und frug an, ob es uns wünschenswerth wäre, daß Sie aus Rußland entfernt würden. Ich hatte für diesen Fall keine Instruktion und schrieb daher an den Kaiser. Die Antwort desselben, die mit umgehendem Courier eintraf, besagte, es genüge ihm die aufrichtige Freundschaft Alexanders; er habe keinen persönlichen Haß wider die Bourbonen; er würde denselben sogar, wenn er sicher wäre, daß es angenommen würde, ein Asyl in Frankreich bieten, ihnen, welches Schloß immer sie zu ihrem Aufenthalt wünschten, zur Verfügung stellen. Wenn Sie damals diesen Brief ignorirt haben, so lassen Sie ihn sich doch heute noch kommen."

B. Die Schlacht bei Arcola. Die französische Rhein- und die französische Sambre-et-Meuse-Armee

*) Hartwell war der Wohnort Ludwig XVIII. in England.

waren in Deutschland geschlagen und über den Rhein zurückgegangen. Diese Erfolge trösteten den Wiener Hof für die in Italien erlittenen Verluste. Sie machten es ihm leicht, dort den Stolz der Franzosen zu beugen. Oesterreich gab Befehl, eine Armee ins Feld zu stellen, Mantua zu entsetzen, Wurmser abzuberufen und die Schmach zu tilgen, welche ihm auf dieser Seite widerfahren war. Es sammelte in Friaul 4 Infanterie- und 1 Cavallerie-Division, außerdem noch 2 in Tyrol, d. h. zusammen 60000 Mann. Zu dieser Armee gehörten große Abtheilungen von den in Deutschland siegreichen Truppen mit 15000 soeben angeworbenen Croaten. Das General-Commando erhielt der Feldmarschall Alvinzi, das Tyroler Corps von etwa 18000 Mann aber commandirte General Davidowitsch. Der Senat von Venedig unterstützte Oesterreich im Geheimen, von dem Glauben befangen, daß wenn sich der Erfolg auf Seiten Frankreichs neigte, dies gleichbedeutend wäre mit dem Untergange der Venetianischen Aristokratie; mit jedem Tage sagten sich Distrikte des Festlandes los und riefen laut nach der Revolution. Der römische Hof hatte die Maske gelüftet, er sah seine Sicherheit nur allein im Schutze Oesterreichs und in dessen Erfolgen. Keine der im Waffenstillstande von Bologna ausgemachten Bedingungen wurde erfüllt; man bemerkte in Rom mit Schrecken, daß der französische General die Sache hinzog, und durch lange Verhandlungen, und eine zur Schau getragene Mäßigung die Strafe verschob. Rom war durch die Erfolge in Deutschland geblendet, kannte auch die geringe Kopfzahl der französischen Heere, die große Menge seiner Kranken und setzte alle seine Kräfte in Bewegung, indem es Truppen aushob, indem es zugleich mit Hülfe von Klöstern und Priestern die öffentliche Meinung dahin bearbeiten ließ, daß die Franzosen nur schwach, die Oesterreicher unwiderstehlich wären.

Der französische General hatte sich lange mit der Hoffnung auf Verstärkungen getragen, dem Directorium eindringlich vorgestellt, daß entweder die Nordarmee den Rhein wieder überschreiten, oder daß ihm 50000 Mann zugewiesen werden müßten. Versprechungen wurden ihm wohl gemacht, allein sie blieben unerfüllt; die Verstärkungen, welche in Italien eintrafen, beliefen sich auf 4 Regimenter, die man der Armee in der Vendée entnahm; dort war ja die Stimmung der Bevölkerung eine bessere geworden. Innerhalb eines Zeitraumes von zwei Monaten trafen allmälig diese Regimenter, d. h. etwa 8000 Mann ein; dadurch wurde die ursprüngliche Stärke der Armee (30000 Combattanten) wieder hergestellt. Die Nachrichten aus Tyrol, Friaul, aus Venedig und Rom sprachen von Nichts als von kriegerischen Vorbereitungen Oesterreichs gegen Frankreich. Was die Stimmung in Italien betrifft, so war sie gegen früher völlig umgeschlagen, das waren die Italiener nicht mehr, wie sie vor Lonato und Castiglione gewesen waren. Die glänzenden Waffenthaten der Franzosen, die zahlreichen, den Oesterreichern beigebrachten Niederlagen hatten die öffentliche Meinung völlig umgewandelt. Damals meinten drei Viertel der Bewohner Italiens, es würde den Franzosen unmöglich sein, ihre Eroberungen zu bewahren, jetzt glaubten drei Viertel dieser nämlichen Italiener, die Oesterreicher würden den Franzosen nimmermehr deren Eroberungen wieder entreißen können. Mit der Ankunft der vier Regimenter wurde viel Lärm gemacht sie marschirten in Bataillonen, d. h. in 12 Colonnen, das Land und ein Theil der Armee sollten glauben, es handle sich um 12 Regimenter.

Man meinte, daß es in Mantua an Lebensmitteln fehle, und daß dieser Platz unfehlbar fallen müsse, ehe die Oesterreicher heran wären. Die französische Armee war gut verpflegt, gut besoldet, gut gekleidet, die Artillerie

war zahlreich und gut bespannt, die Cavallerie allerdings nicht zahlreich, allein in gutem Stande.

Die Bevölkerung aller von uns besetzten Gebietstheile fraternisirte jetzt mit uns. Die Stimmung jenseits des Po war nicht weit verschieden. Dieser elende römische Hof, ohne Geist, ohne Muth, ohne Talent, ohne Zutrauen war nicht zu befürchten. Im Anfang November befand sich das Hauptquartier der österreichischen Armee in Conegliano, das linke Ufer der Piave war dicht mit Posten besetzt. In Tyrol bildeten sich an der Avisiolinie unseren Corps gegenüber die Oesterreichischen; überall zeigte sich der Feind in starken Massen. Alvinzi's Plan war klar, er wollte nicht wie Wurmser es gethan, von Tyrol aus angreifen, er fürchtete den Krieg in den Bergen. Die Erfolge von Lonato und Castiglione schrieb er der Intelligenz und größeren Gewandtheit der französischen Soldaten zu.

Er beschloß also seinen Hauptangriff in der Ebene zu führen und aus dem Veronesischen, der Gegend von Vicenza und Padua an die Etsch vorzugehen. Am 2. November wurden von diesem General zwei Brücken über die Piave geschlagen und drang derselbe mit 49 bis 50000 Mann gegen Bassano vor. Massena, in beobachtender Stellung, zwang ihn zur vollen Entwicklung seiner Kräfte und zog sich erst nach einigen Tagen nach Vicenza zurück, wo er sich mit dem französischen Obergeneral vereinte, welcher die Division Augereau und eine Brigade von Mantua, d. h. 20 bis 22000 Mann mit sich führte. Der Plan Napoleons war, Alvinzi zu schlagen und dann an die Trenta zu rücken, um die in Tyrol manövrirende Armee von hinten anzufallen. Alvinzi wurde, sowie er die Brenta passirt hatte — am 5. — angegriffen und geworfen, alle seine Divisionen mußten auf das andere Ufer zurück. Vaubois, der seit dem

2. November mit dem Feinde handgemein war, hatte sich weder an der Trenta noch in irgend einer Zwischenstellung halten können; seine Division kehrte in Unordnung nach Verona zurück. Es war zu befürchten, daß die Stellungen an der Corona und dem Montebaldo den Feind nicht aufhalten würden, man hatte auch Befürchtungen in Bezug auf die Belagerung von Mantua. Der commandirende General war daher genöthigt, auf Verona zurückzumarschiren und dort zeitig genug einzutreffen, um Vaubois aufzunehmen und die Stellungen von Montebaldo und Rivoli zu sichern. Auf der Ebene von Rivoli nahm er Revue über die Division Vaubois ab. „Soldaten!“ sprach er im strengen Tone, „ich bin mit Euch nicht zufrieden; Ihr habt weder Disciplin noch Standhaftigkeit gezeigt. Ihr seid beim ersten Ansturme gewichen, Ihr habt in keiner Stellung ausgehalten, auf Eurem Rückzuge waren deren einige, aus denen Ihr nicht vertrieben werden konntet. Soldaten des 85. und 39., Ihr seid keine französischen Soldaten! Man gebe mir die Fahnen und schreibe darauf: „Sie gehören fürder nicht mehr zur Armee von Italien.“ Ein tiefes Schweigen in Reih und Glied! Bestürzung auf allen Gesichtern! Man hört weinen, man sieht die Thränen an den Backen hinabrieseln. Der General sah sich veranlaßt einige Trostworte hinzuzufügen. „General“, riefen Einige, „commandire uns zur Avantgarde und Du wirst sehen, daß wir zur Armee von Italien gehören.“ Diese so ausgescholtenen Regimenter kamen auch zur Avantgarde und bedeckten sich mit Ruhm. Die Operationen Alvinzi's waren mit glänzendem Erfolge gekrönt, schon war er Herr von Tyrol und von allen Gebieten zwischen Trenta und Etsch — das Schwierigste aber blieb zu thun übrig: das war der Übergang über die Etsch im Angesicht der französischen Armee. Der Weg von Verona nach Vicenza längs der Etsch verläßt den Fluß erst bei Villa Nova,

das heißt nach drei Meilen, wo er sich nach links d. h. Vicenza zu wendet. In Villa Nova schneidet der kleine Fluß Alpon die Heerstraße und ergießt sich hinter Arcola in die Etsch zwischen Ronco und Albare. Links von Villa Nova erhebt sich das Terrain und bietet sehr schöne Stellungen, Caldiero ist der Name. Diese Stellungen decken Verona, und man ist in der Lage, dem Feinde in den Rücken zu fallen, wenn dieser sich der unteren Etsch zuwendet.

Der General hatte kaum für die Vertheidigung von Montebaldo Sorge getragen, und die Truppen Vaubois' wieder formirt, als er sich anschickte, Caldiero zu besetzen, was sich zur Vertheidigung so vortrefflich eignete. Am 11. rückte er aus Verona ab mit der Brigade Verdier an der Spitze, warf die feindliche Avantgarde und stand bald am Fuße von Caldiero. In dieser Stellung, die auch gegen Verona günstig zu verwenden ist, stieß er auf Alvinzi selbst Am 12. in der Frühe waren alle Höhen von den Seinigen besetzt und mit Batterien stark befestigt. Massena hatte Befehl, die Höhen anzugreifen und sich auf den rechten Flügel des Feindes zu werfen. Die schlecht vertheidigten Höhen wurden bald genommen und dadurch war die Schlacht entschieden. Der Marschall Launay nahm Caldiero mit seiner Halbbrigade, allein er konnte sich nicht halten und fiel als Gefangener dem Feinde in die Hand. Währenddem regnete es in Strömen, die Wege wurden für unsere Artillerie unfahrbar, während wir von den Batterien des Feindes niedergemäht wurden; zu sehr waren wir im Nachtheil, wollten wir die Höhen emporklettern. Der Befehl zum Angriff wurde zurückgenommen und man begnügte sich damit, die Schlacht den ganzen Tag über im Gange zu halten. Da der Regen nicht nachließ, beschloß der General, in das Lager von Verona zurückzukehren. Die Verluste des Tages waren auf beiden

Seiten dieselben, der Feind aber behauptete mit Recht der Sieger zu sein, seine Vorposten näherten sich Saint-Michel und die Lage der Franzosen wurde eine wirklich mißliche. Vaubois hatte in Tyrol erhebliche Verluste erlitten, es blieben ihm nur noch 6000 Mann. Die beiden anderen Divisionen, die sich tapfer an der Brenta geschlagen hatten, waren nun auf dem Rückzuge nach Verona. Das numerische Übergewicht des Feindes ging den Leuten durch den Kopf. Die Soldaten Vaubois, um ihre Niederlagen in Tyrol zu beschönigen, sagten, sie hätten Einer gegen Drei zu kämpfen gehabt. Selbst die unter den Augen Napoleons verbliebenen Soldaten hielten den Feind für zu zahlreich. Die beiden Divisionen, nach den Verlusten, die sie erlitten hatten, zählten nicht mehr als 13000 Combattanten.

Natürlich hatte der Feind auch Verluste zu verzeichnen, allein er hatte den Vorteil gehabt; vor allem aber ein Gefühl der Überlegenheit erreicht, hatte auch die geringe Anzahl der Franzosen feststellen können: er zweifelte weder an dem Entsatz von Mantua, noch an der Eroberung von Italien. Er hatte eine große Anzahl von Leitern anfertigen lassen, um Verona mit Sturm zu nehmen. Die Garnison von Mantua aber machte fortwährende Ausfälle und das Belagerungscorps war zu schwach, ihnen genügend zu begegnen. Hierzu kam, daß die Agenten von Venedig, die des Papstes und Österreichs die von Alvinzi errungenen Vortheile und seine Überlegenheit über uns nach allen Richtungen ausposaunten. Nirgends mehr waren wir in der Lage, die Offensive zu ergreifen. Auf der einen Seite war es die Stellung von Caldiero, welche wir nicht hatten nehmen können, auf der anderen die Thäler von Tyrol, die der Schauplatz von Vaubois' Niederlage gewesen waren. Wir mußten nach Lage der Dinge dem Feinde die Initiative überlassen, und in kaltblütiger Ruhe seine Unternehmungen abwarten. Das Wetter war schrecklich, der

Regen fiel in Strömen, alle Bewegungen waren durch den völlig aufgeweichten Boden behindert. Die Mißerfolge von Caldiero und in Tyrol hatten die Truppen herabgestimmt. Wohl war noch bei Allen das Bewußtsein vorhanden, daß wir bei gleicher Anzahl dem Feinde überlegen wären, glaubten ihm aber mit so geringfügiger Combattantenzahl nicht widerstehen zu können; viele von den Unsrigen waren seit dem Einfall in Italien schon zum dritten Mal verwundet. Es herrschte üble Laune überall. Napoleon begegnete derselben dadurch, daß er folgende Erklärung abgab: „Nur noch einer einzigen Anstrengung bedarf es und Italien gehört uns. Alvinzis Truppen sind uns unzweifelhaft an Zahl überlegen, allein die Hälfte davon sind Rekruten: ist Alvinzi geschlagen, so ist Mantua unser. Wir bleiben die Herren von Italien, unsere Mühsale haben ein Ende, denn nicht nur Italien finden wir in Mantua, sondern den allgemeinen Frieden. Ihr wollt nach den Alpen, Ihr könnt es ja garnicht mehr dort aushalten: von den schönen reichen Bivouaks in der Lombardei in die Alpen zurückgekehrt, würdet Ihr, ohne zu murren, Schnee und Eis der rauhen Berge nicht mehr ertragen. Hülfstruppen sind zu uns gestoßen, viele sind noch unterwegs. Mögen doch Diejenigen, die sich nicht mehr schlagen wollen, die dazu zu reich sind, uns nicht von der Zukunft reden — Schlagt Alvinzi! Und ich stehe Euch für den Rest!"

Nun schlug die Muthlosigkeit in Begeisterung um! Als in Brescia, Bergamo, Mailand, Cremona, Lodi, Pavia, Bologna die Nachricht ankam, daß die Armee einige Schlappen erlitten hatte, eilten die kaum geheilten Verwundeten zu ihren Fahnen, so wurde die ganze eben noch verzagte Armee voll Thatendurst. Am 14. November bei einbrechender Nacht rückte die Armee aus dem Lager von Verona; der Aufbruch, der Marsch finden in aller Stille statt. Die eingeschlagene Bewegung ist eine zunächst

rückgängige, allein plötzlich unweit von Peschiera biegt man links ab und geht an der Etsch entlang; vor Tagesanbruch ist man in Ronco. Jetzt wird es den Truppen klar, daß der General die Stellung vor Caldiero umgeht, daß er mit seinen 12000 Mann die ihm gegenüberstehenden 45000 Mann nach sich in große Sümpfe locken will, wobei die Zahl keine Rolle spielt. Kilmaine war in Verona zurückgeblieben mit 1500 Mann, die Thore der Stadt wurden verrammelt. Von unserem Manöver hatte der Feind keine Ahnung. Die Brücke von Ronco aber führte in die Sümpfe, sie war auf der rechten Seite des Alpon, etwa eine Viertelstunde von der Mündung desselben geschlagen. Die Befürchtung, Alvinzi werde gegen Verona rücken, war allgemein verbreitet; hatte er sich Verona's bemächtigt, so mußte das Corps bei Rivoli sich auf Peschiera zurückziehen und die Truppen bei Ronco wären in die höchste Gefahr gerathen. Man mußte also auf dem rechten Ufer des Alpon Stellung nehmen, sodaß man im Stande war, dem Feinde in den Rücken zu fallen, falls er Verona angreifen sollte. Von Ronco gingen drei Chausseen aus, alle von Sümpfen umgeben, die eine führt nach Verona die Etsch aufwärts, die zweite nach Villa nova, sie führt bei Arcola vorbei, welches in einer Entfernung von 1½ Meile von der Etsch eine Brücke über den kleinen Fluß Alpon hat, die dritte Chaussee führt abwärts die Etsch entlang nach Albaredo. Auf jeder dieser Chausseen ging eine Colonne vor. Die eine zur Linken bewegte sich die Etsch wieder aufwärts bis an das Ende der Sümpfe: von dort war die Verbindung mit Verona leicht, nun konnte der Feind, der im Rücken bedroht war, Verona nicht angreifen. Die Kolonne zur Rechten schlug die Richtung nach Albaredo ein; die im Centrum ging auf Arcola los und unsere Tirailleure gelangten ohne bemerkt worden zu sein an die Brücke. Es war 5 Uhr Morgens,

der Feind wußte von Nichts. Die ersten Schüsse fielen auf der Brücke vor Arcola, vor welcher ein Beobachtungscorps, bestehend aus zwei Bataillonen Croaten und 2 Geschützen, bivouaquirte, um den Rücken der Armee zu decken. Der Zwischenraum zwischen Arcola und der Etsch war nicht besetzt, man hatte sich damit zufrieden gegeben, durch Reiterpatrouillen das Ufer der Etsch zu beobachten. Die Straße von Ronco nach Arcola stößt in zwei Meilen Entfernung auf den Alpon und geht von da am rechten Ufer des kleinen Flusses eine Meile weit aufwärts bis zur Brücke, über welche die Straße senkrecht nach rechts abbiegt und in das Dorf Arcola führt. Croaten lagen, mit ihrem rechten Flügel an das Dorf angelehnt, an der Brücke; sie hatten gerade vor sich den Chausseedamm, von dem sie nur durch den Fluß getrennt waren, sodaß sie die auf Arcola marschirende französische Colonne in der Flanke beschießen konnten; die Colonne mußte sofort bis zu der Stelle zurück, an welcher sie vor diesem Flankenfeuer sicher war. Alvinzi wurde benachrichtigt, daß an der Brücke vor Arcola einige Schüsse gefallen wären, achtete jedoch nicht darauf. Bei Tageshelle aber konnte man von Caldiero und nahen Kirchthürmen aus die Bewegungen der Franzosen beobachten. So erfuhr Alvinzi denn, daß die Franzosen die Etsch überschritten hatten und in voller Stärke auf dem Chausseedamm ständen: es schien ihm jedoch unwahrscheinlich, daß man eine ganze Armee in unwegsame Sümpfe einkeilen würde, und er glaubte, es handle sich nur um ein Detachement, welches ihn beunruhigen sollte, während man von Verona aus den Hauptangriff führen werde. Die nach Verona hin vorgenommenen Recognoscirungen ergaben, daß dorthin Alles stille wäre. Alvinzi hielt es jedoch für nöthig, die französischen Truppen über die Etsch zurückzuwerfen, um seinen Rücken gegen Beunruhigungen zu decken.

Er schickte eine Division auf der Chaussee von Arcola eine andere nach der Chaussee, welche sich längs der Etsch hinzieht mit dem Befehl, sich blindlings auf Alles zu stürzen, was ihnen in den Weg käme, und Alles in den Fluß zu werfen. Gegen 9 Uhr Morgens begann seitens dieser beiden Divisionen ein lebhafter Angriff. Massena, der auf der Chaussee linker Hand vorging, saß bald dem Feinde mit dem Bajonett in den Rippen, brachte ihm große Verluste bei und machte viele Gefangene. Dasselbe geschah auf der anderen Chaussee. Es kam nun darauf an, sich Arcola's zu bemächtigen, weil man von dort aus dem Feinde in den Rücken fallen konnte. Die Brücke von Arcola aber war schwer zu nehmen; endlich machte Napoleon persönlich einen Versuch: er ergriff eine Fahne, stürmte der Brücke zu und pflanzte die Fahne auf der Brücke auf. Die Colonne, die er führte, drang muthig vor, allein heftiges Flankenfeuer verscheuchte sie wieder von der Brücke. Die Grenadiere an der Tete, wie sie hinter sich die Kameraden weichen sehen, werden mit in die Flucht hineingezogen, wollen aber ihren General nicht im Stich lassen, sie fassen ihn bei den Haaren, an den Armen, den Kleidern und ziehen ihn mit fort. Der General stürzt in den Sumpf, sinkt bis zu den Hüften hinein, er steckt mitten unter den Feinden, man ruft: „Rettet den General.“ Die Tapfern kehren um, die Brücke wird genommen, man dringt bis ans andere Ufer vor: Der General ist gerettet. Aus Mailand war General Lannes herbeigeeilt, obwohl, bei Governolo verwundet, er noch Reconvalescent war; er schob sich zwischen den Feind und Napoleon, deckte denselben mit seinem Leibe und wurde dreimal verwundet. Muiron, General-Adjutant Napoleons, fiel, indem er in heroischer Selbstopferung mit seiner Person dem General das Leben rettete. Belliard, Vignoles wurden verwundet, General Robert fiel.

Nun wurde dort, wo der Alpon in die Etsch mündet eilig eine Brücke geschlagen, um Arcola von rückwärts anzugreifen. Inzwischen hatte Alvinzi seine Stellung von Caldiero geräumt, die dortigen Verschanzungen zerstört und war mit Sack und Pack über den Alpon zurück. Gegen 4 Uhr rückte General Guyeux am linken Alpon-Ufer gegen Arcola vor. Das Dorf wurde ohne Schwertstreich genommen; es war nun nichts weiter werth, nur bildete es einen Stützpunkt zwischen den Fronten der beiden feindlichen Armeen.

Die Resultate des Tages waren bedeutend: Die Höhen von Caldiero geräumt, Verona war außer Gefahr; zwei von Alvinzi's Divisionen waren vernichtet, die Gefangenenzüge, die Trophäen zahlreich, der Enthusiasmus in der Armee war unbeschreiblich.

Inzwischen hatte am Abend vorher Davidowitsch die Höhen von Rivoli anzugreifen begonnen, Vaubois war genöthigt worden, auf Castel Novo zurückzuweichen; seine Vorhut näherte sich Verona. Kilmaine, von Alvinzi befreit, mußte Vaubois zu Hülfe eilen, Mantua decken und suchen, Davidowitsch zu schlagen. Er räumte die Stellung von Arcola und zog seine Armee auf das rechte Ufer der Etsch zurück, indem er auf dem Linken nur eine Brigade und einige Geschütze zurückließ. Rückte der Feind gegen Castel Novo vor, so mußte die Brücke über die Etsch abgebrochen werden, man mußte um 10 Uhr Vormittags hinter Vaubois bei Castel Novo stehen und den Feind nach Rivoli zurückwerfen. Man hatte die Bivouakfeuer bei Arcola brennen lassen, damit Alvinzi nichts merken sollte. Man war um 4 Morgens im Begriff, sich in Bewegung zu setzen, als die Nachricht eintraf, Vaubois stehe zwischen Rivoli und Castel Novo und werde den Tag über nicht von der Stelle weichen. Es war noch früh am Tage, als Alvinzi von der rückwärtigen Bewegung der Franzosen

hörte und Arcola wieder besetzen ließ; später schickte er zwei Colonnen auf den Chausseen zwischen den Sümpfen vor. Nicht weit von unsrer Brücke entspann sich alsbald der Kampf. Die Oesterreicher wurden geworfen. Viele kamen in den Sümpfen um, es waren abermals zwei Divisionen Alvinzi's vernichtet!

Gegen Abend sammelte der französische General en chef all' seine Streitkräfte auf dem rechten Ufer der Etsch, am linken Ufer verblieb als Vorhut nur eine kleine Abtheilung. Nun rückte Alvinzi, dem falsche Nachrichten zugegangen waren, nach Mantua und ließ bei Ronco nur eine schwache Nachhut zurück. Am dritten Schlachttage, dem 17. November, schickte er sich an, die Brücke bei Ronco zu nehmen; da inzwischen Davidowitsch sich nicht gerückt und gerührt hatte, zogen die Franzosen wieder auf das andre Ufer der Etsch und stießen alsbald auf den ihnen so wohlbekannten Chausseedämmen auf zwei neue Divisionen Alvinzi's. Der Kampf war hitzig und hartnäckig, die Unsrigen drangen bald vor, bald wurden sie zurückgeworfen. Das 75. Regiment wurde geworfen, der commandirende General legte das 32. in einem kleinen Weidengebüsch in den Hinterhalt, die Soldaten lagen auf dem Bauch längs des Chausseedammes von Arcola; plötzlich sprangen sie auf und warfen mit dem Bajonett den Feind in den Sumpf, die Geschlagenen waren Croaten, ihrer etwa 3000. Der links vorgesandte Massena mit dem Hut auf dem Degen war an der Spitze seiner Division und richtete unter dem Feinde ein furchtbares Blutbad an.

Es war Nachmittag, als der französische Generalissimus zum letzten Stoß ausholte. Er ließ die Zahl der Gefangenen feststellen, zog die Zahl der gefallenen Feinde in Betracht und berechnete die Verluste der Oesterreicher in den 3 Tagen auf mehr als 20000 Mann. Was übrig

blieb, konnte nur um ein Drittel mehr sein als das, was der französische General zur Verfügung hatte. Der Befehl zum Angriff erfolgte. Die Armee ging über die bei der Mündung des Alpon geschlagene Brücke. Elliot, Adjutant des General en chef, beauftragt mit dem Schlagen einer anderen Brücke, fiel tödtlich getroffen. Es war Nachmittag, als die französische Armee in Schlachtordnung aufmarschirte, ihr Flügel an Arcola gelehnt, der rechte unweit Porto Lignano. Der Feind hatte seinen rechten Flügel an den Alpon angelehnt, den linken am Sumpfe und stand längs der Straße von Montebello. Der Adjutant Lorcet war mit 6—700 Mann, 4 Kanonen und 200 Reitern beordert die Sümpfe, an welche der Feind seinen linken Flügel lehnte, zu umgehen. Es war 3 Uhr, als Lorcet am Platze seiner Bestimmung erschien, nun erhielt der Rittmeister Hercule den Befehl, mit 50 Guiden auf den feindlichen Flügel loszureiten. Der gleichzeitige Angriff Lorcet's brachte den Feind zum Weichen, sein linker Flügel wurde aufgerollt. Alvinzi hatte, um seinen Rückzug zu decken, 7—8000 Mann hinter seine Stellung vertheilt, dadurch wurde es möglich, seinen Rückzug nach Vicenza zu bewerkstelligen, unsere Cavallerie saß ihm auf den Fersen. Als Napoleon in Villa Nova eintraf, besichtigte er die Höhen von Caldiero, und setzte dann seinen Marsch nach Verona fort. Unterwegs wurde ein österreichischer Generalstabsoffizier, welchen Davidowitsch an Alvinzi schicken wollte, aufgegriffen. Aus Depeschen, welche er bei sich führte war zu entnehmen, daß Davidowitsch von den Vorgängen der letzten Tage Nichts wußte. Napoleon zog als Triumphator in Verona ein. Drei Tage später rückte er heimlich wieder ab. Er stürzt sich auf Davidowitsch, der regungslos bei Rivoli stand, geworfen wird und auf Roveredo zurückweicht.

Von seinen 60—70000 Mann hatte Alvinzi circa

die Hälfte eingebüßt. Alvinzi ging nach Bassano zurück, Davidowitsch an die Trenta.

Montag, 17. Juni 1816.

Die Commissare der Alliirten. – Die Etikette.

Die Fregatten „New Castle“ und „Orontes“ sind angekommen, sie haben am 23. April England verlassen und bringen die Commissare Oesterreichs, Frankreichs und Rußlands mit. — Im Lauf des heutigen Gesprächs kam man auf die Etikette des Kaiserhofes zu sprechen. Der Kaiser erklärte die Einführung und strenge Handhabung derselben für eine ihm aufgedrungene Nothwendigkeit und bemerkte, ohne Etikette hätte er befürchten müssen, es würde ihm täglich Einer oder der Andere auf die Schulter klopfen. „Wir sind,“ fügte er hinzu, „anfangs stets sehr verbindlich und ceremoniell, ja zu Schmeicheleien aufgelegt; allein es tritt sehr bald, falls man ihnen nicht entgegentritt, eine gewisse Familiarität ein, aus der leicht Unverschämtheit wird.“

Dienstag, 18. Juni.

Waterloo.

Der Jahrestag von Waterloo! Der Kaiser düster gestimmt, bemerkte plötzlich:

„Unerklärliche, unbegreifliche Ereignisse! — Seltsames Zusammentreffen von Unfällen! .. Grouchy .. Ney .. Darton .. war es Verrath, war es Unglück? Armes Frankreich!“

Er schlug die Hände vor sein Angesicht.

„Soweit es sich um Geschicklichkeit handelt, ist kein Tadel zulässig, ... ich hätte sie schon bei Ligny vernichtet, wenn mein linker Flügel seine Schuldigkeit gethan hätte... Sonderbar, diese Niederlage .. eine furchtbare

Katastrophe, durch welche der Besiegte des Ruhmes nicht verlustig ging und der Sieger keinen Ruhm erntete . . ."

Mittwoch, 19. Juni.

Der Northumberland kehrt nach England zurück.

Der Northumberland hat heute die Anker zur Heimreise gelichtet — es war uns Allen, als ob uns Etwas verloren ginge. Die Offiziere an Bord waren zuletzt sehr entgegenkommend, die Bemannung respektvoll gewesen, selbst gegen den Admiral Cuckburn waren wir nicht aufgebracht. Der New Castle hat eine große Menge Bücherkisten für den Kaiser gebracht.

Sonntag, 30. Juni.

London während der Emigration. — Der König Georg III. ꝛc.

Der Kaiser frug mich heute, wie es während meines Aufenthaltes in London ausgesehen habe, ich stand ihm Rede und erzählte, was ich gesehen und gehört hatte. Georg III galt allgemein für einen ehrenhaften Mann, seine musterhafte, sittliche Führung, sein Respect vor den Gesetzen wurden allseitig anerkannt. Als der König 20 Jahre alt war, hatte er sich in eine schöne Schottin verliebt, die einer der ersten Familien des Landes angehörte. Man befürchtete, er werde die junge Dame heirathen; es genügte, ihn daran zu erinnern, daß die Gesetze es nicht zuließen und er erklärte sich sofort bereit, Diejenige zum Altar zu führen, die man ihm bestimmen würde: es war eine Prinzessin von Mecklenburg. In seinem Kummer fand er dieselbe häßlich, sie war es aber auch in der That. Trotz allem war Georg III ein exemplarischer Gatte. Die Thronbesteigung dieses Königs war ein Ereigniß für das Land, sie kam einer politischen Revolution gleich, die Torys bemächtigten sich wieder des Ruders,

die Whigs traten ab. England nahm Partei gegen unsere Revolution, der Brennpunkt seines Hasses gegen Frankreich aber war nicht am Hofe zu suchen, sondern bei Pitt und seinem Anhange, der denselben von dem großen Chatam übernommen hatte. Georg III, der bald geistig erkrankte, folgte seinem Minister, ja man darf sagen, daß die ersten Anzeichen seiner Krankheit den Anfang der Macht Pitt's bezeichnen; er allein, damals etwas über 25 Jahre alt, kämpfte gegen die ungeheure Masse Derer, die den König im Stich ließen, die Masse Derer, die Georgs Unfähigkeit zu regieren zu ihrer eigenen Machtentfaltung ausbeuten wollten. Dadurch wurde Pitt zum Idol seines Volkes; den höchsten Triumph feierte er, als er Georg III in die St. Paul Kirche führte, und derselbe an heiliger Stätte dankte für seine „Wiedergenesung". Der Kaiser unterbrach mich mit der Frage, wie der Prinz von Wales sich zu der Zeit benommen habe. Ich war nicht im Stande genügende Auskunft zu geben, erinnerte aber an eine damals veröffentlichte, vielbelachte Caricatur, auf welcher ein junger Mann mit den Gesichtszügen des Thronfolgers dargestellt ist, der in eiligem Lauf mitten in der Straße hingefallen war; die Unterschrift aber besagte: „Ein junger Erbe, der so schnell er kann herbeieilt, um seinen Vater zur Wiedererlangung seiner Gesundheit zu beglückwünschen." Ich habe oft sagen hören, daß die geistige Umnachtung bei Georg III mehr ein Delirium, als wirkliche Tollheit war; daher wechseln Reconvalescenz und Wiedererkrankung. Seine große Ruhe gelegentlich des Attentates im Theater beweist deutlich, daß er damals vollkommen bei Sinnen war; der Königin, die noch außerhalb der Loge verweilte, rief er zu, sie möchte sich ja nicht erschrecken (es war auf den König geschossen worden) man habe unten im Saal einen Schuß abgefeuert. In seinen letzten Lebensjahren mögen der lichten Augenblicke wohl weniger gewesen sein.

Georg III, dieser ehrenwerthe, mit den besten Absichten in Bezug auf das Gedeihen seines Volkes ausgestattete Monarch, war vielen meuchlerischen Anschlägen auf sein Leben ausgesetzt — so viel ich weiß, ist kein Einziger der Schuldigen mit dem Tode bestraft worden; es waren politische oder religiöse Fanatiker. Als ich 1814 noch einmal nach London kam, hatte ich Gelegenheit den Mann zu sehen, der 1794 das fehlgeschlagene Attentat im Theater ausführte; er war als Irrsinniger in New Gate eingesperrt — sein Name war Heatfield; er durfte, wenn er wollte, Tags über sich in der Stadt aufhalten; ich wechselte ein paar Worte mit ihm und er schien mir durchaus vernünftig zu sein.

Pitt war der Gebieter des Königs, er behandelte ihn schonungslos hart, kaum einen einzigen höheren Posten gestattete er ihm zu besetzen. Zeigte der König irgend welche Auflehnung, irgend ein Mißbehagen, so drohte Pitt — der unersetzliche — mit seinem sofortigen Rücktritt! Endlich, als es sich um die Emancipation der irischen Katholiken handelte, von der der König nichts wissen wollte, nahm er seinen Minister beim Wort und ließ ihn gehen — dem Hofe gegenüber äußerte er seine Freude: einen Menschen los zu sein, der ihm 20 Jahre lang „mit den Hörnern im Bauch gesessen hätte." Ganz anders war es mit dem auf Pitt folgenden Republikaner Fox, ihn konnte Georg gut leiden. Allein das Interesse am Wohl des Staates oder an dem, was der König für das Wohl des Staates hielt, legte sich ins Mittel und nach einem Jahr wurde Pitt zurückberufen.

In England fing schon damals, als die Kugeln von Austerlitz in das Palais des Ministers schlugen, die öffentliche Meinung an, kritisch und sceptisch seinen vermeintlichen Erfolgen gegenüber zu treten — seitdem ist mehr und mehr abgebröckelt von der Ruhmessäule Pitt's.

Für uns, die Emigrirten, waren Pitt's Worte ein Evangelium, wir verehrten Burke, Windham, wir verabscheuten Fox, Sheridan, Gray, die wir Jakobiner nannten.

Georg III liebte die Häuslichkeit, das Landleben; sowie es die Geschäfte zuließen, eilte er auf sein Gut bei London, um dort wie ein schlichter Farmer zu leben; er hatte viel häuslichen Kummer. Seine Schwester war ja jene Mathilde, Königin von Dänemark, deren Leben ein Roman war; seine beiden Brüder machten ihm viel zu schaffen in Folge ihrer Heirathen; mit seinem ältesten Sohne zufrieden zu sein, hatte er keine Veranlassung. Die beiden Brüder waren der Herzog von Cumberland und der Herzog von Glocester, den Letzteren habe ich ziemlich genau kennen gelernt, er war Gentleman durch und durch. Dem König kam zu Ohren, daß Einer seiner Brüder eine einfache Bürgersdame heirathen wollte, worüber er sich so empört fühlte, daß er Hülfe beim Parlamente suchte — während dem entwich der andere Bruder nach Calais, um sich dort trauen zu lassen und eine unebenbürtige Ehe einzugehen. — Nun hieß es gar auch noch, der Thronerbe wäre heimlich verheirathet. Ich habe von einem nahen Verwandten der Frau die Sache durchaus bestätigen hören, und denselben in Zorn gerathen sehen, als die offizielle Heirath geschlossen wurde. Es handelte sich um eine katholische Dame, Miß Fitz Herbert. Ich bin der Dame oft in Gesellschaft begegnet, auf ihren Wagenschlägen sah man das königliche Wappen, die Dienerschaft trug die Livree des Prinzen von Wales. Die Dame war übrigens viel älter als der Prinz, sehr hochmüthig und heftig, sodaß es unter den Gatten oft zu den schrecklichsten Scenen gekommen sein soll. Nach einem solchen Auftritt habe, so wurde damals erzählt, Mrs. Fitz Herbert dem Herrn Gemahl den Zutritt versagt, Pitt aber den Augenblick geschickt benutzt, um den Kronprinzen mit

einer Prinzessin von Braunschweig zu verkuppeln. Der Prinz, der von Gestalt stattlich, auch geistig begabt war, war ein Schlemmer, Spieler. Er hatte sich, wie meistens Thronfolger zu thun belieben, dem Liberalismus, d. h. der Opposition in die Arme geworfen, war ein großer Schuldenmacher und Libertin. Die Bezahlung seiner Schulden war ein weiteres Mittel, durch welches er zu Gunsten einer Heirath mit der Braunschweigerin gewonnen wurde. Da die Zeit, bis die Braut eintraf, der königlichen Hoheit zu lange währte und Mrs. Fitz Herbert noch immer schmollte, so legte sich der Prinz eine andere Freundin zu; diese machte dieselbe zur Ehrendame seiner zukünftigen Gemahlin, die aber war gleich nach ihrer Ankunft der schlechtesten Behandlung, die man sich denken kann, ausgesetzt. Lady J . . . . . galt als die eifrigste Verfolgerin der unglücklichen Frau. Ich habe ebenfalls Lady J . . . . . damals kennen gelernt. Sie sollte bereits bei Jahren sein, hatte aber alle Reize der Jugend bewahrt, und hatte feine und sehr angenehme Manieren.

Ich wurde später, so erzählte ich weiter, d. h. 1814 dem Prinzen von Wales in Carlton House vorgestellt, und ich muß gestehen, ich habe so graciöse Manieren, soviel Zartheit in der Sprachweise nie wahrgenommen: dieser Prinz war der Inbegriff von dem, was wir den bon ton nennen. Und wenn ich mir den edlen Ausdruck in der Erscheinung des Prinzen vergegenwärtige, so ist es mir völlig unverständlich, wie es möglich war, daß die Minister den Prinzen zu solchen Grausamkeiten gegen Ew. Majestät verleiten konnten. Der Kaiser warf ein: „Sie sind vielleicht ein schlechter Physiognom, Sie haben die Cokettерie für wahre Größe gehalten, das Bestreben des Prinzen zu gefallen, hat sie bestochen.“

Montag, 1. Juli.

Plünderungen im Kriege. — Charakter des französischen Soldaten. — Einzelheiten aus der Schlacht von Waterloo.

„Pavia", sagte der Kaiser, „ist die einzige Stadt, die ich der Plünderung preisgegeben habe." Er hatte für eine Dauer von 24 Stunden den Soldaten das Versprechen dazu gegeben. Allein schon nach 3 Stunden erließ er Befehl, mit der Plünderung inne zu halten.

„Ich hatte nur 1200 Mann in Pavia; das Geschrei der Bewohner, das meine Ohren erreichte, war mir unerträglich, wären es 20000 Mann gewesen, so hätte die Zahl das Wehegeschrei erstickt, ich hätte Nichts davon vernommen. Ich habe viel nachgedacht über ein etwaiges Plünderungsrecht — es giebt Nichts, was einer Armee so sehr der Auflösung zuführt, sie so schnell verdirbt! Der Soldat hat keine Disciplin mehr, wenn er plündern darf, hat er sich durch die Plünderung bereichert, so wird aus dem besten ein schlechtester Soldat; er will sich nicht mehr schlagen. Der französische Soldat ist kein von Herzen schlechter Mensch, ist bei ihm der erste Augenblick der Wuth vorüber, so wird er wieder er selber; 24 Stunden lang zu plündern, wäre unseren Soldaten unmöglich; Viele würden zu guterletzt daran gehen, das wieder gut zu machen, was sie gethan haben; sie drücken wohl auch Dem ihre ganze Verachtung aus, der sich zu Schandthaten hat hinreißen lassen."

Heute wurde der Admiral Sir Pulteney-Malcolm in Longwood mit seinen Offizieren vorgestellt. Der Admiral hat dem Kaiser ein merkwürdiges Detail über die Schlacht bei Waterloo erzählt. Der Admiral war gerade in Brüssel zum Diner bei Lord Wellington, als Blücher sagen ließ, er werde angegriffen. Wellington habe bei Waterloo 90000 Mann gehabt Bülow 25000 — genau so war

des Kaisers Schätzung gewesen. Der Admiral brachte damals 12 000 Mann Kerntruppen aus Amerika zurück. Vor Plymouth angelangt, erhielt er Befehl, sofort nach Ostende zu segeln und dort 4000 Mann zu landen, die an der Schlacht theil nehmen sollten, und Lord Wellington wohl sehr willkommen gewesen wären.

Freitag, 5. Juli.

Der 18. Brumaire.

Die Lage Napoleons bei seiner Rückkehr aus Aegypten war eine ganz merkwürdige; alle Parteien drängten sich an ihn heran, eine jede weihte ihn in ihre Geheimnisse ein. Drei traten in den Vordergrund, nämlich die „Manège" mit dem General J . . . . an der Spitze, die „Modérés" unter Siéyes und die „Pourris" unter Führung Barras'. Sein Entschluß, sich den „Modérés" anzuschließen, war für ihn gefährlich, mit den Jacobinern zu gehen, war weniger gefährlich, sie hatten ihm die Dictatur angetragen. „Aber," so bemerkte der Kaiser, „hätte ich mit ihnen den Sieg errungen, so mußte ich unmittelbar darauf über sie siegen. Ein Klub erträgt keinen Chef, er müßte für jede Idee einen haben. Der 18. Brumaire war ein nicht besonders schwieriger Tag; es hat sich wohl kaum je eine Revolution so selbstverständlich vollzogen wie diese, sie fand statt unter allgemeinen Beifallsrufen. Alles was mir zu thun oblag, beschränkte sich darauf, zu einer bestimmten Stunde eine große Anzahl von Besuchern bei mir zu haben und an ihrer Spitze mich in Bewegung zu setzen, um von der Staatsgewalt Besitz zu ergreifen; ich führte die Herren, ohne daß sie Etwas geahnt, zu einer Eroberung. Inmitten dieses glänzenden Gefolges, getragen von dem Eifer desselben, erschien ich vor den „Alten", um mich zu bedanken für die mir übertragene

Dictatur. Ohne uns, das ist ein Factum, war Frankreich verloren: wir haben es gerettet."

Die Revolution vom Brumaire brachte drei provisorische Consuln, Napoleon, Siéyes und Ducos, von denen der Erstere Präsident wurde. Ducos unterwarf sich dem General in Allem auf das bereitwilligste, Siéyes nur mit aufeinandergebissenen Lippen. Der Kaiser erzählte eine sehr hübsche Scene aus der ersten Berathung der drei Consuln. Siéyes machte die Mittheilung, daß sich in einer Commode des Sitzungssaales 800000 Francs befänden und fügte erläuternd hinzu, daß während der Directorialzeit diese Summe festgesetzt sei, um den etwa ausscheidenden Director, der vielleicht, ohne einen Pfennig sein zu nennen, zu seiner Familie zurückkehren würde, zu entschädigen. Die Summe wäre jetzt, da es keine Directoren mehr gäbe, disponibel, was damit angefangen werden sollte. Napoleon ertheilte den Rath, die beiden Herren Siéyes und Ducos, die früher Directoren gewesen wären, möchten unter sich das Geld theilen, es müsse aber sofort geschehen, denn des andern Tages schon könnte er in die Lage kommen, das Geld in die Staatskasse abführen zu lassen. Siéyes übernahm die Theilung und zwar so, daß er selbst 600000 Francs, Ducos aber nur 200000 erhielt.

Sonnabend, 13. Juli.

Junot und Frau.

Heut kam der Kaiser auf Junot zu sprechen; er meinte, er hätte demselben enorme Summen gegeben, trotzdem habe Junot stets Schulden gehabt; er habe das Geld verschwendet, ohne Etwas davon zu haben. Junot pflegte ebenso rasch zu reisen wie der Kaiser, er hielt sich zu dem Zwecke Hunderte von Pferden. „Während des russischen Feldzuges," sagte der Kaiser, „war ich sehr unzufrieden mit

Junot, man kannte ihn nicht wieder, er machte grobe Fehler, welche uns theuer zu stehen kamen." Junot verlor in Folge dessen nach seiner Rückkehr den Gouverneurposten von Paris. Der Kaiser schickte ihn nach Venedig, sodann als General-Gouverneur nach Illyrien. Man hatte zuvor schon Spuren von Irrsinn bei ihm bemerkt, jetzt kam derselbe zu vollem Ausbruch; er wurde mit Gewalt nach seinem elterlichen Hause geschafft; dort starb er elend nachdem er sich selbst verstümmelt hatte.

Sonntag, 14. Juli.

Lannes. — Murat.

Es war heute bei Tisch die Rede davon, daß Niemand unter den hohen Beamten, sei es beim Militär oder beim Civil, ein solcher Kleidernarr gewesen wäre, wie Murat, er habe daher den Spitznamen „König Franconi" erhalten. Man kam dann auf die Toilette zu sprechen und es fiel die Bemerkung, daß Bernadotte viel Sorgfalt auf dieselbe verwendete, ebenso wie Lannes.

„Der arme Lannes" bemerkte der Kaiser, „hatte die Nacht vor der Schlacht in Wien zugebracht — leider nicht allein. Er hatte Nichts gegessen, als er auf dem Schlachtfelde erschien, und schlug sich den ganzen Tag. Nach seiner schweren Verwundung bedurfte er der Kräfte, diese fehlten jedoch nach der durchschwelgten Nacht. Lannes, dem beide Beine zerschmettert waren, wollte nicht sterben und verlangte, die beiden Chirurgen, welche ihm so schlechten Beistand geleistet hätten, sollten gehängt werden. Jeden Augenblick rief Lannes nach dem Kaiser. „Er klammerte sich an mich", sagte der Kaiser „mit dem Rest seiner Kräfte — ich war für Lannes ein höheres Wesen, ich war die Vorsehung, die er anrief."

Man kam dann wieder auf Murat zu sprechen und es

wurde die Behauptung aufgestellt, derselbe habe die Unglücksfälle von 1814 zum Theil auf dem Gewissen. „Er hat die Entscheidung herbeigeführt.“ rief der Kaiser, „er ist eine der Hauptursachen, daß wir hier sind. Uebrigens bin ich es, der den ersten Fehler begangen hat. Es waren ihrer Mehrere, die ich zu hoch gestellt hatte, ich habe sie erhöht über ihr Können hinaus. Ich habe kürzlich seine Proklamation gelesen, in welcher er sich vom Vicekönig lossagt. Er sagt darin: es wäre die Zeit gekommen, zwischen zwei Bannern zu wählen, dem des Verbrechens und dem der Tugend. Das meinige ist das, welches er unter dem „Banner des Verbrechens“ versteht – dies sagt Murat, der Gatte meiner Schwester, der mir Alles verdankt, der Nichts wäre ohne mich, der durch mich existirte. Schwierig ist es, sich in brutalerer Form vom Unglück zu trennen, mit größerer Unverschämtheit, mit niedrigeren Gesinnungen dem neuen Glück entgegenzugehen.

Madame Mère wollte von da ab weder von Murat noch von seiner Frau etwas wissen; sie wies beide mit den Worten ab: „Verräther wären ihr zuwider.“

„Als ich von Elba zurückgekehrt war,“ sagte der Kaiser, „verlor Murat vollends den Kopf; er hörte zuerst von den Vorgängen, als ich bereits in Lyon war, sein Plan war der, mir Italien zu entreißen; vergebens machten ihn die Besten der Italiener darauf aufmerksam, daß sie einen König hätten, an dem sie hingen, der ihre Liebe und Achtung besäße, allein er ließ sich durch Nichts aufhalten und trug dazu bei, zum zweiten Mal Verderben über uns zu bringen, denn die Österreicher zweifelten nicht daran, daß er von mir beeinflußt handle und wandten sich mißtrauisch von mir ab. Murat hatte viel Muth, aber nur wenig Verstand, tapferer zu sein wie Murat und Lannes ist kaum möglich, Lannes' Verstand aber erhob sich zur

Höhe seines Muthes: Lannes war ein Riese geworden. Die Hinrichtung Murat's aber ist und bleibt eine Schandthat, sie ist ein Ereigniß in der Sittengeschichte Europas, sie ist ein Eingriff in die öffentliche Moral. Ein König läßt einen andern, der von Allen als König anerkannt ist niederschießen."

Résumé der drei Monate April, Mai, Juni.

Der neue Gouverneur trifft ein; er ist ein Mensch, der entweder engherzig oder boshaft ist . . Es wird eine Erklärung von Jedem der Mitgefangenen verlangt. Die Conventionsbestimmungen der Verbündeten werden uns mitgetheilt. Die Commissare treffen ein, um sich im Namen ihrer Monarchen von den Leiden ihres Opfers zu überzeugen. Die Ankunft des Gouverneurs ist das Signal für neue Qualen; es scheint, dieser Mann hat keinen anderen Auftrag, als den, uns zu foltern. Der Kaiser, der anfänglich bemüht war, Alles mit stoischer Ruhe hinzunehmen, geräth jetzt in große Aufregung; seine Gesundheit läßt zu wünschen übrig, zuweilen verläßt er sechs Tage lang sein Zimmer nicht; in seinem Wesen drückt sich tiefe Melancholie aus; zu Pferde steigt er garnicht mehr, ja er vernachlässigt sogar seine Arbeiten, das Diktiren geht nur noch unregelmäßig vor sich. Er bringt die Zeit damit hin, Bücher durchzusehen; nach dem Mittagsessen liest er uns ein Theaterstück vor.

Dienstag, 16. Juli.

Unterhaltung mit Sir Hudson Lowe.

Am Ende einer zweistündigen Unterhaltung mit dem Gouverneur machte der Kaiser demselben folgende scharfe Bemerkung:

„Wollen Sie wissen, was wir von Ihnen halten? Wir halten Sie für fähig, Alles, aber auch Alles zu thun,

so lange Sie bei ihrem Haß bleiben, bleiben wir bei unserer Auffassung. Ich warte noch einige Zeit, weil ich es liebe, sicher zu gehen, dann aber werde ich erklären, daß das Schlimmste, was Ihre Minister mir anthaten, das ist, daß Sie zum Gouverneur dieser Insel ernannt worden sind."

Der Gouverneur frug auch, ob er dem Kaiser die eingetroffenen Commissare vorstellen dürfe, Napoleon lehnte mit dem Bemerken ab, daß er die Herren, wenn sie als Privatpersonen kämen, empfangen wolle.

Freitag, 19. Juli.

Etikette.

Es wurde in Longwood dieselbe strenge Etikette beobachtet wie früher in den Tuilerien. Wir waren dem Kaiser gegenüber die respektvollsten Höflinge, die man sich nur denken kann; wir suchten alle seine Wünsche zu errathen, forschten nach seinen Bedürfnissen. Niemand von uns betrat des Kaisers Zimmer, es sei denn, daß er gerufen worden wäre. Ging er mit Einem von uns spazieren, so schloß sich Niemand, der nicht dazu aufgefordert wäre, an. Wir hatten ihm gegenüber stets den Hut in der Hand, was den Engländern auffiel, welche Befehl hatten, den Hut aufzusetzen, wenn sie ihn begrüßt hatten. Niemand, die beiden Damen ausgenommen, setzten sich in seiner Gegenwart, es sei denn, daß es ihnen befohlen wurde.

Sonnabend, 20. Juli.

Illyrien.

Heute sprach der Kaiser von den Plänen, welche er in Bezug auf Illyrien gehabt hätte.

„Niemals ist es mir eingefallen," bemerkte er, „Illyrien zu behalten, niemals habe ich mich mit der Absicht getragen, Österreich zu vernichten, im Gegentheil – Österreich spielte

eine Rolle in meinen Plänen. Illyrien in unseren Händen war die Avantgarde gegen Österreich, geeignet, es im Zaume zu halten; es war eine Schildwache vor den Thoren von Wien; sodann wollte ich dort unsere Verwaltung, unsere Rechtspflege einführen — es wäre dies ein weiterer Schritt in der Regeneration Europas gewesen. Ich nahm Illyrien nur als Unterpfand; ich wollte es später gegen Galizien eintauschen, und zwar zur Zeit der staatlichen Wiederaufrichtung Polens. Übrigens hatte ich in Bezug auf Illyrien verschiedene Absichten, zu einem bestimmten Entschluß war ich jedoch noch nicht gekommen, denn ich war stets geneigt, dem Wechsel der Umstände Rechnung zu tragen. Ich habe gewaltige und zahlreiche Pläne im Kopf, bei allen aber das Wohlergehen der Menschheit im Auge gehabt! Man fürchtete mich wie den Blitz, man behauptete, ich führte eine eiserne Faust — nun denn, sowie sie geschlagen hätte, wäre Milde für Alle eingetreten. Wieviele Millionen menschlicher Wesen hätten mich für alle Zeiten gesegnet — allein Unglück über Unglück kam über den Schluß meiner Laufbahn. Meine unglückliche Heirath, die Verräthereien, welche sie im Gefolge hatte; das „spanische Geschwür", dieser verhängnißvolle russische Feldzug, diese verderblichen klimatischen Verhältnisse, die eine ganze große Armee verschlungen haben, und dann — die ganze Welt wider mich! Ist es doch ein wahres Wunder, daß ich so lange widerstehen konnte und daß ich mehr als einmal dicht daran war, alle Hindernisse zu überwinden und aus dem Chaos mächtiger denn je hervorzugehen!"

Sonntag, 21. Juli.

Aegypten. — Saint Jean d'Acre. — Die Wüste.

Der Kaiser, der den Morgen über mit dem ägyptischen Feldzuge schriftlich beschäftigt gewesen war, kam auch mündlich auf denselben zu sprechen.

„Es war,“ bemerkte er in Bezug auf St. Jean d'Acre, „kein geringes Wagniß, mit 12000 Mann in das Herz Syriens einzudringen. Ich war 500 Meilen von Desaix, von dort entfernt, wo der übrige Theil meiner Armee stand. Sidney Smith hat erzählt, ich hätte vor St. Jean d'Acre 18000 Mann verloren. Wenn ich die Herrschaft über das Meer besessen hätte, wäre ich Herr des Orients gewesen. Die Sache war so wahrscheinlich, so plausibel, daß sie nur an der Dummheit oder schlechten Aufführung einiger Theerjacken scheiterte. Volney, der vor der Revolution Aegypten bereiste, hatte berichtet, eine Besetzung dieses Landes wäre nur nach drei großen Kriegen möglich, nämlich gegen England, gegen den Sultan, gegen die Eingeborenen. Das Letztere erschien ihm besonders schwierig, besonders furchtbar — es war für uns ein Leichtes, in kurzer Zeit hatten wir die Eingeborenen zu Freunden. Ja, eine Hand voll Franzosen hätte genügt, dieses schöne Land zu erobern. England erzitterte, als es uns Aegypten besetzen sah, wir zeigten Europa den Weg, ihm Indien abzunehmen. Es ist noch jetzt nicht in Ruhe. Wenn 40—50000 europäische Familien sich mit ihrer Industrie, ihren Gesetzen in Aegypten niederließen, wäre Indien für die Engländer verloren: mehr durch die Macht der Umstände als die der Armeen.“

Der Großmarschall erinnerte an ein Gespräch zwischen Napoleon und dem Mathematiker Monge, mitten in der Wüste, welches etwa folgenden Verlauf hatte: „Nun, wie gefällt es Ihnen hier, Bürger Monge“, frug Napoleon. — „Ich meine, Bürger General, wenn man hier je soviel Equipagen sehen sollte wie vor dem Opernhause in Paris, ganz gewaltige Revolutionen über den Erdball hin gezogen sein müßten.“ Der Kaiser erinnerte daran, daß er damals einen sechsspännigen Wagen besessen hätte und dieser wohl der erste gewesen wäre, der die Wüste sah,

der Wagen setzte die Araber in kein geringes Erstaunen. Der Kaiser fügte hinzu, die Wüste habe für ihn etwas Anziehendes gehabt, ihr Anblick ihn erschüttert, für ihn war die Wüste ein Bild der Unendlichkeit — „Löwe der Wüste“ hätten ihn die Eingeborenen genannt.

Auch auf einen chinesischen Zwerg kam der Kaiser zu sprechen, den er damals aus Paris mitgenommen hatte, weil er Josephine, bei der er Diener war, ausgiebig bestahl. Als Napoleon Kairo mit der Wüste vertauschte, blieb der Taugenichts in Kairo zurück als Aufseher über die Weinvorräthe, und hatte Nichts Eiligeres zu thun, als 2000 Flaschen des besten Bordeaux-Weines für niedrigste Preise loszuschlagen — „er war ja überzeugt, wie mit ihm so viele Andere, ich würde nie zurückkehren.“

Donnerstag, 25. Juli.

Der Kaiser empfängt Briefe von den Seinigen.

Heute trafen Briefe von Madame Mère, von der Prinzessin Pauline und Lucian ein, sie brachten die Nachricht vom Tode der Kaiserin von Oesterreich, der Vertagung der Kammern, der Freisprechung Cambronne's, der Verurtheilung des General Bertrand. Es wurde sodann über den Empfang der Commissare verhandelt, welchen der Kaiser nochmals ablehnen zu müssen betonte. Er sagte — Admiral Malcolm war zu Besuch in Longwood —

„Ist es denn möglich, daß der Kaiser von Oesterreich, dessen Tochter ich geheirathet habe, der diese Heirath auf Knieen von mir erbeten hat, dem ich zweimal seine Residenzstadt zurückgegeben habe, der meine Frau, meinen Sohn zurückhält, mir seinen Commissar ohne eine briefliche Zeile mit ein paar Worten über das Befinden meines Sohnes zusendet! Wie könnte ich diesen Herrn empfangen!

Und der Commissar Alexanders? Alexander rühmte sich einst, mich Freund nennen zu können, ich habe nur politische, aber keine persönlichen Zwistigkeiten mit ihm gehabt. Der einzige Commissar, den ich vielleicht empfangen könnte, wäre der, den Ludwig XVIII schickt, denn der König schuldet mir Nichts."

Freitag, 2. August.

Die Emigration.

Heute erkundigte sich der Kaiser, der gern auf die Emigranten zu sprechen kommt, wie dieselben es in Coblenz getrieben hätten. Er forderte mich schließlich auf, ein Memoire darüber aufzusetzen und dies geschah in Folgendem:

„Nach dem Tage, an welchem die Bastille fiel, wandte sich die Mehrzahl unserer Prinzen zur Flucht, zunächst nur um sich selbst in Sicherheit zu bringen; bald folgten ihnen angesehene Männer und junge Heißsporen. Sowie die Emigranten in einiger Anzahl beisammen waren, kamen sie auf den Gedanken, Politik zu treiben und zunächst das Ausland in ihre und des Königs Interessen hineinzuziehen. Die Seele dieser Unternehmungen soll Herr von Calonne gewesen sein, der mit einem unserer Prinzen von Turin nach Deutschland ging. Die erste Versammlung, welche einberufen wurde, fand in Worms statt, der Prinz Condé präsidirte; die wichtigste aber fand in Coblenz statt, zu der die beiden Brüder des Königs sich eingestellt hatten; der Eine kam aus Italien, wo er beim König von Sardinien, seinem Schwiegervater, ein Asyl gefunden hatte; der Andere kam von Brüssel, er war glücklich in Varennes, wo man den fliehenden König anhielt, entkommen. In Worms waren drei Generationen der Familie Condé vertreten. Die Prinzessin von Monaco war dem Prinzen Condé gefolgt; er hat sie später ge-

heirathet, sie stand damals schon an der Spitze seines Haushaltes. Ich selbst wohnte ja dieser Versammlung bei — welche Schwärmerei! Wir glaubten, der Name Condé, ein weißes Schnupftuch, würden bei unserer Rückkehr nach Frankreich Wunder thun, es werde der Stern der Condés wieder leuchten — die Gelegenheit wäre günstig, man brauche sie nur zu ergreifen. In Worms ging es ernster, feierlicher her als in Coblenz, hier gab es viel Luxus, viel Zerstreuungen! Coblenz wurde zu einem Heerde politischer Intriguen. Es gab zwei Parteien. Die eine, d. h. d'Avaray, de Jaucourt u. A. waren die Vertrauten, gewissermaßen die Minister von Monsieur — heute Ludwig XVIII. Der Bischof von Arras, der Graf von Vaudreuil u. A. waren die Vertrauten von Monseigneur dem Grafen Artois. Herr von Breteuil, der in Brüssel war, und mit unbegrenzten Vollmachten seitens Ludwig XVI ausgestattet sein sollte, bildete mit seinem Anhange eine dritte Partei unter den Emigranten.

Calonne vertrat das Finanzdepartement, die Marschälle von Broglie und Castries waren unsere militärischen Chefs. Die Emigration hatte inzwischen einen bedeutenden Aufschwung genommen, Agenten hatten die Provinzen durchzogen, überall in Schlössern und auf Gütern erscholl der Mahnruf, sich mit den Prinzen zu vereinigen, sich zu schaaren um Thron und Altar: man hatte einen förmlichen Kreuzzug gepredigt. Alles setzte sich in Bewegung — die Emigration griff um sich wie eine Epidemie.

So kam es, daß in Coblenz bald Alles zusammentraf, was der Hof von Frankreich an Berühmtheiten aufzuweisen hatte. Tausende von Offizieren aller Grade trafen ein. Der arme Kurfürst wurde von dem Glanze dieses übermüthigen Hofes ganz bei Seite geschoben, sodaß ihm eines Tages Einer der unserigen sagte, in dem ganzen Palais wäre er der einzige Fremde.

Bei großen Feierlichkeiten hatten die Bewohner und Landleute Zutritt zum Palais, und wir waren nicht wenig stolz, zu sehen, wie sie staunend um die Tische, an welchen wir tafelten, herumgingen und die freundliche Miene, den ritterlichen Anstand von Monseigneur dem Grafen von Artois bewunderten.

Die Abende brachten die Prinzen in vertrauten Kreisen zu; der Eine war meist bei Mme. de Polastron, einer sanften, liebenswürdigen, feinfühligen Dame. Monsieur brachte seine Abende bei Mme. de Balby zu; sie war lebhaft, geistreich und stand im Mittelpunkt der Elite der Gesellschaft, der Prinz selbst verstand es, die Unterhaltung in anmuthigster Form zu leiten.

Abgesehen von diesen gesellschaftlichen Reizen bot unsere Gesellschaft, soweit es sich um politische Anschauungen handelte, das Bild einer completen Confusion. Es war ein Zustand der Anarchie, eine Demokratie, kämpfend für die Wiederherstellung der Aristokratie. Es spiegelten sich in unserem kleinen Kreise dieselben politischen Nuancen, die man damals in der Masse des französischen Volkes beobachten konnte. Eine Autorität hatten die Prinzen nicht, dazu kam, daß jeder neue Ankömmling mit Mißtrauen behandelt wurde. Eine Denunciation überstürzte die andere, mancher ausgezeichnete Mann fiel ihr zum Opfer und wurde ausgestoßen, so z. B. Herr von Cazalès, der in der Nationalversammlung so muthig aufgetreten war und so schön gesprochen hatte.

Endlich kam es zu einer Art von Organisation: wir wurden in Corps nach den Provinzen gesondert, wir wurden in Cantonnements vertheilt und erhielten Waffen. Sold gab es nicht und bald hatten Viele keine anderen Hilfsmittel mehr als die Spenden besser Situirter. Es waren diplomatische Verbindungen mit fast allen Höfen Europas angeknüpft, die Prinzen empfingen die Gesandten

von Königen und Fürsten. Catharina II. schickte Herrn von Romanhoff, besonders lebhaft für unsere Sache interessirte sich Gustav III. von Schweden: wir sahen ihn häufig in Aachen; als er von dort abreiste, um die letzten Vorkehrungen zu treffen und sich von der Prinzessin Lamballe trennte, sagte er dieser Dame:

„Sie werden mich bald wiedersehen, noch ist mir eine gewisse Zurückhaltung auferlegt, meine Lage ist eine äußerst schwierige. Ich, der ich zurückkehren will, um an der Spitze Ihrer Aristokraten zu kämpfen, ich bin bei mir zu Hause der erste Demokrat des Landes."

Auch Ludwig XVI. schickte uns seine Botschafter — dabei blieb diese Contre-Revolution doch ein Kinderspiel.

Als der Herzog von Braunschweig und der König von Preußen an der Spitze eines Heeres in Coblenz erschienen, kam ein neuer Aufschwung in die schon erlahmende Stimmung. Aber was geschah? Man vertheilte uns so, daß wir mitten in den fremden Corps wie Gefangene steckten, so sollten 6000 von uns unter dem Befehl des Prinzen Condé gegen den Elsaß, 4000 unter dem General von Bourbon in Flandern, 12 oder 15000 im Centrum unter Befehl der beiden Brüder des Königs in der Champagne operiren.

Der Plan unsrer Prinzen war dahin gegangen, daß Monsieur in Anbetracht der Gefangenschaft des Königs zum Regenten ausgerufen und an der Spitze der Expeditionstruppe als solcher die Grenze überschreiten sollte, so daß es den Anschein gehabt hätte, die Alliirten wären Nichts als seine Hilfstruppen. Darüber lachten die Verbündeten und schickten uns an die Queue, uns dem Herzog von Braunschweig unterstellend; wir durften ohne Erlaubniß weder rückwärts, noch vorwärts, noch rechts oder links. Als wir die Grenze überschritten, wurden wir zudem noch gewahr, daß unsre Landsleute keinerlei Vertrauen in uns

setzten. Es war, als ob sie uns sagten: Seid Ihr denn nicht Franzosen? Spricht Euer Herz denn kein Wort zu Gunsten Eures Geburtslandes? Ihr gebt vor, beleidigt zu sein; hat je ein Unrecht, eine Beleidigung dem Sohne das Recht gegeben, die Mutter zu zerreißen? Zuletzt blieben wir um drei oder vier Tagemärsche hinter der siegreich vordringenden preußischen Armee. Dann folgte aber bald der Rückzug und der Befehl zur Auflösung, als die Grenze Frankreichs wieder passirt war.

Mittwoch, 7. August.

Gekrönte Häupter.

Es war die Rede von Gustav III., den ich in Aachen zur Zeit der Emigration kennen gelernt hatte, er lebte als Graf Haga mitten unter uns; seine Lebhaftigkeit, sein Witz machten ihn zum Liebling der Gesellschaft. Er hatte mir eine Schilderung der Revolution von 1772 gemacht, sodaß ich eine genaue Einsicht in diese merkwürdige Epoche der schwedischen Geschichte hatte.

Der Kaiser kam sogleich auf Gustav IV., den Sohn des Ermordeten, zu sprechen, der sich als Held in der Welt eingeführt und als Narr aus derselben verschwunden wäre.

„Als ich mich zum Kaiser gemacht hatte,“ sagte Napoleon, „erklärte er sich als mein Gegner; es hatte den Anschein, als wolle er den Gustav Adolph spielen, er durchreiste ganz Deutschland, um mir Feinde zu erwecken. Als die „Affaire Enghien“ spielte, verschwor er sich, den Herzog rächen zu wollen, schickte auch den ihm vom König von Preußen verliehenen schwarzen Adlerorden zurück und zwar deshalb, weil Friedrich Wilhelm meinen Orden der Ehrenlegion angenommen hatte! Eine seltsame Verschwörung entriß ihn dem Throne und jagte ihn außer Landes: es ist zu

seiner Vertheidigung damals kein einziges Schwert aus der Scheide gezogen!"

Dieser Fürst, von den Engländern getäuscht, verstoßen von seinen Angehörigen, schien der Welt entsagen zu wollen, das Schicksal aber bestimmte, daß er inmitten des Trubels der Welt dahingehen sollte.

Der Kaiser sagte, Gustav IV. habe nach der Schlacht bei Leipzig ihm sagen lassen, er, Napoleon, wäre noch der unter allen europäischen Fürsten, über den er am wenigsten Klage zu führen hätte, er habe für ihn trotz früherer Feindschaft jetzt alle Achtung und Bewunderung: „Gustav schrieb, er böte sich mir als Adjutant an; bat auch um ein Asyl in Frankreich." „Ich war gerührt," fuhr Napoleon fort, „aber ich sagte mir, daß, wenn ich ihm willfahrtete, ich damit zugleich die Verpflichtung übernehmen würde, Etwas für ihn zu thun. Auch hätte man mich eines ohnmächtigen Hasses gegen Bernadotte zeihen können; endlich war ja — Gustav durch den Willen des Volkes entthront. Ich ließ dem Könige antworten, daß ich sein Anerbieten zu schätzen wüßte, daß aber die Politik Frankreichs es mir nicht gestatte, mich persönlichen Gefühlen hinzugeben und es mir leid thue, ihm für den Augenblick kein Asyl in Frankreich gewähren zu können."

Einige Zeit nach seiner Verjagung, als der Thron vacant geworden war und die Schweden sich den Schutz Frankreichs sichern wollten, forderten sie von mir einen König. Es war zunächst der Vicekönig (Eugen) ins Auge gefaßt; allein er hätte seine Religon ändern müssen, dies hielt ich für unpassend; jedenfalls lag mir viel, zu viel vielleicht, daran, einen Franzosen auf dem schwedischen Throne zu sehen, ich möchte dies in meiner Stellung fast als kindisch bezeichnen! Im Interesse Frankreichs lag es, daß der König von Dänemark zugleich den schwedischen Thron innehatte. Bernadotte wurde erwählt und zwar deshalb,

weil seine Frau eine Schwester der Frau meines Bruders Joseph, damaligen Königs von Spanien, war. Ich hatte instinctiv ein unangenehmes und peinliches Vorgefühl in Bezug auf diese Wahl und in der That hat sich Bernadotte als die Schlange gezeigt, die wir an unserem Busen genährt hatten. Kaum hatte er uns verlassen, als er auch schon das System unserer Feinde zu dem seinigen machte; später trug er auch die Hauptschuld an unseren Unglücksfällen, er verrieth dem Feinde das Geheimniß unsrer Tactik, er gab ihm den Schlüssel zu unserer Politik. Vergebens betonte er den Umstand, daß er mit der Annahme des schwedischen Thrones Schwede geworden wäre. Nimmt man eine Frau, so verzichtet man nicht auf seine Mutter, noch weniger ist man gehalten, sie zu erstechen, ihr die Eingeweide zu zerreißen. Man sagt, es habe ihn später gereut, was er gethan."*)

Das Gespräch wandte sich russischen Zuständen zu und es kam die Rede auf Paul, dessen edles Herz Napoleon rühmte; der Zar wäre ihm aufrichtig zugethan gewesen. „Unsere Feinde aber," fügte er hinzu, „sahen eine Gefahr in dieser Zuneigung und dieselbe wurde, wie man behauptete, zum Verhängniß für Paul. Wohl möglich! Es giebt Cabinette, denen nichts heilig ist." Napoleon hat später über den tragischen Tod Pauls eine besondere Schrift aufsetzen lassen, hier ist sie:

Paul wurde ermordet in der Nacht vom 23. auf den 24. März 1801. Lord Withworth war damals Gesandter Englands in Petersburg, er war sehr nah befreundet mit

*) In den Memoiren des Generals Montholon befinden sich einige interessante, von Napoleon selbst ausgehende Bemerkungen über den Prinzen von Ponte Corvo (Bernadotte), über die Verleihung dieses Titels, Bernadottes Betragen in der Schlacht bei Jena, seine Wahl zum König von Schweden 2c.

dem Grafen . . ., dem General . . . ꝛc., Personen, die sämmtlich an dem Meuchelmorde betheiligt waren.

Der Zar hatte durch sein reizbares, überaus argwöhnisches Wesen einen Theil des Adels gegen sich aufgebracht. Der Haß gegen die französische Revolution war charakteristisch für seine Regierung. Er glaubte, die Familiarität zwischen dem Souverän und den französischen Prinzen, die Lockerung der Etikette wäre Nichts als eine Folge der Revolution gewesen. Deshalb führte Paul an seinem Hofe eine überaus strenge Etikette ein, und verlangte Zeichen von Respect, die unseren Sitten nicht conform sind, und allgemein empörten. Seit er sich dem ersten Consul genähert hatte, änderte er wohl seine Anschauungen und es ist wahrscheinlich, daß wenn er etwas länger gelebt hätte, er die öffentliche Meinung wiedergewonnen hätte. Den Engländern gelang es, den Glauben zu verbreiten, der Zar wäre geistig gestört, sie fädelten eine Verschwörung ein, die sich gegen sein Leben richtete . . .

Am Abend vor seinem Tode soupirte Paul mit seiner Maitresse und seinem Günstling; er erhielt eine detaillirte Nachricht von der Verschwörung, steckte das Blatt jedoch in die Tasche, um es am andern Tage zu lesen — in der Nacht ereilte ihn der Tod.

Die Ausführung des Attentates stieß auf keinerlei Hinderniß. Der Graf . . . erfreute sich im Palais eines großen Ansehens und wurde allgemein für einen Günstling des Souveräns gehalten. Um zwei Uhr Morgens erscheint er an der Thür der Gemächer des Zaren, begleitet vom General . . . und den Herren . . . .; der an der Thür stehende Kosack widersetzt sich den Eintretenden und wird auf der Stelle erstochen. Der Zar erwachte von dem Lärm, und griff nach seinem Degen, allein die Verschworenen stürzten sich auf ihn, warfen ihn zu Boden und erwürgten ihn. Der General . . . machte ihm den

Garaus: er trat auf die Leiche! Die Kaiserin, obwohl sie über die Untreue ihres Gemahls manche Klage zu führen hatte, zeigte eine große, aufrichtige Bekümmerniß und Alle, die an dem Verbrechen Theil genommen hatten, fielen für immer bei ihr in Ungnade . . . Noch viele Jahre später hatte der General . . . . ein sehr hohes Commando inne. Das schreckliche Ereigniß wurde mit Entsetzen in ganz Europa vernommen; man war vor Allem empört über den cynischen Freimuth, mit dem die Russen an den auswärtigen Höfen über die Details des Mordes sprachen: die Stellung Englands wurde eine andere, ja die ganze Weltlage verändert. Die Feindseligkeiten gegen England hörten auf, das Verlangen nach Frieden mit ihm fand lauten Ausdruck*), der Triumph Englands schien gesichert."

Sonnabend, 10. August.

Catharina II. — Paul I. — Pläne in Bezug auf Indien.

Der Kaiser hatte ein Buch über Catharina II. von Rußland gelesen. „Das war eine Frau," rief er, „sie war eines Bartes am Kinn würdig. Peter und Paul! Serailrevolutionen, Janitscharen-Handstreiche! Diese Palast-Milicen sind schrecklich und umso gefährlicher, je resoluter der Herrscher ist. Auch meine Kaisergarde hätte unter einer anderen Hand als der meinigen gefährlich werden können." Gerade zu der Zeit, als Paul seinem Schicksal verfiel, habe er mit ihm über seine Expedition nach Indien in Unterhandlungen gestanden. Paul habe ihm oft und lange Briefe geschrieben. Seine erste Correspondenz wäre ganz originell gewesen, sie habe wie folgt gelautet:

---

*) Man sehe: Mémoires de Napoléon, publiés par le général Gourgaud.

„Bürger, erster Consul! Ich will nicht über die Menschenrechte mich mit Ihnen streiten. Wenn aber eine Nation einen hochverdienten Mann an ihre Spitze stellt, so hat sie auch eine Regierung und Frankreich hat in meinen Augen jetzt eine solche."

Montag, 12. August.

Feldzug von 1809, Schlacht von Eckmühl. — Strategische Erörterungen. — Schlacht von Eßling. — Schlacht von Wagram. Wiener Friede.

Einige Bemerkungen aus einem mir noch vor der Veröffentlichung zugegangenen und in unserem Kreise vielbesprochenen Werke mögen hier Platz finden. Der Autor, ein verdienter Offizier, weist nach, daß Napoleon fortwährend genöthigt war, sich zu vertheidigen, denn das Ziel aller gegen ihn zusammengebrachten Coalitionen war die Zerstückelung des neuen Frankreich, der Umsturz des kaiserlichen Thrones, der Bruch mit den Traditionen der Revolution.

Vergeblich hatte Napoleon, um diese Feindschaft der Souveräne zu entwaffnen, Oesterreich 1805, Preußen 1807 verziehen, vergeblich fortwährend den Frieden der Welt von England gefordert. — Die verbündeten Mächte gaben nur der rohen Gewalt nach. Napoleon muß mitten in seinen spanischen Unternehmungen das Land verlassen. Plötzlich am 23. Januar ist er in den Tuilerien! Sein Aufenthalt in Spanien war von England benutzt, um eine neue Coalition zu Stande zu bringen. Preußen hatte heimlich gerüstet, in der Absicht, bei passender Gelegenheit sich zu erklären; der Enthusiasmus Alexanders für Napoleon war so gut wie erloschen. Rußland, im Einvernehmen mit Preußen, wartete nur auf eine passende Gelegenheit. Oesterreich, das im Frieden von Preßburg zu stark gelassen

war, überstürzte sich in Freundschaftsversicherungen, war aber in Wirklichkeit damit beschäftigt, Kräfte zu sammeln und seine Verluste wieder einzubringen. Nun aber war der Augenblick gekommen, die Maske von der Stirn zu streifen; es rüstete zum Kriege, aufgestachelt durch England. Zudem war ganz Deutschland, namentlich der Norden voll von geheimen Gesellschaften, die ein feindliches Auge auf Frankreich geworfen hatten. Die Demokraten unter Führung von Publicisten und exaltirten Professoren träumten von einer politischen Regeneration, einer Notwendigkeit des Jahrhunderts. Die Interessen der Aristokratie lagen in derselben Bahn und traten unter dem Banner der Befreiung Deutschlands auf, erstrebten aber im Geheimen nichts als die Wiedererlangung alter Vorrechte: eine große Rolle nach dieser Richtung hin spielte der sogenannte „Tugendbund“.

So erscheint die 5. Coalition kriegerisch und zugleich von Verschwörungen aller Art gestützt, von der macchiavellistischen Leitung Englands abhängig.

Diesmal sollten die österreichischen Armeen direct auf unsere Grenze zu marschiren, nicht wie 1799 und 1805, indem sie die schwachen Punkte im Auge hatten; detachirte Corps sollten in Sachsen, Bayern, Tyrol, Vorarlberg operiren, und den Insurrectionen als Angelpunkte dienen. Das Corps des Erzherzogs Ferdinand sollte bei Thorn vordringen; die Coalition rechnete auf die Rheinbundfürsten. England sollte gemeinschaftlich mit Oesterreich operiren und nach verschiedenen Richtungen hin Diversionen machen; es konnte eine Armee von 40000 Mann entweder nach dem Norden Deutschlands oder nach Holland, Belgien, Ländern, in denen es viel Mißvergnügte gab, werfen. Diese, der großen österreichischen Armee voraufziehenden englischen Truppen sollten sich am Rhein mit derselben vereinigen. Im Norden Deutschlands, in Holland, im alten Curfürstenthum Trier brachen auch in der That als-

bald Unruhen aus. Eine andere englische, etwa 15000 Mann starke Armee wurde auf Sicilien formirt, sollte in Neapel landen und das südliche Italien insurgiren und dadurch die Operationen der Oesterreicher in der Lombardei stützen.

Wie aber sah es während dem in Frankreich aus? Fouché, der das Portefeuille des Innern hatte und zugleich Polizeichef war, diente schon seit längerer Zeit den Interessen der Bourbonen; er überwies ihnen jede Woche das für Napoleon allein bestimmte geheime Bulletin, behauptet wird auch, Fouché habe sich, als die Nachrichten über die Schlacht bei Eßling eintrafen, des Staatsruders bemächtigen wollen. Andere wieder sagen, daß man dasselbe dem General Bernadotte übergeben wollte. In der Vendée hatte England den erloschenen Brand wieder anzufachen gesucht, und die Insurrection griff über auf die Bretagne, auf Maine und einen Theil der Normandie. Bei dem geringsten Unglück, das den Armeen Napoleon's zustoßen möchte, konnte der Ausbruch erfolgen. In Portugal hatten es die Engländer auf Nichts geringeres als die Aufhebung der französischen Armee abgesehen; nachdem dies geschehen, sollte die Armee sich in Bewegung nach den Pyrenäen setzen, wo eine andere, bedeutend stärkere englische Armee mit Moreau, der aus Amerika zurückkehren würde, mit ihr gemeinschaftliche Sache machen sollte, dann konnte der Marsch nach Paris folgen und Moreau an die Spitze der Staatsleitung treten. Einige Offiziere unserer portugiesischen Armee waren von den Engländern bestochen, mit Wellington und Beresford in Verbindung getreten und hatten einen Credit von 600000 Francs für weitere Machenschaften zur Verfügung erhalten.

Alle diese Umstände waren der Coalition günstig. Das Signal für den Ausbruch der Feindseligkeiten gaben zahlreiche Proclamationen in Deutschland — solche Aufrufe zur Insurrection des Volkes waren in monarchischen

Staaten bisher unerhört. Es hieß in diesen Aufrufen: Oesterreich greife zu den Waffen für die Befreiung Deutschlands, die Freiheit Europas, die Unabhängigkeit Italiens. Als Feind erkenne der Staat alle Diejenigen an, die vergäßen, daß sie Deutsche sind. Die Coalition, die Zeit und Mittel dazu verwendet, die soviel Blut geopfert hatte, um die französische Revolution zu bekämpfen, predigte jetzt die Principien der Revolution, gebrauchte die Sprache der Revolution. Der Ruf nach Freiheit, nach Unabhängigkeit richtete sich gegen Den, der die Throne in Europa hatte stützen wollen.

Im Frühjahr von 1809 schien sich Alles gegen Frankreich verschworen zu haben: Oesterreich hatte unter Waffen 320000 Mann mit 791 Geschützen; dieses Heer war in 9 active und 2 Reservecorps getheilt. Der Prinz Karl, Kriegsminister und Generalissimus, kommandirte in Deutschland die Hauptmasse dieses Heeres, d. h. 7 Elite- und 2 Reserve-Corps. Prinz Ferdinand stand mit dem 7. Corps in Polen, Prinz Johann mit dem 8. und 9. in Italien. Napoleon hatte nur 220000; es waren nicht einmal alle Soldaten Franzosen, 57000 standen in Italien, 18000 in Polen mit im Ganzen 425 Kanonen.

Die beiden großen Operationslinien im Norden und Süden von Deutschland liegen etwa um 40 Meilen von einander entfernt — Augsburg und Bamberg; auf beiden zugleich zu operiren ist gefährlich, weil eine feindliche Armee, die sich zwischen beide Linien schöbe, nach einander die getrennten Corps schlagen könnte. Diese dazwischen geschobene Armee könnte alle Bewegungen des Feindes verhindern und in seinem Rücken operiren. Die wichtigsten strategischen Punkte dieses Kriegstheaters waren die Donauübergänge, namentlich die, welche zu den großen Verkehrsstraßen gehören, ferner die Defileen in Ost und West — Ulm und Passau — in Betracht kamen auch die Ueber-

gänge über die großen Nebenflüsse, die Knotenpunkte der Straßen, die großen Städte 2c. Wichtig vor allem ist als strategischer Punkt Regensburg für die beiden Armeen, um die Operationen an beiden Donauufern zu beherrschen. Die in Böhmen versammelten österreichischen Streitkräfte sollten der nördlichen Linie folgen. In 15 oder 18 Märschen konnten sie mit Leichtigkeit die Mainmündung erreichen; indem sie die Cantonnements der Rheinarmee passirten, konnten sie dieselbe in Einzelgefechten schlagen und die Vereinigung der verschiedenen französischen Corps aus Nord und Süd verhindern. Der General Mayer war mit der Ausführung der österreichischen Operationspläne vertraut. Dem Erzherzog waren die Fehler in denselben nicht entgangen; dieser Feldherr war des Terrains ebenso wohl kundig, wie der Fähigkeiten seines Gegners. Während der eine Theil der österreichischen Armee auf der Nordlinie sich Frankreich näherte, blieb die Hauptstadt der Monarchie sozusagen ohne allen Schutz. Diese große österreichische Armee blieb abhängig von den Bewegungen, welche Napoleon, als Herr der Donau, ausführen mochte, indem er ihr in die Flanken, in den Rücken fiel; dem Prinzen Karl war aus dem Jahre 1797 die Verfolgung vom Tagliamento bis jenseits Leoben noch wohl in der Erinnerung, namentlich aber die Einnahme von Wien einige zwanzig Tage nach der Capitulation von Ulm im Jahre 1805; ebenso die Vernichtung der preußischen Heere bei Jena, durch eine einfache Flankenbewegung in kürzester Zeit. Der Erzherzog wußte sehr wohl, daß er es nicht mehr mit einem Moreau zu thun habe. Der Prinz erkannte die Nothwendigkeit, vor allem die Operationslinie auf dem rechten Donauufer zu besetzen.

Napoleon erwartet Alles von den Bewegungen des Feindes. sein Plan ist der, die große österreichische Armee zu schlagen, nach Wien zurückzukehren, die neue Coalition

zu sprengen und noch einmal den Frieden zu diktiren. Seine ursprüngliche Absicht war die, sich auf beiden Ufern der Donau hinzuziehen, sodaß er im Stande war, sich zwischen Regensburg und Donauwörth an einer gegebenen Stelle sofort zu concentriren. Er wartet, bis der Feind seine Bewegungen demaskirt hat, auf dem Terrain selber wird er alsdann seine Dispositionen treffen. Ohne sich um die Zusammensetzung seines Heeres, die große Anzahl von Rekruten, oder die deutschen Hülfstruppen zu kümmern, hat er es unterlassen, der spanischen Armee einen einzigen Soldaten zu entnehmen.

Am 20. März besetzte das Corps Davoust die beiden großen aus Böhmen nach dem Main und der Pfalz führenden Straßen. Massena, Oudinot, Lefèvre und Vandamme lagen mit ihren Corps an der großen Heerstraße von Wien, München, Augsburg und Ulm. Diese Corps sollten, im Falle sie angegriffen würden, sich an die Donau nach Ingolstadt oder Donauwörth ziehen. Die österreichische, aus Böhmen debouchirende Armee nahm die Richtung auf Linz, um sich mit dem Corps Hiller's bei Wels zu vereinigen und ließ Bellegarde und Kollowrath an der böhmischen Grenze zurück.

Die französischen Armeen waren nicht wenig erstaunt, sich plötzlich angegriffen zu sehen: Napoleon war noch in Paris, er verließ erst jetzt dasselbe. Am 4. April traf Berthier in Straßburg ein; am 6. verließ der Erzherzog Wien. Am 8. bemächtigten sich die Oesterreicher im Widerspruch zu den bestehenden Verträgen des Ueberganges über den Inn. Erst am anderen Tage wurde durch ein Billet des Erzherzoges der Commandeur der französischen Armee benachrichtigt, daß die Feindseligkeiten begonnen hätten. Der Vormarsch der Oesterreicher fand gleichzeitig an verschiedenen Stellen statt. Die Armee des Erzherzogs Karl rückt über den Inn vor, das Corps Bellegarde's debouchirt

aus Böhmen. Am 9. trifft der Kaiser Franz bei der Armee ein und nimmt sein Hauptquartier in Linz.

Am 16. traf Napoleon in Stuttgart ein, es war die höchste Zeit, denn Berthier hatte inzwischen schon einige fehlerhafte Bewegungen gemacht. Um Augsburg und Regensburg herum lagerte in zwei großen Haufen die gesammte französische Armee, nur ein abgesondertes Corps war noch in Ettershausen, Riedenburg, Hemau dislocirt. Der Feind, dem es gelang, die Division Friant zu überraschen und abzuschneiden, erschien am 17. vor Regensburg, die von Massena befehligten Truppen standen bei Augsburg. Gleich bei seiner Ankunft wurde Napoleon gewahr, daß der Feind seine Hauptstreitkräfte zwischen der Donau und der unteren Isar derart zusammengeballt hatte, daß er das linke Ufer der Donau nicht erreichen konnte, ohne den Uebergang über diesen Fluß oder den Lech zu erzwingen. Napoleon läßt die Stellung bei Augsburg befestigen und zieht Landsberg, Rain und Donauwörth mit in diese feste Stellung hinein: damit sind alle Wege, die auf dem rechten Donau-Ufer nach Schwaben führen, verlegt. Die österreichische Armee, die sich längs der Isar von Landshut bis München aufgestellt hatte, bedrohte, auf Landshut hervorbrechend, das Centrum der französischen Aufstellung, dorthin verfügte sich Napoleon, während der Feind sich nach Regensburg zu wendete. Napoleon, seinen rechten Flügel zwischen Donau und Isar vorschiebend, konnte die Oesterreicher in die Sackgasse zwischen Donau und Isar hineinwerfen. Seine Dispositionen zu einer Reihe von Schlachten sind bewundernswerth. Die erzielten Erfolge finden wir in dem Armeebefehl, welcher lautet:

„Soldaten! Innerhalb von wenigen Tagen habt Ihr in drei Schlachten, nämlich bei Thann, Abensberg und Eckmühl und in den Gefechten bei Peißing, Landshut und Regensburg den Feind aufs Haupt geschlagen. Hundert

Kanonen, vierzig Fahnen, fünfzigtausend Mann Gefangene ꝛc. sind in Euren Händen. Der Feind hat noch vor Kurzem sich angemaßt zu behaupten, er werde in das Innere Frankreichs eindringen; heut ist er geschlagen, vernichtet, flieht in wilder Unordnung. Unsere Vorhut hat bereits den Inn überschritten, nicht ein Monat wird vergehen und wir sind in Wien!“

Nach viertägigem Kämpfen und Manövriren war der österreichischen Armee das Urtheil gesprochen, der schönsten Armee, die Oesterreich jemals ins Feld geführt hatte. Am 20. hatte Napoleon bei Abensberg die feindlichen Linien durchbrochen, nachdem am 19. unter den Kanonen des Erzherzogs die Verbindung der verschiedenen Theile der Armee stattgefunden hatte; der linke Flügel war vom Centrum getrennt; diesen vernichtete Napoleon zunächst am 21. bei Landshut. Am 22. giebt er bei Eckmühl der Armee des Erzherzogs einen letzten Schlag, die Trümmer weichen nach Regensburg und in die Berge Böhmens zurück. Es hat in der Kriegsgeschichte eine ähnliche Schlacht nie zuvor gegeben!

Napoleon durfte den Oesterreichern keine Zeit lassen, ihre Schäden wieder gut zu machen, er mußte so schnell als möglich nach Wien vordringen und den Frieden diktiren. Der Marsch dorthin geht mit der größten Schnelligkeit vor sich. An Eugen schreibt der Kaiser: „Vorwärts, nur vertrauensvoll vorwärts, der Kaiser will in das Herz Oesterreichs dringen; der Feind wird Dir nicht Stich halten.“ An Bernadotte schreibt er, daß er sich auf seinen Eifer verlasse u. s. w. Auf dem einen Donauufer marschirt die österreichische, auf dem anderen parallel mit ihr die französische Armee, für beide war Wien das Ziel; am 10. trifft Napoleon dort ein, d. h. vierzehn Tage nach Eckmühl: er läßt die Vorstädte ohne Widerstand besetzen; auf dem Glacis aber wird die Vorhut mit Kanonenschüssen

empfangen. Lannes richtet die Aufforderung der sofortigen Uebergabe an die Stadt. Sein Parlamentär wird mißhandelt und zurückgehalten, es wird mit Kanonen auf die Vorstädte geschossen. Diese schicken eine Deputation an Napoleon, um sich zu Gunsten Wiens beim Kaiser zu verwenden. Mit einem Brief Berthier's an den Erzherzog Maximilian kehrt sie zurück; bei der Ankunft vor den Thoren wird die Deputation mit Kanonenschüssen empfangen. Napoleon, welcher anfangs schonend gegen Wien zu verfahren wünschte, ließ jetzt an derselben Stelle, an welcher 1684 die Türken ihre Geschütze aufgefahren hatten, eine Mörserbatterie herstellen. Um 9 Uhr Abends kommen die ersten Bomben geflogen — damals lag die junge Erzherzogin Marie Louise krank im väterlichen Palast. Derselbe wurde auf ausdrücklichen Befehl geschont. Der Widerstand, den der in Wien commandirende Erzherzog Maximilian leistete, war überflüssig — er konnte zu Nichts führen als dem Verderben der Stadt.

In den Augen Europas bedeutete ja die Besetzung Wiens durch das französische Heer sehr viel, sehr wenig aber in den Augen Napoleons, so lange er die Donaubrücken nicht in der Hand, die Coalition nicht gesprengt und die einzelnen Heerkörper nicht aufgerieben hatte. Zu dem Zweck mußte die Donau, die damals einen gefährlich hohen Wasserstand hatte, überschritten werden, und zwar mitten im feindlichen Lande, unter den Augen einer noch immer sehr ansehnlichen Armee. Die aufständischen Bewegungen in Deutschland aber fanden ein schnelles Ende mit der Einnahme von Wien; in Preußen ging man, um die Aufrichtigkeit der Anhänglichkeit an Frankreich zu betonen, sogar an die Verfolgung des Freischaarenführers Schill und seiner Anhänger. Es waren zunächst jene beiden Donauarme zu passiren, welche die Insel Lobau umschließen; ein dritter Arm war noch zu

überschreiten, ehe man das linke Ufer erreicht hatte: das Schlagen der Brücken begann am 18. Morgens und ging mit großer Schnelligkeit vor sich: am 20. schon lagerte das 4. Corps auf der Insel Lobau; Napoleon selbst stellte sich dort ein, um das Schlagen der zweiten Brücke in Augenschein zu nehmen. Er hatte den größten Theil der Armee an sich gezogen, um Mann hinter Mann den Uebergang auf das linke Ufer schnell bewerkstelligen zu können. Dort lagen die Dörfer Aspern und Eßling, das erstere, zur Linken, lehnte sich an einen Donauarm, der nur wenig Wasser hatte. Das zweite, zur Rechten, etwa zwei oder dreihundert Toisen (Toise = 6 Fuß) vor der Brücke. Zwischen Aspern und Eßling sind etwa 2000 Toisen Abstand, zwischen Eßling und dem Oertchen Enzerdorf etwa ebensoviel; niedrige Terrainwellen umschließen die Ortschaften. Es handelte sich zunächst um die Besetzung von Aspern, dessen Vertheidigung Massena mit großer Bravour und Hartnäckigkeit übernahm. Inzwischen war auch das Corps Lannes eingetroffen, man wartete noch das Heranrücken Davoust's und der Reserven ab, um zu dem großen Angriff überzugehen. Aspern war nicht genügend besetzt und es bedurfte der ganzen Energie und Bravour Massena's, um es den 21. Mai über festzuhalten. Die Brücken waren nicht in gutem Stande und hinderten vielfach die Bewegungen der Franzosen, sodaß die Pläne des Kaisers nicht exakt ausgeführt werden konnten, was sich am darauffolgenden Tage, dem 22., als besonders nachtheilig erwies.

Mit Tagesanbruch hatte der Kampf um Aspern wieder begonnen und tobte in furchtbarer Weise alsbald auf der ganzen Linie. Der Erzherzog entschloß sich endlich, seine Reserve vorrücken zu lassen; hätte er dies früher gethan, so wäre Lannes in Eßling nicht durch zwei Divisionen verstärkt worden. Massena hatte inzwischen die stark mitgenommene Division Molitor durch die Divi-

sion Saint Cyr ablösen lassen. Das Ringen um den Besitz der Dörfer, das bald den Franzosen, bald den Oesterreichern zum Siege verhalf, war furchtbar, das furchtbarste vielleicht, welches die Kriegsgeschichte aufführen kann. Der Feind ließ nicht nach in der Heftigkeit seiner Angriffe und schwächte dadurch sein Centrum: Diesen Umstand benutzte der Kaiser und versuchte das österreichische Centrum zu durchbrechen. Lannes an der Spitze der Division St. Hilaire, mit den Grenadieren Oudinot's auf dem linken Flügel, der Division Boudel auf dem rechten und Kavalleriemassen in den Zwischenräumen rückt vor. Der Erzherzog bemerkt die ihm drohende Gefahr, er eilt mit Verstärkungen herbei und erwartet den von Lannes heldenhaft geführten Angriff. Seine ersten Linien werden geworfen. Der Erzherzog, nicht weniger Held wie Lannes, ergreift die Fahne des Regimentes Zach und führt die Wankenden wieder vor. Schon neigt der Sieg sich den Franzosen zu, da kommt statt des erwarteten Davoust die Hiobspost, daß die Brücken ungangbar geworden wären.*) Mit den ihm zur Verfügung stehenden Truppen hätte Napoleon vielleicht trotzdem noch Vortheil erringen können, allein er wollte die Tapfern schonen und ertheilte Lannes den Befehl, das Gefecht abzubrechen. Massena mit seiner zähen Hartnäckigkeit hielt an Aspern fest, so lange es ging, schließlich wurde er jedoch vertrieben, nahm es, verlor es wieder. Auge in Auge wüthete der Kampf; 14 Mal war in diesen zwei Tagen Aspern verloren und wieder gewonnen; nach Zerstörung der Brücken kam es

*) Dieses, den Franzosen so verderbliche Ereigniß war nicht nur eine Folge des Anwachsens der Donau sondern auch davon, daß der Feind schwerbeladene Kähne, große Baumstämme 2c. in den Fluß geworfen hatte und daß diese gegen die Brücken mit großer Gewalt antrieben und sie auseinanderrissen.

zu einer förmlichen Schlächterei. Man mußte den Kampf bis zur Nacht hinziehen, um unter dem Schutz derselben über die Donau zurückzukommen.

Am Nachmittag hatte der Erzherzog seine Kampflinie vollständig wieder hergestellt und fing von Neuem mit seinen Angriffen auf Aspern und Eßling an. Gegenüber von den unbesetzten Zwischenräumen zwischen dem Corps Massena's und dem Lannes' sammelte er eine starke Artillerie und große Reitermassen. Allein Napoleon errieth rechtzeitig seine Absicht und brachte schnell von beiden Flügeln her soviel Artillerie zusammen, als nur möglich war und ließ Bessière's Reitergeschwader auf die Anrückenden los; so gelang es den Einbruch der Nacht abzuwarten. Gegen Abend wurde der tapfere Lannes tödtlich verwundet — ein schwerer, nicht zu ersetzender Verlust. Vierzig Stunden, meist in glühender Sonnenhitze hatten sich diese beiden tapferen, einander würdigen Gegner gemessen! Acht französische Divisionen hatten der gesammten österreichischen Armee stand gehalten.

Zunächst wurden bei einbrechender Dunkelheit die zahlreichen Verwundeten, bei denen Hoffnung auf Wiederherstellung war, auf die Insel Lobau transportirt, dann folgte die Artillerie mit den eroberten Geschützen. Daß der Feind die Abziehenden unverfolgt ließ, ist geradezu unbegreiflich! Napoleon machte aus Lobau ungestört eine gewaltige Festung: schon nach zwei oder drei Tagen begann man mit dem Einrammen der Brückenpfähle. Das Betragen der Soldaten war musterhaft. Napoleon hielt es für gut, sein Hauptquartier auf einer kleinen Insel, von Lobau getrennt und Eßling gerade gegenüber gelegen, zu errichten. 500 Voltigeure fahren hinüber und verjagen die Oesterreicher, eine Pontonbrücke ist schnell geschlagen. — Alles geschieht unter dem Feuer der feindlichen Batterien.

Nach 43 Tagen endlich waren die nöthigen Arbeiten

vollendet und man schritt auf französischer Seite zu neuen Operationen gegen den Feind, der die Zeit her in Unthätigkeit verharrt hatte. Massena hatte seine Streitkräfte im Süden der Insel zu sammeln; Oudinot sollte am 1. Juli nach der Insel übersiedeln, Eugen sich am 4. nach Ebersdorf, versehen mit Lebensmitteln auf zwei Tage, verfügen und ohne Aufenthalt die Brücken passiren. Davoust sollte erst in der Nacht vom 4. zum 5. abrücken, aber sogleich auf die Insel übertreten, Bernadotte und Bessière wurden ebenfalls auf Ebersdorf dirigirt. Vandamme wurde zur Besetzung Wiens commandirt, die am 2. Abends erfolgen sollte. Lefèvre sollte Wrede nach Wien detachiren, sich selbst aber in Linz aufhalten, um, sowie die Hauptarmee die Donau passirt hätte, von Süden her in Böhmen einzurücken, während von Dresden her Jêrome dasselbe thun sollte; Junot von Bayreuth aus, sollte den Feind von Osten her bedrohen, außerdem Poniatowski sich mit seinen Polen gegen Olmütz wenden, um den Erzherzog Ferdinand festzuhalten.

Am 4. Juni um 1 Uhr Nachmittags wurde der Befehl zum Uebergange gegen Abend ertheilt; alles war vorbereitet und es hat wohl kaum jemals eine so zahlreiche Armee so schwierige Defileen wie die Brücke in so kurzer Zeit passirt und sich in Schlachtordnung formirt. Eine einzige Nacht genügte, um am anderen Ufer in vorgeschriebener Stellung aufzumarschiren.

Napoleon hatte auf seinem äußersten linken Flügel zwei Brücken, wovon die eine, auf Pfählen erbaut und sicher, als Communication dienen; eine dritte, eine Art von Reservebrücke, sollte die Manövrirfähigkeit der Armee auch auf dem rechten Flügel sichern.

Um 9 Uhr Abends ließ Oudinot dort, wo der Arm der Lobau-Insel in die Donau mündet, 1500 Voltigeure überfahren und sich am linken Ufer festsetzen. Sowie

Oudinot seinen ersten Kanonenschuß abgefeuert hat, setzen sämmtliche Batterien Lobau's mit einem furchtbaren Getöse ein; sie beschießen Enzerdorf und die Schanzen des Feindes. Massena wirft ebenfalls 1800 Mann an das jenseitige Ufer, bald steht Enzersdorf in Flammen: der Feind aber richtet das Feuer seiner Batterien nach der Stelle, an welcher vordem unser Uebergang bewerkstelligt worden war, in der Meinung, es geschehe auch diesmal. Enzerdorf mußte bald geräumt werden: trotz der inzwischen zahlreich gewordenen Brücken nahm der Uebergang der Armee viel Zeit in Anspruch.

Gegen 12 Uhr war die erste Gefechtslinie der Franzosen und zwar senkrecht zur Donau aufmarschirt mit Massena auf dem linken, Davoust auf dem rechten Flügel, Oudinot und Bernadotte im Centrum. Die zweite Gefechtslinie bildeten die italienische Armee, die Garde und das 11. Corps, die dritte die Reserve-Cavallerie. Mit dieser Formation begann seitens der Franzosen die berühmte Schlacht bei Wagram. Den Oesterreichern kostete sie an Todten und Verwundeten 24000 Mann und lieferte 20000 Gefangene in unsere Hände.

Der Erzherzog zog sich, nachdem er bei Wagram geschlagen war, eilig nach Böhmen zurück. Napoleon, im Begriff Znaim zu nehmen, wohin Massena vorgerückt war, wurde um Friedensverhandlungen ersucht, auf welche er einging. Der Waffenstillstand kam zum Abschluß. Der Feldzug hatte drei Monate gedauert: hatte der Sieg der Franzosen bei Eckmühl den Gegner mit Schrecken erfüllt, dieser verschwand wieder vor den Mißerfolgen der französischen Waffen bei Eßling, steigerte sich aber nach Wagram der Art, daß Oesterreich auf alle Bedingungen einging.

Es folgte dann in Schönbrunn, wo der Kaiser sein Hauptquartier aufschlug, das Attentat des jungen Staps.

Der Kaiser sagte mir einmal, als er wieder auf dasselbe zu sprechen kam:

„Ich nehme keinen Anstand zu erklären, daß das Attentat von Schönbrunn, wäre es gelungen, für Frankreich weniger verhängnißvoll gewesen wäre, als es meine Verbindung mit Oesterreich werden sollte!"

Dienstag, 13. August.

Talleyrand. — Frau von Staël.

Bei einer längeren Promenade, auf der ich den Kaiser zu begleiten die Ehre hatte, kam derselbe auch auf Talleyrand und dessen Verhalten ihm gegenüber zu sprechen, was übrigens häufig der Fall war. Er bemerkte, daß es ihm eigentlich unmöglich wäre, den Zeitpunkt zu bestimmen, an welchem der Verrath Talleyrand's einsetze. Derselbe habe nach Leipzig sich die größte Mühe gegeben, ihn zum Frieden zu bewegen.

„Talleyrand tadelte", sagte er, „meine damalige Rede im Senat, billigte dagegen die, welche ich im Corps législatif gehalten hatte; er hörte nicht auf, mich darauf aufmerksam zu machen, daß ich mich in Bezug auf die Energie der Nation täusche, daß man mich im Stich lassen würde und ich mich auf alle Fälle fügen müßte. Ich glaube, daß damals bei ihm von Verrath keine Rede war; er hatte die Gewohnheit, lange und wiederholt über ein und dasselbe Thema zu sprechen. Uebrigens war er in seinen ausweichenden Antworten, seinen nicht zur Sache gehörenden Bemerkungen überaus gewandt, und oft hat er nach mehrstündiger Unterhaltung mich verlassen, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, seine Gedanken zu ergründen."

Wir kamen dann auch auf Frau von Staël zu sprechen. „Eine sonderbare Familie", rief der Kaiser.

„Ihr Vater, ihre Mutter: Einer vor dem Andern vor Bewunderung auf den Knieen liegend, dabei stets auf eine Mystification des Publikums bedacht. Welchen Eindruck macht es nicht, wenn man sie sagen hört, sie habe für ihren Vater eine solche Bewunderung gehabt, daß sie sich dabei ertappt habe, eifersüchtig auf ihre Mutter zu sein!

Diese Frau glühte von Leidenschaften. Sie war in ihrer Ausdrucksweise unbändig, rasend. In einem Brief, der aufgegriffen wurde, als Staël polizeilich überwacht war, findet sich folgende Stelle: „Ich bin weit von Dir (ihr Gemahl ist gemeint). Komm gleich, auf der Stelle, ich befehle es, ich will es, ich liege auf den Knieen . . ich beschwöre Dich, komm . . ich habe einen Dolch in der Hand . . wenn Du zögerst, so bringe ich mich um, ich gebe mir den Tod und Du wirst an meiner Vernichtung die Schuld tragen.“ — Ganz Corinna!

Frau von Staël hatte während des italienischen Feldzuges ihre Netze nach dem General Bonaparte ausgeworfen, sie war, ohne ihn zu kennen, mit ihm in Correspondenz getreten, sie erklärte es für eine Ungeheuerlichkeit, daß ein Mann von Genie sich mit einer kleinen, unbedeutenden Creolin einlassen könne. Der General antwortete seiner feurigen Verehrerin nicht — daher die spätere Feindschaft der genialen Frau.

„Zunächst“, fuhr der Kaiser fort, „hetzte sie Benjamin Constant gegen mich. Endlich riß mir infolge ihrer Ränke und gegen mich gerichteten politischen Umtriebe die Geduld und ich verwies sie des Landes. Nun legte sie sich einerseits aufs Bitten, andererseits fuhr sie in ihren Gehässigkeiten fort. Unter dem Empire wollte sie gern Palastdame werden. Mit welchen Mitteln hätte man wohl eine Frau von Staël in einem Palais im Zaume halten können!“

Sonnabend, 17. August.

Religiöse Anschauungen.

Es war die Rede von der Religion, von den officiellen Vertretern derselben. Der Kaiser sagte:

„Der Mensch erscheint im Leben ohne zu wissen, woher er kommt, was er ist, wohin er geht. Diese Fragen, für die es keine Antwort giebt, führen uns zur Religion; unsere Ausbildung, das Studium der Geschichte entfremden uns ihr wiederum; hinzu kommt die Verschiedenheit der Dogmen, sodaß man sich sagt: ach was, Religion! Religionen sind Nichts als Gebilde der Menschen. Man glaubt wohl an Gott, weil Alles ringsum für ihn Zeugniß ablegt und die großen Geister an ihn glauben, nicht Bossuet allein, zu dessen Metier es gehörte, auch Newton, Leibnitz glaubten an Gott — wir sind wie die Uhren, sie gehen, ohne den Uhrmacher zu kennen. Man sehe nur wie linkisch Die zu Wege gehen, die uns heranbilden! Sie sollten die Ideen des Heidenthums, der Götzendienerei von uns fernhalten, statt dessen bringen sie uns mitten unter Griechen und Römer und deren Myriaden von Gottheiten. Schon mit dreizehn Jahren habe ich über diese Widersprüche nachgedacht. Wohl möchte ich wieder, wie vordem „blindlings" glauben. Ach! das ist doch ein wirkliches Glück! An Gott gezweifelt habe ich niemals!

Als ich nach dem Staatsruder griff, standen meine Anschauungen über gewisse Dinge und Ideen, welche als Grundpfeiler der Gesellschaft dastehen unerschütterlich fest: ich hatte die große Bedeutung der Religion erwogen — ich war entschlossen, sie wiederherzustellen. Auf den Trümmern, auf denen ich stand, hätte ich das Panier des Protestantismus ebenso gut aufpflanzen können, wie das des Katholicismus, ja ich war eine Zeitlang willens, das Erstere zu thun. Allein, was hätte ich damit erreicht?

Ich hätte in Frankreich zwei große Parteien geschaffen, beide ungefähr gleich stark, ich hätte die Religionskriege wieder heraufbeschworen, während die Anschauungen der Zeit und mein Wille dahingingen, diese überhaupt zu vermeiden: Hand in Hand mit dem Katholicismus konnte ich mit größerer Sicherheit auf das Erreichen meiner Ziele rechnen. Nach außen erhielt mir der Katholicismus den Papst und bei meinem Einfluß und unseren Machtmitteln in Italien konnte ich annehmen, über kurz oder lang die Leitung dieses Papstes zu erlangen und — von da an ein Einfluß ohne Grenzen! Franz I hätte den Protestantismus, so wie er auftauchte, annehmen und sich für das Oberhaupt desselben in Europa erklären sollen. Carl V, sein Gegner, ergriff lebhaft die Partei des Papstes, denn er sah darin ein Mittel, zur Herrschaft über Europa zu gelangen. Hätte Franz I die Lehre Luthers, die den königlichen Prärogativen so günstig war, angenommen, so hätte er Frankreich die furchtbaren Erschütterungen erspart, welche die Calvinisten herbeiführten und welche den Thron zu stürzen, unsere schöne Monarchie aufzulösen, so geeignet waren. Leider verstand Franz I von solchen Dingen Nichts!"

Freitag, 23. August.

Ein officielles Schreiben an Sir Hudson Lowe.

Der Gouverneur hatte einen Brief an den Kaiser, betreffend die Commissare der Verbündeten und die Knappheit seines Budgets gerichtet. Der Kaiser ließ durch Herrn Montholon folgende Antwort ertheilen:

„Herr General! Ich habe den Vertrag vom 2. August 1815 zwischen seiner Brittischen Majestät, dem Kaiser von Oesterreich, dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen erhalten. Der Kaiser Napoleon erhebt Einspruch gegen den Inhalt dieses Vertrages: Napoleon ist nicht der Gefangene Englands. Nachdem er vor den Vertretern der

Nation die Abdankung vollzogen hat zum Besten der von dem französischen Volk angenommenen Verfassung und zu Gunsten seines Sohnes, hat er sich aus freien Stücken und gern nach England verfügt, um dort als Privatmann zu leben in der Zurückgezogenheit und unter dem Schutz der englischen Gesetze. Die Person des Kaisers Napoleon befindet sich in der Gewalt Englands, aber nicht von rechtswegen. Der Vertrag vom 2. August, welcher vierzehn Tage nach Ankunft des Kaisers Napoleon in England abgeschlossen wurde, ist rechtlich gegenstandslos; er bietet das Bild der Coalition der vier mächtigsten Staaten Europas, bestimmt zur Unterdrückung eines einzelnen Menschen; eine Coaliton, welche den Anschauungen aller Völker ebenso entgegen ist wie den Grundsätzen der Moral. Da die Kaiser von Oesterreich und Rußland und der König von Preußen kein Recht haben, über die Person des Kaisers Napoleon zu verfügen, so können sie auch in Bezug auf diesen Nichts anordnen — wenn der Kaiser Napoleon in der Gewalt des Kaisers von Oesterreich gewesen wäre, so hätte sich dieser Fürst der Beziehungen erinnern müssen, welche die Religion und die Natur zwischen einem Vater und einem Sohn eingeführt haben, Beziehungen, welche man unbestraft nicht verletzen kann. Dieser Fürst hätte sich erinnert, daß Napoleon viermal seinen Thron wieder hergestellt hat: zu Leoben 1797 und zu Lunéville 1801, als seine Armeen vor den Mauern Wiens standen, zu Preßburg 1806 und zu Wien 1809, als sie die Hauptstadt und dreiviertel der Monarchie besetzt hatten. Dieser Fürst hätte sich der Zusicherungen erinnert, welche er erst im Bivouac in Mähren und dann bei der Zusammenkunft in Dresden 1812 machte — wäre die Person des Kaisers Napoleon in der Gewalt des Kaisers Alexander gewesen, so hätte dieser sich des zu Tilsit und Erfurt geschlossenen Freundschaftsbundes und des so lange Jahre währenden täglichen Verkehrs erinnern

müssen. Er hätte sich des Verhaltens des Kaisers Napoleon am Tage nach der Schlacht von Austerlitz erinnern müssen, wo Napoleon ihn mit den Resten seiner Armee hätte gefangen nehmen können; Napoleon gab sich mit dem Worte des Kaisers zufrieden und ließ ihn seinen Rückzug vollziehen. Der Kaiser Alexander hätte sich der Gefahren erinnern müssen, denen der Kaiser Napoleon persönlich die Stirn bot, um den Brand von Moskau zu löschen. Dieser Fürst hätte sicherlich die Pflichten der Freundschaft und Anerkennung gegen einen Freund im Unglück nicht aus den Augen gelassen — wenn die Person des Kaisers Napoleon in der Gewalt des Königs von Preußen gewesen wäre: dieser Souverän hätte nicht vergessen, daß es vom Kaiser abhing, nach Friedland einen anderen Fürsten auf den Thron von Preußen zu setzen. Er hätte nicht vor einem entwaffneten Feinde die Versicherungen der Ergebenheit, welche er ihm im Jahre 1812 bei der Zusammenkunft in Dresden machte, vergessen.

Auch sieht man in den Artikeln 2 und 5 des Vertrages, daß diese Fürsten, da sie in Nichts Einfluß auf das Schicksal und die Person des Kaisers Napoleon, welcher nicht in ihrer Gewalt ist, haben, sich auf Das verlassen, was Seine Brittische Majestät, welche es übernommen hat, alle Verpflichtungen zu erfüllen, thun wird. Diese Fürsten haben dem Kaiser Napoleon vorgeworfen, den Schutz der englischen Gesetze dem ihrigen vorgezogen zu haben.

Die irrthümlichen Ideen, welche der Kaiser Napoleon von der Liberalität der englischen Gesetze und dem Einfluß eines großen edelmüthigen und freien Volkes auf seine Regierung hatte, haben ihn entschieden, den Schutz seiner Gesetze dem seines Schwiegervaters oder seines alten Freundes vorzuziehen.

Es lag in der Hand Napoleons, sich an die Spitze der Loire-Armee oder an die Spitze der Armee der Gironde,

welche General Clausel commandirte, zu setzen. Da er aber von jetzt an nur Zurückgezogenheit und den Schutz der Gesetze eines freien Volkes, sei es des englischen oder des amerikanischen, verlangte, schienen ihm alle weiteren Abmachungen unnütz. Er glaubte, daß das englische Volk durch seinen freien und vertrauensvollen Schritt mehr gebunden wäre, als es die feierlichsten Verträge hätten thun können. Er hat sich getäuscht; aber dieser Irrthum wird für immer die wahren Britten erröthen machen und wird bei der gegenwärtigen sowohl als bei den künftigen Generationen als ein Beweis der Illoyalität der englischen Regierung gelten. —

Es ist ein österreichischer und ein russischer Commissar auf St. Helena angekommen; wenn diese den Auftrag haben, einen Theil der Pflichten, welche die Kaiser von Oesterreich und Rußland durch ihren Vertrag vom 2. August übernommen haben, d. h. über den Rücksichten zu wachen, welche einem Fürsten zustehen, der mit ihnen sei es durch Verwandtschaft oder durch andere Beziehungen verbunden ist, so darf man in ihrem Schritt Zeichen des Charakters beider Fürsten erkennen. Aber Sie haben, Herr General, versichert, daß die Commissare weder das Recht noch die Macht haben, eine eigene Meinung über Das zu haben, was auf dieser Insel geschieht.

Das englische Cabinet hat den Kaiser Napoleon nach St. Helena, auf 2000 Meilen Entfernung von Europa, transportiren lassen. Dieser einsame, in der tropischen Zone gelegene Felsen, 500 Meilen vom Festlande entfernt, ist der verheerenden Hitze des Klimas preisgegeben, er ist von Wolken bedeckt, in Nebel gehüllt während drei Viertel des Jahres; er hat das trockenste und zugleich feuchteste Klima auf der ganzen Erde, er ist der Gesundheit des Kaisers schädlich. Es war der Haß, der bei der Wahl dieses Aufenthaltes entschied, es war Haß, der die von dem englischen Cabinet

den auf der Insel commandirenden Offizieren gegebenen Instructionen dictirte: man hat ihnen befohlen, den Kaiser Napoleon „General“ zu nennen; es sollte den Anschein gewinnen, als wäre derselbe niemals der Souverän Frankreichs gewesen, der Kaiser hat es indessen abgelehnt, incognito zu leben, wie er es bei seinem Austritt aus Frankreich willens war. Als erster Beamter der Republik auf Lebenszeit, als erster Konsul hat er nach den Londoner Präliminarien den Frieden von Amiens mit dem König von Großbritannien abgeschlossen. Er hat die Gesandten Lord Cornwallis, Merry und Lord Withworth empfangen, welche in dieser Eigenschaft an seinem Hofe beglaubigt waren. Er seinerseits hat den Grafen Otto und den General Andreossi an den Hof von Windsor als Gesandte geschickt. Als in Châtillon hernach Lord Castlereagh das Ultimatum unterzeichnete, welches die Verbündeten den Bevollmächtigten des Kaisers Napoleon vorlegten, war dadurch zugleich die 4. Dynastie anerkannt. Dieses Ultimatum war vorteilhafter als der Vertrag von Paris; aber man verlangte, Frankreich solle auf Belgien Verzicht leisten, ebenso wie auf das linke Rheinufer, was den Vorschlägen von Frankfurt entgegen war, ebenso wie den öffentlichen Erklärungen der verbündeten Mächte; es ist nicht in Ueberstimmung mit dem Schwur, den der Kaiser bei seiner Krönung betreffs der Integrität des Kaiserreiches geleistet hatte. Der Kaiser hielt dafür, daß diese natürlichen Grenzen nothwendig wären für das europäische Gleichgewicht; er glaubte, daß die französische Nation in Ansehung der Verhältnisse, in denen sie sich befand, die Wechselfälle eines Krieges dem Verluste jenes Gebietes vorziehen sollte. Frankreich hätte diese Integrität und damit zugleich seine Ehre gewahrt, wäre nicht der Verrath den Verbündeten zu Hilfe gekommen. Der Vertrag vom 2. August, sowie eine Bill des brittischen Parlamentes nennen Bonaparte „Kaiser Napoleon“ — man giebt ihm

nur den Titel „General.“ Der Titel „General Bonaparte“ ist allerdings ein hervorragend ruhmreicher, der Kaiser führte ihn bei Lodi, Castiglione, Rivoli, Arcola, zu Leoben, bei den Pyramiden, bei Abukir, allein seit vielen Jahren führte er den Titel „erster Consul“ oder „Kaiser“, es hieße soviel, als er wäre nie der erste Beamte der Republik, nie der Fürst der vierten Dynastie gewesen.

Diejenigen, die da meinen, die Völker wären Heerden, die durch göttliche Bestimmung einigen Familien zugehörten, gehören nicht dem Jahrhundert an, ihre Ideen sind nicht im Geiste der englischen Gesetzgebung enthalten, welche zu verschiedenen Malen die Stellung der Dynastie änderte, weil die großen Wandlungen, welche sich in den Ideen vollzogen hatten und welchen die regierenden Fürsten fernblieben, diese zu Feinden des Wohlergehens ihrer Völker gemacht hatten. Die Könige sind nur Beamte, die ihre Stellung auf ihre Abkommen vererben, sie sind nur zum Wohle ihrer Völker da — nicht aber die Völker zur Genugthuung der Könige! Es ist derselbe Geist des Hasses, der veranlaßte, daß der Kaiser weder einen Brief schreiben noch einen solchen empfangen konnte, ohne daß derselbe erbrochen oder gelesen wurde: von den Offizieren auf St. Helena, wie von den englischen Ministern. Man hat dadurch den Kaiser Napoleon der Möglichkeit beraubt, Nachrichten von seiner Mutter, seiner Frau, seinem Sohne, seinen Brüdern zu erhalten. Und als der Kaiser Napoleon dem Prinz-Regenten versiegelte Briefe senden wollte, wurde ihm bedeutet, man könne nur offene Briefe zur Beförderung übernehmen — so lauteten die Instructionen des englischen Cabinets. Diese Maßnahme bedarf keines Commentars, sie wirft ein seltsames Licht auf die Regierung, von der sie ausging — man würde sie selbst in Algier von der Hand weisen. — Es sind Briefe für die zum Gefolge des Kaisers gehörenden Generäle angekommen, welche erbrochen

und an die Absender zurückgeschickt wurden, man hat sie nicht zugelassen, weil sie nicht durch die Hände des englischen Cabinets gegangen waren. Diese Briefe mußten wieder 4000 Meilen zurück, und den Offizieren blieb nur der Schmerz, zu wissen, daß auf diesem Felsen Nachrichten von ihren Familien eingetroffen waren, von denen sie erst nach 6 Monaten Kenntniß erhalten sollten. Es war ein Abonnement auf „Morning-Chronicle" oder „Morning-Post" oder auf einige französische Zeitungen zu erlangen unmöglich. Von Zeit zu Zeit gelangen nach Longwood einige zerschnittene Nummern der „Times". Es sind infolge des schon an Bord des „Northumberland" ausgesprochenen Wunsches einige Bücher geschickt worden. Allein alle, welche von den Begebenheiten der letzten Jahre handeln, sind sorgsam ausgeschlossen worden. Man wollte dann mit einer Buchhandlung in London direkt in Verbindung treten, um Bücher zu bekommen, die man nöthig haben könnte — auch dies ist verhindert worden. Ein englischer Schriftsteller hatte eine Reise durch Frankreich gemacht und hatte sein Werk dem Kaiser angeboten, allein man nahm Anstand, es an den Kaiser abzugeben, weil es nicht seinen Weg durch die Bureaus der Regierung genommen hatte. Man sagt, daß andere, von den Verfassern eingesandte Werke nicht abgegeben werden konnten, weil einige den Vermerk trugen, „dem Kaiser Napoleon" oder „Napoleon dem Großen." Das englische Cabinet hat keine Autorisation solche Kränkungen und Aergernisse zu bereiten. Das Gesetz, obwohl unbestimmt, erklärt den Kaiser Napoleon als Kriegsgefangenen: man hat noch niemals Kriegsgefangenen verboten, sich auf Zeitungen zu abonnieren und neuerschienene Bücher in Empfang zu nehmen: ein solches Verbot hat nur für die Verließe der Inquisitionsgerichte existirt.

Die Insel St. Helena hat einen Umfang von zehn

Meilen, sie ist unnahbar von allen Seiten, Klippen umringen die Küste. Von den ringsum aufgestellten Posten kann Einer den Andern sehen und es wäre eine Unmöglichkeit, auf das Meer zu gelangen. Es giebt nur ein einziges kleines Städtchen auf der Insel, es heißt Jamestown. Dort legen die Schiffe an. Um Jemanden am Verlassen der Insel zu verhindern, ist es genügend, Ufer und Meer im Auge zu haben. Da man das Betreten des Innern der Insel untersagt hat, so zeigt sich darin die Absicht, den Kaiser an einem Ritt von 8 bis 10 Meilen, den zu machen möglich und der für seine Gesundheit durchaus nothwendig wäre, zu verhindern. Longwood liegt so, daß es allen Winden preisgegeben ist, es giebt dort kein Wasser, der Boden ist so trocken und steinig, daß von einer Cultivirung keine Rede sein kann. Auf einem kleinen Plateau, das 11 oder 1200 Toisen entfernt liegt, hat man ein Lager errichtet; ein anderes ist soeben in etwa derselben Entfernung dem andern gegenüber aufgeschlagen worden. Der Admiral Malcolm, überzeugt, daß ein Zelt für den Kaiser sehr dienlich sein würde, hat ein solches von seinen Matrosen aufschlagen lassen; es liegt zwanzig Schritt vom Wohnhause entfernt; in demselben findet man wenigstens Schatten. Der Kaiser erkennt rühmend den Geist an, der bei den Offizieren und Soldaten des braven 53ten Regiments, ebenso wie bei der Bemannung der „Northumberland" anzutreffen ist. Das Haus in Longwood war erbaut, um der der indischen Compagnie gehörenden Farm als Vorrathsspeicher zu dienen. Der Unter-Gouverneur hatte einige Zimmer darin herstellen lassen, und das Haus diente ihm zu vorübergehendem Aufenthalt; als Wohnung auf die Dauer war es ungeeignet. Seit einem Jahr wird fort und fort daran gearbeitet und dem Kaiser war die Unbequemlichkeit beschieden, ein im Bau begriffenes ungesundes Haus zu bewohnen.

Das Schlafzimmer ist zu klein, um darin ein Bett von gewöhnlichen Dimensionen aufstellen zu können; eine jede Bauveränderung in Longwood aber würde den unbequemen Lärm der Bauleute verlängern. Dabei giebt es auf dieser elenden Insel schöne Plätze mit schönen Bäumen und Gärten und auch ganz hübsche Häuser, wie z. B. Plantation-House. Allein die „Anordnungen des Cabinets" gehen dahin, daß dies Haus dem Kaiser nicht eingeräumt werden soll, und doch wären dadurch viele Unkosten, die auf Neubauten in Longwood verwendet wurden, vermieden worden. — Alle Correspondenz zwischen uns und den Bewohnern der Insel ist verboten, ja der Verkehr mit den Offizieren der Garnison behindert worden. – Es scheint, als wäre man darauf erpicht, uns der wenigen Annehmlichkeiten, welche dieses elende Eiland bietet, zu berauben: es ist, als befänden wir uns auf dem „Himmelfahrtsfelsen." Seit den vier Monaten, welche Sie, Monsieur, auf St. Helena sind, haben Sie die Lage des Kaisers nur verschlimmert. Graf Bertrand hat Ihnen bemerkt, daß Sie Ihre eigenen Landes-Gesetze verletzen, daß Sie die Rechte kriegsgefangener Generäle mit Füßen treten. Sie haben darauf geantwortet, Sie hielten sich an die buchstäbliche Ausführung Ihrer Instructionen und daß diese noch viel schärfer wären als Ihr Verfahren.

Ich habe die Ehre ... gez. Graf von Montholon.

P. S. Ich hatte, mein Herr, diesen Brief geschrieben, als ich den Ihrigen vom 17. erhielt. Sie berechnen darin für den Haushalt 2c. von Longwood, nachdem Sie die Ausgaben soviel wie möglich beschränkt haben, 20000 Pfund Sterling. Ihre Rechnungsüberschläge gehen uns nichts an, der Tisch des Kaisers bietet kaum das Allernothwendigste, alles ist schlecht, die Preise um das Vierfache höher als in Paris. Sie verlangen vom Kaiser einen Zuschuß von 12000 Pfund Sterling, da die Regie-

rung Ihnen für alle Auslagen nur 8000 Pfund bewilligt. Ich hatte die Ehre Ihnen zu bemerken, daß der Kaiser gar keine Fonds hat, daß man seit einem Jahre weder einen Brief geschrieben, noch empfangen habe und daß er von den Ereignissen in Europa absolut Nichts wisse. Er ist mit Gewalt auf diesen Felsen geschafft worden und ist dem Gutdünken englischer Beamter ausgesetzt. Der Kaiser wünschte stets und wünscht es noch heute, für alle Ausgaben selber aufkommen zu können, er wird es auch thun, sobald Sie es ihm möglich machen, und Sie das den hiesigen Kaufleuten ertheilte Verbot, seine Correspondenz zu befördern, aufheben, und dieselbe keiner Untersuchung mehr ausgesetzt sein darf. Sobald man in Europa Kenntniß von der Nothlage des Kaisers haben wird, werden diejenigen Personen, welche sich für ihn interessiren, die nöthigen Fonds überweisen.

Der Brief Lord Bathurst's, welchen Sie uns mitgetheilt haben, bringt uns auf sonderbare Gedanken. Sollte denn Ihr Cabinet nicht wissen, daß der Anblick eines großen Mannes im Kampf mit Widerwärtigkeiten ein erhabener Anblick ist? Sollte es dem Cabinet entgehen, daß Napoleon auf St. Helena, mitten unter Verfolgungen aller Art, denen er sein reines Gewissen entgegenhält, noch größer, noch erhabener erscheint, als auf dem ersten Thron der Welt, auf welchem er so lange Zeit als Schiedsrichter über die Könige saß. Diejenigen, welche sich von Napoleon in dieser Lage abwenden, erniedrigen ihren Charakter, und die Nation, welche sie vertreten.

Sonnabend, 24. August.

Moskau. — Absichten Napoleons.

Man kam auf Moskau zu sprechen, der Kaiser meinte, es wäre für 2 Milliarden kaum wieder aufzubauen. Der Brand Troja's könne nicht schrecklicher ge-

wesen sein, als der Moskauer. „Die hölzernen Häuser, der heftige Wind, keine Spritzen — es war in der That ein Flammenmeer! Nichts war bei Seite geschafft, unser Vorstoß und Einmarsch so rasch erfolgt. Diamanten wurden auf den Toilettentischen der Damen gefunden. Wir erhielten nach einigen Tagen Briefe, in welchen die Damen mittheilten, sie wären vor den Gefahren, die das Eindringen der siegreichen Schaaren für sie mit sich gebracht haben würde, entflohen, daß sie ihr Hab und Gut dem Edelmuth des Siegers empföhlen und daß sie in einigen Tagen wiederkommen würden, um ihren Dank auszusprechen. Die Bevölkerung stand dem Complot der Brandstiftung fern, ja sie lieferte uns 3 bis 400 Verbrecher in die Hände, die den Gefängnissen entflohen, das Feuer angelegt hatten. Wäre Moskau nicht in Brand gesteckt worden, so hätte ich dort Winterquartiere bezogen und der Welt das seltene Schauspiel eines mitten im feindlichen Lande friedlich überwinternden Heeres geboten, wir wären das im Eismeer eingefrorene Schiff gewesen. Ihr hättet in Frankreich mehrere Monate lang keine Nachricht von mir gehabt; aber Ihr hättet Euch nicht beunruhigt. Cambacérès hätte wie gewöhnlich in meinem Namen die Staatsgeschäfte geführt, Alles wäre so gewesen, als wäre ich anwesend. Im Frühjahr wäre dann das Erwachen ein Allgemeines gewesen. Ich wäre dem Feinde entgegengezogen, hätte ihn geschlagen, wäre Herr seines Reiches geworden. Alexander aber, glauben Sie mir sicher, hätte mich bis dahin nicht kommen lassen. Er hätte alle meine Bedingungen angenommen — dann endlich wäre Frankreich seiner selbst froh geworden: wir waren so nahe daran. Armeen habe ich vernichtet, aber gegen Feuer, Eis, gegen den Tod reichen meine Kräfte nicht aus. Das Schicksal war mächtiger als ich — ein Unglück für Frankreich, für Europa!

Der Frieden zu Moskau hätte meinen Kriegszügen ein Ende gemacht: es wäre vorbei gewesen mit den Zufälligkeiten, es wäre der Anfang einer allgemeinen Sicherheit gewesen. Neue Horizonte, neue Arbeiten, ein allseitiges Wohlbefinden. Ein „europäisches System" wäre ins Leben gerufen, es wäre darauf angekommen, Alles zu organisiren.

Auch ich hätte jetzt meinen Congreß, meine heilige Alliance gehabt — das waren ja überhaupt Ideen, die man mir gestohlen hat. Auf dieser Vereinigung aller Souveräne hätten wir en famille über unsere Angelegenheiten verhandelt und wie der Buchhalter mit seinem Chef, mit den Völkern abgerechnet. Die Revolution wäre zum Abschluß gekommen, sie mußte, darauf kam es an, mit Dem in Einklang gebracht werden, was sie nicht zerstört hatte. Das aber war meine Aufgabe, und hätte ich darüber meine Popularität eingebüßt, ich hätte als der natürliche Vermittler zwischen der alten und neuen Ordnung der Dinge dagestanden. Ich hatte die Principien der einen und hätte mich mit denen der anderen identificirt. Mein Ruhm hätte in meiner Unparteilichkeit gelegen."

Der Kaiser sprach auch über das, was er als Souverän dem Souverän vorgeschlagen hätte und was die Souveräne ihren Völkern hätten vorschlagen sollen.

„Stark wie wir es waren", fuhr er fort, „wäre jede Concession unsererseits als etwas Großartiges erschienen und hätte uns die Dankbarkeit der Völker eingetragen. Heute wird diesen Das, was sie ihren Fürsten abnöthigen, nie genug sein, sie werden stets unzufrieden bleiben."

Napoleon hatte, wie aus seinen weiteren Worten hervorging, ein europäisches Gesetzbuch, einen europäischen Kassationshof im Auge, der alle Irthümer erledigen sollte, welche von den verschiedenen Tribunalen begangen würden. Es hätte in Europa nur ein Volk gegeben!

Die schiffbaren Flüsse wären für Alle gewesen, die großen Armeen zusammengeschmolzen zu einer Garde der Fürsten."

Der Kaiser entwickelte eine große Menge zum Theil ganz neuer Ideen in Bezug auf Politik, Gesetzgebung, Religion, Künste und Handel, die einen einfach, die anderen von großartigem Schwunge.

„War ich dann", fuhr er fort, „in Frankreich zurück, wieder heim in dem großen, starken, beruhigten, ruhmbedeckten Vaterlande, so hätte ich jene unverlegbaren Grenzen gezogen; ein zukünftiger Krieg hätte nur ein Vertheidigungskrieg sein können, jede neue Vergrößerung wäre antinational gewesen. Ich hätte meinen Sohn mit dem Empire verschmolzen, meine Dictatur wäre zu Ende gewesen, seine constitutionelle Regierung hätte eingesetzt. Paris wäre die Hauptstadt der Welt gewesen, die Franzosen der Neid anderer Völker. Meine Mußestunden, meine alten Tage hätte ich darauf verwendet, im Bunde mit der Kaiserin während der Lehrzeit meines Sohnes, in aller Gemächlichkeit, wie ein Ehepaar vom Lande, mit eigenen Pferden alle Winkel Frankreichs zu durchstöbern, jede Klage hätte ich angehört, Unrecht wieder gut gemacht, überall Wohlthaten ausstreuend, Baudenkmäler aufführend .... Da haben Sie einen meiner Träume!"

Der Kaiser kam dann nochmals auf Moskau zu sprechen, und bemerkte, dasselbe habe ihn nach allen Richtungen hin in Erstaunen gesetzt, Moskau wäre schöner gewesen als eine große Anzahl der Hauptstädte Europas; seine vergoldeten Kirchthürme hätten bei ihm vor Allem Bewunderung gefunden und er habe viele Kirchen und hochragende Gebäude in Paris ähnlich zu schmücken vorgehabt. —

In dem vortrefflichen Werke des Oberchirurgen Baron Larey „Les Mémoires de la Chirurgie militaire"

findet sich eine Beschreibung Moskau's, die ich mich nicht enthalten kann hier weiter zu geben:

„Wir waren nur noch einige Meilen von Moskau entfernt, und um uns her war Nichts als eine sich weit bis zu den Vorstädten hinbreitende, sandige Ebene, der jede Vegetationsspur fehlte. Mühsam kamen die Colonnen vorwärts, erschöpft von Hunger und Durst: die Verpflegung war auf große Schwierigkeiten gestoßen. Der Schnaps hatte namentlich in den Reihen der jungen Garde, als ein völlig ungewohntes Getränk, Verheerungen angerichtet; man sah die Leute um einige Schritt aus der Colonne heraustreten, taumeln, sich um sich selbst drehen, dann in die Knie sinken, oder sich unwillkürlich niedersetzen. In dieser Stellung blieben sie unbeweglich, starr: so ereilte sie schnell der Tod, ohne daß eine Klage über ihre Lippen kam.

Am 14. September Abends hatten wir endlich eine der Vorstädte Moskau's erreicht. Wir hörten, daß die russische Armee bei ihrem Durchmarsch durch die Stadt alle Bürger und Beamten mit sich genommen hatte; nur Leute niederen Standes und Dienstboten wären zurückgeblieben. Als wir am anderen Morgen in die eigentliche Stadt einzogen und uns in den Hauptstraßen umsahen, begegneten wir sozusagen Niemandem; die meisten Häuser standen leer. Was uns erschreckte, aber war das Feuer, welches man an verschiedenen entfernteren Stellen der Stadt, wohin unsere Soldaten noch nicht vorgedrungen waren, auflodern sah; so brannte auch der schöne Bazar des Kremlin, welcher einige Aehnlichkeit mit dem Palais Royal in Paris hatte.

Wir waren nach Dem, was wir in Klein-Rußland gesehen hatten, ganz erstaunt über die Großartigkeit Moskau's, über die Zahl seiner Kirchen und Paläste, über die schönen Façaden der Häuser, den reichen Schmuck der

Mobilien und die vielen Luxusgegenstände in denselben. Die Straßen sind meist breit und gradlinig; Alles machte einen harmonischen Eindruck, überall Zeichen des Ueberflusses und eines blühenden, weitverzweigten Handels. Die Verschiedenheit in den Baustylen der Kirchen, Paläste und Häuser machte einen sehr angenehmen Eindruck; viele Stadttheile deuteten durch gewisse Eigenthümlichkeiten der Architektur auf die Nationalität ihrer Bewohner: leicht zu unterscheiden waren die von Franken, Chinesen und Juden bewohnten Stadtviertel. Der Kremlin könnte als Citadelle von Moskau angesehen werden; er liegt im Centrum der Stadt auf einer nicht unbedeutenden Bodenerhebung; er ist von einer crenelirten Mauer umgürtet, in der sich in bestimmten Zwischenräumen Thürme erheben, dieselben sind mit Geschützen garnirt. Den Bazar, der gewöhnlich mit kostbarem Pelzwerk und indischen Artikeln aller Art angefüllt war, hatten die Flammen verzehrt, nur in den Kellern, in welche die Soldaten nach dem Brande eindrangen, wurden noch Vorräthe gefunden. Das Palais des Zaren, das des Senats, die Archive, das Arsenal, zwei sehr alte Tempel bilden den sogenannten Kremlin. Alle diese Gebäude zeigen eine reiche Architektur; sie liegen rings um einen geräumigen Waffenplatz. Man meint, man befände sich auf einem öffentlichen Platz im alten Athen und bewundere hier den Areopag, den Tempel der Minerva, dort die Akademie, das Arsenal. Zwischen den beiden Tempeln erhebt sich ein cylinderförmiger Thurm, es ist der „Thurm Iwans", er sieht beinahe wie ein Minaret aus; in seinem Innern hängt eine Anzahl Glocken von verschiedener Größe. Von den Zinnen des Thurmes aus übersieht man die ganze Stadt, sie hat die Gestalt eines Sternes mit vier eingeschnittenen Flügeln, ähnlich wie ein Ordensstern. Die verschiedenfarbigen Häuser, das Gold und Silber der Kirchendächer und Glockenthürme geben

der Stadt ein ungewöhnlich pittoreskes Aeußere. Der Schmuck von einem dieser Kremlin-Tempel — einst das Grab der Zaren, ist einzig in seiner Art. Die Wände sind mit silbernen und vergoldeten Platten, die 5 bis 6 Linien dick sind, bedeckt; die auf denselben angebrachten Reliefs stellen Scenen aus der biblischen Geschichte dar; Kron- und Armleuchter sind von massivem Silber und besonders bemerkenswerth durch ihre gewaltigen Proportionen.

Die Hospitäler, die ja erklärlicher Weise meine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nahmen, sind so, daß man sie bei den civilisirten Völkern nicht besser antrifft; es zeigt sich zwischen Militär- und Civil-Hospitälern ein Unterschied. Das große Militär-Hospital ist in drei Abtheilungen getheilt, und hat äußerlich die Form eines Parallelogramms. Die Hauptfront liegt an einer großen Straße, gegenüber von einer großen Kaserne, die Aehnlichkeit mit der Ecole militaire in Paris hat; die beiden Seitenflügel umfassen einen geräumigen Hof, der mit einem Garten in Verbindung steht. Das Gebäude ist zwei Stock hoch und hat ein sehr stattliches Säulenportal, durch welches man in ein Vestibul tritt; in dieses öffnen sich die Thüren des Erdgeschosses; eine schöne breite Treppe führt in das erste Stockwerk hinauf. Die Säle, welche die ganze Länge der Fronten einnehmen, sind mit von der Decke bis zum Fußboden reichenden Doppelfenstern versehen; geschmackvolle Oefen sind in regelmäßigen Zwischenräumen angebracht; vier Reihen von Betten, in jeder fünfzig Betten, stehen in diesen Sälen, ein jedes in gehöriger Entfernung vom andern; man wird im Ganzen etwa 3000 Lagerstätten zählen. Küchen, Apotheken, Werkstätten sind an passenden Stellen angelegt: jedenfalls ist dieses Hospital eines der schönsten, geräumigsten und zweckdienlichsten, die ich je gesehen habe.

Auch die Civilhospitäler verdienen alle Beachtung;

die größten sind das Cheremetow-, das Galitzin-, das Alexander- und das Findlings-Hospital. In dem ersteren brachten wir unsere den Garden angehörigen Verwundeten unter. Es ist drei Stockwerk hoch und hat die Gestalt eines Halbmondes, in dessen Mitte sich das schöne, zunächst in eine Capelle führende Portal befindet; aus der von einer hohen Kuppel überwölbten Capelle führen Thüren in die Säle; die Apotheke ist sehr geräumig und zweckmäßig eingerichtet, ich kenne keine schönere.

Das an der Moskwa gelegene Hospital der Findlinge ist unbedingt das schönste derartigen Zwecken dienende in ganz Europa; es liegt unter den Kanonen des Kremlins; den einen Theil der Baulichkeiten bildet die Wohnung des Gouverneurs, der stets dem Stande der verabschiedeten Generäle angehört, und anderweitigen Dienstwohnungen der Beamten rc. Die anderen Baulichkeiten bilden ein Viereck; innerhalb desselben lag ein Hof mit einer Fontäne, welche das ganze Gebäude mit Wasser versorgte; jeder der Flügel ist vier Stock hoch; ein Corridor läuft um jeden herum. Auch nimmt stets ein einziger Saal die ganze Länge der Flügel ein; in den Sälen stehen zwei Reihen mit Vorhängen versehener Betten, ihre Größe dem Alter der Kinder entsprechend; die größte Sauberkeit, die größte Ordnung herrscht überall; das Quartier der Knaben ist von dem der Mädchen getrennt. —

Wir hatten kaum Besitz von der Stadt ergriffen und hatten kaum mit großer Mühe der Feuersbrunst Einhalt gethan, als diese von Neuem, und zwar in noch heftigerer Weise als zuvor ausbrach. Drei Tage und drei Nächte währte der Brand. Vergeblich versuchten unsere Soldaten durch Niederreißen der Häuser dem gefährlichen Element Einhalt zu gebieten, die Flammen züngelten über die Ruinen hinüber, denn es wehte ein starker Wind — das Feuer nahm eine furchtbare Ausdehnung an: es ist kaum möglich,

dieses Bild des Schreckens, wie es vor unsern Augen lag, zu schildern. In der Nacht vom 18. zum 19. September hatte die Feuersbrunst ihren Höhepunkt erreicht. Während dieser grauenvollen Nacht sah man ringsum die verschiedenfarbigen Feuergarben bis in die Wolken hinauf züngeln, weithin wie einen Feuerregen die Funken sprühen; es schien, als stünde der ganze Horizont in Flammen, eine unerträgliche Hitze breitete sich weithin aus, mit dem pfeifenden Luftzuge mischten sich gewaltige Detonationen. die von Pulver-, Branntwein-, Salpeter- und Oel-Vorräthen herrührten; rothglühende Theile der Blechbedachungen flogen in die Luft; brennende Balken sah man vom Winde weithin tragen. Die Garde, das Hauptquartier mußten schließlich den Kremlin räumen, es mußte ein Lager in der Nähe eines alten Schlosses Peters des Großen, auf der Straße nach Petersburg gelegen, aufgeschlagen werden. Ich selbst blieb mit einigen Kameraden in einem aus Steinen erbauten Hause, welches isolirt lag, zurück: es lag auf einer kleinen Anhöhe unweit des Kremlin. Ich konnte von meinem Fenster aus alles Detail des großartig schrecklichen Anblicks studiren. Wir hatten unsere Equipagen nach dem Lager geschickt, wir waren auf Alles gefaßt, um nicht von den Ereignissen überrascht zu werden.

Die zurückgebliebenen ärmeren Bewohner, durch den Brand von einem Hause ins andere gejagt, stießen laute Klagerufe aus; um nur Etwas von ihrer Habe zu retten, liefen sie schwer beladen mit Säcken, Kisten und Kasten daher, oft auch warfen sie Alles von sich, um ihr nacktes Leben aus den Flammen zu retten. Die Frauen, ein oder zwei Kinder auf den Schultern, die anderen hinter sich her zerrend, liefen mit hochaufgeschürzten Kleidern, um einen Platz zu finden, der einigen Schutz gegen die Flammen bot; bald mußten sie ihn wieder verlassen, denn das Alles verzehrende Feuer kam näher und näher und

oft wurde es ihnen unmöglich, dem lodernden Labyrinth zu entkommen. Ich habe Greise gesehen, deren lange Bärte von den Flammen versengt waren, die Ihrigen versuchten sie in kleinen Handwagen vor dem Feuertode zu retten.

Unsere Soldaten, von Hunger und Durst gequält, boten allen Gefahren die Stirn, um in den Kellern brennender Häuser nach Eßwaaren, Wein oder Likören zu suchen. Sie liefen pêle-mêle mit den verzweifelten Bewohnern, Alles mit sich schleppend, was sie dem beutegierigen Element hatten entreißen können.

Endlich — nach acht oder zehn Tagen — war von der großen prächtigen Stadt Nichts mehr übrig als ein qualmender Schutthaufen, ausgenommen der Kremlin, die Kirchen und einige massive Häuser. Die Lage der Armee war eine sehr bedenkliche, die Truppen, niedergeschlagen und mürrisch, litten Mangel am Nothwendigsten; inzwischen war nach Beendigung des Brandes das große Hauptquartier in den Kremlin zurückgekehrt, die Garden hatte man in den stehengebliebenen Kirchen und Häusern untergebracht. Endlich nach langem Suchen wurden unterirdische Mehlmagazine, Wein-, Branntwein-Vorräthe, auch große Mengen eingesalzener Fische und anderer Mundvorrath gefunden. Das frühere Zuwenig wandelte sich in ein Zuviel, Unmäßigkeit trat an Stelle der Entbehrung mit ihren nachtheiligen Folgen — die Disciplin litt. Diese Umstände hätten den schleunigen Abmarsch nach Polen veranlassen sollen, allein wir blieben und Moskau wurde uns zu einem Capua! Die Führer der feindlichen Armee zogen uns mit Hoffnungen auf einen uns günstigen Frieden hin, jeden Tag sollten die Präliminarien unterzeichnet werden. Dabei waren unsere Lager von Cosacken dicht umschwärmt, täglich wurden Fouragetransporte vom Feinde weggefangen. General Kutusoff hatte Zeit, die

Trümmer seiner Armee zu sammeln und sie durch Rekruten zu verstärken; unmerklich rückten seine Avantgarden den unsrigen näher. So begannen denn allmählig die Feindseligkeiten von Neuem."

Sonntag, 25. August.

Die Engländer.

Der Kaiser, der stets auf Versuche der Engländer, sich die Herrschaft über die Meere zu sichern, wie er sagte, gefaßt war, bemerkte heut:

„Dies ist für die Engländer vielleicht das einzige Mittel, wie sie aus ihren Schulden herauskommen können. Taucht bei ihnen einmal ein verwegenes Genie auf, so werden sie gewiß etwas Derartiges versuchen. Niemand wird ihnen entgegen sein, und sie werden die Sache als eine gerechte, als etwas Selbstverständliches der Welt hinstellen dürfen, ja sie werden behaupten können, man wäre ihnen dafür allseitig zu Dank verpflichtet. Es giebt in Europa sozusagen keine Kriegsschiffe mehr außer den ihrigen. Die Engländer können heutzutage eine große Rolle spielen, wenn sie sich damit begnügen lassen wollten, zu Schiffe zu gehen; verbeißen sie sich darauf, Armeen auf dem Continent zu halten, so werden sie allmählig an Bedeutung verlieren und ihre Angelegenheiten verpfuschen!"

Montag, 26. August.

Waterloo.

Aus dem Dictat Napoleons über Waterloo, zu welchem General Gourgaud befohlen war, setze ich das Resumé hierher:

„Die Lage Frankreichs nach Waterloo war jedenfalls eine kritische, aber keine verzweifelte! Es war ja alles

vorbereitet für ein uns bei dem Angriff auf Belgien treffendes Mißgeschick: 70000 Mann waren am 27. zwischen Paris und Brüssel schlagfertig beisammen, 25—30000 Mann mitsamt den Depots der Garden waren von Paris und den Depots im Anmarsch. Der General Rapp mit 25000 Mann Elitetruppen sollte in den ersten Tagen des Juli an der Marne stehen; alle Verluste an Artilleriematerial fanden Ersatz. In Paris allein waren 500 Feldgeschütze, verloren gegangen waren nur 170. Paris war mithin am 1. Juli durch eine Armee von 120000 Mann, derjenigen gleich, welche am 15. die Sambre überschritten hatte, mit 350 Kanonen gedeckt. Die Hauptstadt hatte außerdem 6000 Mann Nationalgarden, 30000 Tirailleure, 6000 Kanoniere, 600 Geschütze zur Verfügung, hatte auf dem rechten Seine-Ufer sehr bedeutende Festungswerke und konnte innerhalb wenigen Tagen den Schanzenbau auf dem linken Ufer beenden. Die feindliche Armee, d. h. die englisch-holländische und die preußisch-sächsische, geschwächt durch Verluste, die sich auf mehr als 80000 Mann belaufen mußten, zählte etwa 140000 Mann und konnte mit kaum mehr als 90000 Mann die Somme passiren; sie mußte auf das Eingreifen der österreichischen und russischen Heere warten, die unmöglich vor dem 15. Juli an der Marne angelangt sein konnten. Paris war also in der Lage, 25 Tage auf seine Vorbereitungen zu seiner Vertheidigung zu verwenden. Es fehlte in der Hauptstadt weder an Waffen, noch an Offizieren, noch an Munition. Die Zahl der Tirailleure konnte mit Leichtigkeit auf 80000 Mann gebracht, die Feldgeschütze bis auf 600 vermehrt werden.

Der Marschall Suchet, vereint mit dem General Lecourbe, hatte um Lyon, ohne die Garnison mit einzurechnen, mehr als 30000 Mann unter seinem Commando; die Stadt war gut verproviantirt und gut befestigt. Die Vertheidigung unserer Festungen war in sicheren Händen.

So konnte denn Alles wieder gut gemacht werden! Aber Thatkraft, Energie, Umsicht, Ruhe waren erforderlich bei den Staatsbeamten sowohl wie bei den Offizieren, bei den Kammern wie bei dem Volke selbst. Die Kammern mußten patriotisches Ehrgefühl, mußten Freude haben am Ruhm und an der nationalen Unabhängigkeit, mußten an Rom denken nach der Schlacht bei Cannae — aber nicht an Carthago nach der Schlacht von Zama. Im französischen Volke steckt mehr militärischer Geist als in irgend einem andern und unsere Kriegsvorräthe kamen für alle Bedürfnisse auf.

Am 21. Juni brachen Blücher und Wellington mit zwei getrennten Heereszügen in Frankreich ein. Am 22. flog das Pulvermagazin von Antwerpen in die Luft, die Stadt capitulirte. Am 24. rückten Preußen in Guise ein, Engländer in Cambray. Am 27. war Wellington in Peronne. Während der Zeit wurden alle festen Plätze ersten, zweiten und dritten Ranges in Flandern vom Feinde besetzt. Am 25. wurden beide feindlichen Heerführer von der Thronentsagung, die am 22. erfolgt war, benachrichtigt, ebenso wie von der aufsässigen Stimmung in den Kammern, der Entmuthigung der Armee und den Hoffnungen, welche die Feinde im Innern schöpften. Von da an dachten sie an weiter nichts, als an ihren Vormarsch auf die Hauptstadt, vor deren Mauern sie in den letzten Tagen des Juni mit weniger als 90000 Mann anlangten, ein Unternehmen, welches sicherlich ihren Untergang zur Folge gehabt hätte, wenn sie noch mit Napoleon zu thun gehabt hätten; dieser Fürst aber hatte abgedankt. Treu ergeben waren ihm die Linientruppen, die sich in Paris befanden, ebenso die, welche den Depots der Garde angehörten, wie die Tirailleure der Nationalgarde, sie konnten die Feinde im Innern im Zaume halten. Um die Beweggründe für den Frankreich so verhängnißvollen Entschluß

des Kaisers zu begreifen, muß man weiter in den Ereignissen zurückgreifen.

Man hat dem Kaiser vorgeworfen, er habe erstens die Dictatur in dem Augenblicke niedergelegt, in welchem Frankreich derselben am meisten bedurft hätte; er habe zweitens die Verfassung in dem Augenblicke geändert, als es darauf angekommen wäre, Frankreich vor dem Einfall des Feindes zu schützen; er habe drittens zugelassen, daß die Vendeer aufgehetzt worden wären; er habe viertens die Kammern zusammenberufen, als es genügte, die Armeen zu concentrieren; er habe endlich fünftens abgedankt und Frankreich einer in sich getheilten und erfahrungslosen Volksvertretung überlassen. Denn wenn es auch wahr ist, daß es dem Kaiser unmöglich war, das Vaterland zu retten, ohne das Vertrauen der Nation zu besitzen, so ist es nicht minder wahr, daß die Nation ihre Ehre, noch ihre Unabhängigkeit ohne Napoleon retten konnte.

Die Kunst, mit welcher die Bewegungen der verschiedenen Corps der Kenntniß des Feindes entzogen wurden beim Ausbruch des Krieges, ist zu bewundern. Der Marschall Blücher und der Fürst Wellington waren überrascht davon; sie haben nichts von dem gehört oder gesehen, was unmittelbar vor ihrer Postenkette vor sich ging. Um beide Armeen des Feindes anzugreifen, konnten die Franzosen ihren rechten resp. ihren linken Flügel überflügeln, sie konnten das feindliche Centrum durchbrechen konnten. Im ersteren Falle wären sie bei Lille debouchirt und wären auf die englisch-holländische Armee gestoßen, im zweiten Falle hätten sie von Givet und Charlemont aus operirt und wären auf die preußisch-sächsische Armee gestoßen. Diese beiden Armeen wären aneinander gedrängt und zu einer verschmolzen. Der Kaiser that Folgendes: er deckte seine Bewegungen durch die Sambre und wollte bei Charleroi, d. h. an ihrem Vereinigungspunkte, durch

die feindliche Linie brechen und mit möglichster Geschwindigkeit zu Werke gehen. In den Geheimnissen und der Kunst der Strategie fand er den Ersatz für ihm fehlende 100000 Mann. Der Plan wurde mit großer Kühnheit und Geschicklichkeit durchgeführt.

Der Charakter von mehreren Generälen hatte durch die Ereignisse von 1814 gelitten; sie hatten an Kühnheit, an Thatkraft, am Vertrauen, Eigenschaften, durch die sie so viel Ruhm erworben, durch die sie in so hohem Grade zum Erfolge der früheren Feldzüge beigetragen hatten, eingebüßt. Am 15. Juni sollte das 3. Corps um 3 Uhr Morgens aufbrechen und um 10 Uhr in Charleroi eintreffen — es traf erst um 3 Uhr Nachmittags ein. — An demselben Tage sollte der Angriff auf den Wald bei Fleurus, und zwar um 4 Uhr Nachmittags erfolgen — er fand erst um 7 Uhr statt. Es wurde Nacht, ehe man nach Fleurus hineinkonnte, wohin der Oberbefehlshaber sein Hauptquartier hatte legen wollen. Dieser Verlust von 7 Stunden war, besonders bei Beginn des Feldzuges, sehr ärgerlich. Ney hatte den Befehl, am 16. vor Tagesanbruch mit 43000 Mann, welche den von ihm commandirten linken Flügel bildeten, vor Quatre-Bras Stellung zu nehmen und sich dort eventuell zu verschanzen. Ney vertrödelte 8 Stunden, der Prinz von Oranien hatte die wichtige Stellung am 16. bis 3 Uhr Nachmittags inne. Als zu Mittag der Marschall Ney den aus Fleurus datirten Befehl erhielt und merkte, daß der Kaiser mit den Preußen handgemein wurde, marschirte er endlich nach Quatre-Bras, aber nur mit der Hälfte seiner Leute, die andere Hälfte ließ er zwei Meilen hinter sich zur Deckung seines Rückzuges. Wäre Ney um 6 Uhr in der Frühe an Ort und Stelle gewesen, so hätte er die ganze belgische Division vernichtet oder gefangen und wäre, wenn er auf der Chaussee von Namur vorging, der preußischen Armee in den Rücken gefallen, oder hätte, auf

der Chaussee von Gernappes vordringend, die braunschweigische Division und die 5. englische von Brüssel kommende Division vernichtet. Alsdann wäre er der ersten und dritten englischen Division, welche an der Chaussee von Nivelles standen, entgegengerückt; es fehlte beiden an Cavallerie und Artillerie, und beide waren von Strapazen arg mitgenommen. Ney, stets mitten im Feuer, vergaß die Truppen, die er nicht vor Augen hatte. Die Tapferkeit eines Generals en chef darf nicht dieselbe sein wie die, die ein Divisionsgeneral haben soll, ebensowenig wie die Tapferkeit eines Divisionärs dieselbe sein soll wie die eines Grenadier-Capitäns!

Die Vorhut der französischen Armee kam am 17. vor Waterloo erst um 7 Uhr Abends an; ohne sehr unliebsame Zwischenfälle wäre sie bereits um 3 Uhr dort gewesen. Der Kaiser war sehr ungehalten und sagte, indem er auf die Sonne wies: „Was würde ich nicht darum geben, könnte ich heute, wie Josua, die Sonne nur um zwei Stunden in ihrem Lauf aufhalten.“

Niemals hat der französische Soldat mehr Muth, mehr guten Willen und Begeisterung an den Tag gelegt; sein Vertrauen in den Kaiser war unbegrenzt, allein gegen die übrigen Heerführer war er argwöhnisch und ohne Vertrauen. Er gedachte der Verräthereien von 1814, jedes Manöver, das er nicht verstand, beunruhigte ihn, er glaubte verrathen zu sein. Als bei St. Amand die ersten Kanonenschüsse fielen, näherte sich ein alter Corporal dem Kaiser und sagte zu ihm:

„Sire! Trauen Sie dem Marschall Soult nicht; glauben Sie sicher, er verräth Sie!“

„Sei ohne Sorgen“, erwiderte ihm der Kaiser, „ich stehe für ihn ein, wie für mich selber.“

Mitten in der Schlacht brachte ein Offizier dem Marschall Soult die Meldung, der General Vandamme

wäre zum Feinde übergegangen, und seine Soldaten verlangten laut, daß der Kaiser unterrichtet werde.

Als die Schlacht schon zu Ende ging, stürmte ein Dragoner, den blutigen Säbel schwingend, heran und rief dem Kaiser zu:

„Sire! Kommen Sie schnell zur Division, General Dhénin fordert die Dragoner auf, zum Feinde überzugehen!"

„Hast Du es selbst gehört?"

„Nein, Sire! Ein Offizier aber hat mich beauftragt, es Ihnen zu sagen."

Während dem riß dem tapferen General Dhénin, der eben eine feindliche Attacke abgeschlagen hatte, eine Kanonenkugel ein Bein fort.

Am 14. Abends waren der Generallieutenant B . . . . ., der Oberst C . . . . . und der Generalstabsoffizier B . . . . zum Feinde übergegangen. Solche Desertionen trugen wesentlich dazu bei, die Soldaten zu beunruhigen. Es ist so gut wie festgestellt, daß bei der 4. Division des ersten Corps der Ruf erscholl „Sauve qui peut" (rette sich wer kann). Es war am Abend der Schlacht, als Blücher seinen Angriff auf das Dorf La Haye machte — das Dorf ist nicht so vertheidigt worden, wie es hätte sein sollen.*) Es scheint auch festzustehen, daß mehrere Offiziere, welche Befehle zu überbringen hatten, verschwunden sind. Sicher feststeht, daß wenn auch einzelne Offiziere desertirt sind, kein einziger Soldat sich einer so nichtswürdigen Handlung schuldig gemacht hat!

*) Der Generallieutenant Durutte, welcher die oben erwähnte 4. Division commandirte, erklärte, daß in dem Dictate Napoleons ein Irrthum sei, oder daß dem Kaiser ein falscher Rapport zugegangen sei, in der 4. Division wäre von einem „Sauve qui peut" Nichts zu hören gewesen. (Man sehe den Brief vom 25. Januar 1820 in „Constitutionel").

Einige, die verwundet auf dem Schlachtfelde zurückgeblieben waren, tödteten sich selbst, als sie von der Niederlage der Armee hörten.

Am 17. war die französische Armee in drei Theile getheilt: 69000 Mann standen unter Befehl des Kaisers und waren auf dem Marsch nach Brüssel auf der Chaussee von Charleroi, 34000 Mann unter Befehl des Marschalls Grouchy waren ebenfalls, und zwar auf der Chaussee nach Wavres, für die Verfolgung Blüchers in Marsch. 7 bis 8000 Mann blieben auf dem Schlachtfelde von Ligny zurück, nämlich 1000 Mann von der Division Girard. um den Verwundeten Hülfe zu bringen und um auf alle Fälle den Truppen bei Quatre-Bras als Reserve zu dienen; 4 bis 5000 Mann standen bei Fleurus und Charleroi zur Bedeckung des Trains. Die 34000 Mann Grouchy's mit 108 Kanonen genügten, um die Nachhut der Preußen aus allen Stellungen, welche dieselbe innehaben mochte, zu werfen, überhaupt den Rückzug der besiegten Armee zu beschleunigen; das war der Erfolg der Schlacht von Ligny; 34000 Mann, genügend gegen eine Armee, die unlängst noch 120000 Mann gezählt hatte. Die 69000 Mann unter Befehl des Kaisers reichten hin, um die englisch-holländische Armee zu schlagen, die 90000 Mann zählte. Das numerische Mißverhältniß, welches am 15. zwischen beiden kriegführenden Heeresmassen bestanden hatte, welches sich wie eins zu zwei stellte, war völlig verändert, es stand jetzt auf drei zu vier. Wenn die englisch-holländische Armee die 69000, welche ihr entgegenrückten, schlug, hätte man gegen Napoleon den Vorwurf erheben können, einen falschen Calcül gemacht zu haben; allein es steht fest — sogar in den Augen der Feinde — daß ohne die Ankunft des Fürsten Blücher die englisch-holländische Armee gegen 8 oder 9 Uhr Abends aus dem Felde geschlagen worden wäre. Wäre Blücher nicht

Abends 8 Uhr mit seinem ersten und zweiten Corps eingetroffen, so wäre am 17. der Marsch nach Brüssel in zwei Colonnen fortgesetzt worden. Derselbe hatte verschiedene Vortheile. Der linke Flügel hielt die englisch-holländische Armee im Zaume und drängte sie rückwärts; der rechte, unter Befehl Grouchy's, verfolgte und hielt die preußisch-sächsische Armee im Zaume. Am Abend mußte die gesammte französische Armee in einer nur 5 Meilen einnehmenden Linie von Mont St. Jean bis Wavres vereint sein, ihre Vorposten bis an die Waldlisiere vorschiebend. Der Fehler, den der Marschall Grouchy machte, am 17. in Gembloux anzuhalten, nachdem er erst 2 Meilen zurückgelegt hatte, anstatt bis nah an Wavres heranzurücken, das heißt nur noch 3 Meilen weiter zu gehen, war nicht wieder gut zu machen. Auch der am 18. von ihm begangene, indem er 12 Stunden vertrödelte und erst um 4 Uhr Nachmittags vor Wavres anlangte, anstatt um 6 Uhr Morgens an Ort und Stelle zu sein.

Grouchy war mit der Verfolgung Blüchers beauftragt, verlor denselben jedoch während 24 Stunden ganz aus den Augen: von 4 Uhr Nachmittags am 17. an bis zum 18. um 4 Uhr Nachmittags.

Die Manöver der Cavallerie, während der Angriff durch den General Bülow noch nicht zurückgeschlagen war, wirkten nachtheilig; sie sollten nach den Absichten des Führers von 16 Bataillonen der Garde und 100 Kanonen unterstützt werden — aber erst eine Stunde später.

Die Grenadiere zu Pferde und die Dragoner der Garde, welche General Guyot commandirte, gingen ohne Ordnung ins Gefecht. So kam es, daß um 5 Uhr Nachmittags die Armee keine Cavallerie in der Reserve hatte. Wäre um 8½ Uhr Abends diese Reserve vorhanden gewesen, so wäre das Endresultat ein anderes gewesen, die Angriffe der feindlichen Cavallerie wären zurückgeschlagen

worden. Beide Armeen hätten auf dem Schlachtfelde gelagert, trotzdem nach einander Bülow und Blücher anrückten. Der Vortheil wäre auf Seiten der französischen Armee gewesen, denn die 34000 Mann Grouchy's mit ihren 108 Kanonen waren frisch und bivouakirten auf dem Schlachtfelde. Die beiden feindlichen Armeen hatten sich bei Nacht durch den Wald von Loignées gedeckt. Es war ein alter Gebrauch, daß die Grenadier- und Dragoner-Divisionen der Garde den Kaiser nicht aus den Augen verloren, und nur auf Grund eines durch den Kaiser selbst dem Commandeur mündlich ertheilten Befehls zur Attacke vorgingen.

Marschall Mortier, der die Garden commandirte, gab das Commando am 15. auf, als die Feindseligkeiten ihren Anfang nahmen; er wurde nicht ersetzt. Dadurch entstanden allerhand Unannehmlichkeiten.

Die französische Armee manöverirte am 13. und 14. auf dem rechten Ufer der Sambre. In der Nacht vom 14. auf den 15. lagerte sie nur eine halbe Meile von den Vorposten Blüchers entfernt; Blücher aber hatte keine Kenntniß davon und als er am 15. in der Frühe in seinem Hauptquartier zu Namur erfuhr, daß Napoleon in Charleroi einzog, cantonnirte die preußisch-sächsische Armee noch auf einem sich über 30 Meilen ausdehnenden Terrain und es hätte zwei Tage bedurft, um sie zu sammeln. Er hätte vom 15. Mai ab sein Hauptquartier nach Fleurus verlegen müssen, die Cantonnements seiner Armee in einem Umkreise von 8 Meilen zusammenziehen und seine Vorposten an den Debouchéen der Meuse und Sambre aufhalten müssen. Seine Armee hätte auf diese Weise bei Ligny am 15. zu Mittag vereinigt sein können; hätte den Angriff der Franzosen abgewartet, oder die Franzosen am 15. Abends angreifen können, um sie in die Sambre zu werfen.

Der Marschall Blücher blieb auch, obwohl überrascht, bei seinem Vorsatz, die Seinigen auf den Höhen von Ligny zu sammeln, und zwar hinter Fleurus, wo er möglicher Weise angegriffen werden konnte, ehe er seine Armee beisammen hatte. Am 16. früh hatte er erst zwei Armeecorps bei sich, das dritte stieß im Laufe des Tages zu ihm; das vierte aber, welches General Bülow commandirte, konnte zur Schlacht unmöglich eintreffen. Der Feldmarschall Blücher hätte, sobald er die Franzosen in Charleroi wußte, also am Abend des 15., seiner Armee als Concentrationspunkt nicht Fleurus, nicht Ligny, die sich bereits unter den Kanonen seines Feindes befanden, sondern Wavres bezeichnen müssen, wohin die Franzosen erst am 17. gelangen konnten. Er hatte den ganzen 16. und die Nacht vom 16. zum 17., um diese Concentrationsmärsche auszuführen.

Nach dem Verlust der Schlacht von Ligny mußte der Feldmarschall Blücher, statt auf Wavres zurückzugehen, sich an die Armee von Wellington heranziehen, sei es nach Quatre Bras, wo der Herzog festgehalten wurde, oder nach Waterloo. Der Rückzug Blüchers am 17. früh war widersinnig, da die beiden Armeen, welche am Abend des 16. nur etwa 3000 Toisen von einander entfernt waren, als Verbindungslinie eine schöne Chaussee hatten, wodurch sie so gut als mit einander verbunden gelten konnten, am Abend des 17. um mehr als 10000 Toisen von einander entfernt und durch ungangbare Defileen von einander getrennt waren.

Der preußische commandirende General hat drei Hauptregeln der Kriegskunst unbeachtet gelassen: man soll nämlich seine Cantonnements stets nahe bei einander haben, man soll als Rendezvousplatz einen Punkt bestimmen, wohin die Detachements vor dem Feinde an-

langen können und drittens soll man seinen Rückzug in der Richtung seiner Verstärkungen hin antreten.

Der Herzog von Wellington wurde in seinen Cantonnements überrascht, er hätte sie am 15. Mai auf 8 Meilen im Umkreise von Brüssel zusammenziehen sollen, seine Vorposten nach Flandern vorschiebend. Die französische Armee manövrirte seit drei Tagen auf Schußweite vor seiner Postenkette; sie hatte seit 24 Stunden die Feindseligkeiten eröffnet, ihr Hauptquartier war seit 12 Stunden in Charleroi — von alledem mußte der englische Obergeneral in Brüssel Nichts.

Der Prinz von Sachsen-Weimar, welcher zur brittisch-holländischen Armee gehörte, stand am 15. um 4 Uhr Nachmittags vor Frasne und wußte, daß die französische Armee in Charleroi war; hätte er sogleich einen Adjutanten nach Brüssel geschickt, so wäre derselbe um 6 Uhr Abends dort eingetroffen — es war 11 Uhr Nachts, als Wellington die Nachricht erhielt, daß die Franzosen in Charleroi wären. Er verlor fünf volle Stunden.

Infanterie, Cavallerie und Artillerie dieser Armee hatten getrennte Cantonnements, sodaß die Infanterie bei Quatre Bras ohne Cavallerie und ohne Artillerie sich behelfen mußte; dadurch war sie erheblichen Verlusten ausgesetzt, denn sie mußte sich in geschlossenen Colonnen halten, um den Attacken der Kürassiere und dem Feuer von 50 Geschützen Stand zu halten. Diese Tapferen waren ohne Cavallerie, von der sie hätten vertheidigt, ohne Artillerie, von der sie hätten gerächt werden können, in einer gar üblen Lage, da von den drei Waffen keine die andere auch nur einen Augenblick entbehren kann, so sollen sie stets so cantonnirt werden, daß eine der anderen beistehen kann.

Der englische Generalissimus, obwohl überrascht, bestimmte Quatre Bras als Vereinigungspunkt für seine

Truppen: Quatre Bras aber war seit 24 Stunden in der Hand der Franzosen. Er gab seine Truppen der Gefahr preis, einzeln, je nachdem die Detachements an Ort und Stelle eintrafen, vernichtet zu werden; diese Gefahr aber war um so größer, als der Anrückende weder Cavallerie noch Artillerie hatte: er gab seine Infanterie dem Feinde Preis! Waterloo hätte sollen der Vereinigungspunkt für seine Heerestheile sein; er hätte dann den 16. und die Nacht vom 16. auf den 17., das heißt genügend Zeit gehabt, um seine Infanterie, seine Cavallerie und seine Artillerie zu versammeln. Die Franzosen konnten erst am 17. dort anlangen und hätten Wellington's gesammte Armee in Schlachtordnung angetroffen.

Der englische Generalissimus hat am 18. die Schlacht von Waterloo geliefert. Dies stimmte nicht mit dem Kriegsplan der Verbündeten überein, Wellington setzte alle Regeln der Kriegskunst bei Seite. Auch lag es nicht im Interesse Englands, sich leichten Herzens auf einen mörderischen Kampf einzulassen, welcher dem britischen Reiche die einzige Armee kosten konnte, die es hatte. Nach dem von den Verbündeten vereinbarten Kriegsplan sollten die Armeen in Massen operiren und keine sich auf einen Einzelkampf einlassen. Wenn bei Waterloo die englisch-holländische Armee vernichtet worden wäre, was hätte dann den Verbündeten die große Zahl von Armeen genützt, welche sich anschickten, den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen zu überschreiten?

Der englische General rechnete, als er sich auf die Schlacht von Waterloo einließ, auf die Cooperation des preußischen Heeres, dieses aber konnte erst im Laufe des Tages eintreffen. Er stand also allein von 4 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags, d. h. dreizehn Stunden lang dem Feinde gegenüber: eine Schlacht dauert gewöhnlich nicht länger als sechs Stunden — diese Cooperation war also illusorisch.

Um auf dieselbe rechnen zu können, mußte er annehmen, die ganze französische Armee stände ihm gegenüber, er glaubte also mit seinen 90000 Mann verschiedenen Nationalitäten angehörender Truppen gegen 104000 Franzosen während 13 Stunden das Schlachtfeld behaupten zu können. Er hätte sich keine drei Stunden gehalten! Bis 8 Uhr morgens wäre schon alles entschieden gewesen, die Preußen wären nur gekommen, um im Rücken gefaßt zu werden. Beide Armeen wären an ein und demselben Tage dem Verderben geweiht gewesen. Wenn er darauf rechnete, daß ein Theil des französischen Heeres, wie es nach den Regeln der Kriegsführung auf der Hand lag, der geschlagenen preußischen Armee nachfolgte, so mußte ihm einleuchten, daß er von dieser Seite her keinen Beistand zu erwarten hatte und daß die Preußen, die bei Ligny 25 bis 30000 Mann auf dem Schlachtfelde gelassen hatten und von 35 bis 40000 Franzosen verfolgt wurden, nicht in der Lage waren, ihre Streitkräfte noch zu verringern. In diesem Falle hätte die englisch-holländische Armee allein gegen 69000 Franzosen während des ganzen 18. Stand halten müssen. Es giebt wohl keinen Engländer, der nicht zugeben würde, daß diese Armee unfähig war, den Angriff der Franzosen 4 Stunden lang auszuhalten.

In der Nacht vom 17. auf den 18. war schreckliches Wetter, bis neun Uhr war das Terrain ungangbar Dieser Verlust von 6 Stunden seit Tagesanbruch gereichte dem Feinde zum Vortheil. Der Marschall Grouchy mit 34000 Mann und 108 Kanonen hat das Geheimniß gelöst, wie man am 18. weder auf dem Schlachtfelde von Mont-Saint-Jean, noch auf dem von Wavres sein konnte. Das Benehmen des General Grouchy vorherzusehen, war unmöglich — es war, als wäre seine Armee in einem Erdbeben von der Erdoberfläche verschwunden! Wäre Grouchy, wie Wellington und Blücher glaubten, auf dem Schlachtfelde

von Mont-Saint-Jean zugegen gewesen, so wäre noch vor 7 Uhr Morgens am 18. die englisch-holländische Armee vernichtet gewesen. Man hätte vollauf Zeit gehabt, dem Feldmarschall Blücher entgegenzugehen und ihm das gleiche Schicksal bereitet.

Hätte Grouchy in der Nacht zum 18. vor Wavres gelagert, so hätte die preußische Armee auch nicht das kleinste Detachement zur Unterstützung abgeben können.

Die Stellung bei Mont-Saint-Jean war schlecht gewählt. Die erste Bedingung für ein Schlachtfeld ist die, im Rücken keine Defileen zu haben. Während der Schlacht verstand der englische General nicht, aus seiner zahlreichen Cavallerie den richtigen Vortheil zu ziehen; er dachte gar nicht daran, daß er in seiner linken Flanke angegriffen werden würde, er glaubte, sein rechter Flügel würde einem Angriff ausgesetzt sein. Trotz der zu seinem Vortheil ausgeführten Diversion des Generals von Bülow mit seinen 30000 Preußen hätte er zu zwei verschiedenen Malen am Tage seinen Rückzug angetreten, wenn ihm dies nur möglich gewesen wäre. So wurde denn — o welche bizarre Laune des Schicksals — die schlechte Wahl seines Schlachtfeldes die Veranlassung seines Erfolges, seines Ruhmes!

Man wird fragen, was eigentlich Wellington nach der Schlacht bei Ligny hätte thun sollen. Darüber wird die Nachwelt nicht im Zweifel sein. Er hätte in der Nacht zum 18. den Wald von Soignes auf der Chaussee nach Charleroi passiren müssen; auch die preußische Armee, und zwar auf der Chaussee von Wavres mußte den Wald passiren. Beide Armeen mußten bei Tagesanbruch sich vor Brüssel vereinigen, zur Vertheidigung des Waldes eine Nachhut zurücklassend. Man mußte suchen Zeit zu gewinnen, damit die Preußen, bei Ligny versprengt, sich wieder sammeln konnten; man mußte jene 14 englischen Regimenter, welche in den belgischen Festungen lagen oder,

eben aus Amerika anlangend, in Ostende ausgeschifft waren, abwarten. Hätte der Führer des französischen Heeres mit seinen 100000 Mann den Wald von Soignes passiren und die beiden vereinten Armeen, bei ihrem Aufmarsch 200000 Mann stark und in guter Stellung, angreifen können? Im Interesse der Verbündeten hätte dies allerdings gelegen. Unthätig aber konnte Napoleon unmöglich bleiben, da 300000 Russen, Oesterreicher, Baiern rc. am Rheine angelangt waren, sie mußten in wenigen Wochen die Marne erreicht haben, wodurch er gezwungen worden wäre, in seine Hauptstadt zu eilen. Das wäre der Zeitpunkt gewesen, für die englisch-preußische Armee, sich mit ihren Verbündeten vor Paris zu vereinigen.

Vom 15. bis 18. hat der Herzog von Wellington beständig so manöverirt, wie es sein Feind nur wünschen konnte, er hat nichts von dem gethan, was dieser befürchtete. Die englische Infanterie war standhaft und zuverlässig, die Cavallerie hätte mehr leisten können; die englisch-holländische Armee wurde am 18. zweimal von der preußischen gerettet; das erste Mal kurz vor 3 Uhr durch den General von Bülow mit seinen 30000 Mann, das zweite Mal durch Blücher mit seinen 31000 Mann. An diesem Tage haben 69000 Franzosen 120000 Mann geschlagen, allein zwischen 8 und 9 Uhr Abends ist ihnen der Sieg, und zwar durch 150000 Mann wieder entrissen worden.

Man stelle sich die Stimmung der Bevölkerung von London bei der Nachricht von einer Niederlage Wellington's vor! Sie hätte sich gesagt: um die Interessen der Könige gegen die der Völker zu vertreten, mußte soviel theures Blut fließen! Mußten Prinzipien der heiligen Alliance den Vortritt haben vor der Souveränetät des Volkes?

Dienstag, 27. August.

Ideen Napoleons.

Der Kaiser kam auf die durch seine Abdankung geschaffene Lage zu sprechen und sagte, indem er mit stampfenden Schritten in seinem Zimmer auf und ab ging:

„Franzosen wie Italiener beklagen meine Abwesenheit! Ich nahm den Dank der Polen mit mir, mir folgte die späte, aber bittere Reue der Spanier. Bald wird Europa den Verlust des politischen Gleichgewichts seiner Staaten beklagen, für welches das Empire eine Nothwendigkeit war. Europa schwebt in der größten Gefahr; es kann jeden Augenblick von Kosacken und Tataren überschwemmt werden. Und Ihr — ihr Herren Engländer — werdet trauern über den Sieg von Waterloo! Es wird die Zeit kommen, da alle wohlunterrichteten Leute, alle gewiegten Staatsmänner, ja alle Männer von Herz es bedauern werden, daß ich nicht in all meinen Unternehmungen Erfolg hatte.“

Er fügte noch hinzu, er werde seine einschlägigen Ideen in einer Schrift von 14 Paragraphen niederlegen.

Mittwoch, 28. August.

Die schönste Schlacht Napoleons. — Die besten Truppen.

Heut nach Tisch kam man auf die 50 bis 60 von Napoleon gelieferten großen Schlachten zu sprechen. Es frug Jemand, welche die schönste, glorreichste gewesen wäre.

„Meine Schlachten,“ erwiderte der Kaiser, „waren stets Einzeltheile umfassender Combinationen. Sie sollten

also nur nach ihren Erfolgen beurtheilt werden. Die von Marengo, so lange unentschieden, lieferte mir Italien in die Hände, die von Ulm war gleichbedeutend mit dem Verschwinden einer großen Armee; die von Friedland öffnete mir das russische Reich. Die von Eckmühl brachte die Entscheidung über einen ganzen Feldzug. Die Schlacht an der Moskwa aber war diejenige, welche das Verdienst am hellsten leuchten ließ, und zugleich den geringsten Vortheil eintrug. Die von Waterloo, in der Alles fehl schlug, nachdem Alles gelungen war, hätte Frankreich gerettet . . ."

Frau von Montholon warf die Frage auf, welche Truppen die besten wären. Der Kaiser erwiderte:

„Diejenigen, welche die Schlachten gewinnen. Sie sind," fügte er sarkastisch hinzu, „wetterwendisch und launisch, gerade wie Sie, Mesdames. Die besten Truppen waren wohl die Carthager unter Hannibal, die Römer unter den Scipionen, die Macedonier unter Alexander, die Preußen unter Friedrich!"

Uebrigens könne er versichern, daß die französischen Truppen diejenigen wären, die man am leichtesten zu den besten machen könnte.

„Mit meiner Garde, die vollzählig 40 bis 50000 Mann betrug, hätte ich es unternommen, quer durch Europa zu ziehen. Man könnte vielleicht irgend eine Armee als meiner Armee von Italien, meiner Armee von Austerlitz gleichwerthig hinstellen, übertroffen sind diese von keiner in der Welt!"

Donnerstag, 29. August.

Desaix und Napoleon bei Marengo. — Kleber ꝛc.

Kleber erklärte Napoleon für seinen besten Offizier nächst Desaix; ursprünglich hielt man denselben für aufsässig, allein dem jungen commandirenden General gegenüber wäre nie etwas davon zu merken gewesen. Der Kaiser erklärte jedoch, Kleber zum Generalissimus der Armee von Aegypten ernannt, habe den Erwartungen nicht entsprochen, Kleber hätte nur immer seine Rückkehr nach Europa im Auge gehabt und aus diesem Wunsche wäre Kleber's bekannter lächerlicher Brief an das Directorium zu erklären.*) Derselbe fiel in die Hände Dessen, gegen den er gerichtet war, und der eben die Erbschaft des Direktoriums angetreten hatte, nämlich die des Consuls Bonaparte.

Desaix, der sich während der Schlacht bei Marengo einfand, wurde vom General en chef gefragt: wie es nur möglich gewesen wäre, daß er die Capitulation Aegyptens habe unterzeichnen können, die Armee wäre doch genügend gewesen, um es zu halten.

„Das ist wohl wahr," erwiderte Desaix, „die Armee war gewiß zahlreich genug dazu, aber der commandirende General wollte nicht mehr dort bleiben, und auf seiner Seite standen $^5/_6$ der Armee. Ich habe ertheiltem Befehl als Soldat gehorcht!"

Desaix erhielt gleich bei seinem Eintreffen vor Marengo das Commando über die Reserve. Als die Schlacht sich

---

*) In dem ersten Bande der Schriften Montholon's ist dieser Brief wörtlich wiedergegeben.

ihrem Ende näherte, mitten in Getümmel und Unordnung, näherte sich ihm Napoleon, und Desaix rief ihm zu:

„Mir scheint, die Sache geht schief; die Schlacht ist verloren. Ich thue am besten, ich decke den Rückzug, nicht wahr?"

„Im Gegentheil," erwiderte der erste Consul. „Alles, was Sie rechts und links pêle-mêle vor sich sehen, ist im Begriff sich in Ihrem Rücken zu sammeln; die Schlacht ist gewonnen. Rücken Sie mit Ihren Colonnen vor, um die Früchte des Sieges zu pflücken." —

Die Franzosen vor Saint Jean d'Acre wußten seit Monaten nichts von den Vorgängen in Europa. Napoleon, der nach Neuigkeiten verlangte, schickte einen Parlamentair an Bord des türkischen Admiralschiffes unter dem Vorwande, wegen der Gefangenen von Abukir zu verhandeln. Es war anzunehmen, Sir Sidney Smith werde denselben abfangen, was auch geschah. Sir Sidney Smith, der den Parlamentair aufs höflichste empfing, verfehlte nicht, demselben — aus Bosheit — von den Niederlagen des französischen Heeres in Italien zu erzählen und demselben die englischen Zeitungen mit den Berichten über die Lage der Franzosen in Italien, von der der General en chef nichts wußte, mitzugeben.

Napoleon, der die ganze Nacht über den Zeitungen saß, beschloß, sofort nach Europa zurückzukehren.

Der Admiral Ganthaume, welcher auf der Fregatte „Le Muiron" Napoleon von Aegypten nach Frankreich zurückbrachte, hat mir oft von der Ueberfahrt gesprochen und erzählt, mit welchen Heimlichkeiten die Einschiffung erfolgte. Die Ueberfahrt war keine günstige und währte lange; Niemand wußte etwas über das Vorhaben Bonapartes, der den größten Theil des Tages in seiner Cajüte zubrachte und den größten Gleichmuth zeigte: „er las bald

in der Bibel, bald im Alcoran.“ Erschien er an Deck, so war er ausgelassen lustig und plauderte über nichts als über gleichgültige Dinge. Der General Menou war der Letzte, mit dem er in Aegypten gesprochen hatte. Haltet Euch tapfer, hatte er ihm gesagt, wenn ich das Glück habe, meinen Fuß auf französischen Boden zu setzen, so wird es aus sein mit dem Geschwätz.

Napoleon bezweifelte nach Durchsicht der englischen Zeitungen keinen Augenblick, daß der Feind die Alpen überschritten und bereits einen Theil der südfranzösischen Departements besetzt habe. Auch ließ er, als man sich Europa näherte, auf Collioure und Port-Vendre zuhalten, welche am Golf von Lyon liegen. Der Wind aber trieb das Schiff zurück nach Corsica zu; es wurde in Ajaccio angelegt, um weitere Nachrichten zu erhalten. Als man dann wieder in See gehen konnte, wurde der Curs auf Marseille genommen; im Augenblick der Landung aber hielt man sich für verloren, es näherten sich nämlich schnell, vor dem Winde laufend, etwa dreißig Schiffe. Ganthaume, der Befürchtungen hatte, rieth dem General, das große Boot der Fregatte, welches er mit seinen besten Matrosen besetzen wolle, während der Nacht zur Landung zu benutzen. Napoleon lehnte dies ab mit der Bemerkung, diesen Schritt zu thun wäre immer noch Zeit. So brach die Nacht ein; man hörte Kanonenschüsse in der Ferne, ein Beweis, daß die Fregatte nicht bemerkt worden war, so landete man glücklich in Frejus.

Der Kaiser schloß seine Bemerkungen, indem er noch einige Anecdoten aus der Zeit des aegyptischen Feldzuges zum besten gab! Ein Corporal, der von der aegyptischen Armee desertirt und bei den Mameluken eingetreten war, war Bey geworden und hatte dies seinem General schriftlich mitgetheilt.

Eine sehr beliebte Marketenderin war die Favoritin des Pascha von Jerusalem geworden. Auch sie schrieb und versicherte, sie werde nie ihre Heimath vergessen und stets die Franzosen, alle Christen überhaupt, unter ihren Schutz nehmen — eine moderne Zaire!

Endlich wurde ein junges Fischermädchen von Seeräubern entführt und zur Favoritin und Gebieterin des Sultans von Marocco.

Napoleon I.

Tagebuch von St. Helena.

Geführt von

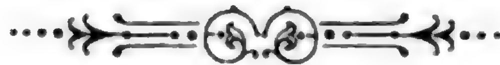
Las Cases.

Uebertragen und bearbeitet

von

Oskar Marschall von Bieberstein.

Zweiter Band.



Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.

1899.

Napoleon I.

Tagebuch von St. Helena.

Napoleon I.

Tagebuch von St. Helena,

geführt von

Las Cases.

Uebertragen und bearbeitet

von

Oskar Marschall von Bieberstein.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von H. Schmidt & C. Günther.
1899.

Druck von Oswald Mutze in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß des II. Bandes.

Las Cases' Entfernung aus Longwood.

Sonntag, 1. September.

Die Toiletten auf St. Helena.

Heute wie gewöhnlich des Sonntags kamen der Großmarschall und Gemahlin zu Tisch nach Longwood. Der Kaiser scherzte über die verschlissenen Toiletten der Damen, und meinte, die Kleider sähen aus, als wären sie bei einem Trödler gekauft; von der Eleganz Leroi's, Depeaux' und Herbault's sei keine Spur mehr vorhanden. Die Damen baten um Nachsicht, die Herren erinnerten an die Zeit des Glanzes in den Tuilerien, wie theuer ihnen derselbe zu stehen gekommen wäre. Der Kaiser lachte und meinte, der angebliche Luxus in den Tuilerien sei nur ein Vorwand für die Wünsche der Damen gewesen. Der Kaiser wies dann auf seinen abgetragenen Anzug und sagte, er habe Marchand befohlen, ihm das Jagdkostüm, welches er anhatte, zu bringen so lange es nur irgend aushalten könne. Die Unterhaltung wurde eingestellt, der Kaiser war verstimmt und nervös.

Montag, 2. September.

Der Feldzug von 1813.

„Dieser denkwürdige sächsische Feldzug," sagte der Kaiser, „bedeutet den Triumph des in der französischen Jugend steckenden militärischen Geistes, ihres Muthes; er förderte die Verschlagenheit der englischen Diplomatie zu Tage; gab Zeugniß für die Stimmung bei den Russen und die Schamlosigkeit des österreichischen Cabinets; er bezeichnet die Auflösung der politischen Gesellschaften, die Trennung der Völker unter ihren Souveränen, zugleich auch das Dahinschwinden der großen Mannestugenden: der Treue, der Loyalität, der Ehre. Die begangenen Perfidien, das muß man sagen, fielen den Fürsten nicht zur Last, auch den Soldaten nicht, auch den Völkern nicht, sie zeigten sich allein bei Intriganten, die den Degen führten, bei politischen Stegreifrittern, die unter dem Vorwande, das Joch der Fremdherrschaft abschütteln zu wollen, nichts thaten, als daß sie wissentlich ihre Landesherren rivalisirenden Cabineten auslieferten oder verkauften: der König von Sachsen hat die Hälfte seines Staates eingebüßt, der König von Baiern ist zu werthvollen staatlichen Entäußerungen genöthigt worden. Die edelsten Herzen, die reinsten Seelen bitten am meisten. Da ist der König von Sachsen, der ehrenhafteste Mann, der je ein Scepter führte, den man um schöne Provinzen beraubte, da ist der König von Dänemark, so vertragstreu wie keiner — ihm nimmt man die Krone! Dabei war die Rede vom Triumph der Moral — o über die Gerechtigkeit hienieden!

Zur Ehre der Menschheit, zur Ehre der Throne sogar, muß ich mich hinzuzufügen beeilen, daß mitten in einem solchen Wust von Abscheulichkeiten kaum je der Tugenden mehr zu finden sein werden. Ich habe keinerlei Ver=

anlassung gehabt, mich über die Fürsten, meine Verbündeten, zu beschweren. Der gute König von Sachsen blieb treu bis zur Selbstverleugnung, der König von Baiern war so loyal, mir anzuzeigen, daß er nicht mehr der Herr wäre, der Edelsinn des Königs von Württemberg kam ganz besonders zu Tage, der Großherzog von Baden wich nur der Gewalt und erst im letzten Augenblick. Alle — ich schulde ihnen diese Gerechtigkeit — benachrichtigten mich bei Zeiten, auf daß ich mich gegen den Sturm schützen könnte. Aber bei den Subalternen welche Niederträchtigkeit! Die Sachsen, mit uns in Reih und Glied stehend, wenden sich gegen uns, um uns zu vernichten. Bei meinen Soldaten wurde das Wort „sächseln“ (saxonner) Mode, um damit den Verrath der Desertirenden zu bezeichnen, die sich mit den Waffen gegen ihre Kameraden wenden. Um dem Jammer die Krone aufzusetzen, kommt auch noch ein Franzose, dem französisches Blut zu einer Krone verholfen hat, ein Sprößling Frankreichs, um uns den Todesstoß zu geben — großer Gott!

Das Schlimmste in meiner Lage aber war, daß ich klar die Stunde der Entscheidung kommen sah: der Stern erbleichte, ich fühlte, wie mir die Zügel entschlüpften und konnte nichts thun. Nur ein Donnerschlag konnte uns retten, denn unterhandeln hieß jetzt soviel, als sich dem Feinde ausliefern. Es blieb Nichts übrig als zu kämpfen: mit jedem Tage aber wurden die Chancen für uns geringer. Böse Absichten schlichen sich bei den Unsrigen ein; Abspannung, Entmuthigung zeigte sich bei Vielen. Meine Unterfeldherren wurden mürrisch, ungeschickt und waren in Folge dessen unglücklich. Das waren nicht mehr die Männer von damals: ich habe gehört, sie hätten behauptet, damals für die Republik, für das Vaterland gekämpft zu haben, jetzt aber sollten sie sich für einen einzelnen Menschen schlagen, für dessen unersättlichen Ehrgeiz u. s. w.

Ausflüchte, Nichts wie elende Ausflüchte! Man frage nur die große Menge der jungen, tapferen Soldaten, ob ihnen jemals eine derartige Idee durch den Kopf gegangen ist, ob sie je etwas anderes vor Augen hatten als den Feind, und hinter sich die Ehre, den Ruhm, den Triumph Frankreichs! Wozu hinter dem Berge halten? Die Wahrheit ist, daß die Generäle nicht mehr mitspielen wollten, ich hatte sie zu vollgepfropft mit Ehren und Reichthümern; sie hatten am Becher der Freude und Lust geschlürft und wollten nur noch Ruhe, sie hätten dieselbe für jeden Preis erkauft. Das heilige Feuer war erloschen! Sie hätten Marschälle à la Louis XV sein mögen." —

Ich will hier die einzelnen Ereignisse des sächsischen Feldzuges dem Werke des Herrn de Montereau, welches 1820 erschien, nacherzählen:

Am 2. Mai eröffnete Napoleon den Feldzug mit der Schlacht von Lützen, einem überraschenden Ereigniß: eine ganz neue Armee ohne Cavallerie stellt sich alten russischen und preußischen Truppen gegenüber, das Genie des Feldherrn, die tapferen Jünglinge, die er commandirt, kommen für alles Fehlende auf. Ja! An Cavallerie fehlt es, aber die Infanteriemassen in Carrés formirt, sind flankirt von einer sehr zahlreichen Artillerie, sie gleichen beweglichen Festungen: 81000 französische und rheinländische Fußsoldaten mit nur 4000 Reitern schlagen 107000 Russen und Preußen, die mehr als 20000 Mann Cavallerie zur Verfügung hatten! Alexander und Friedrich Wilhelm waren auf dem Schlachtfelde, ihre berühmten Garden konnten nicht Stand halten gegen unsere jungen Rekruten. Die Schlacht*) kostete dem Feinde 18000 Mann, uns nur

*) Anmerkung des Herausgebers. Es ist in dem Berichte des Herrn de Montereau Manches irrthümlich angegeben. Die von uns Groß-Görschen, von den Franzosen Lützen genannte Schlacht hatte folgenden Ausgang: die Dörfer Kaja, Rahna und Klein-Görschen,

12 000; unser Mangel an Cavallerie machte es unmöglich, den Sieg auszunutzen. Der moralische Erfolg aber war ein um so bedeutenderer, in der Armee kam der alte militärische Geist wieder zum Durchbruch, die öffentliche Meinung pries laut das Genie Napoleons. Die Alliirten zogen sich zurück und wagten keine neue Schlacht.*) Am

ursprünglich von den Preußen besetzt, wurden von den Franzosen weggenommen, Groß-Görschen jedoch von den Preußen behauptet. Erst um 9 Uhr Abends hörte der Donner der Kanonen auf, bei Kaja und Rahna deckten die Leichen förmlich den Boden. Die Preußen hatten 8000, die Russen 2000, die Franzosen gegen 15 000 Mann an Verwundete und 800 Todte und Gefangene eingebüßt. Siegreich war der blutige Tag für Napoleon nur insofern, als die Verbündeten den Zweck ihres Losschlagens nicht erreicht hatten. Am 30. April hatte nämlich Napoleon bei Weißenfels die Saale überschritten; über Leipzig wollte er nach Dresden vorrücken, um durch einen Gewaltmarsch die Gelegenheit zu einem Entscheidungsschlag nach alter Art zu finden. Dasselbe zu thun aber hatten die Verbündeten beschlossen: sie wollten mit ihren schnellformirten Truppen sich auf die Flanke des gegen Leipzig vordringenden Feindes werfen und hatten sich jene Ebene zum Schlachtfelde ausersehen, welche sich südlich von der Weißenfels-Leipziger Straße hinzieht, östlich vom Floßgraben, südlich vom Grunabach begrenzt, von den Dörfern Groß- und Klein-Görschen, Kaja und Rahna umgeben, von Wiesen, Wassergräben nnd Hohlwegen vielfach durchschnitten ist. Um 11 Uhr Morgens formirten Blücher in erster, York und Berg in zweiter Linie ihre Kampfstellung zwischen den Dörfern Werben und Domsen, während Napoleon in Lützen eintraf; das Corps Macdonald's hatte Markranstädt, das Lauriston's Günthersdorf besetzt, weiter zurück hielt Ney mit vier Divisionen Kaja, Rahna, Groß- und Klein-Görschen besetzt; hinter ihm standen Bertrand bei Poserna, Marmont bei Weißenfels und Oudinot bei Naumburg. Es kam darauf an, Ney's 24—30 000 Mann starkes Corps zu werfen, ehe der Kaiser im Stande war, seine gen Leipzig rückenden Colonnen zurück zu rufen und in die Schlacht zu führen. Die Frage entschied sich zu Gunsten der Franzosen. (Pr. E. v. Würtemberg Memoiren III, General Löwenstern II, General Clausewitz VII, General Wolzogen, Memoiren u. s. w.)

*) Ein erheblicher Verlust traf den Kaiser: der tapfere und treue Bessières, Herzog von Istrien, mußte, wie der Kunstausdruck

9. hielt der siegreiche Napoleon seinen Einzug in Dresden, indem er den König von Sachsen in seine Hauptstadt, welche derselbe beim Anrücken der Verbündeten verlassen hatte, zurückführte.

Nochmals fielen bei Wurzen und Bautzen*) — 21. und 22. Juni — die Würfel: wiederum war der Kaiser, obwohl die Verbündeten sich das Schlachtfeld hatten aussuchen können, der Sieger: hier war der classische Boden, auf dem Friedrich einst seine Lorbeeren gepflückt hatte. Die Verbündeten hatten sich verschanzt und meinten wohl, sie zu vertreiben wäre ein Ding der Unmöglichkeit; allein die Feldherrnkunst Napoleons machte Alles zunichte; Napoleon wußte beim Beginn der Schlacht schon, daß er der Sieger sein würde." Die Verbündeten verlieren wieder 18—20000 Mann und ziehen sich in Unordnung zurück; ihr Rückzug geht durch die Lausitz, durch Schlesien: bald stehen sie an der Oder. Sie bitten um Waffenstillstand, um über den Friedensabschluß zu verhandeln, Napoleon bewilligt denselben.

Der Waffenstillstand von Poischwitz, der von so großem Nachtheil für uns war, kam also zum Abschluß. Die Frage ist viel discutirt worden, ob Napoleon diese Waffenruhe

besagt, „ins Gras beißen." Der König von Sachsen ließ an der Stelle, an welcher er gefallen war, ein Denkmal errichten; es steht nicht weit von dem Gustav Adolphs und ist demselben ähnlich.

*) General Clausewitz (VII, 246) berechnet die Stärke Napoleons bei Bautzen auf 120000 Mann, Bernhardi spricht von 170000, Odeleben, welcher den Feldzug in der Umgebung Napoleons mitmachte, schätzt die Armee Napoleon's bei Bautzen auf etwa 180000 Mann. (Major Freiherr von Odeleben: „Napoleon's Feldzug in Sachsen 1813".) Thiers sogar bestätigt, daß bei Bautzen Napoleon 160—170000 Mann gegen 100000 Verbündete geführt habe; Marmont sogar (Mém. du Duc de Raguse) sagt, die Alliirten hätten in der Schlacht mit weniger als 100000 Mann gegen 150000 Mann gekämpft.

gewähren, oder ob er die Feindseligkeiten fortsetzen sollte. Der siegreiche Kaiser machte Halt vor dem erschöpften Feinde — weshalb? Oesterreich, bisher schwankend, machte, bestochen durch unsere Siege, Miene, sich für uns zu entscheiden; es war wahrscheinlich, daß durch die großmüthige Bewilligung eines Waffenstillstandes diese Entscheidung beschleunigt und alsdann der Friede geschlossen würde, den der Kaiser ersehnte. Die Lage der Armee wirkte ebenfalls bestimmend. Man war in so großer Eile verfahren, daß Unordnung eingerissen war, einzelne Abtheilungen waren im Rücken vom Feinde bedroht; Napoleon gewann vor Allem auch Zeit, seine Cavallerie zu vermehren, Verstärkungen an sich zu ziehen und seine Verbindungen mit Frankreich zu sichern. Leider aber erwies sich dieser Waffenstillstand vortheilhafter für den Feind als für uns; er dauerte, da er verlängert wurde, fast drei Monate; in dieser Zeit wurde uns Oesterreich abspenstig, die Russen zogen die erwarteten Verstärkungen an sich, die Preußen verdoppelten ihre Streitkräfte, die schwedische Armee stieß zu den Verbündeten, englisches Geld floß in leere Kriegskassen. Die geheimen politischen Gesellschaften begannen wieder ihre Thätigkeit, die ganze deutsche Nation wurde zur Erhebung aufgestachelt.*)

*) Es ist vielfach in Bezug auf den sächsischen Feldzug das Gerücht verbreitet, der General Jomini habe verrätherische Verbindungen mit dem Feinde gehabt. Napoleon selbst stellte, wie Montholon in seinem Werk mittheilt, diese Gerüchte mit folgenden Worten in Abrede: „Es ist nicht zulässig, den General Jomini zu beschuldigen, er habe dem Feinde das Geheimniß unseres Feldzugsplanes und die Lage verrathen, in welcher sich das Corps Ney's befand. Jomini wußte von den Plänen des Kaisers Nichts. Die strategischen Dispositionen, die Ordres für die auszuführenden Bewegungen wurden stets einem jeden der Marschälle übersandt, sie sind jedoch nie an den General Jomini gelangt: und hätte er sie gekannt, der Kaiser würde doch Anstand nehmen, ihn des Verbrechens zu zeihen, dessen man ihn anklagt.“ (Mémoires de Napoléon par le général comte Montholon. Bossanges frères Paris 1823.)

Der auf Vermittelung Oesterreichs am 29. Juli in Prag zusammentretende Congreß war eigentlich nur eine Vereinigung Bevollmächtigter, von denen die Majorität, im Voraus einig, mit im Voraus fest gefaßten Entschlüssen, zur Berathung erschien. Das vermittelnde Oesterreich war Frankreich ebenso feindlich gesonnen, wie Rußland, Preußen rc. und die Fortsetzung des Krieges eine vorher abgekartete Sache. Man fragt sich also: wozu dieser Zusammentritt Bevollmächtigter?

Oesterreich, mit einem Rest von Schamgefühl, suchte nach einem Vorwand in den Berathungen, der ihm Gelegenheit zur Kriegserklärung geben könnte, Preußen und Rußland aber glaubten, vor Europa sich den Schein der Friedensliebe geben zu sollen — daher dieser Congreß! Sie hatten alle drei unter sich schon vor Monaten einen Congreß abgehalten.

Es sind mit der Zeit beweiskräftige Dokumente in dieser Richtung zu Tage gefördert worden; man wird finden, daß der Waffenstillstand nur der Deckmantel war, unter dem der Dreibund geschlossen wurde, der Napoleon stürzen und ein Staatentriumvirat schaffen, welches unter dem Vorwande, Europa zu befreien, schwer auf ihm lasten sollte. Oesterreich spielte noch den Vermittler, als es bereits mit unseren Feinden unter einer Decke steckte!

Auf diesem Congreß thaten sich besonders die Russen durch unhöfliche Formen, was ihnen sonst garnicht eigen war, hervor — es waren nicht mehr die ängstlich um Waffenstillstand bittenden Herren, sondern Leute, die zu fühlen schienen, daß ihnen die Dictatur über die europäische Welt zustehe.

Am 10. August, d. h. nur 12 Tage nach Eröffnung der Verhandlungen, zogen sich Russen und Preußen geräuschvoll zurück, am Tage darauf erklärte uns Oesterreich den Krieg — es ist wahrscheinlich, daß der Kaiser Franz

vom Gange der Ereignisse und Geschäfte Nichts wußte, er stand ja in ganz Europa im Ruf eines der mildesten, ehrlichsten, religiösesten Fürsten. Man darf die Schuld an dem tragischen Entschluß dem englischen Golde, der Verschlagenheit der russischen Diplomatie und der kriegerischen Stimmung der österreichischen Aristokratie zuschreiben. Hinzuzufügen ist, daß Napoleon gleich nach seinem Siege bei Lützen einen allgemeinen Congreß in Vorschlag gebracht hatte. Er hielt dies für das beste Mittel, um offen über die Bedingungen eines allgemeinen Friedens zu verhandeln, die Unabhängigkeit Frankreichs und zugleich neue Staatensysteme für Europa durchzuführen. Napoleons Lage war infolge der Niederlage von Vittoria, der Räumung Spaniens und der Stimmung in Frankreich vielfach verschlechtert; Oesterreich bot gegen die Rückgabe Illyriens, die Abtretung des Herzogthums Warschau und Aehnliches uns seine Freundschaft an.

„Mein Entschluß", bemerkte der Kaiser, „stand fest, ich war zu keiner Concession geneigt — der Waffensieg meine einzige Rettung. Ich war ja Nichts als der Schlüssel zu einem ganz neuen, nur oberflächlich fundamentirten Gebäude, dessen Bestehen von einer jeden meiner Schlachten abhing. Wäre ich bei Marengo geschlagen worden, so hätte man damals schon 1814 und 15 erlebt, mit weniger glorreichen Waffenthaten, wie Jena, Eylau, Austerlitz u. s. w. wäre es dasselbe gewesen. Man hat mich des Ehrgeizes beschuldigt und doch war Das, was ich that, mir aufgedrängt und nicht meine freie Disposition, es war eine Folge der beständigen Coalitionen unserer Feinde und wir mußten, um nicht erschlagen zu werden, um uns schlagen!"

So beginnt denn der Tanz von Neuem! Die Franzosen mit 300000 Mann, worunter 40000 Mann Cavallerie, haben Sachsen auf der rechten Seite der Elbe besetzt, die

Verbündeten mit 500 000 Mann, worunter 100 000 Mann Cavallerie, bedrohen von Berlin, von Schlesien und von Böhmen aus Dresden. Die Ueberlegenheit der Zahl macht keinen Eindruck auf Napoleon und voller Kühnheit greift derselbe zur Offensive; er hat die Elblinie, die seinen Stützpunkt bildet, befestigen lassen, durch die Berge Böhmens seine rechte Flanke sichernd, sendet er einen Theil seiner Heeresmassen gegen Berlin, d. h. gegen Bernadotte, der eine aus Preußen und Schweden bestehende Armee commandirt, ein anderer Theil wird nach Schlesien gegen Blücher dirigirt, welcher Russen und Preußen in seinem Heere hat, ein dritter verbleibt in Dresden und Umgegend, um die große österreichische und russische Armee in Böhmen im Auge zu haben; ein vierter Theil bleibt als Reserve bei Zittau stehen und hat die Aufgabe: 1. in Böhmen einzudringen, sowie Erfolge gegen Blücher errungen sind. 2. die große Masse der Verbündeten dort festzuhalten, indem man sie glauben macht, sie würde im Rücken angegriffen werden, wenn sie nach den Ufern der Elbe hin debouchiren wollte. 3. endlich, um für gewisse Eventualitäten aufzukommen, seien es Angriffe auf Blücher, seien es Vertheidigungsmaßregeln für Dresden, falls diese Stadt angegriffen würde.

Der Kaiser hatte inzwischen bereits mit Blücher zu thun, und trieb ihn vor sich her, als er plötzlich zur Vertheidigung von Dresden dort in Anspruch genommen wurde; 60 000 Franzosen hatten sich in und bei Dresden gegen 180 000 Verbündete zu wehren. Der Obergeneral Fürst Schwarzenberg hatte Dresden am 26. angegriffen, jedoch die Sache ohne Energie betrieben. Napoleon ist mit der Schnelligkeit des Blitzes da; es glückt ihm 100 000 Franzosen aufzubringen und sie den 180 000 Alliirten gegenüberzustellen. Die Schlacht hebt an, Napoleons scharfer Blick führt zum Siege. Die feindliche Armee ver-

liert 40000 Mann; der Kaiser Alexander war auf dem Schlachtfelde zugegen; Moreau fiel, von einer der ersten Kugeln der kaiserlichen Garden getroffen.

Es war also wieder da das uns so lange untreue Glück! Den Tag nach der Schlacht stellte sich ein Bevollmächtigter Oesterreichs ein, um Freundschaftsversicherungen zu überbringen — ach! es war ja des Glückes letztes Lächeln! Von nun an gab es für Napoleon nur noch eine Kette von Unglücksfällen. Wo er nicht ist, giebt es für uns Niederlagen. Unsere schlesische Armee verliert 25000 Mann gegen Blücher, die, welche Berlin angreift, wird vom Kronprinzen von Schweden*) geschlagen. Endlich wurde beinah das ganze Corps Vandamme's, welches nach Böhmen geschickt war, um dem Feinde in den Rücken zu fallen, vernichtet. Hierzu kam die plötzliche Erkrankung Napoleons, die man anfänglich glaubte, auf eine Vergiftung zurückführen zu sollen — so sind denn alle Früchte der glorreichen Schlacht bei Dresden verloren!

Mit dem Sinken der moralischen Kräfte im französischen Heere wuchsen das Selbstvertrauen und die Energie des Feindes. Vergebens sind alle Anstrengungen des großen Schlachtenlenkers, vergebens will er bald hier, bald dorthin. Ueberall weicht der Feind vor ihm zurück, kaum hat Napoleon den Rücken gewendet, so dringt der Feind siegreich vor und gewinnt immer mehr an Terrain; seine Armeen bilden einen Halbkreis, der sich immer enger um die Franzosen schließt. Im Königreich Westphalen bricht der Aufruhr aus, mehrere Zufuhren werden abgeschnitten, unsere Verbindungen mit Frankreich sind gefährdet.

---

*) Anmerkung des Herausgebers. Nicht von Bernadotte, der unthätig drein schaute, sondern von dem tapferen General von Bülow, der bei Großbeeren den Marschall Oudinot und bei Dennewitz den Marschall Ney aufs Haupt schlug.

So standen die Sachen, als der König von Baiern, der Führer des Rheinbundes, an den Kaiser schrieb, um ihm die vertrauliche Mittheilung zu machen, daß er nur noch sechs Wochen an dem Bündnißvertrage festhalten könne.

Napoleon, an der Elbe hart bedrängt, denn die Alliirten sind schon auf dem rechten Ufer, faßt den kühnen Entschluß, seine Stellung mit der des Feindes zu vertauschen, seine Linie zu durchbrechen, in seinem Rücken zu operiren und ihn zu zwingen, auf das linke Ufer zurückzukehren. Wenn er ihm dadurch seine Communication mit Frankreich preisgiebt, so lehnt er seinen Rücken jetzt an ein noch nicht vom Kriege mitgenommenes feindliches Gebiet (Brandenburg mit Berlin, Mecklenburg ꝛc.), aus welchem seine Truppen ihren Unterhalt beziehen können. Kaum hat der Kaiser aus seinem kühnen Wagniß neue Hoffnungen geschöpft, als vom König von Württemberg die Nachricht eintraf, daß die baierische Armee sich mit der österreichischen vereint habe und an den Rhein marschire, um Napoleon den Rückzug nach Frankreich zu verlegen. Nun blieb dem Kaiser Nichts übrig als an seinen Rückzug zu denken, auf der Ebene von Leipzig sammelt er, eine unvermeidliche Schlacht im Auge, seine Truppen; es sind 157000 Mann mit 600 Geschützen; der Feind hat deren 1000 zur Verfügung, und zählt 350000 Combattanten. Am ersten Tage nach wüthendem Kampf sind die Franzosen die Sieger: der Sieg wäre ein entscheidender gewesen, wenn eins der in Dresden zurückgelassenen Corps in die Schlacht mit eingegriffen hätte, wie es Napoleon gehofft hatte. General Merfeld, der von den Franzosen gefangen worden war, wurde zurückgeschickt in das Hauptquartier der Verbündeten, mit der Mittheilung, der Kaiser wäre bereit, Deutschland zu räumen. Allein der Feind begann am folgenden Morgen, da er bedeutende Verstärkungen an sich gezogen hatte, die Feindseligkeiten von Neuem; sein be-

deutendes numerisches Uebergewicht setzte ihn in den Stand, die im Kampf verwundeten Truppen — wie auf der Parade — durch frische ablösen zu lassen. Unglaubliche Unglücksfälle traten hinzu: der Verrath erhebt sein Haupt in unseren Reihen — die Sachsen, unsere Verbündeten, brechen die Reihen, gehen zum Feinde über und überschütten uns mit den Geschossen ihrer Artillerie. Allein noch behaupten wir, dank der Ruhe und Energie des Kaisers, dank der Ausdauer und Tapferkeit der Truppen, das Schlachtfeld. Die beiden furchtbaren Tage kosteten dem Feinde 150000 Mann seiner besten Truppen, 50000 davon waren todt. Unsere Verluste beliefen sich auf noch nicht 50000 Mann; ein dritter Schlachttag hätte sich also nicht ungünstig für uns angelassen, aber — es fehlte an Munition, nur 60000 Patronen waren noch vorhanden, wir hatten 220000 Schüsse in den beiden Tagen abgegeben. So war denn Napoleon gezwungen, den Befehl zum Rückzuge zu geben; derselbe begann während der Nacht in der Richtung auf Leipzig; die Verbündeten aber dringen mit uns zugleich in die Stadt. Noch nicht genug damit — durch irgend ein Versehen wird die Elsterbrücke, die einzige, über welche unser Rückzug gehen konnte, in die Luft gesprengt. Alles, was auf dem Leipziger Ufer zurückblieb, war verloren. Der übrige Theil zieht in Eile und Unordnung auf der Straße nach Mainz ab. In Hanau verlegen 25000 Baiern den Rückweg, nur traurige Ueberreste kehren nach Frankreich zurück, decimirt durch ansteckende Krankheiten.

So war die Schlacht bei Leipzig das Grab unseres Ruhmes, unseres großen, herrlichen Reiches!

Ich recapitulire die Unglücksfälle:

Plötzliches Unwohlsein Napoleons. — Plötzliches Austreten des Bober. — Vertrauliche Mittheilungen des Königs von Baiern. — Nicht angelangter Marschbefehl

für die in Dresden verbliebenen Corps. — Mangel an Munition nach den zwei Schlachttagen. — Die Elsterbrücke fliegt in die Luft.

Die Verräthereien:

Geheime Zettelungen Oesterreichs. — Verletzungen des Waffenstillstandes von Poischwitz. — Abfall der bairischen Regierung. — Verrath der Sachsen ꝛc.

Hier in Kürze auch einige Zeilen über den Gang der Ereignisse.

Nach der Schlacht bei Dresden beglückwünschte Jemand den Kaiser wegen seiner Erfolge. „Das bedeutet noch nichts“, bemerkte er, „aber Vandamme ist dem Feinde im Rücken und dort erst liegen die eigentlichen Erfolge.“ Der Kaiser schickte sich an, persönlich an entscheidender Stelle einzugreifen, als er plötzlich nach eingenommener Mahlzeit ein heftiges Erbrechen bekam, sodaß er nach Dresden zurückgeschafft werden mußte. — Nun klappte Nichts mehr; kleine Ursachen haben oft Großes im Gefolge.

Das plötzliche Steigen des Wassers im Bober in Schlesien war der Hauptgrund der Niederlage Macdonald's, die Ueberschwemmung ereilte seine Truppen mitten in ihren Bewegungen.

Der König von Baiern schrieb an Napoleon Ende September, daß er noch 6 Wochen, höchstens 2 Monate an seinem Bündnisse festhalten könne, daß er genöthigt sei, die ihm gemachten günstigen Anerbietungen ablehnen zu müssen. Daraufhin beschloß der Kaiser seine Operationen gegen Berlin, indem er glaubte, daß sechs Wochen genügen würden, die augenblicklichen Umstände anders zu gestalten. Leider aber waren in München die intriguirenden Politiker stärker als der König von Baiern, und Napoleon genöthigt, in der bereits begonnenen Bewegung einzuhalten, und den unvortheilhaften Kampf bei Leipzig anzunehmen.

Bei seinen Dispositionen in Bezug auf die Leipziger Schlacht hatte der Kaiser auf eine Diversion der in Dresden zurückgelassenen Corps gerechnet, ihre Mitwirkung hätte den Sieg entschieden, „allein wir waren so dicht umzingelt, daß des Kaisers Befehle Dresden nicht erreichen konnten."

Nach den beiden schrecklichen Leipziger Tagen stand unserem Rückzuge nur eine einzige Brücke, welche über die Elster führte, zur Verfügung. Es war einem Offizier der Befehl ertheilt worden, sie in die Luft zu sprengen, sowie der Feind zur Verfolgung unserer Nachhut vor derselben einträfe. Unglücklicher Weise wird dem Offizier gesagt, der Kaiser wolle ihn sprechen: er entspricht in Eile dem irrthümlichen Befehl. Währenddem setzt ein Pionierunteroffizier, der einen russischen Plänkler sieht, die Mine in Brand — dadurch war Alles, was vom französischen Heere jenseits der Brücke war, verloren. Es fiel unsere ganze Nachhut, das Gepäck, 200 Kanonen und 30000 Gefangene in die Hände des Feindes.

Als das betreffende Bulletin in Paris eintraf, erklärten die Uebelwollenden sofort, dasselbe enthalte eine Lüge; der Kaiser selbst habe das Sprengen der Brücke befohlen, um seine Person in Sicherheit zu bringen.

Von den Kniffen und Schlichen Oesterreichs war schon die Rede, zwischen seinen Worten und seinen Thaten zeigten sich gewaltige Widersprüche. Es hatte unser Verderben dadurch herbeigeführt, daß es uns zum Waffenstillstande von Poischwitz überredete, was um so schimpflicher ist, da schon damals Oesterreich entschlossen war, uns mit Krieg zu überziehen und da sein Cabinet einige Tage später, obwohl immer noch verbündet mit uns und die Vermittlerrolle spielend, Verpflichtungen gegen uns einging; die Rolle, welche es bei den Trachenberger Verhandlungen anfangs Juli spielte, ist heute allseitig bekannt. Aus Schamgefühl wurden diese Umstände etwa noch einen Monat nach

Beginn der Feindseligkeiten geheim gehalten. Dem Kaiser Franz gegenüber war nur von „eventuellen Vorsichtsmaßregeln“ die Rede. Nur dadurch, daß Napoleon ihm als eine Geißel des Menschengeschlechtes hingestellt wurde, gelang es, seine Unterschrift zu gewinnen.*)

Zu dem Plane, welchen Napoleon zu dem Feldzuge entworfen hatte, gehörte es auch, daß die baierische an der Donau aufgestellte Armee mit der italienischen in Illyrien gemeinschaftlich operiren und ihr Augenmerk auf Wien richten sollte. Der Führer der baierischen Armee, weil er in geheimem Einvernehmen mit dem Feinde stand, aber that garnichts und behinderte dadurch den Vicekönig, gegen den sich die Hauptstreitkräfte der Oesterreicher wendeten. Der offenkundige Abfall der baierischen Armee aber wurde, wie gesagt, eine der Hauptveranlassungen zu unserem Unglück.

Nichts aber gleicht dem empörenden Verhalten der Sachsen, die, obwohl unsere Waffenbrüder und Schicksalsgenossen, sich plötzlich im Augenblick der Gefahr wider uns wandten. Napoleon gab bei dieser Gelegenheit wieder ein Zeichen seines Edelmuthes: er hatte seiner Garde ein sächsisches Corps einverleibt, dasselbe beließ er seinem treuen Verbündeten, dem König von Sachsen, welchen er in Leipzig zurückließ, indem er ihn zugleich all seinen Verpflichtungen entband. Es befanden sich bekanntlich auch Baiern in der kaiserlichen Armee; der Kaiser ließ ihrem Führer Mittheilung machen: Baiern habe ihm illoyaler Weise den Krieg erklärt; er habe dadurch das Recht, diese Truppe zu entwaffnen und sie als kriegsgefangen zu behandeln, allein ein solcher Schritt wäre dem Zutrauen zuwider, welches seine Truppen in ihn, den Kaiser, setzen sollten. Er ließ ihnen Lebensmittel überweisen und schickte sie heim.

*) Montvezant, VI, 262.

Ueber die Capitulation von Dresden liegen Nachrichten eines verdienten Offiziers vor. Derselbe berechnet die Zahl der in den festen Plätzen, von denen wir getrennt waren, zurückgebliebenen Truppen auf 177000 Mann. Der Kaiser hatte bei Leipzig nur 157000 Mann — wie anders hätte sich alles gestaltet, wäre nur ein Theil jener 177000 Mann in den Händen des Kaisers gewesen.

In den Vereinbarungen der Alliirten waren auch über die Capitulationen der zahlreichen Garnisonen Abmachungen getroffen — es sollten dem Wortlaut nach „ehrenvolle" Capitulationen sein. Allein es kam anders. Der Grund zur Ablehnung der in Dresden zwischen dem Marschall Saint-Cyr und den Generälen Tolstoi und von Klenau vereinbarten und unterfertigten Capitulation war der, daß der Fürst Schwarzenberg dieselbe nicht ratificiren könne, weil der Graf Lobau, Adjutant Napoleons, zugleich mit Saint-Cyr in Dresden festgehalten, wider die Capitulation Einspruch erhob; später wurde auch die Capitulation von Danzig, abgeschlossen mit dem General Rapp, abgelehnt und zwar unter dem seltsamen Vorwande, daß die Garnison von Dresden, kaum daß sie in Straßburg eingetroffen wäre, auch den Dienst wieder aufgenommen hätte, man könne also die Capitulation Danzigs nicht annehmen, ohne sich derselben Gefahr wie in Bezug auf Dresden auszusetzen. Am 14. November capitulirte die Garnison von Dresden, bestehend aus zwei Armeecorps, zusammen 40000 Mann betragend.

Die Capitulation bestimmte, daß die Räumung Dresden's in sechs Colonnen innerhalb von sechs einander folgenden Tagen erfolgen sollte; als Bestimmungsort der Garnison war Straßburg festgesetzt worden. Die Räumung erfolgte demgemäß. Unsere sechste Colonne aber hatte kaum einen Tagemarsch hinter sich, als die Erklärung erfolgte, daß die Capitulation durch den Generalissimus Fürsten

Schwarzenberg unter dem 19. November verworfen worden sei.

Als der Marschall Saint-Cyr sich hierüber beschwerte, wurde ihm angeboten, mit seinen Truppen nach Dresden zurückzukehren und sich in den Besitz aller Vertheidigungsmittel zu setzen, die ihm vor der Capitulation zur Verfügung gestanden hatten. So kam es, daß diese abgeschnittenen Truppen sich in die in Böhmen gelegenen, ihnen schließlich angewiesenen Cantonnements verfügen mußten, anstatt ihren Marsch rheinwärts fortzusetzen.

Der Marschall entsandte einen höheren Offizier an Napoleon, um denselben von den Vorfällen zu benachrichtigen, allein die Alliirten verzögerten unter allen möglichen Vorwänden dessen Weiterkommen. Erst am 18. December traf der Bote in Paris ein. Die inzwischen eingetretenen Ereignisse machten alles Weitere unmöglich. So kam es auch, daß Napoleon der bekannten Erklärung von Frankfurt keinerlei Glauben schenkte; die Kammer aber verschlimmerte die Lage noch durch ihr unpatriotisches Verhalten.

Dienstag, 3. September.

Die Revolution.

Heut ist der Jahrestag eines erschütternden Ereignisses, jener Gefängnißmorde in Paris, jener zweiten Bartholomäus-Nacht. Der Kaiser, der darauf zu sprechen kam, bemerkte:

„Es ist ein Flecken in der Geschichte Frankreichs. Das Ereigniß unterscheidet sich nur dadurch von jener Mordnacht, daß ihm weniger Menschen zum Opfer fielen und daß es von der Regierung nicht gebilligt wurde, diese sogar bemüht war, die Verbrecher zu bestrafen. Die Morde wurden von der Commune begangen, einer Rivalin der Gesetzmäßigkeit. Uebrigens waren sie mehr ein Act des Fanatismus als der thierischen Roheit. Man hat gesehen,

daß die Mordgesellen, diese sogenannten „Septembriseurs“, einen der Ihrigen niederschossen, weil er während der Executionen einen Diebstahl begangen hatte. Diese entsetzlichen Ereignisse lagen in der zwingenden Gewalt der Umstände und dem Geiste der Zeit. Es ist eine politische Umwälzung unmöglich ohne Volkswuth, kein Erfolg für das entfesselte Volk ohne Unordnung, ohne Opfer. Die Preußen rückten ins Land. Ehe man sich auf sie stürzte, wollte man Hand anlegen an ihre Helfershelfer in Paris. Wer weiß, ob das Ereigniß nicht zum Wohle Frankreichs beitrug. Und wer weiß, ob die Fremden, als sie neuerdings wiederkehrten, je über Frankreich Herr geworden wären, wenn man jene Greuel an ihren Freunden wiederholt hätte! Es ging nicht, denn jetzt gab es eine geregelte Regierung — was mich betrifft: ich hätte kein König von Pöbels Gnaden sein mögen!

Es ist eine feststehende Thatsache: ohne „Terreur“ keine Revolution! Nur Zeit und Erfolge gelangen dahin, sie zu läutern und zu veredeln, sie legitim zu machen. Was nützte es, wollte man Denen, die die Hand am Ruder, die alle Aemter inne haben, sagen: scheert Euch fort. Sie würden sich vertheidigen, das ist einleuchtend, deshalb muß man sie mit Schrecken erfüllen, muß ihnen mit der „Terreur“ kommen und das ist die Laternen-Justiz, das sind die Hinrichtungen, die das Volk vollzieht! „La Terreur“ begann in Frankreich am 4. August, als die Feudalrechte beseitigt, der Adel abgeschafft wurde und man die Trümmer dem Volke preisgab. Es hat sich dieselben getheilt, es hat sie nicht wieder verlieren wollen — es hat getödtet. Die erste Zeit hat es die Revolution begriffen und sich für dieselbe interessirt. Bis dahin gab es noch Moral und religiöse Fügsamkeit beim Volke, und viele zweifelten daran, daß ohne König, ohne Feudallasten es überhaupt, wie gewöhnlich, eine Ernte geben könnte.

„Auf alle Fälle aber,“ fügte der Kaiser noch hinzu, „ist eine Revolution eines der schrecklichsten Uebel, das der Himmel der Erde bescheeren kann, sie wird der Generation, von welcher sie durchgeführt wird, zur Geißel; alle Vortheile, welche sie einbringt, wiegen die Wirrsale nicht auf, mit denen sie das Leben ihrer Urheber erfüllt. Sie bereichert die Armen, ohne sie zufriedenzustellen, sie macht die Reichen, die es nie vergessen werden, arm; sie wirft Alles über den Haufen: in der ersten Zeit bringt sie Allen Unglück, Niemandem Glück. Das wahre soziale Glück liegt im friedlichen Verkehr, in der Harmonie des Wohlergehens bei einem Jeden. In ruhigen Zeiten ist ein Jeder in seiner Weise glücklich, der Schuhmacher in seiner engen Werkstatt ist so glücklich, wie ich auf meinem Throne, der Subalterne hat seinen Feind ebenso wie sein General. Revolutionen zerstören zunächst Alles und ersetzen erst in der Zukunft.“

Es wurde die Frage aufgeworfen, ob es wohl möglich gewesen wäre, die französische Revolution in ihrer Entstehungsphase aufzuhalten. Der Kaiser meinte, dies wäre, wenn nicht unmöglich, doch sehr schwer zu erreichen gewesen. Vielleicht, meinte er, hätte man das Gewitter beschwören oder durch eine machiavellistische That ableiten können, indem man mit der einen Hand die Großen schlug, mit der andern dem Volke Koncessionen, indem man ihm die reformatorischen Zugeständnisse machte, welche die Zeit forderte und welche bereits in der sogenannten „Séance royale,“ das heißt in der Sitzung, an welcher der König Theil nahm, erwähnt worden waren.

Sonntag, 8. September.

Die Frauen. — Manuscript von der Insel Elba.

Man kam auf das Alter der Frauen zu sprechen und ihren Widerwillen, es anzugeben. Der Kaiser hatte einige pikante Details bei der Hand. Er erzählte von einer

Dame, die lieber einen großen Proceß verlor, als daß sie ihr Alter angab. Hätte sie ihr Taufzeugniß vorgewiesen, so hätte sie gewonnen — dazu aber konnte sie sich nicht entschließen. Es war von einer Andern die Rede, die Jemandem sehr gut war; sie war überzeugt, daß sie an der Seite des Herrn ihr Glück finden würde, sie konnte ihn aber nur heirathen, wenn sie ihr Taufzeugniß vorwies — sie zog es vor, auf die Heirath zu verzichten. Der Kaiser gedachte auch einer sehr hochstehenden Dame, welche, als sie heirathete, ihren Mann um wenigstens fünf oder sechs Jahre betrog, indem sie den Taufschein einer jüngeren Schwester producirte, die schon lange todt war.

„Die arme Josephine,“ ergänzte der Kaiser, „setzte sich dadurch allen möglichen Unannehmlichkeiten aus, die Heirath hätte können für null und nichtig erklärt werden.“

Es war später die Rede zwischen dem Kaiser und mir von einem seiner neueren Dictate, welches die letzten 25 Jahre der Geschichte Frankreichs umfaßt, das ist also die Republik, das Consulat und das Kaiserreich. Die Abhandlung ist unter dem Titel „Manuscript der Insel Elba“ veröffentlicht worden. Sie ist so wenig bekannt, daß ich hier darauf zurückkommen möchte.

I. Kapitel (als Einleitung). Heinrich IV folgt auf Heinrich III ohne Interregnum. Er siegt über die Liga, kann seine Regierung jedoch nur wahren, indem er Stütze bei der Majorität der Nation sucht.

Heinrich IV wurde zu Saint Cloud an demselben Tage zum König ausgerufen, an welchem Heinrich III starb. Er wurde von allen protestantischen Gemeinden anerkannt und von einem Theil des katholischen Adels. Die „heilige Liga“, welche sich gegen Heinrich III aus Rache gegen die Protestanten und den Herzog von Guise gebildet hatte, beherrschte Paris und hatte 5/6 des Königreiches unter ihrer Fuchtel! Sie weigerte sich Heinrich IV

anzuerkennen, rief aber auch keinen Andern zum König aus. Ihr Führer, der Herzog von Mayenne, hatte seine Machtvollkommenheit inne unter dem Titel: „Lieutenant général“ des Königsreichs. Die Thronbesteigung Heinrichs IV änderte in Nichts die von der Liga beobachteten Formen: eine jede Stadt war localen oder militärischen Autoritäten unterstellt. Zu keiner Zeit, selbst nicht am Tage nach seinem Einzuge in Paris, erkannte Heinrich IV die Erlasse der Liga als zu Recht bestehend an, auch hat diese nie dahingehende Ansprüche erhoben. Das Parlament von Paris war in zwei Parteien getheilt, die eine hielt zur Liga und hatte ihren Sitz in Paris, die andere, eine Anhängerin Heinrich IV, hatte sich in Tours zusammengefunden. Die Parlamente aber hatten nur mit Rechtssachen zu thun. Die Provinzen behielten ihre Organisation, ihre Vorrechte, sie hielten am alten Herkommen fest. Wir bemerkten soeben, daß die Liga keinen anderen Gebieter proclamirte, allein sie erkannte doch für kurze Zeit den Onkel Heinrichs, den Cardinal Bourbon, als König an, allein dieser lehnte es ab, den Feinden seines Stammes die Hand zu bieten. Heinrich hatte sich übrigens seiner Person bemächtigt; es ging keinerlei Regierungshandlung von ihm aus und die Liga fügte sich nach wie vor unter die Autorität des Herzogs von Mayenne. Mithin lag zwischen Heinrich III und Heinrich IV keinerlei Interregnum. Die Liga aber war in verschiedene Fractionen zerstückelt: die Sorbonne hatte dahin entschieden, daß das Recht der Geburt bei einem der Kirche feindlichen Fürsten nicht auch das Recht auf die Krone in sich schlösse. Von Rom war die Erklärung abgegeben, daß Heinrich IV, da er ein Ketzer wäre, für immer alle Rechte verloren habe, daß er diese nicht einmal dann wiedererlangen könne, wenn er in den Schooß der Kirche zurückkehre. Heinrich IV, König von Navarra, gehörte dem reformirten Bekenntniß

an, er wurde während des Hugenotten-Massacres gezwungen, Margarethe von Valois zu heirathen und eidlich dem reformirten Bekenntniß zu entsagen. Sowie er sich jedoch vom Hofe entfernen konnte, und er sich auf dem linken Ufer der Loire unter den Bekennern seines alten Glaubens befand, erklärte er, sein damaliger Schwur wäre ihm aufgenöthigt worden, auch kehrte er zu dem alten Bekenntniß zurück. Dadurch erschien er im Lichte eines verstockten Ketzers; die Majorität der Liga aber, das heißt die milder Denkenden, war der Meinung, es müsse die Aufforderung an Heinrich ergehen, in den Schooß der römischen Kirche zurückzukehren, es müsse Heinrich als König anerkannt werden, sobald er abermals sein Bekenntniß durch Eidschwur ablege und die bischöfliche Absolution erhalte.

Es wurden zugleich von der Liga die Generalstaaten nach Paris einberufen; die Gesandten von Spanien beantragten eine vierte Dynastie auf den Thron Frankreichs zu setzen, da Heinrich und Condé für Ketzer erklärt, alles Recht an die Krone verloren hätten, die männliche Linie der Capets mithin erloschen sei. Sie reclamirten die Erbfolgerechte für die Infantin, Tochter einer Schwester Heinrich II, Königs von Frankreich, als erste in der weiblichen Linie, und sagten, daß, wenn die Nation glaube, durch das Erlöschen der männlichen Linie die Verfügung über den Thron zu haben, sie darauf bestehen müßten, daß die Wahl auf die spanische Infantin fiele. Auch müsse Frankreich die Anstrengungen berücksichtigen, welche Philipp II zu Gunsten der Liga gemacht habe. Spanische Truppen befanden sich in Paris unter Befehl des Herzogs Mayenne: die Infantin sollte einen französischen Prinzen heirathen; die Gesandten bezeichneten als solchen den Herzog von Guise, einen Sohn des bei Blois Ermordeten. Eine 50000 Mann starke spanische Armee sollte vom Madrider Hofe in Paris unterhalten werden, welche Alles aufbieten

würde, dieser vierten Dynastie zum Siege zu verhelfen. Die Sechzehn unterstützten die Vorschläge, welche die Billigung Roms gefunden hatten, allein — es war vergeblich! Das Gefühl der französischen Nation lehnte sich dagegen auf, daß eine fremde Nation über den Thron Frankreichs verfüge. Der Theil des Parlamentes, der in Paris seinen Sitz hatte, wurde vorstellig bei dem „Lieutenant général", dem Herzog von Mayenne: daß er doch über alten Fundamentalrechten der Monarchie und namentlich über dem Festhalten an den Bestimmungen des Salischen Gesetzes wachen möchte. Sollten die Bemühungen der spanischen Partei obsiegen, die General-Staaten die Descendenten von Hugo Capet für des Thrones verlustig erklären und eine vierte Dynastie aufgestellt werden, wenn diese Heinrich aus dem Lande gejagt hätte, von der Nation angenommen, von der Religion geweiht, von den europäischen Staaten anerkannt wäre, so wären unbedingt die Rechte der dritten Dynastie erloschen.

Heinrich siegte zwar über die Liga bei Arques und auf der Ebene von Ivry und belagerte Paris, sah aber die Unmöglichkeit ein, in Frankreich die Herrschaft zu führen, ohne sich der Partei des Volkes anzuschließen. Er war mit seiner nur aus Franzosen bestehenden Armee siegreich gewesen, wenn auch zu den Seinigen ein kleiner Trupp Engländer gehörte. Die Heere der Liga bestanden dagegen fast ausschließlich aus Spaniern und Italienern. Heinrich berief nach Beauvais eine Versammlung der Häupter der verschiedenen religiösen Parteien, um darüber zu berathen, was das Beste zu thun wäre: man rieth ihm, seine Religion abzuschwören und sich der Partei des Volkes anzuschließen. Heinrich leistete denn auch in St. Denis den Eid, erhielt die bischöfliche Absolution, die Hauptstadt öffnete ihm ihre Thore, und er wurde in ganz Frankreich als König anerkannt. Heinrich, seinem Eide treu, besetzte fast alle

Staatsämter mit Anhängern der Liga, die Hugenotten, die ihn nie im Stich gelassen, die ihm zum Siege verholfen hatten, ließen ihre Klagen laut werden; sie beschuldigten den König der Undankbarkeit, auf der anderen Seite war man im Volke lange Zeit mißtrauisch gegen die geheimen Absichten des Königs.

II. Capitel. **Die Republik, eingesetzt durch den Willen des Volkes, geheiligt durch die Religion, geweiht durch Siege, anerkannt von allen Staaten Europa's.**

Hugo Capet bestieg den französischen Thron auf Grund einer Parlamentswahl: dieses Parlament bestand aus den Vornehmsten im Lande und den Bischöfen. Die Monarchie in Frankreich war nie eine absolute, das Eingreifen der Generalstaaten stets nothwendig, sobald es sich um wichtige gesetzgeberische Maßnahmen handelte, um Steuern 2c. Später haben sich die Parlamente als Generalstaaten im Kleinen, vom Hofe aus unterstützt, aufgespielt und die Rechte der Nation an sich gerissen. Ludwig XVI berief 1789 die Generalstaaten, und auf die Nation ging die Ausübung eines Theiles der Souveränetät über. Die constituirende Versammlung gab dem Staat eine neue Verfassung, welche durch die öffentliche Meinung in ganz Frankreich gebilligt wurde. Ludwig XVI nahm sie an und beschwor, sie aufrecht erhalten zu wollen. Die gesetzgebende Versammlung suspendirte den König: Der Convent, gebildet aus Deputirten aller berathenden Körperschaften im Staat, mit besonderer Vollmacht ausgestattet, erklärte die Monarchie für beseitigt und gründete die Republik. Alles, was zur monarchischen Parthei gehörte, verließ Frankreich und rief fremde Armeen zur Hilfe. Oesterreich und Preußen schlossen den Vertrag zu Pillnitz. Oesterreichische und preußische Armeen mit ihnen die der Prinzen begannen den Krieg der ersten Coalition, um das fran-

zösische Volk zur Unterwerfung zu zwingen. Die gesammte Nation eilte zu den Waffen. — Oesterreich und Preußen wurden besiegt. Dann traten Oesterreich, England und Rußland zu einer zweiten Coalition zusammen. Sie wurde ebenso vernichtet wie die erste und — alle Staaten erkannten die Republik an, und zwar:

1. Die Republik Genua durch eine außerordentliche Gesandtschaft am 15. Juni 1792.
2. Die hohe Pforte durch Erklärung vom 27. März 1793.
3. Toscana in den Abmachungen vom 9. Februar 1795.
4. Holland durch den Tractat vom 16. Mai 1795.
5. Die Republik Venedig durch eine außerordentliche Gesandtschaft am 30. December 1795.
6. Der König von Preußen im Baseler Frieden am 5. April 1795.
7. Der König von Spanien durch die Abmachungen zu Basel am 22. Juli 1795.
8. Hessen-Cassel 28. Juli 1795.
9. Die Schweiz 19. August 1795.
10. Dänemark gab seine Anerkennung zu wissen unter dem 18. August 1795.
11. Schweden durch Gesandtschaft 23. April 1796.
12. Sardinien in den Abmachungen von Paris am 28. April 1796.
13. Amerika durch eine außerordentliche Gesandtschaft 30. December 1796.
14. Neapel 10. Oktober 1796.
15. Parma 5. November 1796.
16. Württemberg 7. August 1796.
17. Baden 22. August 1796.
18. Baiern 24. Juli 1797.
19. Portugal 19. August 1797.
20. Der Papst durch die Abmachungen zu Tolentino 19. Februar 1797.

21. Der Kaiser von Deutschland zu Campo Formio am 7. Oktober 1797.
22. Der Zar von Rußland 8. Oktober 1801.
23. Endlich auch der König von England im Frieden von Amiens 27. März 1802.

Die Regierung der Republik entsandte und empfing die Gesandten aller Mächte; die Tricolore war überall gekannt und anerkannt zu Lande und zu Wasser. Der Papst hatte als weltlicher Herrscher zu Tolentino mit der Republik, als Oberhaupt der katholischen Kirche durch das am 18. April 1802 abgeschlossene Concordat mit ihr rechtsgültig unterhandelt. Die meisten Bischöfe, die der royalistischen Partei ins Ausland gefolgt waren, unterwarfen sich, diejenigen, welche der Partei ergeben blieben, verloren ihre Sitze. Die Republik, gestützt auf das Einvernehmen aller ihrer Bürger, mit ihren siegreichen Armeen von allen Fürsten und Königen anerkannt, war es auch von Seiten aller Religionen, namentlich auch der römisch-katholischen.

Wenn nach dem Tode Ludwig XVI alle Mächte der Welt die Republik anerkannten, so erkannte zugleich keine einen Nachfolger Ludwig XVI an. Das Schalten und Walten der dritten Dynastie war mit dem Jahre 1800 zu Ende, gerade so gut, wie das der ersten und das der zweiten. Die Titel und Rechte der Merowinger waren erloschen in den Titeln und Rechten der Capetinger, ebenso wie die Titel und Rechte der Capetinger in die Titel und Rechte der Republik übergingen. Eine jede legitime Regierung verwischte Rechte und Legitimität der vorhergehenden. Die Republik war eine Regierung de facto et de jure, legitim durch den Willen der Nation, geheiligt von der Kirche, getragen von der Anerkennung der ganzen Welt.

III. Capitel. Die Revolution hat die französische Nation neugestaltet: sie hat die Gallier befreit von den Ueberlieferungen der Franken; sie hat eine neue Ordnung der Dinge, dem Wohlergehen, den Rechten des Volkes, der Aufklärung der Zeit entsprechend, geschaffen.

Die französische Revolution ist nicht hervorgegangen aus dem Aufeinanderprallen der Interessen zweier Familien, die sich den Thron streitig machen, sie war vielmehr eine allgemeine Bewegung der großen Volksmasse gegen die Bevorrechtigten. Der Adel von Frankreich, wie von ganz Europa, datirt aus der Zeit der Ueberflutung der Tartaren, welche sich das römische Reich theilten. In Frankreich war der Adel durch Franken und Burgunder dargestellt, das übrige waren die Gallier. Das feudale Regierungssystem, welches eingeführt wurde, stellte das Prinzip auf: jedes Stück Land habe einen Herrn. Alle politischen Rechte standen den Priestern und Edelleuten zu, die Bauern waren Sklaven, quasi ein Bestandtheil der Scholle. Civilisation und Aufklärung befreiten das Volk. Die neuen Zustände führten zur Blüthe von Handel und Industrie. Der größere Theil von Land, Reichthum und Aufklärung wurde im 18. Jahrhundert ein Theilungsobject für das Volk. Der Adel blieb trotzdem noch eine bevorrechtigte Klasse, noch besaß er unter allerhand Bezeichnungen und unter den verschiedensten Formen alte Feudalrechte, brauchte keine der socialen Belastungen zu tragen und bekleidete ausschließlich die einträglichsten Aemter.

Diese Mißstände riefen den Protest des Bürgerstandes wach. Der Hauptzweck der Revolution war der, die Privilegien zu beseitigen, die Rechtsprechung der adeligen Grundbesitzer, die Feudalrechte überhaupt als einen Rest früherer Sklaverei des Volkes abzuschaffen, alle Bürger des Staates, alles Eigenthum ohne Unterschied zu den

Lasten des Staates heranzuziehen. Sie verkündete gleiches Recht und gleiche Rechte für Alle. Aemter und Würden sollten einem Jeden, der dazu befähigt war, zustehen. Das Königreich bestand aus Provinzen, welche mit der Krone zu verschiedenen Zeiten vereint worden waren; sie hatten unter sich keine natürlichen Grenzen, sie waren ungleich in Bezug auf Flächeninhalt und Bevölkerung; da gab es verschiedene Gebräuche, verschiedene Gesetze, die Steuern waren verschieden, deshalb gab es für jede eine besondere Zollgrenze. Frankreich war kein Staat im eigentlichen Sinne, es waren verschiedene kleine, Grenze an Grenze bei einander liegende Staaten. Die Ereignisse vergangener Jahrhunderte, der Zufall hatte das Alles so gefügt. Die Revolution, von dem Grundsatz der Gleichheit unter den Individuen und den verschiedenen Territorien ausgehend, beseitigte alle diese kleinen Nationen und machte aus ihnen zusammen eine neue: es gab keine Normandie, keine Bretagne, kein Burgund, keine Provence, kein Lothringen mehr — es gab nur e i n Frankreich, die Grenzen zwischen den Provinzen verschwanden: dieselben Gesetze fortan, dieselbe Verwaltung, dieselben Steuern! Die Opposition, welche der Hof, die Geistlichkeit, der Adel dem Gange der Ereignisse machten und der auswärtige Krieg veranlaßten das Emigranten-Gesetz, die Sequestration der Güter der Emigrirten, welche dann, um für die Bedürfnisse des Krieges aufzukommen, verkauft werden mußten. Ein großer Theil des französischen Adels sammelte sich unter dem Banner der Prinzen aus dem Hause Bourbon und bildete eine Armee, welche neben der österreichischen, preußischen und englischen den Krieg gegen die Heimath führte. Diese im Ueberfluß aufgewachsenen Edelleute dienten als gemeine Soldaten; Strapazen und Flintenkugeln nahmen viele hinweg, viele auch starben im Elend in der Fremde. Der Krieg in der Vendée, der Krieg der Chouans, die Revolutionstribunale fegten den

Adel hinweg — drei Viertel des französischen Adels gingen zu Grunde, alle Stellen im Civil- wie im Militärdienst gingen in die Hände von Leuten des Bürgerstandes über; auch in kirchlichen Dingen kam es zu umfassenden Neuerungen. Die Diöcesen von Vienne, Narbonne, Frejus, Sisteron, Rheims wurden durch 60 neue Diöcesen ersetzt, deren Gebiet in dem neuen Concordat durch neue Bullen festgesetzt wurde. Die Unterdrückung der Orden, der Verkauf der Klöster und des Grundeigenthums des Clerus wurde genehmigt; der Clerus wurde vom Staate pensionirt; Alles, was seit Chlodwig eine Folge der Ereignisse war, hörte auf. Alle Aenderungen aber waren für das Volk vortheilhaft, sie vollzogen sich mit so großer Leichtigkeit und schienen so selbstverständlich, daß im Jahre 1800 auch nicht eine einzige Erinnerung, weder an alte provinciale Vorrechte, noch frühere Souveräne und Parlamente, noch alte Diöcesen übrig war. Die Hälfte allen Grund und Bodens in Frankreich hatte die Besitzer gewechselt, Bauern und Bürger hatten sich damit bereichert. Die Fortschritte des Ackerbaues, der Industrie übertrafen alle Erwartungen: Frankreichs 30 Millionen Bewohner stellten nur noch eine einzige Klasse von Bürgern dar, welche nur ein Gesetz, nur eine Ordnung der Dinge kannte. Alle diese Aenderungen entsprachen dem allgemeinen Wohlergehen, der Gerechtigkeit und den aufgeklärten Begriffen der Zeit.

IV. Capitel. Das französische Volk errichtet den Kaiserthron, um den Neuerungen Bestand zu geben. Die vierte Dynastie folgt nicht unmittelbar der dritten, sondern der Republik. Napoleon wird vom Papst gesalbt, von den auswärtigen Mächten anerkannt. Napoleon hat Könige geschaffen, er hat Armeen von allen Mächten des Continents unter seinem Befehl gehabt.

Die fünf Mitglieder des Directoriums waren uneinig. Die Feinde der Republik stahlen sich in ihre Berathungen und schmuggelten Männer in die Regierung, die den Rechten

des Volkes feindlich waren. Diese Regierungsform erhielt den Staat in einer fortwährenden Gährung und die großen Errungenschaften, erkämpft während der Revolution, kamen in Frage. Einstimmig, von Seiten der ländlichen Bevölkerung sowohl wie der Städte, in der Mitte des Heeres wurde die Forderung laut, daß unter Innehaltung aller Grundsätze einer republikanischen Regierung das erbliche System wieder eingeführt werde. Der erste Consul der Republik sollte laut Verfassung des Jahres VIII sein Amt 10 Jahre lang inne haben, der Wille des Volkes aber dehnte diesen Zeitraum auf Lebenszeit aus; es erhob ihn alsdann auf den Thron und machte denselben in seiner Familie erblich. Damit waren die Principien der Volkssouveränität, waren Freiheit und Gleichheit, war die Beseitigung aller Feudalrechte, die Unwiderruflichkeit der Verkäufe des Nationaleigenthums, war die Unabhängigkeit der Culte für immer gesichert. Die Regierung Frankreichs unter dieser vierten Dynastie basirte auf den nämlichen Grundsätzen, welche die Republik aufgestellt hatte; es war eine gemäßigte, constitutionelle Monarchie. Es war zwischen der Regierung dieser neuen Dynastie und der dritten derselbe Unterschied, wie zwischen dieser und der Republik. Die vierte Dynastie folgte auf die Republik, war aber eigentlich nur eine Modificirung derselben.

Es ist nie ein Fürst mit legitimeren Rechten auf den Thron gesetzt worden, als Napoleon. Hugo Capet erhielt den Thron aus den Händen einiger Bischöfe und einiger Großen des Landes. Der Kaiserthron wurde Napoleon übergeben durch den Willen aller Bürger und dreifach in feierlicher Form gesichert. Pius VII, das Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche, zu welcher sich die Mehrheit des französischen Volkes bekannte, kam über die Alpen, um eigenhändig den Kaiser zu salben; er war umringt von allen Bischöfen Frankreichs, von allen Cardinälen der

römischen Kirche und den Deputirten aller Cantone des Kaiserreiches. Die Fürsten Europas beeilten sich, den Kaiser anzuerkennen, alle sahen mit Freuden diese mit der Republik vollzogene Abänderung, welche Frankreich in Uebereinstimmung brachte mit den Staaten des übrigen Europa. Die Gesandten der Kaiser von Oesterreich und Rußland, die Gesandten Preußens, Spaniens, Portugals, der Türkei, Amerikas erschienen zur Beglückwünschung des Kaisers. England allein, das den Vertrag von Amiens nicht inne gehalten und von Neuem den Krieg begonnen hatte, schickte Niemanden, aber auch England billigte die Vorgänge. Lord Whitworth schlug in den geheimen Abmachungen, welche unter Vermittlung des Grafen Malouet stattgefunden hatten, und dem Bruch des Friedens von Amiens vorangingen, im Namen seiner Regierung vor, Napoleon als König von Frankreich anzuerkennen, unter der Bedingung, daß er Malta herausgäbe. Der erste Consul antwortete, wenn je das Wohlergehen Frankreichs es fordere, daß er den Thron bestiege, so könne dies allein durch den Willen des Volkes erfolgen. Als später im Jahre 1806 Lord Lauderdale sich in Paris einstellte, um über den Frieden zwischen dem König von England und dem Kaiser zu verhandeln, war er bei der kaiserlichen Regierung beglaubigt; darüber starb Fox und die Unterhandlungen Lord Lauderdale's scheiterten. Das englische Cabinet war in der Lage, den Krieg mit Preußen zu verhindern und die Schlacht bei Jena zu vermeiden.*)

---

*) Während des Aufenthaltes von Lord Lauderdale in Paris und seiner Unterhandlungen mit den Bevollmächtigten des Kaisers rüstete Preußen in fieberhafter Eile und nahm eine feindselige Haltung an. Lord Lauderdale schien dies Verhalten zu mißbilligen, und den Kampf für einen zu ungleichen zu halten. Als er erfuhr, daß der Kaiser sich anschicke, das Obercommando über die Armee

Als später im Jahre 1814 die Alliirten zu Chaumont ihr Ultimatum stellten, wurde dasselbe auch von Lord Castlereagh unterzeichnet, wodurch zugleich die Anerkennung des Kaiserreiches und der neuen Dynastie einen indirekten Ausdruck fand. Wenn Napoleon die Stipulationen des Congresses zu Châtillon nicht annahm, so kam es daher, weil er glaubte, es stände ihm nicht zu, einen Theil seines Reiches, welches intact zu erhalten er bei seiner Krönung geschworen hatte, wegzugeben.

Die Kurfürsten von Baiern, Württemberg und Sachsen hatte der Kaiser zu Königen befördert; die sächsischen, baierischen, württembergischen, badischen und hessischen Truppen fochten im Feldzuge von 1809 zusammen mit den französischen Truppen gegen Oesterreich, 1812 aber hatte der Kaiser von Oesterreich zu Paris ein Bündniß mit Napoleon geschlossen, und der Fürst von Schwarzenberg befehligte unter Napoleons Oberleitung das für den russischen Feldzug gestellte österreichische Contingent: durch Napoleons Vermittlung wurde derselbe Feldmarschall. Ein ähnlicher Bündnißvertrag wurde zu Berlin abgeschlossen, und die preußische Armee kämpfte in Rußland Schulter an Schulter mit der französischen.

zu übernehmen, frug er an, ob der Kaiser einwilligen würde, seinen Abgang zur Armee hinauszuschieben und sich mit Preußen zu vergleichen, wenn England die Basis der Unterhandlungen annehmen würde, das heißt das Uti possidetis für beide Theile, Hannover mit einbegriffen: England wollte, abgesehen von dieser Basis, Hannover wieder erwerben; darüber wurde Lord Lauderdale abberufen, denn Fox war gestorben: der Kaiser reiste ab und es kam zur Schlacht bei Jena. Napoleon hatte eine deutlich zu Tage tretende Abneigung gegen den Krieg mit Preußen; er wollte Preußen den Besitz von Hannover lassen und einen norddeutschen Bund anerkennen. Er sagte sich, daß Preußen, welches nie von Frankreich besiegt oder herabgesetzt war, keine den seinigen zuwiderlaufenden Interessen habe. Daß aber, wenn Preußen einmal besiegt worden sei, es auch vernichtet werden müsse.

Die Wunden, welche die Revolution schlug, sind vom Kaiser geheilt worden: alle Emigrirten kehrten zurück, die Prosciptionslisten wurden vernichtet. Dem Kaiser wurde der schöne Ruhm zu theil, mehr als zwanzigtausend Familien eine Heimath, einen Heerd zurückgegeben zu haben, das Vergangene wurde vergeben, vergessen. Diejenigen Familien, welche sich durch ihre den Bourbonen erwiesenen Dienste hervorgethan hatten, bekleideten wieder Stellungen bei Hofe, hatten hohen Aemter inne oder dienten in der Armee; es gab keine Aristokraten, keine Jakobiner mehr, eine Ordensauszeichnung für Alle, für Soldaten und Geistliche, Künstler und Gelehrte — ein Zeichen der Gleichheit Aller!

V. Capitel. Das Blut der kaiserlichen Dynastie vermischt sich mit dem der souveränen Geschlechter Europas, mit denen Rußlands, Preußens, Englands, Oesterreichs.

Das französische Kaiserhaus ging Ehebündnisse ein mit den Sprößlingen der souveränen Häuser Europas. Prinz Eugen Napoleon, Adoptivsohn des Kaisers, ehelichte die älteste Tochter des Königs von Baiern, die durch ihre Schönheit, wie durch ihre Tugenden zu den edelsten Erscheinungen ihrer Zeit gehörte. Die am 14. Januar 1806 geschlossene Heirath war die Freude des baierischen Volkes. Der Erbprinz von Baden, Schwager des Kaisers von Rußland, führte die Prinzessin Stephanie, Adoptivtochter Napoleons zum Altar. Die Vermählung fand statt in Paris am 7. April 1806. Der Prinz Hieronymus Napoleon heirathete am 22. August 1807 die älteste Tochter des Königs von Württemberg, eine Cousine des Kaisers von Rußland, des Königs von England und des Königs von Preußen; noch andere Ehebündnisse mit den souveränen Fürstenhäusern Deutschlands, auch mit dem Hause Hohenzollern sind zu verzeichnen, und diese Ehen waren alle gesegnet mit Prinzen und Prinzessinnen.

Als die Interessen Frankreichs und des Kaiserreiches Napoleon und seine Gemahlin Josephine veranlaßten, den ihnen über Alles theuren Ehebund zu lösen, suchten die ersten Souveräne Europas eine Verbindung mit Napoleon. Ohne religiöse Schwierigkeiten und ohne die durch weite Entfernung herbeigeführten Verzögerungen hätte wahrscheinlich eine russische Prinzessin den Thron Frankreichs bestiegen. Die Erzherzogin Marie Louise vollzog am 11. März 1810 in Wien und am 2. April desselben Jahres in Paris ihren Ehebund mit dem Kaiser Napoleon; derselbe war für Frankreich und Oesterreich eine gleich große Freude. Sowie der Kaiser Franz in Wien erfuhr, daß die Rede von einer zweiten Heirath Napoleons wäre, gab er sein Erstaunen zu erkennen, daß man nicht an sein Haus gedacht habe. Es war damals nur die Rede von einer russischen oder einer sächsischen Prinzessin. Es kam zu einer Unterredung zwischen Kaiser Franz und dem Grafen Narbonne, dem Gouverneur von Triest, der sich gerade in Wien aufhielt. Das Wiener Cabinet gab daraufhin seinem Gesandten in Paris, dem Fürsten Schwarzenberg, Instructionen. Im Februar 1810 fand eine geheime Unterredung von Vertrauenspersonen in den Tuilerien statt. Der Minister des Auswärtigen legte die Depeschen des Herzogs von Vicenza, unseres Gesandten am Petersburger Hofe, vor. Es ging daraus hervor, daß der Kaiser Alexander sehr bereit war, seine Schwester, die Großfürstin Anna, dem Kaiser Napoleon zur Gattin zu geben; aber es lag ihm auch am Herzen, daß dem griechisch-katholischen Cultus das Recht der Oeffentlichkeit eingeräumt und eine griechische Kirche in Paris erbaut würde. Die Depeschen aus Wien berichteten über die Wünsche des dortigen Hofes. Es theilten sich die Anschauungen der Berathenden, die Einen waren für dieses, die Andern für jenes Project, die Mehrheit aber entschied sich für die Erzherzogin. Da der Prinz

Eugen es war, der in erster Linie diese Heirath vertrat, so wurde er auch beauftragt, als um 2 Uhr Morgens der Kaiser die Berathung schloß, dem Fürsten Schwarzenberg sogleich die nöthigen Eröffnungen zu machen. Auch der Minister des Aeußeren wurde sofort dahin angewiesen, mit dem Gesandten das Nähere zu verabreden, störende Nebendinge zu beseitigen und den nämlichen Contract abzuschließen, welcher für Ludwig XVI und Marie Antoinette bestanden hatte. Noch an demselben Morgen war Eugen bei Schwarzenberg, und noch im Laufe des Tages fand die Unterzeichnung statt. Der Courier, welcher die Nachricht nach Wien brachte, überraschte den Kaiser Franz aufs Angenehmste; Kaiser Alexander aber glaubte sich hintergangen, und hatte die Auffassung, als wären zwei Unterhandlungen auf einmal geführt worden. Das war irrthümlich: die Unterhandlungen mit Wien kamen an demselben Tage zum Abschluß, an welchem sie begonnen hatten.*)

Nie ist die Geburt eines Prinzen mit größerem Jubel begrüßt worden, als die des Königs von Rom — dieser Jubel verbreitete sich über ganz Europa. Es stellten sich zur Beglückwünschung in Paris ein: aus Ruß-

*) Es ist allgemein der Glaube verbreitet, daß die Heirath zwischen Marie Louise und Napoleon auf Grund eines geheimen Abkommens beim Wiener Frieden geschlossen worden sei. Das ist grundfalsch. Die Unterzeichnung des Wiener Friedens erfolgte am 15. October 1809, die Ausfertigung des Heirathscontractes in Paris am 7. Februar 1810. Es ist von dieser Vermählung, ehe die Depeschen des Grafen Narbonne vorgelegen haben, gar keine Rede gewesen. Die Heirath ist erst dann beschlossen, sie ist innerhalb von 24 Stunden unter den Berufenen beschlossen und das Protocoll unterzeichnet worden. Beisitzer dieser unter dem Präsidium des Kaisers stattfindenden Berathung waren: die Kronbeamten, die Minister, die Präsidenten des Senats und der Kammer, sowie die Abtheilungspräsidenten des Staatsraths, im Ganzen 25 Personen.

land der Minister des Innern, aus Oesterreich der Graf Clary, der dem Neugeborenen ein Diamant=Halsband überreichte, welches aus allen Orden der österreichischen Monarchie bestand. Bei der Taufe des Königs von Rom waren alle Bischöfe Frankreichs, Deputirte aller Departements zugegen, der feierliche Act ging mit größtem Pomp vor sich. Kaiser Franz, Taufpathe des kleinen Königs, war durch den Erzherzog Ferdinand, seinen Bruder, damals Großherzog von Würzburg, vertreten.

VI. Capitel. Gelegentliche Bemerkungen über den Feldzug in Sachsen und Beweise dafür, daß das Bündniß von 1813 in seinen Zielen mit einer Wiedereinsetzung der Bourbonen Nichts zu thun hatte.

Die Siege bei Lützen und Wurzen am 2. und 22. Mai 1813 hatten den Ruhm der französischen Waffen wieder hergestellt. Der König von Sachsen war als Triumphator in seine Hauptstadt zurückgekehrt, der Feind aus Hamburg vertrieben, ein Corps der großen Armee stand vor den Thoren von Berlin, das kaiserliche Hauptquartier befand sich in Breslau. Den russischen und preußischen Armeen blieb Nichts übrig als über die Weichsel zurückzugehen, als Oesterreich, welches sich einzumischen begann, den Rath an Frankreich ertheilte, einen Waffenstillstand abzuschließen. Kaiser Napoleon kehrte nach Dresden zurück, Kaiser Franz verließ Wien und ging nach Böhmen, der Kaiser von Rußland und der König von Preußen verfügten sich nach Schweidnitz. Es begannen Besprechungen: Graf Metternich schlug einen Congreß, der in Prag stattfinden sollte, vor. Der Vorschlag wurde angenommen: es war nur Spiegelfechterei. Der Wiener Hof hatte bereits unter der Hand Abmachungen mit Rußland und Preußen getroffen; eine bestimmte Erklärung hatte Oesterreich noch bis zum Mai hinausgeschoben, da wandte sich das Glück der Waffen wiederum den Franzosen zu und Oesterreich

hielt in seinem weiteren Vorgehen inne. So sehr es sich auch angestrengt hatte, seine Armee war doch noch wenig zahlreich und mangelhaft organisirt, kaum feldfähig. Graf Metternich verlangte die illyrischen Provinzen, die Hälfte des Königreichs Italien, d. h. Venedig bis zum Mincio, ferner Polen und die Verzichtleistung Napoleons auf das Protectorat über Deutschland und die Gebiete der 32. Militärdivision. Solche Bedingungen waren wohl nur gestellt, um der Ablehnung sicher zu sein. Der Herzog von Vicenza aber erschien auf dem Congreß zu Prag. Die Wahl des russischen Bevollmächtigten, des Barons Anstetten, ließ im Voraus annehmen, daß es sich bei Rußland nicht um den Frieden handle, sondern darum, daß Oesterreich Zeit gewönne, um seine Rüstungen zu vollenden. In der That ließ Baron Anstetten sich auf garnichts ein; Oesterreich ließ seine Vermittlerrolle fallen und entschied sich, so wie es mit seiner Armee zustande gekommen war, zu Gunsten der Verbündeten. Dieser gänzliche Widerspruch zwischen Worten und Handlungen war eine Eigenthümlichkeit der damaligen Politik des österreichischen Cabinets. So hub denn von Neuem der Krieg an.

Dem großen Siege Napoleons bei Dresden am 27. August 1813 folgten auf dem Fuß die Unglücksfälle der Armeen Macdonald's in Schlesien und Vandamme's in Böhmen. Allein noch war die französische Armee, die in den festen Plätzen Torgau, Wittenberg und Magdeburg einen Stützpunkt hatte, die überlegene. Dänemark hatte ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen und seine Truppen verstärkten die Garnison von Hamburg. Im October verließ Napoleon Dresden, um nach Magdeburg zu gehen, um den Feind zu täuschen und bei Wittenberg wieder über die Elbe zurückzugehen und auf Berlin zu marschiren. Schon waren verschiedene französische Corps bei Wittenberg angelangt, die Brücken des Feindes bei

Dessau zerstört, als vom König von Württemberg die Nachricht eintraf, daß der König von Baiern plötzlich anderer Meinung geworden war und daß seine Armee mit der österreichischen zusammen an den Ufern des Inn lagere, daß diese 80 000 Mann unter dem Befehl des Generals von Wrede ständen und sich nach dem Rhein hin in Bewegung gesetzt hätten. Er, der König von Württemberg, wäre in Berücksichtigung der Stärke dieser Armee genöthigt, sein Contingent mit derselben zu vereinigen, man könne darauf gefaßt sein, daß demnächst Mainz von 100 000 Mann cernirt sein werde.

Dem Kaiser Napoleon war dadurch eine Aenderung seines Planes aufgenöthigt worden, der ursprünglich dahin ging, den Feind zwischen Elbe und Saale zu drängen und unter dem Schutze der Festungen Torgau, Wittenberg und Magdeburg und dem Hamburg's den Kriegsschauplatz zwischen Elbe und Oder zu verlegen, wo die Franzosen die Festungen Glogau, Cüstrin und Stettin in Besitz hatten, je nach Umständen die festen Plätze an der Weichsel, wie Danzig, Thorn rc., entsetzen konnten.

Man hatte erwartet, Baiern werde, ehe es umsattelte, noch vierzehn Tage hingehen lassen. Die feindlichen Armeen stießen am 13. October bei Leipzig auf einander. Die französische Armee siegte, die österreichische unterlag; einer ihrer Generäle, Graf Meerfeld, wurde gefangen. Am 18., trotz der Schlappe, welche am 16. der Herzog von Ragusa erlitten hatte, waren wiederum alle Vortheile auf Seiten der französischen Waffen, als unerwartet die gesammte sächsische Armee mit 60 Geschützen einen der wichtigsten Punkte in unserer Stellung räumte und zum Feinde überging, indem sie ihre Kanonen gegen unsere Linien richtete. Dieser Verrath veranlaßte den Sieg der Verbündeten. Der Kaiser eilte mit der Hälfte seiner Garden herbei, warf Sachsen und Oesterreicher aus ihren Stellungen.

Der 18. endete damit, daß der Feind zurückging und sich hinter dem Schlachtfelde, welches er den Franzosen überließ, neu formirte. In der folgenden Nacht begann die französische Armee ihre Bewegungen, um sich hinter die Elster zu ziehen und in direkte Verbindung mit Erfurt, von wo sie große Munitionstransporte, deren sie bedurfte, erwartete, zu treten. Der Verrath anderer, dem Rheinbunde angehörender Truppen, das irrthümliche Sprengen der Leipziger Brücke, waren die Folge daß die französische Armee, obwohl siegreich, doch so erhebliche Verluste erlitt, als ob sie geschlagen worden wäre. Sie ging bei Weißenfels über die Saale-Brücke zurück, um den Erfurter Munitionstrain zu erwarten — da trafen beunruhigende Nachrichten über die österreichisch-baierische Armee ein, die in Eilmärschen den Main bereits erreicht hatte. Man mußte ihr entgegengehen. Am 30. October stieß die französische Armee mit der vor Hanau, zur Verlegung des Weges nach Frankfurt aufmarschirten feindlichen Armee zusammen. Letztere wurde vollständig geschlagen, und von Hanau, welches Graf Bertrand besetzte, verjagt. Der General Wrede wurde in der Schlacht verwundet. Die französische Armee setzte ihre rückwärtige Bewegung hinter den Rhein hin fort; am 2. November überschritt sie den Strom. Es kam abermals zu Verhandlungen: Baron St. Aignan verfügte sich nach Frankfurt und hatte Unterredungen mit Metternich, Nesselrode und Aberdeen; er kehrte mit folgenden Friedensvorschlägen nach Paris zurück: der Kaiser verzichtet auf das Protectorat über den Rheinbund, verzichtet auf Polen und die Gebiete an der Elbe, Frankreich bleibt im Uebrigen, innerhalb der Rhein- und Alpengrenze, Holland mit einbegriffen, unverändert, wie es ist. In Bezug auf Italien soll über eine Grenze in Unterhandlung getreten werden, welche Frankreich von den Gebietstheilen Oesterreichs trennt. Der Kaiser nahm

die Basis dieser Vorschläge an. Der Frankfurter Congreß aber war ebenso wenig ernstgemeint, wie der von Prag; man rechnete auf die Ablehnung Frankreichs. Man bedurfte ja eines neuen Vorwandes, um die öffentliche Meinung zu bearbeiten, denn in dem Augenblicke, da der Feind seine friedlichen Vorschläge machte, verletzten seine Heere die Neutralität der Schweiz und überschritten deren Grenzen. Endlich aber warfen die Alliirten die Maske von der Stirn. Châtillon-sur-Seine in Burgund wurde als Sitzungsort für den Congreß bestimmt. Die Schlachten von Champaubert, Montmiraie und Montereau führten zur Vernichtung der Heere Blüchers und Wittgensteins. In Châtillon wurde nicht verhandelt, wohl aber präsentirten die Alliirten ein Ultimatum, dessen Bedingungen folgende waren:

1. Ganz Italien, Belgien, Holland, die Rheingegend sollen von den Franzosen geräumt werden. 2. Frankreich tritt in seine Umgrenzung von vor 1792 zurück. Dieses Ultimatum verwarf der Kaiser, erklärte sich aber bereit, Italien und Holland den Umständen zu opfern, lehnte es zugleich ab, die Alpen und die Rheingrenze aufzugeben, wollte auch von einer Räumung Belgien's, namentlich Antwerpen's, nichts wissen.

Der Verrath in den Reihen der Franzosen führte trotz der Siege von Arcis-sur-Aube und St. Diziers den Triumph der Verbündeten herbei. Bis dahin hatten sie sich nie um interne Angelegenheiten Frankreichs gekümmert, wie man aus dem Ultimatum von Châtillon ersehen kann, welches von England, Oesterreich, Rußland und Preußen unterzeichnet war. Mehrere heimgekehrte Emigranten aber, welche in den Reihen der österreichischen, russischen oder preußischen Heere gedient hatten, erinnerten sich beim Anblick ihrer früheren Waffengefährten auch ihrer alten Wünsche und Bestrebungen: die Einen schmückten sich mit der weißen

Cocarde, die Anderen mit dem Ludwigskreuz; die verbündeten Souveräne aber wollten von diesen Demonstrationen zunächst nichts wissen. Wellington in Bordeaux war es, der am Lautesten diese Emigranten, obwohl er sie im Geheimen förderte, verleugnete, er wollte die Zeichen des Hauses Bourbon nicht sehen. Es ist in keiner der bisherigen politischen Besprechungen, vom Congreß zu Kalisch bis zu dem von Châtillon, die Rede von den Bourbonen.

Aus den Capiteln VII, VIII und IX ist zu ersehen, daß die Bourbonen bei ihrer Rückkehr eine fünfte Dynastie hätten begründen müssen, aber die dritte nicht fortsetzen konnten, die Umstände wurden dadurch unnöthig verwickelt.

Das X. Capitel endlich schließt ab mit einem in wenigen Strichen gezeichneten Bilde der Hunderttage; es fehlt der Darstellung nicht an leidenschaftlicher Färbung und doch ist sie knapp und wahr. Ich habe aus Gründen, welche ich für mich behalte, diese schönen Capitel hier fortgelassen. Sie werden einst als ein wichtiges historisches Document gelten.

Mittwoch, 11. September.

Die französischen Feldzeichen und ihre Vertheidiger.

Der Kaiser, der schon seit längerer Zeit leidend ist, erzählte mir heute von der vielen Mühe, die er bei Beginn des Consulates auf die Beseitigung der in allen Zweigen der Verwaltung auftretenden Mißbräuche hatte verwenden müssen. Auch in der Armee habe es viel zu erneuern und zu verbessern gegeben, namentlich auch bei den Offizieren, von denen einige untauglich für ihre Posten gewesen wären. Ich erlaubte mir darauf, dem Kaiser folgenden kleinen Vorfall zu erzählen. Es war einer der Unsrigen — d. h. also ein unzufriedener Emigrant — in einem der kleinen

zwischen Versailles und Paris verkehrenden Wagen mit einem Sergeanten der Garde zusammengekommen. Dieser klagte, daß jetzt alles anders würde: Einer, der avanciren wolle, müsse fortan lesen und schreiben können. Der Kaiser fiel mir schnell ins Wort und bemerkte:

„Was hätte wohl jener Sergeant gesagt, als ich die unseren Adlern zum Schutz gestellten Posten schuf; er hätte sich wohl mit meinen Neuerungen ausgesöhnt. Es waren zwei Unteroffiziere bei jedem Regiment neben den Fahnenträger gestellt. Um zu vermeiden, daß sie in der Hitze des Handgemenges die Sicherung der Fahne aus den Augen verlieren möchten, hatten sie weder Säbel noch Degen, dafür aber führten sie mehrere Pistolen bei sich, um den Feind niederzuschießen, der etwa nach dem Heiligthum die Hand ausstrecken möchte. Um diesen Posten zu erlangen, war es nöthig, daß der Betreffende weder lesen noch schreiben konnte; dies geschah deshalb, weil der Soldat, der lesen und schreiben kann und einigen Unterricht genossen hat, stets avancirt, wer diese Fertigkeiten nicht besitzt, kann nur durch heldenmüthige Thaten vorwärts kommen."

Der Kaiser kam dann auf seine Beziehungen zu den Soldaten zu sprechen und erwähnte, daß er oft von ihnen gedutzt worden wäre. Der Soldat habe in ihm seinen Beschützer, seinen Rächer gesehen.

Sonnabend, 14. September.

Rückkehr von der Insel Elba.

Ich möchte hier Alles zusammenstellen, was ich aus vereinzelten Mittheilungen des Kaisers über seinen Aufenthalt auf Elba und seine Rückkehr hörte.

Napoleon erfuhr auf Elba, wo er sich auf Grund abgeschlossener Verträge befand, daß auf dem Wiener

Congreß die Rede davon gewesen war, ihn von Europa in einen anderen Welttheil zu deportiren. Außerdem waren in Bezug auf ihn die Stipulationen von Fontainebleau nicht innegehalten worden. Die Zeitungen berichten über die Meinung in Frankreich: der Entschluß des Kaisers reift, er hält ihn jedoch geheim bis zum letzten Augenblick; daß der General Drouot acht Tage vor der Abreise von derselben gewußt und einer Dame Mittheilung gemacht habe, ist eine unhaltbare Anecdote. Erst als die Soldaten an Bord waren und in See stachen, tauchten Vermuthungen auf; diese 1000 bis 1200 Mann sollten von einem Reich von 30 Millionen Bewohnern wieder Besitz ergreifen!

Auf dem Schiffe, auf welchem Napoleon selbst sich befand, waren 5 bis 600 Mann. Man begegnete einer französischen Kriegsbrigg, welche angesprochen wurde. Der Capitän des Schiffes, auf welchem Napoleon war, gab den Rath, die Brigg wegzunehmen; der Kaiser lehnte ab: wozu seine Lage noch verwickelter zu machen? Was hätte der Erfolg eingetragen? Welchen Schaden hätte der Mißerfolg für ihn gehabt?

Als man landete, wurden etwa 20 Mann, die nach Antibes geschickt waren, um die Garnison zum Uebertritt aufzufordern, gefangen genommen; das war jedoch kein Hinderniß.

Im Golf von Juan, einige Stunden vor Einbruch der Nacht, landete die Expedition und bezog ein Bivouac. Dem Kaiser wurde ein Reitknecht zugeführt, der, ursprünglich dem Hofstaat der Kaiserin Josephine angehörend, jetzt beim Prinzen von Monaco in Dienst stand. Der Mann kam von Paris und berichtete, überall werde man Freude haben, den Kaiser wiederzusehen, von Paris bis Avignon habe er von Nichts weiter gehört als dem Bedauern, welches man empfinde, daß man den Kaiser verloren hätte. Er sagte, wenn der Kaiser einmal über die Provence hinaus wäre,

so würde er auf seinem Wege die ganze Bevölkerung bereit finden, sich ihm anzuschließen. Das war genau so, wie der Kaiser voraussetzte.

Als gegen 1 oder 2 Uhr der Mond aufging, wurde das Bivouac aufgehoben und man marschirte auf Grasse; dort glaubte man auf eine Straße zu gelangen, deren Bau Napoleon vor Jahren angeordnet hatte, sie war jedoch nicht vorhanden. Man mußte sich entschließen, sich durch schwierige Defileen zu drängen, die noch voller Schnee lagen, weshalb Napoleon seine Epiquage und 2 Kanonen in Grasse unter dem Schutz der Stadtbehörde zurücklassen mußte. Diese Behörde war zwar eine durchaus royalistisch gesonnene, hatte aber beim Erscheinen des Kaisers sofort den Mantel gedreht. Hinter Grasse wurde, um zu frühstücken, Halt gemacht. Bald stand die ganze Bevölkerung um das Lager herum, und Napoleon mischte sich unter dieselbe mit den nämlichen Fragen und Bemerkungen, die ihm eigen waren, wenn in den Tuilerien Cercle abgehalten wurde. Hier beschwerte sich Einer darüber, daß er seine Pension noch nicht erhalten habe, ein Anderer bat, man möchte doch die seinige etwas erhöhen; der Eine hatte sein Ehrenlegionskreuz verloren, der Andere klagte über schlechtes Avancement. Eine Unmenge von in aller Eile abgefaßten Petitionen wurde dem Kaiser überreicht, als ob er, von Paris kommend, eine Tournee durch die Departements mache.

Einige treue Anhänger flüsterten ihm ins Ohr, daß die städtischen Behörden seine versteckten Gegner wären, aber daß „die kleinen Leute" durch die Bank ihm zugethan wären und nur warteten, bis er weiter gezogen wäre, um mit jenen abzurechnen.

„Thut das nicht," ermahnte sie der Kaiser, „laßt ihnen die Qual, die Zeugen unserer Triumphe zu werden, dann trifft uns kein Vorwurf. Seid ruhig! Benehmt Euch klug!"

Nun ging es mit der Schnelligkeit des Blitzes vorwärts. „Der Sieg," sagte der Kaiser, „lag in der Geschwindigkeit, mit der ich vorwärts kam. Als ich in Grenoble war, war auch Frankreich mein! Bis dorthin waren es 100 Meilen; ich und meine alten Grognards*) legten sie in fünf Tagen zurück, dabei waren die Wege schrecklich, das Wetter abscheulich..... Ich war in Paris! Der Herr Graf von Artois, telegraphisch benachrichtigt, hatte kurz vor meinem Eintreffen den Tuilerien den Rücken gedreht."

Er sei, so erzählt er, mit einem Beritt Gensdarmen für seine persönliche Sicherheit ausgekommen – es wäre Alles genau so eingetroffen, wie er es sich vorher gedacht habe: „Der Sieg eilte vorwärts im Sturmschritt: von Thurm zu Thurm flog der Adler bis er auf den Thürmen von Notre-Dame saß."**)

---

*) Bezeichnung für seine Garden.

**) Anmerkung des Herausgebers. Hier die Daten jenes staunenswerthen Ereignisses, von dem kein Beispiel in der Geschichte vorliegt, jenes Adlerfluges, dessen Rauschen wir noch in der Luft zu vernehmen meinen:

1.	März	Landung im Golf von Juan (Cannes).
2.	„	Einzug in Grasse.
3.	„	Nachtquartier in Barême.
4.	„	Zu Mittag in Digne, zur Nacht in Maligeon.
5.	„	Nachtruhe in Gap.
6.	„	Nachtruhe in Corps. Jenseits des Ortes die Ansprache Napoleons an das 5. Regiment; bald darauf tritt Oberst Labédoyère mit dem 7. Regiment zu ihm über.
7.	„	In Grenoble; kurzer Aufenthalt.
9.	„	Nachtruhe in Bourgoin.
10.	„	In Lyon; drei Tage Aufenthalt.
13.	„	Nachtruhe in Mâcon: Ney's berühmte Proclamation.
14.	„	Nachtruhe in Châlons.
15.	„	Nachtruhe in Autun.
16.	„	Nachtruhe in Avalon.

„Ich kann jedoch", fügte er hinzu, „nicht leugnen daß mich zuweilen eine fieberhafte Unruhe überfiel."

Je weiter der Kaiser auf seinem Wege nach Paris vorwärts kam, desto lauter jubelten ihm die Bewohner der Ortschaften entgegen, Soldaten bekam er zunächst nicht zu sehen, man hatte sie sorgfältig von dem Wege entfernt, welchen er einschlug. Erst zwischen Mure und Vizille, fünf oder sechs Meilen von Grenoble, fünf Tage nach der Landung, stieß man auf ein geschlossenes Bataillon; der dasselbe commandirende Offizier wies jedes Parlamentiren von der Hand. Ohne Zaudern ging der Kaiser ganz allein vor, hinter ihm in einiger Entfernung folgten etwa 100 seiner Garden, die Gewehre mit dem Kolben nach oben. Beim Anblick Napoleons, der in dem historischen grauen Rock, den kleinen Hut auf dem Kopf, so ruhig vor sie hintrat, verharrten einen Moment die Soldaten in starrem Erstaunen. Der Kaiser trat an einen Veteranen, der den Arm mit Chevrons bedeckt, gerade vor ihm in Reih und Glied stand, faßte ihn am Schnurrbart und frug ihn, ob er das Herz habe seinen Kaiser todtzuschießen. Der Alte, dem die Augen feucht wurden, stieß den Ladestock in die Flinte, um zu zeigen, daß er sie nicht geladen hatte und sagte:

„Ueberzeuge Dich, daß ich Dir keinen Schaden thun konnte! Die Andern machten es ebenso wie ich!"

Nun brachen die schallenden Rufe: „Es lebe der Kaiser" von den Lippen Aller.

Napoleon commandirte selber die Evolutionen, und, verstärkt durch dieses Bataillon, zog die noch kleine Schaar des Eroberers weiter. Kurz vor Grenoble kam ihm der

---

17. März Kurzer Aufenthalt in Auxerres; Uebertritt Ney's, des „Brave des Braves," Fürsten von der Moskwa.
20. „ Ankunft in Fontainebleau um 4 Uhr Morgens, um 9 Uhr in den Tuilerien.

Oberst und Regimentscommandeur Labédoyère entgegen, um sich und sein Regiment dem Kaiser zur Verfügung zu stellen: „damit“, sagte der Kaiser, „hatte ich so gut wie gewonnenes Spiel.“

Die Bauern der Dauphiné, die längst der Wege in dichter Masse standen, waren ganz außer sich von Enthusiasmus und Freude; strauchelte hier und da ein Bataillon, so wurde es bald hingerissen von dem brausenden Meer der Stimmen ringsum dem schallenden: „Vive l'Empereur.“

An einer Stelle kam es zu einem wahrhaft rührenden Auftritt, es war in einem kleinen engen Thal, die Bürgermeister, Geistlichen und Honoratioren der umliegenden Ortschaften standen da den Weg versperrend, als plötzlich ein Grenadier der Kaisergarde, der seit der Ausschiffung verschwunden war, herbeigestürzt kam und sich vor dem Kaiser auf die Knie warf, neben ihm stand ein etwa neunzigjähriger Greis, den er herbeigeschleppt hatte, um ihm den Kaiser — seinen Kaiser — zu zeigen. Der Kaiser hat später Befehl gegeben, die Scene bildlich darzustellen.

In der Nacht gelangte Napoleon vor die Mauern Grenoble's, man hatte keine Zeit gehabt, die Brücken zu zerstören, oder in Bezug auf den Widerstand der Garnison Vorkehrungen zu treffen. Die Thore der Stadt aber waren geschlossen und der Stadtcommandant, ein Oberst, weigerte sich, dieselben zu öffnen.

„Was diese Alles über den Haufen werfende Bewegung besonders charakterisirt“, bemerkte der Kaiser, „ist der Umstand, daß es den Soldaten an einer gewissen Disciplin, einem gewissen Gehorsam ihren Offizieren gegenüber durchaus nicht fehlte, allein sie beobachteten dabei eine solche Trägheit, daß man hätte glauben können, diese wäre ein ihnen zustehendes Recht.“

Das erste Bataillon machte alle Bewegungen, die commandirt wurden, allein vom Laden der Gewehre nahm es Abstand — schießen wollte es nicht.

Die ganze Garnison von Grenoble erschien auf den Wällen und schrie „es lebe der Kaiser.“ Die Soldaten draußen schüttelten sich mit den Soldaten drinnen durch die Thorgitter die Hände. Die Thore aber wurden nicht geöffnet: so war es von den Vorgesetzten befohlen worden. Es blieb dem Kaiser Nichts übrig, als die Thore einschlagen zu lassen: dies geschah denn auch, obwohl zehn Geschütze von den Wällen herab ein Wort mitzureden drohten. Um die Seltsamkeit der Umstände noch zu steigern, erklärten die Offiziere des ersten Bataillons, welche der Kaiser frug, ob er auf sie zählen könne: ja, ihre Soldaten hätten sie im Stich gelassen, und sie würden ihre Soldaten nicht verlassen.

Es gab wohl keine Schlacht im Leben des Kaisers, in welcher ihn mehr Gefahren bedroht hätten, als bei seinem Erscheinen vor Grenoble. Die Soldaten stürzten sich auf ihn unter allen Anzeichen der Aufregung und Wuth, man hätte glauben können, sie wollten ihn in Stücke reißen; es waren nur Ausbrüche ihrer Zuneigung, ihrer Freude, den Kaiser wiederzusehen. Man zog ihn vom Pferde; kaum hatte er sich im Wirthshause, in welches man ihn geschafft hatte, ein wenig erholt, als ein verstärkter Tumult von der Straße her vernehmbar wird. Die Einwohner schleppen die Flügel der Stadtthore, da man dem Kaiser die Schlüssel derselben verweigert hatte, herbei.

„In Grenoble“, sagte der Kaiser „schwoll ich zu einer Macht auf. Ich hätte von dort aus, wäre es nothwendig gewesen, den Krieg beginnen können.“

Der Kaiser bereute in Grenoble, daß er seine Proclamation auf Elba nicht hatte drucken lassen; er hätte ja befürchten müssen, dadurch seine Geheimnisse zu ver-

rathen. Er hatte die Proclamation erst an Bord des Schiffes dictirt, und wer nur irgend schreiben konnte, war beim Abschreiben verwendet worden, ja unterwegs noch wurden soviele wie irgend möglich angefertigt, denn die Nachfrage war groß, obwohl die Schrift oft recht unleserlich geschrieben war.

Die Bevölkerung hatte in den letzten zwanzig Jahren doch an Aufklärung gewonnen, und so sehr sie sich freute, den Kaiser wiederzusehen, so sehr war sie im Unklaren über seine eigentlichen Absichten, welche sie gern seinen Proclamationen entnommen hätte; besonders erfreut aber war sie, denselben entnehmen zu können, daß er keine fremden Truppen bei sich hatte — hieß es doch, er habe Neapolitaner, Oesterreicher, sogar Türken um sich!

Während des drei oder viertägigen Aufenthaltes in Lyon standen vor seinem Hotel den ganzen Tag über an 20000 Menschen, deren Zurufe kein Ende nahmen. Napoleon war der Souverän, der kurze Zeit abwesend gewesen war, begrüßt von der altgewohnten Loyalität seiner Unterthanen. Sogar die berittenen Nationalgarden von Lyon, bis daher seine erbitterten Feinde, ersuchten um die Vergünstigung, dem Kaiser als Leibwache dienen zu dürfen. Ihnen aber bemerkte Napoleon:

„Meine Herren! Ich danke Ihnen für Ihr Anerbieten. Ihr Verhalten dem Grafen Artois gegenüber belehrte mich über das, was Sie thun würden, wenn mich das Glück verläßt; ich will Sie nicht einer abermaligen Prüfung aussetzen.“

Der Graf Artois hatte unter all diesen, den besten Familien angehörigen Herren, wie verlautete, nur einen Einzigen gefunden, der sich bereit erklärte, ihm nach Paris zu folgen. Diesem Einzigen, der treu befunden war, ließ der Kaiser später das Kreuz der Ehrenlegion überreichen.

Von Lyon gingen bereits Regierungsacte des wiederhergestellten Kaiserreiches aus; nicht das Geringste merkte man von der gewaltigen Krise, in der man sich noch befand; mit der größten Ruhe, der größten Sicherheit trat der Kaiser in der Oeffentlichkeit auf. Sowie er Lyon wieder verlassen hatte, ließ er an Ney schreiben, derselbe stand mit seiner Armee bei Lons-le-Saunier: er möchte sich mit seinen Truppen in Marsch setzen und zu ihm stoßen. Ney, inmitten der allgemeinen um ihn her herrschenden Verwirrung und Rathlosigkeit, von seinen Soldaten im Stich gelassen, unter dem Eindruck der Proclamationen Napoleons, und der an ihn gerichteten Adressen der Dauphiné, unterrichtet vom Uebertritt der Lyoner Garnison — Ney, der Sohn der Revolution, gab sich dem rauschenden Strome hin und erließ seinen berühmt gewordenen Tagesbefehl. Lebhaft erinnert an die Ereignisse von Fontainebleau, schrieb er an den Kaiser, daß Alles was er soeben gethan, im Interesse des Vaterlandes geschehen wäre, und im Gefühl, das Vertrauen des Kaisers eingebüßt zu haben, stehe er im Begriff sich in's Privatleben zurückzuziehen. Der Kaiser ließ ihm sagen, er möchte nur zu ihm kommen, er werde ihn empfangen, wie am Tage nach der Schlacht an der Moskwa. Bei seinem Wiedersehen mit dem Kaiser blieb Ney dabei, er müsse das Vertrauen seines kaiserlichen Herrn verscherzt haben und bat als einfacher Grenadier in Reih und Glied stehen zu dürfen.

„Es ist unzweifelhaft", bemerkte der Kaiser, „daß Ney sich schlecht gegen mich benommen hatte. Aber es war mir unmöglich, seiner Heldenthaten, seines heroischen Verhaltens in unsern Kämpfen zu vergessen — ich fiel ihm um den Hals, nannte ihn „le Brave des Braves" und Alles war vergessen."

Die weiteren Bewegungen auf Paris erfolgten wie

per Post. Nirgends Widerstand, nirgends ein Kampf! Ueberall beim Anblick des Kaisers ein allgemeiner Coulissenwechsel. In Paris zog der Kaiser mit den nämlichen Truppen als Avantgarde ein, die am Morgen ausgerückt waren, um gegen ihn zu kämpfen. Ein bei Montereau aufgestelltes Regiment wandte sich beim Herannahen der Kaiserlichen plötzlich gegen Melun und griff die dort stehenden Gardes-du-corps an — dies Ereigniß, sagt man, habe die königliche Familie zu sofortiger Flucht aus Paris veranlaßt. Der Kaiser sagte, er hätte können, wenn er gewollt hätte, zwei Millionen Bauern mit sich nach Paris nehmen. Es habe — dies hat er uns oft wiederholt — Gegner für ihn eigentlich nur in den Bearbeitern der öffentlichen Meinung gegeben.

Am Tage nach Ankunft des Kaisers in den Tuilerien sagte ihm Jemand, daß sein diesmaliger Erfolg alle bisherigen weit hinter sich lasse; der Kaiser erwiderte ihm: er habe diesmal das, was eintreffen würde, genau vorausgesehen, das wäre sein einziges Verdienst: er habe im Herzen des Volkes gelesen. „Mit Ausnahme von Labédoyère, welcher sich mir mit voller Begeisterung anschloß und einem Andern, der mir unaufgefordert sehr große Dienste erwies,“ sagte er, „waren beinahe alle Generäle auf meinem Wege entweder unsicher oder übelwollend; sie folgten lediglich dem Drängen ihrer Truppen.“

„Heute weiß ja alle Welt“, fügt er hinzu, „daß Ney, als er Paris verließ, ganz der Sache des Königs angehörte; ich rechnete nicht im Geringsten auf Massena und ließ denselben links liegen; später fragte ich ihn, was er wohl gethan hätte, wenn ich mich nicht so geschwind aus der Provence entfernt hätte; er meinte, es wäre ihm peinlich die richtige Antwort zu geben, jedenfalls wäre es für mich das Beste gewesen, das zu thun, was ich that; Saint Cyr war in persönliche Gefahr gerathen, als er

seine Soldaten bei den Fahnen halten wollte; Soult sagte mir, der König habe ihm wirkliche Zuneigung eingeflößt, und er fühle sich wohl unter Ludwigs Scepter; Macdonald kam garnicht zum Vorschein, der Herzog von Belluno folgte dem König nach Gent. Wenn die Bourbonen glaubten, sich beschweren zu müssen über die Desertionen der Soldaten, den Abfall des Volkes, so können sie diesen Vorwurf den Führern gegenüber unmöglich aufrecht erhalten; diese, Zöglinge der Revolution, haben sich nach Verlauf von 25 Jahren als Kinder in Bezug auf die Politik entpuppt."

Napoleon aber blieb seinem großen Grundsatz treu, nur auf die Massen und durch die Massen zu wirken. Nach seiner Landung ist er mehrfach aufgefordert worden, er möchte versuchen, mit einem der Heerführer in Unterhandlung zu treten, allein er hatte stets nur die eine, die schöne Antwort: „Wenn ich in den Herzen der Masse einen Platz behielt, so sollen die Führer mich wenig kümmern und hätte ich nur diese, was sollten sie mir wohl gegen den Strom der Masse nützen?"

Am Morgen seines Einzuges in Paris nach der Rückkehr von Elba verlassen gleichzeitig 150 auf Halbsold gesetzte Offiziere Saint Denis mit 4 Geschützen, welche sie selbst ziehen. Auf ihrem Wege begegnen ihnen einige Generäle, welche sich an ihre Spitze setzen, und so gelangen sie bis zu den Tuilerien, dorthin berufen sie die oberen Verwaltungsbeamten, welche mit ihnen dahin übereinstimmen, die Angelegenheit des Kaisers zu vertreten. So stand an jenem Tage Paris unter der Obhut von Männern, die sich im Drange der Umstände zu einander gesellt hatten und ganz von der allgemeinen Begeisterung getragen waren. Es hatte keiner von den früheren Ministern Napoleons irgend einen Wink, eine Aufforderung erhalten, keiner wagte es, einen Befehl zu unterzeichnen oder irgend eine

Verantwortung auf sich zu nehmen. Keine Zeitung wäre am andern Morgen erschienen, hätten nicht Privatleute auf ihre freie Entschließung hin die Spalten mit dem angefüllt, was sie sahen, was sie empfanden. Lavalette, von demselben Empfinden beseelt, setzte sich in Besitz der Post. Paris mußte sich an dem Tage ohne Polizei behelfen — niemals ging es ruhiger und ordentlicher her.

Gegen 9 Uhr Abends traf der Kaiser in den Tuilerien ein mit etwa 100 Reitern, als kehre er eben von einem seiner andern Palais zurück; die Treppe hinauf trug ihn eine begeisterte Menge. In seinem gewohnten Gemache war das Diner servirt. Er hatte sich eben zu Tische gesetzt, als aus Vincennes der Offizier eintraf, welcher am Morgen dorthin geschickt war, um die Uebergabe des Schlosses zu fordern; er überbrachte die Capitulation, der Commandant hatte als einzige Bedingung verlangt: daß man ihm einen Paß ausstelle.

Ein sonderbarer Umstand ist es, daß am Morgen, als die Tuilerien besetzt wurden und eine Tricolore herbeigeschafft werden sollte, eine ganz neue im Pavillon Marsan aufgefunden wurde. Die Fahne, die sogleich gehißt wurde, war größer als die sonst übliche — man hat nie erfahren können, wie und woher die Fahne dorthin kam. —

Einige Tage nach unserem Einzug in Longwood war in einem Kreise von Offizieren, welche einen Besuch abstatteten, die Rede von der Rückkehr von Elba und einer der Herren bemerkte, dieses erstaunliche Ereigniß habe recht deutlich den Contrast gezeigt zwischen dem Schwächlichen und dem Hocherhabenen: die Bourbonen eine Monarchie räumend, vor einem einzigen Menschen Reißaus nehmend, der die hochherzige Kühnheit hatte, für sich ganz allein die Eroberung eines Kaiserreiches zu unternehmen.

„Mein Herr,“ rief der Kaiser, „Sie sind im Irrthum. Sie haben das Wesen der Vorgänge nicht richtig erfaßt. Den Bourbonen hat es nicht an Muth gefehlt, sie haben Alles gethan, was sie überhaupt thun konnten. Der Herr Graf Artois hat sich in höchster Eile nach Lyon aufgemacht, die Frau Herzogin von Angoulême hat sich in Bordeaux als Amazone gezeigt, der Herr Herzog von Angoulême ist soweit vormarschirt, als er nur konnte; wenn sie trotzdem Nichts erreicht haben, so ist das weniger ihre Schuld als die der Umstände, sie für ihre Person konnten mehr nicht thun. Eine Epidemie hatte die Welt befallen.“

Dienstag, 17. September.

Die Israeliten in Aegypten.

Es war heut wieder einmal von Aegypten die Rede, besonders vom alten Aegypten und seiner Geschichte. Es wurde die Frage aufgeworfen, welches wohl die ursprüngliche Bevölkerung gewesen sei und wo die Israeliten hergekommen wären; in der kurzen Zeit, in welcher diese nach der Bibel in der Gefangenschaft der Bewohner gewesen wären, könnten sie unmöglich zu einem so zahlreichen Volke herangewachsen sein, wie es im Exodus auftritt. Ich hatte die Ehre, vom Kaiser mit Recherchen über diesen Punkt beauftragt zu sein und übergab ihm später folgenden Calcül:

Die Israeliten waren 200 Jahre in Aegypten, man kann für diese Zeit etwa 10 Generationen annehmen. Man verheirathete sich jung, die Ehen waren mit Kindern außerordentlich gesegnet. Ich nehme an, daß die Kinder Jacobs, die zwölf Führer der Stämme, alle verheirathet waren; ich nehme für einen Augenblick an, Jeder hätte eine gleiche Anzahl von Kindern, etwa 6 Paare, gehabt und so fort. Es hätte also die zehnte Generation aus 2 Milliarden,

480 Millionen, 64 Tausend 704 Individuen bestanden. Die Generation aber, welche der zehnten voranging, lebte zu gleicher Zeit — welche ungeheure Ziffer ergiebt sich da. Man kann also die Kinderzahl kühn verringern, auf Kosten von Epidemien und Unfällen soviel Procente wie möglich setzen, es wird sich keine Berechnung aufstellen lassen, welche die des Moses Lügen strafte.

Dienstag, 24. September.

Holland und der König Louis. — Schöner Brief des Kaisers.

„Louis," sagte der Kaiser, „hat Geist und ist kein Bösewicht, mit diesen Eigenschaften aber kann Jemand große Thorheiten begehen und großes Unheil anstiften. Louis hat einen natürlichen Hang für das Verquere, Bizarre, derselbe ist noch besonders genährt worden durch die Lectüre der Schriften Rousseau's. Louis war viel daran gelegen, für einen gefühlvollen, wohlwollenden Menschen zu gelten, dabei war er doch zu hochfliegenden Anschauungen unfähig, nur Naheliegendes fand Beachtung. Louis war ein sehr mittelmäßiger König. Sowie er seinen Fuß auf holländischen Grund und Boden gesetzt hatte, wollte er weiter nichts mehr sein, als ein guter Holländer; und so schloß er sich der englischen Partei an, begünstigte den Schmuggel und trat überhaupt in Beziehung zu unseren Feinden. Ich mußte ihn von vornherein überwachen lassen, ja ihm drohend begegnen; er versteckte in Folge dessen seinen Mangel an Charakter hinter einem maßlosen Eigensinn; er hielt verdrießliche Auftritte für ruhmreich, ließ den Thron im Stich, declamirte gegen mich, gegen meinen unersättlichen Ehrgeiz, meine unerträgliche Tyrannei und was dergleichen Dinge mehr sind. Was blieb mir zu thun übrig? Sollte ich Holland unsern Feinden zur Verfügung stellen? Sollte ich einen neuen

König ernennen? Durfte ich von einem zweiten mehr erwarten als von dem ersten? Alle, die ich auf Throne setzte, machten es ja ungefähr ebenso. So schritt ich zur Einverleibung Hollands — daraus aber erwuchs mir ein großer Nachtheil; ich hatte ganz Europa gegen mich, und darin liegt zum Theil die Ursache meiner Unglücksfälle.

Louis suchte etwas darin, seinem Bruder Lucian nachzuahmen. Lucian hatte sich ja ähnlich benommen, und wenn er später Reue empfand und mir edelmüthig zur Seite trat, so machte das seinem Character alle Ehre, konnte aber Geschehenes nicht wieder gut machen.

Bei meiner Rückkehr von Elba schrieb Louis mir einen langen Brief aus Rom, in welchem er Nichts als Bedingungen stellte, unter welchen er geneigt wäre, zu mir zurückzukehren. Ich antwortete ihm, ich wäre durchaus nicht in der Lage, Verträge mit ihm abzuschließen wenn er zu mir zurückkehre — er wäre ja mein Bruder — so wollte ich ihn freundlich empfangen.

Es ist kaum glaublich, daß unter den Bedingungen, welche er stellte, die war, daß ihm die Scheidung von Hortense zugestanden würde. Ich behandelte seinen Unterhändler sehr schlecht, weil er es gewagt hatte, sich einem so absurden Auftrage zu unterziehen, weil die Statuten unserer Familie ausdrücklich Derartiges verböten; weil sich Politik, Moral, öffentliche Meinung einem solchen Schritte widersetzten. Man kann ja vielleicht in dem beklagenswerthen Gesundheitszustande, in welchem sich Louis befand, eine Entschuldigung finden. Er war noch jung, als er erkrankte, beinah hätte ihn die Krankheit hinweggerafft, er war seitdem schwer leidend und an einer Seite beinah gelähmt.

„Es ist leider wahr“ — fügte der Kaiser nachdenklich hinzu — „daß ich von den Gliedern meiner Familie nur wenig unterstützt wurde, ja daß sie mir und Dem, was ich wollte, großen Schaden zugefügt haben. Oft hat man die

Stärke meines Charakters gerühmt, ich war den Meinigen gegenüber stets ein Weichling und Schwächling. Sie wußten wohl, daß, wenn der erste Sturm vorüber war, ihre Beharrlichkeit und zähe Standhaftigkeit mich überwinden mußten; sie haben schließlich aus mir, der ich des Haders müde war, gemacht, was sie wollten. Nach dieser Richtung hin bin ich mir schwerer Fehler bewußt; hätten sie mir treu zur Seite gestanden, wir hätten vor uns her Alles niedergeworfen, wir hätten die Oberfläche der Welt verändert, ein neues Staatensystem in Europa eingeführt; man hätte uns gepriesen und gesegnet! Mir ist es nicht so ergangen, wie Schingis-Khan mit seinen vier Söhnen, die sich gegenseitig überboten, dem Vater treu zu dienen. Ich, so wie ich einen König ernannt hatte, fand in demselben sogleich einen Herrscher „von Gottes Gnaden" — er war für mich kein Unterfeldherr mehr, auf den ich zählen konnte, er war ein Feind mehr, mit dem ich mich abzugeben hatte. Diese von mir geschaffenen Könige waren nicht bemüht, mich zu unterstützen, sie trachteten vielmehr dahin, sich unabhängig zu machen. Sie hatten durch die Bank die Manie, angebetet und mir vorgezogen zu werden. Ich genirte sie, ich erschien ihnen gefährlich. Arme, verblendete Menschen! Als ich unterlag, konnten sie sich überzeugen, daß sie nicht einmal die Ehre genossen, vom Feinde ihre Beseitigung gefordert oder erwähnt zu sehen. Und heute noch, wenn sie in ihrer Person genirt werden, wenn man sie quält, so tritt bei den Siegern nur das Bedürfniß auf, die Macht zur Geltung zu bringen und Rache zu üben. Wenn die Meinigen eine öffentliche Theilnahme erwecken, so geschieht es nur, wenn sie zu mir halten und wenn sie die gemeinsame Sache vertreten. Keiner von ihnen — darüber möge man außer Sorge sein — wäre im Stande, irgend eine politische Bewegung hervorzurufen. Ihren Sturz haben sie — trotzdem es Philosophen unter ihnen

giebt — schmerzlich empfunden. Sie haben sich alle unter meinem Schutz den Freuden ihres Königsthums hingegeben: ich allein hatte die Last. Ich habe die ganze Zeit her die Welt auf meinen Schultern getragen und das läßt sich ohne vorübergehende Ermattung der Kräfte nicht thun.

Man wird mich vielleicht fragen, weshalb ich mich darauf gesteift hätte, Königreiche zu schaffen. Die Sitten, die Lage Europa's forderten es so. Jede neue Annectirung an Frankreich hätte Europa in Bestürzung versetzt. Lautes Wehegeschrei hätte sich erhoben, der Friede wäre in eine immer weitere Ferne gerückt.

Aber, so wird man ausrufen, welche Eitelkeit, jedes Glied der Familie auf einen Thron zu setzen! Warum sind nicht lieber einfache, aber geeignetere Privatpersonen benutzt? Darauf muß ich erwidern, daß es sich um erbliche Throne und nicht um einfache Präfecturen handelte. Fähigkeiten ꝛc. sind heutzutage etwas so häufiges, daß man sich wohl hüten sollte, die Gedanken an einen Wettbewerb wachzurufen. Bei der allgemeinen Aufregung der Geister, bei unsern heutigen Sitten mußte man vor Allem an ein Fortbestehen, an eine erbliche Centralisation denken — was wären andernfalls für Verwicklungen, für Kämpfe entstanden! Ich fühlte meine Isolirung. Welche natürlichere Stütze gab es für mich, als meine Angehörigen? Hätte ich bei Fremden Besseres suchen dürfen? Haben die Meinigen die Thorheit begangen, sich von heiligen Banden loszusagen, so trat die Stimmung der Völker, erhaben über ihre Verblendung, ins Mittel und schien eine Erfüllung meiner Bestrebungen zu sichern; sie aber glaubten sich bei ihnen mehr en famille als bei mir.

Alle meine Gedanken und Anordnungen, weit entfernt von Launen und Eitelkeit, hatten die friedliche Entwickelung der Menschenrasse im Auge, die Möglichkeit, die allgemeine Lage der Menschheit zu verbessern. Wenn bei den in bester

Absicht getroffenen Anordnungen doch nur Dinge geschaffen sind, die keinen dauernden Werth haben, so gedenke man doch jener unumstößlichen Wahrheit: es ist überaus schwierig zu herrschen, wenn man dabei gewissenhaft zu Werke gehen will!" —

Im Anschluß an das oben Gesagte möchte ich einen mir zur Verfügung gestellten Brief Napoleons an seinen Bruder nach Holland hierher setzen, da er die oben mitgetheilten Worte des Kaisers ergänzt:

Schloß Marach, am 3. April 1808. . . . . Der Gebrauch, welchen Sie, mein Herr Bruder, von Ihrem Begnadigungsrecht machen, kann nur von schlechtester Wirkung sein. Das Begnadigungsrecht ist eines der erhabensten, der vornehmsten Vorrechte der Souveränetät. Um es nicht in Mißcredit zu bringen, darf es nur in den Fällen ausgeübt werden, in denen die königliche Milde nicht den Spruch der Gerechtigkeit öffentlicher Geringschätzung preisgiebt, nur dann, wenn die königliche Milde den Eindruck der edelsten Gesinnung hinterläßt! Es handelt sich hier um eine Zusammenrottung von Banditen, welche des Schmuggels wegen die Zollwächter angreifen und massacriren. Dieses Gesindel ist zum Tode verurtheilt; Euer Majestät lassen ihm Gnade zu Theil werden! Eure Majestät gewähren Räubern, Wegelagerern, Subjecten die königliche Verzeihung, denen die Gesellschaft keinerlei Mitleid gewährt. Wären diese Kerle als Schmuggler ergriffen worden, hätten sie in ihrer Selbstvertheidigung die Beamten getödtet, ja dann hätten Ew. Majestät allenfalls die Lage ihrer Familien :c. in Betracht ziehen, Ihrer Regierung den Stempel der Väterlichkeit aufdrücken können, indem Sie die Strenge des Gesetzes durch eine Umwandlung der Strafe gemildert hätten. Bei Verurtheilungen wegen Uebertretung fiscalischer Gesetze, noch mehr bei solchen, welche politischer Vergehen wegen, eintreten, ist die königliche Milde am Platze. In solchen

Sachen ist es Prinzip, daß, wenn der Souverän angegriffen ist, in der Verzeihung die Seelengröße desselben zum Ausdruck kommt. Beim ersten Lärm über ein Attentat, pflegt die öffentliche Theilnahme sich dem Schuldigen zuzuwenden, und nicht Dem, von dem die Strafe ausgehen kann. Wenn der Fürst die Strafe erläßt, so stellt ihn sein Volk über das Vergehen und die Verwünschungen richten sich gegen den Frevler. Befolgt er das entgegengesetzte System, so kommt er in den Ruf eines rachsüchtigen, tyrannischen Fürsten. Begnadigt er in Fällen haarsträubender Verbrechen, so gilt er als ein schwächlicher und unentschlossener Fürst.

Glauben Sie ja nicht, daß das Recht der Begnadigung, wenn es gemißbraucht wird, ohne üble Folgen bleibt und daß die Gesellschaft einer jeden Begnadigung des Monarchen Beifall zolle. Sie tadelt ihn, wenn er die Begnadigung Verbrechern, Mordgesellen zu theil werden läßt, weil das Recht dazu alsdann schädlich für die Gesellschaft wird. Sie haben zu häufig und bei verschiedener Gelegenheit von ihrem Recht Gebrauch gemacht. Auf die gütigen Dispositionen Ihres Herzens dürfen Sie nicht hören, wenn dieselben von Schaden für Ihr Volk sind. In der Angelegenheit mit den Juden hätte ich gerade so gehandelt wie Sie, in der der Schmuggler von Midelbourg hätte ich mich dagegen wohl gehütet, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Hunderte von Gründen waren vorhanden, die Sie zu einer exemplarischen Bestrafung veranlaßten, die Hinrichtung hätte vielen Verbrechen durch das Grauen, welches sie einflößt, gesteuert. Beamte des Königs werden mitten in der Nacht ermordet, die Mörder werden verurtheilt — Ew. Majestät wandeln die Todesstrafen in einige Jahre Gefängniß um. Welche Enttäuschung muß sich bei Denen einstellen, welche Ihre Steuern eintreiben — der Eindruck in politischer Richtung

muß ein sehr unglücklicher sein. Hören Sie weshalb: Holland war der Canal, durch welchen seit mehreren Jahren England seine Waaren in Europa einführte. Die holländischen Kaufleute haben dabei enorme Summen gewonnen, das ist der Grund, weshalb die Holländer und Engländer im Allgemeinen so sehr für den Schmuggel sind, und das ist zugleich der Grund, weshalb sie Frankreich nicht lieben, welches den Schmuggel verbietet und die Engländer bekämpft. Die Gnade, welche Sie diesen mörderischen Schmugglern haben zu theil werden lassen, ist eine Art von Huldigung, dargebracht dem Geschmack der Holländer für den Schleichhandel. Es gewinnt den Anschein, als machten Sie gemeinschaftliche Sache mit ihnen — und gegen wen? Gegen mich!

Die Holländer sind Ihnen gut. Sie sind einfach in Ihrem Auftreten, sanft in Ihrem Wesen — Sie regieren die Holländer nach ihrer Art. Würden Sie zeigen, daß Sie fest entschlossen wären den Schleichhandel zu unterdrücken, würden Sie die Holländer über ihre Lage aufklären, dann würden Sie von Ihrem Einfluß einen weisen Gebrauch machen. Die Holländer würden glauben, daß das Prohibitivsystem gut ist, weil ihr König dafür eintritt. Ich weiß wirklich nicht, welchen Vortheil Ew. Majestät aus einer Popularität ziehen könnten welche Sie sich auf meine Unkosten erwarben. Holland lebt nicht mehr in den Zeiten von Ryswick und Frankreich nicht mehr in den letzten Jahren Ludwig XIV. Da Holland kein politisches System unabhängig von dem Frankreichs befolgen kann, so muß es den Bündnißbedingungen Folge leisten.

Die Fürsten dürfen keine Thätigkeit von heute auf morgen entfalten, mein Bruder, sondern sie müssen an die Zukunft denken. Welcher Art ist die gegenwärtige Lage Europas?

England auf der einen Seite hat durch sich selbst

eine Herrschergewalt, der sich bis jetzt die ganze Welt hat unterwerfen müssen. Das Kaiserreich Frankreich und auf der anderen Seite die Mächte des Festlandes, können mit dem ganzen Nachdruck ihrer Einigkeit sich nicht in eine Art von Suprematie schicken, wie England sie ausübt. Diese Mächte hatten auch Colonien, betrieben Seehandel, sie besaßen größere Küstenstrecken in der Fremde als England. Sie haben sich entzweit. England hat ihre Kräfte zur See getrennt bekämpft, es hat auf allen Meeren gesiegt, alle Marinen wurden zerstört. Rußland, Schweden, Frankreich, Spanien, welche leicht Schiffe und Matrosen haben können, wagen es nicht, außerhalb ihrer Häfen ein Geschwader zu haben. Europa könnte mithin aus einer Verschmelzung seiner Kräfte zur See, welche auch in Folge der Entfernungen und der sich kreuzenden Interessen unmöglich wäre, seine Befreiung in maritimer Richtung nicht erwarten, es könnte von einem Friedenssystem überhaupt nur die Rede sein, falls England einwilligte.

Diesen Frieden aber erstrebe ich mit allen Mitteln, die sich mit der Stellung Frankreichs vertragen: ich will ihn mit allen Opfern, welche die nationale Ehre gestattet, und jeden Tag fühle ich mehr, wie nothwendig dieser Frieden ist; die Souveräne des Festlandes wünschen ihn ebenso wie ich. Ich habe für England keinen unbesieglichen Haß. Die Engländer haben gegen mich ein System der Abstoßung befolgt, ich habe das Continental-System eingeführt, weit weniger, wie meine Gegner es glauben machen wollen, aus ehrgeiziger Eifersucht, als um das englische Cabinet zu veranlassen, mit uns ins Reine zu kommen. Möge England reich sein, möge es gedeihen, mir soll es recht sein, vorausgesetzt, daß Frankreich und seine Bundesgenossen in derselben Lage sind.

Das Continental-System (Continental-Sperre) hat also keinen anderen Zweck, als die Zeit näher zu bringen,

da ein allgemeines Recht für Frankreich wie für ganz Europa gilt. Die Nordmächte halten das Prohibitiv-System streng aufrecht, ihr Handel ist dadurch augenscheinlich gefördert: die Fabriken in Preußen können mit den unserigen in Wettbewerb treten. Sie wissen, daß Frankreich und der Küstenstrich, der vom Meerbusen von Lyon bis zur Grenze des adriatischen Meeres reicht, heute einen Theil des Empire bildet, und gegen die Produkte auswärtiger Industrien vollkommen abgesperrt ist. Ich bin im Begriff, mich in di: Angelegenheiten Spaniens zu mischen, und das Ende wird sein, daß Portugal den Engländern entrissen wird, und daß die Küsten Spaniens an beiden Meeren der Politik Frankreichs unterstellt werden. Die ganze Küste Europas, mit alleiniger Ausnahme der türkischen Küsten, wird für die Engländer gesperrt sein. Da aber die Türken nach Europa keinen Handel treiben, kümmern sie mich nicht.

Sehen Sie jetzt, wie traurig die Folgen wären, wenn Holland den Engländern entgegenkäme, damit sie ihre Waaren in Europa einführen könnten? Holland würde den Engländern Gelegenheit geben, bei uns die Hülfsmittel einzutreiben, deren es bedürfte, um gewisse Mächte zum Kampf gegen uns zu bewegen. Eure Majestät geht es noch mehr an als mich, sich gegen die Arglist der englischen Politik zu schützen. Nur noch einige Jahre Geduld und England wird den Frieden so sehnlich wünschen wie wir.

Denken Sie an die Lage Ihres Staates, Sie werden finden, daß dieses System für Sie vortheilhafter ist, als für mich. Holland ist eine Handel treibende Seemacht; es hat prachtvolle Häfen, Flotten, Matrosen, treffliche Fahrer zur See, Colonien, die dem Mutterlande Nichts kosten; seine Bewohner haben viel Begabung für den Handel, gerade wie die Engländer. Hat es nicht alle diese

Güter heute zu vertheidigen? Kann der Friede ihm nicht den Besitz alles Verlorenen wiedergeben? Seine Lage, vielleicht peinlich in den nächsten Jahren, ist doch wohl der vorzuziehen, wenn aus seinem Monarchen ein englischer Gouverneur würde, Holland und Colonien sich in einen Groß-Britannien tributpflichtigen Staat verwandelten. Dahin würde die Aufmunterung führen, welche Sie dem englischen Handel zutheil werden lassen — denken Sie an Sicilien, an Portugal!

Lassen Sie einige Zeit hingehen — wenn Ihnen der Verkauf von Génèvre noth thut, so verkaufen Sie ihn an die Engländer, die Bedarf dafür haben. Bezeichnen Sie die Stellen, an denen die englischen Schmuggler ihn in Empfang nehmen können; allein sie müssen mit Geld bezahlen, niemals mit ihren Handelsartikeln — niemals, verstehen Sie wohl! Es ist durchaus nothwendig, daß Frieden wird; Sie werden zunächst einen Handelsvertrag mit England abschließen. Vielleicht unterfertige auch ich einen solchen, nur müssen die wechselseitigen Interessen gewahrt sein. Wenn wir England eine gewisse Suprematie auf den Meeren einräumen müssen, welche es mit seinem Reichthum, seinem Blut erkauft hat, ein Uebergewicht, welches eine Folge seiner geographischen Lage ist und seiner Länderbesitze in drei Welttheilen, so sollen sich wenigstens unsere Flaggen auf dem Ocean zeigen dürfen, ohne insultirt zu werden, unser Seehandel aufhören, uns in Unkosten zu stürzen. England muß verhindert werden, sich in die Angelegenheiten auf dem Continent einzumischen, mit denen man zunächst fertig werden muß.

Die Sache mit Ihren Gnadenerlassen hat mich veranlaßt über diese Details zu sprechen; ich habe kein Blatt vor den Mund genommen, weil ich befürchtete, Ihre holländischen Minister hätten Ew. Majestät falsche Ideen in den Kopf gesetzt.

Ich wünsche sehr, daß Sie den Inhalt meiner Zuschrift beherzigen, daß Sie die Dinge, um welche es sich in derselben handelt, im Ministerrath besprechen, und daß Ihre Minister in ihren Ressorts die angegebene Richtung einschlagen.

Auf keinen Fall wird es Frankreich dulden, daß Holland sich von den Interessen des Continents lossage.

Was die Schleichhändler betrifft — der Fehler ist ja nun einmal begangen worden — so rathe ich Ihnen nur, dieselben nicht in den Gefängnissen von Middelburg zu belassen — diese liegen zu nah an der Stelle, an der das Verbrechen begangen wurde. Schicken Sie die Schurken in das Innere von Holland ....

Gez. Napoleon.

Mittwoch, 25. September.

Die Arbeit. — Méneval. — Einzelheiten.

„Die Arbeit ist mein Element", sagte der Kaiser: „ich bin geboren und bin geeignet für die Arbeit. Ich habe erfahren, wann meine Beine ausspannen, ich kenne die Grenzen meiner Sehkraft: die Grenzen meiner Arbeitsfähigkeit kenne ich nicht. Den armen Méneval*) habe ich beinah umgebracht; ich mußte ihn ablösen lassen, und ihn zu seiner Reconvalescenz dem Hofstaat Marie Louises überweisen, bei dem sein Amt eine Sinecure war.

„Méneval hätte sich", fügte er bei, „wenn ihm Ruhe beschieden worden wäre, der Geschichtsschreiberei gewidmet. Er klagte über die elende Art, in der überall die Geschichte behandelt würde. Die Geschichtsschreibung war ein Monopol in den Händen von Mönchen und Bevorrechtigten, d. h. Feinden der Wahrheit und zu Mißbräuchen aufgelegten Menschen. Sie erzählten uns Alles, was sie

*) Privatsekretär des Kaisers.

sich zurecht gelegt hatten, Alles was in ihrem Interesse war, wie es mit ihren Neigungen, ihren Anschauungen übereinstimmte."

Der Kaiser entwickelte Pläne, mit denen er dem großen Uebelstande hatte abhelfen wollen und bemerkte, es wären in den Bibliotheken und Archiven eine Unmasse von unveröffentlichten Documenten, welche er durch Druck vervielfältigen und verbreiten wollte. Er kam dann wieder auf Méneval zu sprechen.

Der Kaiser, damals noch erster Consul, hatte Klage darüber geführt, daß er keinen Sekretär habe; er hatte eben den Herrn, den er bis dahin zu dieser Function während der Feldzüge in Italien und Aegypten gehabt hatte, entlassen. Es war ein Kamerad von der Militärschule her*), ein geistvoller und vom Consul wohl gelittener Mann, allein Umstände zwangen Napoleon, sich von ihm zu trennen. Joseph bot seinen Sekretär an, den er erst seit einiger Zeit hatte. Napoleon nahm das Anerbieten an und hatte alle Veranlassung, wie er oft wiederholt hat, mit Méneval außerordentlich zufrieden zu sein; er machte ihn später zum Baron.

Während des Consulats führte Méneval den Titel „Sekretär des Portefeuilles", es wird für ihn ein langes, detaillirtes Reglement entworfen, dessen wichtigster Paragraph der war, daß Méneval nie und unter keinem Vorwande einen eignen Sekretär oder Copisten haben durfte.

Méneval war von sanftem Wesen, zurückhaltend und verschwiegen, er arbeitete wie und wann es von ihm verlangt wurde, bei Tag oder bei Nacht; der Kaiser war ihm sehr zugethan und hatte nie einen Grund zur Klage. Méneval erbrach und las alle an den Kaiser persönlich gerichteten

*) Bourrienne ist gemeint.

Briefe und ordnete sie; er schrieb nach den Dictaten Napoleons. Man weiß, mit welcher Schnelligkeit Napoleon zu dictiren pflegte, der Sekretär mußte oft mehr im Gedächtniß behalten, als er niederschreiben konnte. Späterhin erhielt Méneval sogar die Befugniß, im Namen des Kaisers viele der eingegangenen Schriften zu erledigen: er hätte können eine große Rolle spielen, allein dies lag seinem Naturell fern.

Der Kaiser hielt sich den größten Theil der Zeit in seinem Cabinet auf, ja er verbrachte oft den ganzen Tag und die halbe Nacht in demselben. Er pflegte um 10 oder 11 Uhr zu Bett zu gehen; er erhob sich oft bereits um Mitternacht, um wieder einige Stunden zu arbeiten. Zuweilen ließ er Méneval kommen, am häufigsten nicht. Méneval stellte sich oft von selbst ein, allein der Kaiser schickte ihn meist fort mit den Worten: „Sie sollen sich nicht umbringen." Wenn der Kaiser des Morgens in seinem Arbeitszimmer erschien, fand er Alles bereits geordnet. Uebrigens las der Kaiser für gewöhnlich alle Briefe, beantwortete die einen mit einem Wort am Rande, dictirte auf andere die Antwort. Diejenigen Zuschriften welche von besonderer Wichtigkeit waren, wurden bei Seite gelegt, mehreremal gelesen, und erst nach Verlauf einiger Zeit beantwortet.

Napoleon hatte die Gewohnheit, wenn er sein Arbeitszimmer verließ, zu wiederholen, bis zu welcher Stunde er die oder die Sachen brauche, und stets fand er sich aufs Pünktlichste bedient. Kam zur angesetzten Stunde der Kaiser nicht, so durchjagte Méneval auf der Suche nach ihm das ganze Palais. Oft sagte der Kaiser seinem Sekretär: lassen wir das bis morgen, über Nacht kommt Rath.

Der Kaiser bemerkte einmal, er habe Nachts mehr gearbeitet, als bei Tage, nicht weil ihm die Geschäfte den

Schlaf raubten, sondern weil er stets mit Unterbrechungen schlafe, je nachdem es ihm paßte.

Oft während der Feldzüge wurde der Kaiser plötzlich geweckt, er sprang sofort vom Bett auf und man hätte seinen Augen nicht ansehen können, daß er noch eben geschlafen hatte: er traf seine Anordnungen und dictirte Antworten mit derselben Exactheit und Klarheit, als geschehe dies zu gelegener Zeit. Er nannte dies „seine Geistesgegenwart nach Mitternacht“ — es war eine ganz außergewöhnliche Gabe. Es ist vorgekommen, daß er zehnmal in einer Nacht aufgeweckt wurde, stets fand man ihn wieder eingeschlafen, weil er seinem Schlafbedürfniß noch nicht Genüge gethan hatte. Als er sich eines Tages dieser Fertigkeit im Schlafen vor General Clarke rühmte, sagte ihm dieser: „Das ist schlimm für uns, Sire; denn wir haben oft die Kosten zu tragen, oft fällt uns deshalb Etwas zur Last.“

Fast Alles, was der Kaiser anordnete und verfügte, ging durch sein Cabinet; er besetzte alle Aemter und setzte gewöhnlich andere Namen an Stelle der von den Ministern in die Listen eingetragenen. Er las stets ihre Vorschläge, nahm dieselben an, verwarf sie oder änderte sie ab. Selbst dem Minister des Auswärtigen machte er auf dessen Eingaben oft Vorstellungen und Bemerkungen, welche er Méneval, vor dem er kein Geheimniß hatte, dictirte. Die Minister waren einen Tag in der Woche berufen, um mit dem Kaiser in Berathung zu treten; jeder erschöpfte im Beisein der andern den Inhalt seines Portefeuilles. Nur der Minister des Aeußeren berieth zuweilen unter vier Augen mit dem Kaiser. Die Personalien der Armee hatte der Kaiser einem seiner Adjutanten, den er besonders schätzte, übertragen. Duroc erfreute sich lange dieser Vertrauungsstellung, nach ihm Bertrand, dann Lauriston, der letzte war der Graf Lobau.

Méneval war von schwächlicher Gesundheit und überarbeitet, sodaß ihm Ruhe noth that. Deshalb versetzte ihn Napoleon in den Dienst Marie Louises, unter der Bedingung jedoch, daß er zu ihm zurückkehre, sowie seine Gesundheit es gestatten würde — daran erinnerte er ihn jedesmal, wenn er ihn sah.

Nach Méneval wurde es lebhafter im Cabinet des Kaisers, es etablirte sich darin eine Art von Bureau, bestehend aus mehreren Personen*). Der auf Empfehlung dritter Personen angestellte Nachfolger erhielt 1814 den Befehl, gewisse Acten zu verbrennen. Er schrieb, als Ludwig XVIII wieder sicher auf dem Thron zu sitzen schien, an einen der Minister, er stelle das noch Vorhandene zu seiner Verfügung; Napoleon machte am 20. März diese unangenehme Entdeckung, begnügte sich aber damit, an den Rand des Briefes des Treulosen die Worte zu setzen: „er ist ein Verräther, ist ein Verräther" — das war die ganze Rache, die er an dem Schuldigen nahm!

Es waren vorhanden: zwanzig bis dreißig Foliobände, ebensoviel Quartbände, die Correspondenz des ägyptischen und der italienischen Feldzüge, sechzig bis achtzig Foliobände, die Protokolle der Ministerberathungen enthaltend, geführt vom Herzog von Bassano und dem Grafen Daru. Endlich ein Verzeichniß der Verhandlungen im Staatsrathe, geordnet durch Herrn Locré.

Dies sind lauter Ruhmestitel für die vortreffliche Ordnung in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten durch Napoleon.

---

*) Anmerkung des Grafen Las Cases: Ich habe später bei meiner Rückkehr nach Frankreich gehört, daß in Bezug auf das Cabinet Napoleon nach Méneval's Rücktritt keinerlei Aenderung vorgenommen habe. An Stelle Méneval's trat Baron Fain, im Uebrigen soll Alles beim Alten geblieben sein.

Mittwoch, 9. October.

Neue scharfe Befehle des Gouverneurs.

Ich lasse hier ein Verzeichniß der neuen, heute mitgetheilten Zwangsmaßregeln Sir Hudson Lowe's folgen; dieselben sollen am 19. d. M. in Kraft treten:

1. Die Straße über Huts-Gate an den Bergen entlang bis zum Signal-Posten unweit von Alarm-House soll die Grenze für Longwood sein.

Unsere Bemerkungen dazu: Der Vorgänger von Sir Hudson Lowe hatte die Grenzlinie auf den Gipfel der Berge verlegt, bemerkte aber bald darauf, daß, indem die Stelle des Postens ein wenig verlegt wurde, zugleich Haus und Garten des General-Sekretärs Brooke innerhalb der Grenzlinie fielen; deshalb schritt er schon nach 14 Tagen zu einer Aenderung. Etwa 80 Toisen vom Wege ab liegt der Garten Corbett's, in welchem 8 oder 10 etwas Schatten spendende Eichen stehen, und wo außerdem eine Fontaine sprudelte, welche Kühlung bietet; es sind jetzt ausgeschlossen der Garten Corbett's und das Haus des General-Sekretärs.

2. Schildwachen werden die Grenzlinie bezeichnen, welche Niemand überschreiten darf, um sich dem Hause in Longwood zu nähern, ohne besondere Erlaubniß des Gouverneurs.

Unsere Bemerkungen dazu: Nach den zunächst bestehenden Bestimmungen gelangte man auf folgende Weise nach Longwood: Der Gouverneur, der Admiral, der Oberst und Befehlshaber des Lagers, die beiden Mitglieder der ostindischen Compagnie und der Generalsekretär, welche zu den ersten Beamten auf der Insel zählten, durften ohne Weiteres durch die Postenkette hindurch gelassen werden. Die Einwohner mußten Pässe vom Gouverneur vorzeigen, die Matrosen vom Admiral,

die Soldaten von ihren Obersten. Matrosen, Bewohner, Offiziere durften mit einer Erlaubniß des Grafen Bertrand in Longwood eintreten. Diese Einrichtung dauerte acht Monate und führte zu keinerlei Unannehmlichkeiten. Traf ein Fremder ein, der den Verdacht des Gouverneurs erregte, so konnte sofort seine Ausschiffung verhindert werden; jedenfalls wurde er an der ersten Postenkette angehalten. Endlich wußte der Gouverneur aus dem Rapport der Wachen täglich die Namen der nach Longwood gelangten Personen; Alles dieses wurde im Monat August geändert. Der Gouverneur versuchte, uns die Verpflichtung aufzunöthigen, diejenigen Besucher, welche er sich zu verpflichten wünschte, an jedem beliebigen Tage zu empfangen. Daraufhin erklärte der Kaiser, er werde künftighin Niemanden mehr empfangen, um sich weitere Insulten zu ersparen.

3. Auf dem Weg zur Linken von Huts-Gate, welcher über Woodridge nach Longwood führt, und niemals vom General Bonaparte, seit Ankunft des Gouverneurs, benutzt worden ist, soll die beobachtende Postenkette zum Theil eingezogen werden. Jedesmal, wenn der General beim Ausreiten diesen Weg einschlagen will, wird ihm, wenn er den wachthabenden Offizier rechtzeitig in Kenntniß setzt, Nichts im Wege stehen.

Unsere Bemerkungen dazu: Es ist ein sonderbarer Vorwand zu einer Einschränkung: allerdings ist das Thal sechs Monate lang nicht besucht worden. Es ist ja leider wahr, daß Napoleon, gequält von den Anordnungen des Gouverneurs seit mehreren Monaten überhaupt nicht mehr ausgegangen ist. Ein Theil des Thales ist übrigens während der Regenzeit ungangbar, in dem andern Theil ist ein Lager aufgeschlagen worden. Lord Bathurst aber erklärte im Parlament, der Weg wäre erst verboten worden, als man gewahr geworden wäre, daß der General das

Vertrauen mißbraucht und die Bewohner zu verführen gesucht hätte. Er befindet sich hier im Widerspruch mit dem, was Sir Hudson Lowe sagte. Das Anerbieten, in diesem Thale spazieren gehen zu dürfen, wenn es verlangt würde, ist offenbar nicht ernst zu nehmen. Das Detail der Bestimmungen beweist dies. Mit dem Verlust dieser Promenade wurde es unmöglich, den Garten der Miß Mason zu besuchen, in welchem einige große, Schatten spendende Bäume sind. Es giebt innerhalb der jetzt gezogenen Grenzen keine Stelle, an der die Gefangenen spazieren gehen und ein wenig Schatten finden könnten. Ueberall Schildwachen! Mehreremal schon sind die französischen Herren arretirt worden.

4. Wenn der General Bonaparte seine Promenade nach einer anderen Richtung hin zu nehmen wünscht, so wird ein Offizier vom Generalstabe des Gouverneurs — falls derselbe zeitig genug benachrichtigt ist — bereit sein, ihn zu begleiten. Fehlt es an Zeit, so müßte der in Longwood den Dienst habende Offizier jenen ersetzen. Der den General überwachende Offizier hat Befehl, sich ihm nicht zu nähern, es sei denn. daß er gerufen würde; er hat darüber zu wachen, daß Alles vermieden wird, was gegen die Vorschriften in Bezug auf die Promenade verstoßen könnte und den General in respectvoller Form aufmerksam zu machen.

Unsere Bemerkungen dazu: Ganz überflüssig! Der Kaiser wird überhaupt nicht ausgehen, so lange er den Wunsch erkennt, ihn einer directen und öffentlichen Beaufsichtigung zu unterziehen. Im Uebrigen haben die Offiziere des Generalstabes Befehl, einen Rapport über Alles einzureichen, was die französischen Offiziere in der Unterhaltung berühren könnte. Mehrere englische Offiziere haben es abgelehnt, sich als Spione gebrauchen zu lassen.

5. Die schon bestehenden Verordnungen, um den

Verkehr, mit wem immer es sei, ohne Bewilligung des Gouverneurs zu verhindern, sollen strengstens innegehalten werden. Es ist mithin vom General Bonaparte zu verlangen, daß er kein Haus beträte, auch daß er keine Unterhaltung mit Personen, mit denen er sich vielleicht begegnete, anfinge, es geschehe denn im Beisein eines englischen Offiziers.

Unsere Bemerkungen dazu: Der Kaiser erkennt weder dem Gouverneur, noch den Handlangern desselben das Recht zu, ihm irgend Etwas aufzunöthigen. Was ist der Sinn dieses Artikels fünf? Den Charakter der Gefangenen zu verunglimpfen, sie zu erniedrigen und Zänkereien mit den Schildwachen zu provociren. Man möchte wirklich glauben, was schon vielfach behauptet worden ist, daß Sir Hudson Lowe zuweilen den Koller hat.

6. Die Personen, welche mit der Bewilligung des General Bonaparte stets die Erlaubniß vom Gouverneur haben können, ihn zu besuchen, dürfen trotz dieser Erlaubniß mit Niemanden vom Gefolge verkehren, wenn dies in dem Erlaubnißschein nicht besonders vermerkt ist.

Unsere Bemerkungen dazu: Wiederum ganz überflüssig! Niemand ist empfangen worden, seit der jetzige Commandant umgestoßen hat was sein Vorgänger eingeführt hatte. Es geht aber aus dieser Einschränkung hervor, daß, wenn Napoleon einen Offizier empfangen sollte, er selber, da keiner seiner Offiziere, kein Diener zugegen sein darf, dem Gast die Thür öffnen müßte, und da der Kaiser des Englischen nicht mächtig ist, falls die zugelassene Person nicht französisch spräche, die ganze Begegnung auf einen Austausch äußerer Begrüßungsformalitäten hinauslaufen müßte.

7. Mit Sonnenuntergang wird der Gartenzaun um Longwood als Grenze gelten. Schildwachen werden dann ringsum aufgestellt werden, so jedoch, daß sie den General

nicht incommodiren, sie werden ihn trotzdem beobachten, falls er nach dieser Zeit seine Promenade fortsetzen sollte; die Schildwachen haben während der Nacht sich an das Haus zu ziehen, wie das früher schon war; jeder Zutritt bleibt untersagt, bis am andern Morgen die Schildwachen von Haus und Garten wieder zurückgezogen werden.

Unsere Bemerkungen dazu: Während der Zeit der großen Hitze ist der einzige Augenblick, den man zum Spazierengehen benutzen kann, der Sonnenuntergang. Um sich nicht mit den Schildwachen zu begegnen, muß man in das Haus zurückkehren, wenn es auch noch heller Tag ist; unmöglich aber wäre es gewesen, in der Zeit, in welcher die Sonne scheint, auszugehen, da es hier weder Schatten, noch Wasser, noch einen grünen Strauch giebt. Nach dieser neuen einschränkenden Verfügung kann man am Abend nicht ausgehen. Der Kaiser kann nicht ausreiten, er wohnt in einem kleinen, völlig ungenügenden, schlechtgebauten Hause, welches zudem noch ungesund ist; man läßt keine Gelegenheit vorübergehen, um ihm Mangel an Achtung auszudrücken. Seine Gesundheit leidet schwer.

8. Jeder für Longwood bestimmte Brief wird in ein Couvert gesteckt, dieses versiegelt und dem diensthabenden Offizier übersandt, um versiegelt dem Offizier vom Gefolge des Generals, dessen Adresse er trägt, übergeben zu werden. Dieser Herr kann sich dadurch überführen, daß nur der Gouverneur den Inhalt kennt. Ebenso sollen auch alle von Longwood abgehenden Briefe dem diensthabenden Offizier übergeben und in ein zweites Couvert mit der Adresse des Gouverneurs gesteckt werden. Kein Brief darf geschrieben oder abgeschickt werden; keine Mittheilung, sei sie welcher Art immer, ohne die pünktliche Innehaltung dieser Vorschriften erfolgen. Für die Insel sind Correspondenzen nicht statthaft, mit Ausnahme solcher, die an den Inspector gerichtet sind, sie müssen offen dem wachthabenden Offizier

übergeben werden, der sie weiterbefördert. Diese einschränkenden Bestimmungen treten mit dem 10. dieses Monats in Kraft. Sanct Helena, 9. October 1816. Gez. H. Lowe."

Unsere Bemerkungen dazu: Die obige Bestimmung bezieht sich nicht auf den Kaiser, der weder Briefe schreibt, noch Briefe empfängt. Könnte man Das, was die Offiziere in vertraulichen Briefen an ihre Bekannten schreiben, für ein Vergehen halten? Werden denn Diejenigen, welche diese Briefe lesen, wenn sie sich überzeugt haben, daß dieselben nichts gegen das Wohlergehen des Staates enthalten, den Inhalt dieser Briefe vergessen, sodaß er nie in ihren Unterhaltungen besprochen oder gar gemißbraucht wird? Wenn dies der Fall wäre, so wäre es gleichbedeutend mit einem Verbot der Correspondenz.

Was ist nun, so fragt man sich, der Zweck so rigoroser Bestimmungen?

In Europa soll Niemand wissen, in wie verbrecherischer Weise man hier verfährt. Man ist soweit gegangen, am 1. Juli 1816 in einem an den Grafen Bertrand gerichteten Schreiben auch den mündlichen Verkehr mit den Einwohnern zu untersagen. Sind solche Vorschriften ein Ausdruck des Hasses oder sind sie ein Zeichen von Wahnsinn? Das Reglement ist dabei nur ein bescheidenes Beispiel von den Chicanen, die alltäglich der Gouverneur uns bereitet. Und Lord Bathurst hat die Stirn, zu behaupten, daß Sir Hudson Lowe keinerlei Beschränkungen in Bezug auf unsere Freiheit vorgenommen habe, alle Maßregeln zielten lediglich auf die Sicherheit der Haft hin. Diese absurden, gemeinen Maßregeln wurden Veranlassung, daß der Kaiser schon seit mehreren Monaten nicht mehr ausgeht; es ist vorauszusehen — was auch jeder Arzt bestätigen wird — daß der Kaiser solchen Verhältnissen erliegen muß. Diese Art ihn zu ermorden ist ebenso unfehlbar,

ebenso barbarisch, als wenn man ihm Gift reichen würde.

Zusammengefaßter Bericht über die Monate Juli, August, September, October.

In ein Paar Worten ist Alles gesagt: Quälereien aller Art, vollständige Absperrung, sicher zu erwartendes Verderben. Der Rest von Napoleons Leben wird nur ein grausamer, langer Todeskampf sein. Mit der Ankunft des neuen Gouverneurs begann für uns ein qualvolles Dasein. Nur wenige Tage haben uns genügt, um uns zu zeigen, mit wem wir es fortan zu thun haben. Die Quälereien, die Beschimpfungen, als deren Vermittler, als deren beauftragter Vollzieher er sich ausgiebt, haben ihren Höhepunkt erreicht; er hat den Bewohnern in Bezug auf uns Schrecken eingejagt; er hat die lächerlichsten Kränkungen noch obendrein hinzugefügt. Er lud den „General Bonaparte" zu Tische ein, um ihn vor einer vornehmen Dame, die sich vorübergehend auf der Insel aufhielt, zur Schau zu stellen: er arretirte selbst einen unserer Diener! Er weist eine Depesche vor, auf Grund deren er den Kaiser, wie dieser sagte, mit angeblich gemachten Ansprüchen quält, nur um diese mit ihm zu besprechen; er peinigt den Kaiser, um Geld herauszugeben, welches derselbe nicht hat und zwingt ihn, unter Entziehung des Nothwendigsten, zum Zerstückeln und Verkaufen seines Silbergeräthes: der Gouverneur bestimmt dabei den Werth, bestimmt die Käufer. „Er feilscht mit unserer Existenz", rief eines Tages der Kaiser voller Empörung, „er gönnt mir die Luft nicht, die ich athme, was er uns für unseren Unterhalt liefert, ist oft von einer Beschaffenheit, daß wir einen Ersatz borgen müssen. Es macht ihm Spaß, unter großem Ceremoniell ein ministerielles Rescript vorzuweisen, welches alles an Brutalität übersteigt, und von welchem

er Abschrift zurückzulassen ablehnt; dabei geht er noch mit einer gewissen höhnischen Ironie zu Werke! Gräben läßt er um uns her ziehen, umringt uns mit Pallisaden, errichtet Schanzen." — Er verlangt von uns, wir sollen den Kaiser „Bonaparte" nennen, und droht uns, falls wir es nicht thun, mit gewaltsamer Entfernung. Der Kaiser, in voller Empörung, nimmt Herrn Hudson Lowe gegenüber kein Blatt vor den Mund:

„Die schlechteste That des englischen Cabinets ist nicht mehr die, mich hierher geschickt zu haben, sondern die, mich in Ihre Hände gegeben zu haben .... Ich habe mich über den Admiral, Ihren Vorgänger beschwert — er hatte wenigstens ein Herz! ... Sie entehren Ihre Nation und ein Fluch wird auf Ihrem Namen haften." ... „Nichts Englisches ist an diesem Gouverneur" — so wiederholte uns der Kaiser oft — „er ist Nichts als ein elender sicilianischer Sbirre. Erst habe ich mich darüber beschwert, daß man mir einen Gefangenwärter schickte, heute aber erkläre ich, daß man mir einen Henker geschickt hat."

Mit dem Befinden des Kaisers ist es die Zeit her schlechter und schlechter gegangen. Seit lange schon steigt er nicht mehr zu Pferde, auf den Wagen hat er ebenfalls beinahe ganz verzichtet, selbst die Fußpromenaden fanden nicht mehr statt; seine Arbeiten sogar unterbrach er häufig. Die Dictate wurden immer seltener, und ergingen sich meist in Betrachtungen und Phantasien. Den größten Theil des Tages brachte er allein in seinem Zimmer zu und blätterte in Büchern oder that vielmehr Nichts! Dabei zeigte er uns gegenüber stets dasselbe ruhige Angesicht, die gleiche Stimmung; seine Unterhaltung war noch oft lustig, zuweilen pikant, er schien nicht mehr mit der Zukunft beschäftigt, nicht mehr mit der Vergangenheit, sich auch über die Gegenwart hinwegzusetzen — es schien ihm

Alles gleichgültig, im Inneren sehnte er wohl das Ende herbei.

Des Doktor O'Meara geschah bereits Erwähnung. Wir kamen dahinter, daß auch dieser Herr, wie ich, ein Tagebuch führte; wir hatten Beide damals fast gar keine Beziehungen zu einander und man möge seine*) Aufzeichnungen mit den meinigen vergleichen, man wird eine Bestätigung des von mir Gesagten finden.

Montag, 10. October.

Präliminarien und Frieden von Campo Formio.

Napoleon, der schon zuvor manchmal den merkwürdigen Abschluß des ersten italienischen Krieges berührt hatte, kam heute auf einige interessante Einzelheiten zu sprechen; er schilderte den zu den Präliminarien Seitens Oesterreichs mit umfassender Vollmacht erschienenen Minister von Cobenzl, dem er damals den Spitznamen „der nordische Bär" gegeben hatte, weil die große schwere Hand Cobenzl's sich auf den grünen Tischen wie eine Bärentatze ausgenommen hätte.

„Cobenzl war damals der, der die österreichische Politik dirigirte, er hatte verschiedene Gesandtschaftsposten bekleidet, darunter auch den von St. Petersburg: Catharina II war ihm wohlgewogen gewesen, worauf er sich nicht wenig einbildete. Er zweifelte zunächst auch gar nicht daran, daß er durch sein gemessenes, überlegenes Wesen dem „Revolutions-General" nicht anders als imponiren könne; allein die Haltung, die ersten Aeußerungen des jungen Generals machten einen so tiefen Eindruck, daß Cobenzl alsbald andere Manieren annahm. Trotzdem waren die Verhandlungen — besonders die letzte — außerordentlich stürmisch. Als immer von Neuem der österreichische Be-

*) Inzwischen veröffentlicht.

vollmächtigte die Entscheidung hinzuziehen suchte, gerieth der General in hellen Zorn, faßte nach einem prachtvollen Porzellan-Service, welches auf dem Tisch stand und welches Cobenzl mehrfach schon als ein Geschenk Catharina II gerühmt hatte und warf es in Scherben, indem er rief: „Sie wollen also den Krieg? Wohlan, Sie sollen ihn haben — wie die Scherben hier, wird Ihre Monarchie in drei Monaten zerschellt sein", dann stürmte er zum Saal hinaus. Wie versteinert stand Cobenzl da; Herr de Gallo aber, sein Adlatus, begleitete den General bis zu seinem Wagen, indem er bemüht war, ihn zurückzuhalten: in seinem fingirten Zorn konnte der General sich kaum des Lachens über die klägliche Art und Weise seines Begleiters erwehren."

Dieser Herr de Gallo war Gesandter von Neapel in Wien, er hatte die Prinzessin von Neapel, zweite Frau des Kaiser Franz, eben nach Wien gebracht; Gallo beeinflußte die Prinzessin, die Prinzessin ihren Gemahl, mit anderen Worten: der Italiener hatte großen Einfluß am Wiener Hofe. Als die französische Armee auf Wien marschirte und den Waffenstillstand von Leoben erzwang, gedachte die Kaiserin ihres Rathgebers und beauftragte ihn, die Gefahr abzuwenden. Er sollte nur wie im Vorübergehen den französischen Generalissimus begrüßen, und denselben bewegen, ihn, Gallo, als Vermittler anzunehmen. Napoleon bemerkte ihm sogleich: der Name wäre nicht deutsch, worauf der Marquis seine Nationalität und Stellung einräumte. „Seit wann", frug ihn darauf der General, „habe ich mit Neapel zu thun; soviel ich weiß, leben wir in Frieden miteinander! Hat denn der Kaiser, von Oesterreich keinen einzigen Unterhändler zur Verfügung, der der vieille roche*) angehörte! Ist denn die ganze Aristokratie Oesterreichs erloschen?"

*) Maliciöse Bezeichnung für den feudalen Adel.

Herr de Gallo, voller Befürchtung, diese Bemerkungen möchten nach Wien gelangen, war von dem Augenblick an einzig und allein darauf bedacht, dem jungen General zu gefallen. Bonaparte, auf diese Weise besänftigt, erkundigte sich des Näheren nach dem Wiener Hof, sprach von der Armee am Rhein, der Armee an der Sambre und Meuse u. s. w. Als der Augenblick der Trennung gekommen war, fragte der Marquis de Gallo den General in demüthiger Haltung, ob er hoffen dürfe, als Vermittler angenommen zu werden und ob er von Wien seine Vollmachten fordern sollte. Bonaparte lehnte wohlweislich nicht ab. Dieser nämliche Herr de Gallo wurde später neapolitanischer Gesandter — sogar unter Joseph noch — in Paris. Er hat gelegentlich dem Kaiser eingestanden, er wäre nie in seinem Leben so erschreckt worden, als damals.

Clarke war auf französischer Seite der zweite Bevollmächtigte.

„Dieser war“, erzählte Napoleon, „vom Directorium nach Italien geschickt, weil dasselbe anfing, mich für gefährlich zu halten. Ich wurde unterrichtet, daß Clarke den Auftrag habe, mich zu beobachten; ich hielt es für das Beste, mich ganz offen mit ihm auszusprechen: wir mochten wohl innerlich keine besondere Sympathie für einander haben, allein wir wurden äußerlich gute Freunde; da ich mich nur schwer von Denen trennen kann, welche sich gemeinschaftlich mit mir eingeschifft haben, und da ich mir erst Gewalt anthun muß, um Einen über Bord zu werfen, so behielt ich von da an Clarke im Auge.“

Nach dem Brumaire wurde Clarke Adjutant beim ersten Consul. Damals war an dem kleinen Hofe von Etikette nur wenig die Rede; der erste Consul führte mit seiner nächsten Umgebung einen gemeinschaftlichen Tisch; da Clarke etwas heftig und aufgeregt war, kam es oft zu

Reibereien und der erste Consul schickte ihn zur Königin von Etrurien nach Florenz. Der Posten war zwar angenehm, allein Jedermann sagte sich, Clarke ist in Ungnade gefallen; Clarke bat und bat, man möchte ihn doch ablösen; endlich hatte er Erfolg, allein er kam doch nur aus dem Regen in die Traufe, worüber er derart in Verzweiflung gerieth, daß er erklärte, es bliebe ihm Nichts mehr übrig, als sich in die Seine zu stürzen. Da kam seine Ernennung zum Staatsrath und Sekretär des topographischen Cabinets, Stellungen, die ihm zwischen 60 und 80000 Francs eintrugen. Das war so die Art Napoleons. Bekannt ist es ja, daß seine erste erwiesene Wohlthat sogleich eine ganze Reihe anderer nach sich zog: er gab nicht mehr, er überschüttete — allein es war gut, wenn der Betreffende den Augenblick nützte: denn es konnte auch auf einmal Alles ein Ende haben.

Ich kannte den General Clarke von früher her: er erzählte mir einmal, daß ein Paar Tage vor der Schlacht von Jena der Kaiser, auf dessen Dictate er verschiedene Befehle an die Armee niedergeschrieben hatte, ihm wie in Sinnen verloren sagte:

„In drei oder vier Tagen werden wir eine Schlacht haben, die ich gewinnen werde; sie wird mich wenigstens bis an die Elbe führen, vielleicht auch bis an die Oder. Dort werde ich eine zweite Schlacht liefern und ebenfalls der Sieger sein und dann .... und dann .... Ach! Es ist schon genug ... wir wollen uns auf keinen Roman einlassen Clarke! In einem Monat werden Sie Gouverneur von Berlin sein und die Geschichte wird Ihren Namen ausposaunen, denn in ein und demselben Jahre Gouverneur von Wien und Berlin sein, heißt mit anderen Worten Gouverneur von Oesterreich und Preußen sein. „A propos“, fügte er lachend hinzu, „was hat Ihnen Franz gegeben, als Sie Gouverneur seiner Hauptstadt

waren? — Nichts, garnichts. — Wie, nichts, das ist aber stark. Da muß ich ja für seine Schuld aufkommen."

Der Kaiser gab Clarke soviel, daß er sich ein Haus in Paris kaufen konnte.

Napoleons Erwartungen aber wurden damals weit übertroffen; er lieferte nur eine Schlacht, die ihn in siebzehn Tagen nach Berlin und später bis an die Weichsel führte.

„Clarke", sagte Napoleon, „hatte für Stammbäume eine große Vorliebe; in Florenz brachte er einen Theil seiner Zeit damit zu, nach meiner Genealogie zu forschen. Auch mit der seinigen beschäftigte er sich angelegentlich; er kam auf diesem Wege dahin, zu glauben, er wäre verwandt mit fast allen Bewohnern des Faubourg St. Germain. Er ist gewiß heute viel stolzer darauf, der Minister eines legitimen Königs zu sein, als der eines Parvenu-Kaisers. Man hat mir mehr als einmal in den Jahren 1813 und 14 Zweifel an seiner Zuverlässigkeit eingeflößt, ich habe mich dabei nicht aufgehalten und ihn stets für rechtschaffen und treu gehalten."

Die vertrauten Freunde des Herzogs von Feltre werden bezeugen können, daß Napoleons Anschauungen die richtigen waren, der Herzog von Feltre rieth dem Kaiser, als man erfuhr, daß der Graf Artois in der Schweiz angekommen wäre, Frieden zu schließen. Napoleon aber antwortete ihm unter dem 22. Februar 1814:

„Was den Rath betrifft, welchen Sie mir ertheilen, Frieden zu schließen, so finde ich ihn lächerlich. Wer sich solchen Gedanken hingiebt, verdirbt die Stimmung im Volk. Außerdem müßte Einer geradezu dumm sein, zu glauben, ich würde nicht Frieden schließen, wenn ich es könnte. Nach Ihrer Auffassung hätte ich schon seit vier Monaten Frieden schließen können, und hätte, weil

ich es nicht wollte, alles Unglück Frankreichs in der letzten Zeit auf mein Gewissen geladen. Ich glaubte verdient zu haben, daß man mich mit solchen Demonstrationen verschonte.“ —

Der Kaiser kam dann wieder auf Campo Formio zurück und sprach viel vom Grafen d'Entraigues, von dessen Verhaftung, von den bei demselben gefundenen Papieren, den Entdeckungen, die man diesen Schriftstücken verdankte, von der Nachsicht, mit der er den Grafen behandelt und von der Illoyalität, die er als Dank eingeheimst hatte.

Der Graf d'Entraigues war ein geistvoller Mann, ein Intriguant und mit äußeren Vorzügen ausgestattet, sodaß er beim Beginn der Revolution eine Rolle gespielt hatte; die Emigration hatte ihn nach Venedig verschlagen, wo er in der Eigenschaft eines russischen Diplomaten weilte, als wir die Stadt bedrohten: er war die Seele von allen damaligen Zettelungen gegen Frankreich. Das Schicksal fügte es, daß er unseren Vorposten in die Hände fiel. Unter den bei ihm gefundenen Papieren befanden sich auch solche, welche von Pichegru's Verrath untrügliche Beweise lieferten. Als der Graf d'Entraigues seine Geheimnisse verrathen sah, sprach er sich Napoleon gegenüber ganz offen aus, und ging dabei mit solcher Geschicklichkeit zu Werke, daß dieser glaubte, er habe den Grafen auf seine Seite gewonnen, ihn mit größter Nachsicht behandelte und ihn sogar dem Directorium gegenüber in Schutz nahm, welches seinen Tod forderte. Napoleon ließ ihn unter Ehrenwort frei in Mailand herumgehen. Eines Tages war der Wortbrüchige auf und davon und veröffentlichte von der Schweiz aus ein Pamphlet voll der nichtswürdigsten Lügen. Der Graf d'Entraigues ist, so viel ich weiß, 1814 eines entsetzlichen Todes in England gestorben, er wurde von seinem Kammerdiener vor den Augen seiner

Frau, der einst berühmten Sängerin Sainte Auberti*) ermordet.

Pichegru stand damals gerade an der Spitze des Corps législatif und in offenem Kriege mit dem Directorium. Man kann sich denken von welchem Werthe für dasselbe diese Entdeckungen waren! Dieselben hatten einen großen Einfluß in Bezug auf die Wahl der Partei, welche Napoleon in den Ereignissen des Fructidor ergriff, dieselben veranlaßten seine berühmte Proclamation, welche den Triumph des Directoriums zur Folge hatte.

Desaix, welcher unter Moreau in der Rhein-Armee diente und den Waffenstillstand benutzte, um Bekanntschaft mit dem General zu machen, der durch seinen italienischen Feldzug ihn mit so großer Bewunderung erfüllt hatte, befand sich damals in der Nähe Napoleons und als er von dem Verrath Pichegru's hörte, rief er:

„Am Rhein wußten wir das schon vor 3 Monaten. Ein dem General Kinglin abgenommener Bagagewagen enthielt die ganze Correspondenz Pichegru's mit dem

*) In einer neuerdings erfolgten Veröffentlichung heißt es: Der Graf d'Entraigues wurde am 22. Juli 1812 im Dorfe Barnes bei London von seinem Kammerdiener, Lorenzo mit Namen, ermordet. Lorenzo selber wurde todt neben der Leiche seines Herrn gefunden. Er hatte auch der Gräfin eine schwere Wunde beigebracht. Der Mord wurde in dem Augenblick begangen, als das gräfliche Paar in den Wagen steigen wollte. Der Kutscher, der einzige Zeuge, machte unklare Angaben, so blieb der Jury nichts übrig als das Verbrechen festzustellen, ohne den Schuldigen zu bestrafen, von dem ja anzunehmen war, daß er sich selbst entleibt habe. Man war der Ansicht, daß die Verhandlungen nachlässig geführt worden wären, und glaubte, Lorenzo wäre auf Befehl ermordet worden. Man wollte wissen, daß der Graf der Bewahrer hochwichtiger Geheimnisse wäre, und daß hohe Herren, welche ihn für indiscret hielten, ihn ermorden ließen. Die englische Regierung legte Beschlag auf sämmtliche Papiere d'Entraigue's, und das Sonderbare ist, daß dieselben niemals an den Sohn des Grafen ausgehändigt wurden.

Feinde.“ — „Hatte denn Moreau das Directorium garnicht in Kenntniß gesetzt?“ — „Nein.“ — „Das ist ja ein Verbrechen“, rief Napoleon, „handelt es sich um das Verderben des Vaterlandes, so ist Stillschweigen so gut wie Mitschuld.“

Es ist bekannt, daß zur Zeit als Pichegru unterlegen war, Moreau dem Directorium Anzeige machte, indem er derselben beleidigende Vorwürfe hinzufügte. Napoleon hielt dies für ein weiteres Unrecht und sagte:

„Da er früher Nichts gesagt hatte, war er zum Verräther am Vaterlande geworden; als er später sprach, erschwerte er nur die Lage eines Unglücklichen.“

Sonntag, 13. October.

Prinz Eugen. — Unsre Leiden.

Die neuen Einschränkungen des Gouverneurs in Bezug auf unser Leben bilden fort und fort den Unterhaltungsstoff. Heute überschlug der Kaiser sein noch verkäufliches Silbergeräth und die Zeit, die wir für den Ertrag noch leben könnten; er bemerkte dazu:

„Ich hänge nicht an diesen Luxusgegenständen, Einfachheit war mir von jeher lieb.“

Er habe ja auch, meinte er, im Prinzen Eugen eine Zuflucht; er dächte daran, demselben schreiben zu lassen, daß er ihm den nöthigen Credit für seine Subsistenz sichere, zugleich wolle er den Prinzen ersuchen, ihm ein wenig guten Wein zu schicken, auch Bücher ꝛc.

Der Kaiser ist jetzt stets leidend, er findet, daß er sehr schnell altert, die heißen Bäder, die er nimmt und die er übermäßig lange ausdehnt, scheinen ihm doch schädlich zu sein.

Dienstag, 15. October.

Unser Protest.

Wir hatten einen Protest wider die neuen Beschränkungen des Gouverneurs eingereicht; derselbe war zurückgeschickt. Der Kaiser, der uns heute versammelt hatte, hielt uns folgende Ansprache:

„Die Beschränkungen, denen täglich Diejenigen ausgesetzt sind, die sich meinem Dienst gewidmet haben, diese Beleidigungen, die man noch zu steigern im Begriff ist, sind ein Skandal, den ich nicht länger mit ansehen mag. Meine Herren! Sie müssen mich verlassen, entfernen Sie sich: ich möchte nicht sehen, daß Sie sich den Zwangsmaßregeln unterwerfen, die man Ihnen auferlegt und noch ferner, vielleicht morgen schon, verschärfen wird; ich will allein bleiben. Gehen Sie nach Europa, erzählen Sie von der abscheulichen Behandlung, der ich hier ausgesetzt bin. Sagen Sie draußen, daß Sie es mit eigenen Augen sahen, wie ich noch lebend in's Grab steige. Ich will nicht, daß einer von Ihnen die vom Gouverneur vorgelegten Erklärungen unterzeichne.*) Man soll nicht sagen

*) Dieselben, wie sie dem Kaiser vorgelegt waren, lauteten etwa also: Die Franzosen, welche bei dem General Buonaparte bleiben wollten, hatten ein Formular zu unterzeichnen, welches man ihnen vorlegte, und in welchem sie erklären, sich allen Einschränkungen, die man dem General auferlegen wollte, zu fügen. Diese von ihnen übernommene Verpflichtung war für die Dauer. Diejenigen, die sich jetzt dawider auflehnen, sollen nach dem Cap der guten Hoffnung geschickt werden. Das Gefolge des Generals soll auf vier Personen beschränkt werden. Diejenigen, welche verbleiben, werden, falls sie geborene Engländer sind, den Gesetzen unterworfen sein, die erlassen sind, um die Inhafthaltung Buonapartes zu sichern, d. h. sie würden mit dem Tode bestraft werden, falls sie zur Entweichung des Generals behülflich wären. Jeder Franzose, der sich der Beleidigungen oder eines unpassenden Benehmens gegen den Gouverneur schuldig macht, wird sofort nach dem Cap der guten Hoffnung be-

können, daß man sich der Hände bedient habe, welche mir gehören, der Hände, über welche ich verfüge — um mich herabzusetzen. Will man Sie fortschicken, wenn Sie einer einfältigen Formalität nicht genügen mögen, so könnten Sie schon morgen auf einen noch hinfälligeren Grund, um Sie zu entfernen, zählen. Man ist entschlossen, Sie einzeln zu entfernen. Gut! Ich ziehe es vor, Sie Alle auf einmal entfernt zu sehen.“

Wir wurden in aller Form entlassen: wir waren tief erschüttert; der Kaiser hatte uns schon einmal gesagt: „Ich bin ganz sicher, daß man mich hier sterben läßt!“

Wir hatten auf Wunsch des Gouverneurs eine Besprechung mit demselben. Ich wurde zunächst allein empfangen. Er sagte, daß es ihm unmöglich wäre, eine Aenderung des uns vorgelegten Regulativs in unserem Sinne zuzulassen. „Es ist mir befohlen worden“ — dies sind seine eigenen Worte — „Ihnen die von meiner Hand geschriebenen Erklärungen behufs Unterschrift vorzulegen.“ Die Unterhaltung war so gut wie resultatlos.

Am Abend traf ein Brief des Gouverneurs an den Großmarschall ein, in welchem uns angezeigt war, daß wir, da wir unsere Unterschriften verweigerten, sofort nach dem Cap spedirt werden sollten — daraufhin haben wir — gegen den Befehl des Kaisers — unterzeichnet. So hatten wir uns denn allen Launen und Bosheiten des Sir Hudson Lowe ausgeliefert!

Dienstag, 16. October.

Napoleon als Harun al Raschid. — Sein Abschied von der Weltbühne.

Als Consul, sowie als Kaiser hat Napoleon sich oft verkleidet unter das Volk gemischt, um seinem Gerede zu

---

fördert werden. Um von dort nach der Heimath zurückzukehren, werden ihm keinerlei Mittel zur Verfügung gestellt werden, er hat die Reise auf eigene Kosten zu bewerkstelligen.

lauschen, einmal hat er sogar Marie Louise mitgenommen. Er bevorzugte für diese Ausgänge die ersten Tagesstunden und mischte sich gern in die Gespräche der Arbeiter, um sich über deren Lage. deren Stimmung zu unterrichten. Ich hörte ihn wiederholt im Staatsrath die Bemerkung machen, der Polizeipräfekt möchte doch dasselbe thun wie er: er empfahl die „Polizei des Kadi", wie er es nannte, man solle sich persönlich horchend und wißbegierig unter die Menge mischen. Als Napoleon nach den Katastrophen von Moskau und Leipzig in Paris zurück war, ging er besonders gern mitten in die Volksmassen hinein, sprach mit Diesem und Jenem in vertraulichem Tone, scherzte auch wohl und wurde, wenn erkannt, beifällig begrüßt. So kam er eines Tages auch in die „Halle", eine der Hallenfrauen sagte ihm kurzer Hand, er solle doch nun endlich Frieden machen. Ihr erwiderte der Kaiser:

„Meine Beste! Fahren Sie nur fort, Ihr Gemüse zu verkaufen und lassen Sie mich thun, was mich angeht: es hat ein Jeder sein eigenes Metier."

Die Umstehenden lachten und gaben dem Kaiser Recht. Ein anderesmal, es war im Faubourg St. Antoine, stand er wieder gutlaunig plaudernd mitten in einer großen Volksmenge. „Ist es wahr", frug ihn Jemand, „was man sich erzählt, daß es schlecht steht?" — „Ich kann gerade nicht sagen, daß es besonders gut steht." — „Aber wo soll denn das hinaus?" — „Bei Gott! Ich weiß es selber nicht!" — „Ja aber . . . kann denn der Feind in Frankreich einfallen?" — „Das könnte schon sein, er könnte sogar bis hierher kommen, wenn man mich ohne Hülfe läßt; ich habe keine Million Arme, ich kann nicht Alles selbst thun." — „O! Wir werden Sie schon unterstützen", riefen Viele. — „Nun dann werde ich auch den Feind schlagen und unseren alten Ruhm hochhalten." — „Aber was müssen wir denn thun?" — „Dienste nehmen, in die

Armee treten und Euch schlagen" — „Das würden wir schon thun", erklärte Einer, „aber einige Bedingungen möchten wir stellen." — „Welche denn? Sprecht nur." „Wir möchten nicht die Grenze überschreiten." — „Ihr sollt sie nicht passiren." — „Wir möchten", sagten Andere, „unter den Garden dienen." — „Gut, gut! also in der Garde." Laute Zurufe begleiteten seine Worte. Es wurde sogleich eine Liste ausgelegt und mehr als 2000 Leute erklärten sich bereit, in das Heer einzutreten. Die aufgeregte Menge begleitete den Kaiser unter beständigen Zurufen bis zu den Tuilerien.

Nach seiner Rückkehr von Elba zeigte sich der Kaiser eines Tages wieder im Faubourg St. Antoine, er wurde mit Begeisterung begrüßt, Tausende gaben ihm das Geleit; als er das Faubourg St. Germain passirte, war die Aufregung des Gefolges so groß, daß die Leute mit den Fäusten nach den Fenstern hinauf drohten. Der Kaiser sagte, er habe sich kaum je in einer so peinlichen Lage befunden.

„Welches Unheil hätte nicht entstehen können", rief er, „wenn ein einziger Stein geworfen wäre; das feindliche Faubourg wäre vom Erdboden verschwunden — vielleicht daß meine zur Schau getragene Ruhe, der Respect, den man mir zollte, Schlimmstes verhinderte." —

Der Kaiser war sehr unwohl, feierlich gestimmt und kam auf irrthümliche Auslegungen seiner letzten Rolle auf der Weltbühne zu sprechen.

„Ich habe entsagt", sprach er, „in die Hände der Vertreter der Nation und zu Gunsten meines Sohnes. Ich habe mich vertrauensvoll nach England gewendet, um dort oder in Amerika zu leben in tiefster Zurückgezogenheit, den Namen eines Obersten führend, der an meiner Seite getödtet wurde: ich war entschlossen, allen politischen Geschäften, welcher Art immer sie sein mochten, fern zu bleiben. An Bord des Northumberland sagte man mir,

ich wäre ein Kriegsgefangener, man werde mich über den Aequator hinausschaffen und daß ich „General Buonaparte" hieße. Ich wurde genöthigt, meinen Titel als Kaiser Napoleon dem „General Buonaparte" gegenüber besonders zu betonen.

Vor etwa 7 oder 8 Monaten machte Graf Montholon den Vorschlag, für kleine Schwierigkeiten vorzusehen, die sich bei jeder Gelegenheit einstellten. Der Admiral berichtete darüber nach London. Erfolgt ist weiter Nichts.

Man legte mir einen Namen bei, der das Gute hat, daß er die Vergangenheit nicht beeinträchtigt, wenn er auch gesellschaftliche Formen außer Rücksicht läßt. Ich bin durchaus bereit, einen Namen anzunehmen, der den Gebräuchen entspricht und wiederhole, daß, sobald man den Zwang meines schrecklichen Aufenthaltes hier aufhebt, ich willens bin, aller Politik fern zu bleiben, und von Nichts Notiz zu nehmen, was in der Welt geschieht.

Das ist, was ich mir denke; verbreitet man Etwas anderes, so ist es nicht die Wahrheit."

Donnerstag, 17. October.

Ludwig XVI. — Marie Antoinette. — Die Prinzessin Lamballe.

Man kam auf Ludwig XVI, seine Gemahlin, und Madame Elisabeth zu sprechen. Der Kaiser frug mich, was ich von Ludwig XVI und Marie Antoinette wüßte, was sie mir gelegentlich meiner Vorstellung bei Hofe gesagt hätten. Ich bemerkte, in der Königin habe man sich getäuscht, man habe sie anfangs für begabt, sehr energisch gehalten. In Bezug auf den König habe ich dem Kaiser wiederholt, was Bertrand de Molleville sagt. Derselbe war Marineminister zur Zeit der Krise, und ich hatte ihn gut gekannt. Molleville sagte, Ludwig habe ungewöhnlich viel Kenntnisse, ein sehr gesundes Urtheil und die allerbesten Absichten; allein das wäre auch Alles; er sei mit all

diesen Eigenschaften in einem Meer von Rathschlägen, die ihm zu Theil wurden, untergetaucht: seine Unentschlossenheit habe Alles verdorben. In Bezug auf seine Beurtheilung Marie Antoinettes theilte Napoleon den Standpunkt der Campan. Für ihn ist die Königin eine reizende Frau gewesen, aber geistig unbedeutend, für Vergnügungen mehr disponirt, als für die hohe Politik, sehr gutherzig, eher geizig als verschwenderisch: sie stand nicht auf der Höhe der Aufgaben, die ihr von den kritischen Zuständen auferlegt waren, verwickelte sich in die geheimen Abmachungen mit dem Auslande und zweifelte keinen Augenblick an ihrer Erlösung durch die Hülfe der Fremden, ja sie trug sich noch am 10. August mit Hoffnungen. „In der grauenvollen Nacht vom 5. auf den 6. October in Versailles eilte“, sagte Napoleon, „Jemand, der das volle Vertrauen Marie Antoinettes besaß, und den ich später in Rastatt recht rauh behandelt habe, zu der unglücklichen Fürstin, sei es, daß der Herr citirt war, oder daß er erschien, um das Schicksal seiner Königin zu theilen. Als dann das Volk den Eintritt in das Palais erzwang, flüchtete die Königin in die Gemächer ihres Gemahls, ihr Vertrauter aber rettete sein Leben, indem er aus dem Fenster sprang!“

Ich sagte dem Kaiser, daß die Königin in den Augen der Emigranten sehr verloren habe durch die Flucht nach Varennes. Man warf ihr vor, daß sie den König nicht habe allein abreisen lassen und daß sie, einmal unterwegs, das Weiterkommen nicht energisch betrieben habe. Zu den Details der mißglückten Flucht gehörte auch das, daß es Léonard, dem „berühmten“ Friseur der Königin, der zu den Flüchtlingen zählte, gelang, in seinem Cabriolet mitten in dem wüsten Durcheinander zu entwischen und Coblenz zu erreichen; er brachte den Marschallstab mit, welchen Ludwig Herrn de Bouillé hatte überreichen wollen.

„Es war ja“, fügte der Kaiser noch hinzu, „ein bei dem Hause Oesterreich bestehendes Herkommen, in Bezug auf die Königin von Frankreich das tiefste Schweigen zu beobachten. Bei dem bloßen Namen der Königin schlug man in Wien die Augen nieder und die Unterhaltung wendete sich schnell einem Thema zu, das Niemanden in Verlegenheit setzte. Dies war so die Regel nicht nur in den Kreisen der Familie, sie wurde auch den Vertretern im Auslande aufgenöthigt.“

Der Kaiser streifte hernach noch in seiner Unterhaltung die Prinzessin von Lamballe, von welcher er sich gar keine rechte Vorstellung machen konnte. Ich war in der Lage ihm Auskunft zu geben, da ich sie in Aachen während der Emigration näher kennen gelernt hatte; in ihrem Hause verkehrten außer den geflüchteten Mitgliedern des Hofes auch alle vornehmen Fremden wie: Gustav III, unter dem Namen Graf Haga, Prinz Ferdinand von Preußen mit seinen Kindern, von denen das älteste, Prinz Louis Ferdinand, 1806 fiel, die Herzogin von Cumberland, Wittwe eines Bruders des Königs von England, u. A. An dem Tage, an dem Ludwig XVI die Verfassung annahm, vertheilte er allerhand Gnadenbeweise an die Hofleute, die Prinzessin Lamballe aber erhielt von der Königin einen Brief nach Aachen, in welchem sie zur „Oberintendantin“ des Hofhaltes der Königin ernannt wurde. Die Prinzessin berieth sich mit bewährten Freunden und es wurde ihr gerathen, den Posten nicht anzunehmen und den Brief zu ignoriren. Nun holte sich die Dame aber auch noch bei Andern Rath. Dieser aber lautete: „Madame, Sie haben theilgenommen an der glücklichen Zeit der Königin, es wäre schön von Ihnen, wenn Sie ihr jetzt Treue an den Tag legten.“ Die Prinzessin war edelmüthig, war zart besaitet, hatte einen Hang zur Romantik: am andern Morgen erklärte sie, sie werde nach Paris

gehen. Sie kehrte nach Paris zurück, obwohl sie sich der Gefahren wohl bewußt war, denen sie sich aussetzte — sie fiel ihrem Edelsinn zum Opfer!

Freitag, 18. October.

Vier der Unsrigen müssen fort.

Der Gouverneur verlangt die Entlassung von vier zu unserem Haushalt in Longwood zählenden Personen. Mir hat der Gouverneur sagen lassen, mein Diener, ein Eingeborener der Insel, mit dem ich sehr zufrieden war, müsse mir genommen werden; er selber will mir einen anderen aussuchen — ich habe gedankt.

Dienstag, 22. October.

Die Behandlung der Verwundeten. — Der Oberchirurg Baron Larrey.

Heute war die Rede von dem hochverdienten Armee-Oberchirurgen, dem Baron Larrey, für den der Kaiser viel rührende Worte fand.

„Während unserer ersten, der Zeit der Republik angehörenden Feldzüge", bemerkte der Kaiser, „wurden in Bezug auf die Chirurgie Epoche machende Neuerungen eingeführt; dieselben kommen allermeist Larrey zu Gute, bei dem sich zu seiner umfassenden Kenntniß die Tugend edelster Humanität gesellte. Die Chirurgen theilen heute die Gefahren der Soldaten, mitten im Feuer bringen sie den Verwundeten Hülfe."

Der Kaiser nannte Larrey den tugendhaftesten Mann, den er in seinem Leben kennen gelernt hätte. Nach den siegreichen Schlachten von Lützen, Wurzen und Bautzen ließ er Larrey zu sich kommen um, wie er zu thun pflegte, sich über die Anzahl der Verwundeten zu unterrichten; es waren ihrer auffallend mehr als sonst. Larrey erläuterte

den auffälligen Umstand und sagte, die Mehrzahl der jungen, zum ersten Mal im Feuer stehenden Soldaten wäre linkisch in ihren Bewegungen, den Gefahren gegenüber ungeschickter, als alte Soldaten. Dem Kaiser schien diese Erklärung nicht zu genügen, da es zu dieser Zeit so viele des Krieges Müde gab, die Frieden unter jeder Bedingung herbeiwünschten und den Kaiser vielleicht mit Gewalt dahin zu bringen suchten, so kam er auf den Gedanken, daß sich viele Soldaten, zumal sie meist an den Händen verletzt waren, die Verwundungen selbst beigebracht hätten, um nicht länger dienen zu müssen. Diese Voraussetzung setzte den Kaiser in nicht geringe Bestürzung.

„Wäre das wahr“, rief Napoleon, „so wäre ja trotz unserer Erfolge, unsere Sache verloren — Frankreich wäre mit gebundenen Händen an die Barbaren ausgeliefert.“

Er dachte hin und her, wie er der epidemieartigen Erscheinung begegnen könne und ließ alle Verwundeten von einer gewissen Kategorie von den übrigen absondern, ernannte zunächst eine Commission von Aerzten mit Larrey an der Spitze, um Genaueres über die Verwundungen festzustellen: er war entschlossen, mit aller Strenge gegen Diejenigen vorzugehen, die so feige gewesen waren, sich selbst zu verstümmeln. Larrey, welcher stets der Behauptung widersprochen hatte, es lägen Selbstverstümmlungen vor und der in denselben mit Recht eine Schande für die Armee erkannte, suchte abermals um eine Unterredung mit Napoleon nach. Napoleon, erzürnt darüber, daß Larrey an seiner ursprünglichen Behauptung festhielt, sagte ihm mit strenger Miene: „Mein Herr, Sie werden mir Ihre Beobachtungen in officieller Form unterbreiten, gehen Sie und thun Sie Ihre Pflicht.“ Nach einigen Tagen, Tagen fieberhafter Ungeduld für den Kaiser, kam Larrey wieder, um in Person seinen Bericht zu überreichen.

„Nun, Monsieur", rief der Kaiser, „bleiben Sie immer noch bei Ihrer Behauptung?"

„Mehr noch, ich stehe im Begriff, sie Eurer Majestät zu beweisen. Diese wackre Jugend ist in einer abscheulichen Art geschmäht worden; ich habe auf die Untersuchung viel Zeit verwendet, aber nicht einen einzigen Schuldigen gefunden. Es ist unter diesen Verwundeten Keiner, der nicht in's Verhör genommen wäre, es folgen mir große Actenbündel. Eure Majestät mögen dieselben durchzusehen befehlen."

Der Kaiser aber heftete einen finstern Blick auf Larrey.

„Schon gut, Monsieur", sagte er, indem er nach dem ihm dargereichten schriftlichen Rapport griff, „ich werde sogleich an die Arbeit gehen."

Mit großen Schritten ging er in seinem Zimmer auf und ab, er schien in voller Aufregung zu sein; es dauerte jedoch nicht lange und mit freundlichem Gesicht blieb er vor Larrey stehen, nahm ihn bei der Hand und sagte mit bewegter Stimme:

„Adieu, Herr Larrey! Ein Souverän ist glücklich zu preisen, der mit einem Manne wie Sie sind zu thun hat. Man wird Ihnen meine Befehle zustellen."

Noch an demselben Abend erhielt der Armee-Oberchirurg das mit Diamanten eingefaßte Porträt des Kaisers, 6000 Francs in Gold und eine Staatspension von 3000 Francs.

Freitag, 25. October.

Feldzug in Rußland. — Absichten Napoleons.

Es war heute wiederum die Rede von dem Feldzuge in Rußland; Napoleon meinte, dieser Krieg hätte einer der populärsten in Europa sein müssen, es wäre ein vernünftiger Krieg, ein Krieg, bei dem es sich um große,

wirkliche Interessen gehandelt hätte, gewesen: der letzte vor der allgemeinen Ruhe, in seinem glücklichen Ausgange hätte die Sicherheit für Alle gelegen. Die Gefahren wären beseitigt worden und an ihre Stelle eine friedliche Zukunft getreten. „Ehrgeiz", sagte er, „hatte mit meinen Absichten Nichts zu thun. Indem ich Polen wiederherstellte, war es mir völlig gleichgültig, ob der preußische König oder ein österreichischer Erzherzog auf den Thron kam, ich wollte Nichts erwerben, nur den Ruhm einer guten That haben. Aber hier gerade mußte ich scheitern! Die öffentliche Meinung hat Epidemien: im Handumdrehen erhob sich das allseitige Geschrei, ich wäre von unersättlichem Ehrgeiz, wäre der Tyrann der Könige, der Vernichter aller Rechte der Völker und siehe da: Völker und Könige, diese unversöhnlichen Feinde, verbündeten sich wider mich!

Die Völker wie die Könige werden einst um mich trauern. Mein Andenken wird gerächt werden durch das schwere Unrecht, welches man an meiner Person verübte, das ist unzweifelhaft.

Uebrigens wird man die Wahrheit über den russischen Feldzug nie ganz erfahren. weil die Russen nicht schreiben, oder ohne die Wahrheit zu respectiren schreiben und weil die Franzosen sich selber daran gemacht haben, ihren eigenen Ruhm herabzusetzen. Unzweifelhaft ist der russische Feldzug der ruhmreichste, der schwierigste und der ehrenwertheste für die Gallier gewesen, den sie in alter oder neuerer Zeit geführt haben."

Der Kaiser stellte, hieran anknüpfend, seinen Unterfeldherren die glänzendsten Zeugnisse aus, namentlich bezeichnete er Murat, Ney, Poniatowski als die Helden der Schlacht an der Moskwa; er gedachte der tapferen Cürassier-Regimenter, welche Schanzen eroberten, indem sie die Artilleristen an ihren Geschützen niedersäbelten, er gedachte der

braven Artillerie, der braven Infanterie. Hatten ihm die Leute nicht mitten im Gewühl der Schlacht zugerufen:

„Sei nur ruhig! Deine Soldaten haben heute geschworen zu siegen und — siegen werden sie. Es lebe der Kaiser!“ —

Hinzufügen möchte ich an dieser Stelle ein kostbares Document, in welchem die Beweggründe Napoleons zu seinem russischen Feldzuge klar entwickelt sind. Es ist die Instruction, welche er Herrn M . . . ertheilt hat, als derselbe mit einer Mission nach Polen ging, das Schreiben ist vom 18. April 1812 datirt und lautet:

„Mein Herr! Der Kaiser zählt auf Ihre Ergebenheit, wie auf Ihre Geschicklichkeit, was Ihnen der Auftrag beweisen wird, den Sie erhalten und der von der allergrößten Wichtigkeit ist.

Sie werden sich nach Dresden verfügen, dem Anscheine nach beauftragt, dem König von Sachsen ein Handschreiben des Kaisers zu überreichen. Sie werden noch mündlich kurz vor Ihrer Abreise detaillirte Instructionen erhalten, hier im Allgemeinen Folgendes:

Es ist der Wille des Kaisers, daß man diesem Souverän gegenüber mit aller jener Rücksicht verfährt, welche die Hochachtung des Kaisers vor seiner Person bedingt. Sie werden sich vor dem Könige sowohl, wie vor seinen Ministern mit voller Offenheit aussprechen; Sie werden allen Eröffnungen, welche Ihnen Graf Senff-Pilsach machen wird, Glauben schenken.

Es soll für Sachsen kein Opfer geben, das nicht entschädigt würde.

Es liegt Sachsen wenig an der Souveränetät über das Herzogthum Warschau: der Besitz ist precär, ist ihm lästig. Der Besitz dieses Fragmentes von Polen bringt Sachsen in eine schiefe Stellung zu Preußen, zu Oesterreich, zu Rußland. Sie werden diese Auffassungen des

Näheren entwickeln und zwar in dem Sinne, in welchem dieselben am 17. im Cabinet des Kaisers zur Sprache kamen; Sie werden auf wenig Widerspruch seitens der Minister in Dresden stoßen: es handelt sich nicht um eine Zerstücklung des sächsischen Staates. Nach kurzem Aufenthalt in Dresden werden Sie Ihre Abreise nach Warschau anzeigen, wo Sie neue Befehle des Kaisers erwarten.

Se. Majestät der König ist gebeten, Sie bei seinen polnischen Ministern zu beglaubigen. Sie werden sich in Warschau mit dem Prinzen . . ., Kammerherrn des Kaisers und dem General . . . in's Einvernehmen setzen. Diese beiden Persönlichkeiten gehören den berühmtesten Familien Polens an; dieselben haben versprochen, ihren Einfluß den Polen gegenüber geltend zu machen, um dieses Volk dahin zu bringen, daß es für seine Unabhängigkeit und sein Wohlergehen Etwas thue. Sie werden die Regierung des Großherzogthums anspornen, die großen Veränderungen vorzubereiten, welche der Kaiser zu Gunsten der polnischen Nation vorhat. Es ist nothwendig, daß die Polen die Absichten des Kaisers unterstützen, und daß sie selbst mitarbeiten an ihrer politischen Wiedergeburt. Sie sollen in den Franzosen mächtige Bundesgenossen erblicken. Der Kaiser ist sich völlig klar über die Schwierigkeiten, die ihm bei der Wiederherstellung Polens begegnen werden. Diese große politische That wird anscheinend den Interessen seiner Verbündeten zuwiderlaufen. Die Wiederherstellung Polens durch französische Waffen ist ein gewagtes Unternehmen, es ist sogar geradezu gefährlich: Frankreich hat gegen seine Freunde ebenso Front zu machen, wie gegen seine Feinde. Hier noch einiges Detail:

Das Ziel, welches der Kaiser im Auge hat, ist der Aufbau Polens mit dem ganzen oder theilweisen Territorialumfange früherer Zeit, wobei, wenn möglich, der Krieg vermieden werden soll. Um dieses zu erreichen hat

Se. Majestät der Kaiser seinem Gesandten in Petersburg umfassende Vollmacht ertheilt; der Kaiser hat einen außerordentlichen Unterhändler nach Wien geschickt, der beauftragt ist, mit den Großmächten über die Abtretung großer Ländergebiete seitens Frankreichs an sie zu verhandeln als Entschädigung für die Abtretungen, welche sie selbst an das Königreich Polen zu machen hätten. Europa besteht aus drei großen gesonderten Theilen: das französische Reich im Westen, die deutschen Staaten in der Mitte und das russische Reich im Osten. England kann auf dem Continent nur denjenigen Einfluß haben, den ihm die Mächte einräumen.

Durch eine Stärkung des Mitteltheiles muß man verhindern, daß eines Tages Rußland oder Frankreich, vom Wunsch sich auszudehnen geleitet, die Souveränität über Europa anstreben. Das französische Kaiserreich ist gegenwärtig im Vollgenuß seines Daseins, wenn es in diesem Augenblick über die politische Gestaltung Europas keine Entscheidung trifft, so kann es vielleicht morgen schon die Vortheile seiner Lage eingebüßt haben und in seinen Unternehmungen unterliegen. Die Bildung eines Militärstaates in Preußen, die Regierung, die Eroberungen des großen Friedrich, die in Umlauf gesetzten Ideen des Jahrhunderts, die der Revolution haben den alten deutschen Bund beseitigt; der Rheinbund hat eine nur provisorische Existenz, die dazu gehörenden Fürsten wünschten vielleicht sein Fortbestehen, allein diejenigen Fürsten, welche Verluste erlitten, diejenigen Völker, welche unter den Schrecken des Krieges litten, diejenigen Staaten, welche vor der allzugroßen Machtentwicklung Frankreichs zittern, werden sich dem Fortbestehen des Rheinbundes widersetzen: jedesmal, sobald sich die Gelegenheit dazu bietet. Selbst die Fürsten, deren Gebiete größer wurden, werden bestrebt sein, sich von dem System loszusagen, je mehr die Zeit sie im Be-

sitz des Neuerworbenen sicherte. Am Ende vom Liede wäre den Händen Frankreichs ein Protectorat entrissen, das es mit allzugroßen Opfern erkauft hatte.

Das Haus Oesterreich, welches drei große Königreiche besitzt, soll die Seele der Unabhängigkeit der andern sein und zwar wegen der topographischen Lage seiner Staaten, deren Gebieterin soll es nicht sein. Im Falle eines Zerwürfnisses zwischen Frankreich und Rußland, würde ein gemeinschaftlicher Schritt der Mittelmächte nothwendig, einen der in Streit gerathenen Staaten in's Verderben stürzen: das französische Kaiserreich aber wäre mehr exponirt als das russische.

Das Centrum Europas soll aus Staaten bestehen, welche in ihrer Machtentwicklung ungleich sind, von denen ein jeder eine ihm eigene Politik haben soll und welche durch ihre Lage wie durch ihre politischen Beziehungen in dem Protectorat der beiden großen Staaten eine Stütze suchen werden. Diese Staaten sind an der Aufrechterhaltung des Friedens interessirt, denn sie werden stets die Opfer eines etwaigen Krieges sein. Von diesen Anschauungen ausgehend, ist es für den Kaiser, nachdem er neue Staaten gegründet, alte vergrößert hat, um für alle Zeit das Bündniß-System zu stärken, von Interesse, Polen wiederherzustellen: ohne Wiederaufrichtung des polnischen Königsthrones würde nach dieser Seite hin Europa ohne Grenze sein. Oesterreich und Deutschland stünden dem mächtigsten Reiche der Erde Auge in Auge gegenüber. Der Kaiser sieht voraus, daß Polen ebenso wie Preußen später der Verbündete Rußlands sein wird. Die Zeit der Einigung dieser Staaten aber würde vorläufig noch fern liegen und die neue Ordnung der Dinge würde Fuß fassen können. Ist Europa staatlich in dieser Weise organisirt, so läge kein Grund mehr vor für eine Rivalität zwischen Frankreich und Rußland. Beide Reiche hätten dieselben

Handels-Interessen, sie würden nach denselben Grundsätzen regiert werden.

Ehe die Erkaltung in den Beziehungen zu Preußen eintrat, war es die Absicht Napoleons, ein dauerndes Bündniß mit dem König von Preußen abzuschließen und demselben die Krone Polens auf's Haupt zu setzen. Es waren wenige Hindernisse zu überwinden, da Preußen schon den dritten Theil Polens innehatte. Man hätte Rußland Das belassen, was es durchaus behalten wollte; Oesterreich hätte man anderweitig entschädigt. Der Gang der Ereignisse hat dieses Project Napoleons zu nichte gemacht.

Während der Verhandlungen zu Tilsit mußten Staaten gerade in den Gegenden geschaffen werden, welche am meisten Furcht vor der Machtstellung Frankreichs hatten. Der Augenblick war ungünstig für die Wiederaufrichtung Polens; man hätte den Krieg verlängern müssen; die französische Armee litt durch Kälte und Entbehrungen. Rußland verfügte über mehrere Armeen. Der Kaiser war hingerissen von den edlen Anschauungen, die der Zar Alexander ihm an den Tag legte. Hindernisse wurden ihm durch Oesterreich in den Weg gelegt. Er gab dem Frieden, welchen er für dauernd hielt, den Vortritt vor seiner Politik.

Nach seinen Unfällen war Preußen gegen uns so haßerfüllt, daß es an Nichts dachte, als an eine Wiedererstarkung, deshalb ist das Großherzogthum Warschau errichtet worden. Man hat demselben den König von Sachsen gegeben, einen Fürsten, dessen Leben darauf verwendet ist, seine Unterthanen glücklich zu machen. Man war bemüht, die Polen durch Einrichtungen, die ihnen wohlgefielen, die ihren Sitten, die ihrem National-Charakter entsprachen, zu gewinnen.

Sachsen, von seinem neuen Besitz durch Preußen ge-

trennt, würde mit Polen zusammen kein wohlorganisirtes Ganzes, das stark und einflußreich wäre, bilden. Die Militärstraße durch Preußen, um Sachsen mit Polen zu verbinden, hatte in Preußen böses Blut hervorgerufen und die Polen klagten, sie wären in ihren Hoffnungen getäuscht. Der Kaiser befahl die Besetzung der preußischen Festungen, um sicher zu sein, daß dieser Staat nicht von Neuem den Krieg entfache. Der Feldzug von 1809 hat erwiesen, wie richtig seine Maßnahmen waren und den Kaiser zu dem festen Entschluß veranlaßt, die Bildung des neuen Staatensystems für Europa energisch durchzuführen.

Der Kaiser hielt es für nöthig, durch die Anzahl seiner Truppen, welche er bis an die Weichsel vorschob, zu imponiren, durch die Besetzung der preußischen Festungen über die Zuverlässigkeit seiner Verbündeten zu wachen und durch Vermittlungen zu erreichen, was sonst nur der Krieg ermöglicht hätte.

Es ist stets mit Gefahren verbunden, Armeen auf 500 Meilen von ihrem Ausgangspunkte zu entfernen und Polen müßte sich ebenso sehr auf seine eigenen Kräfte stützen, als auf die Hülfe des Kaisers. Wenn es zum Kriege kommt, so müssen die Polen — ich wiederhole dies — denselben als ein weiteres Mittel ansehen, welches ihren eigenen Hülfsquellen hinzugefügt ist. Sie müssen sich die Zeiten zurückrufen, da sie durch ihren Patriotismus und ihren Muth den zahlreichen Armeen Widerstand leisteten, die ihre Unabhängigkeit bedrohten.

Die Bevölkerung des Großherzogthums verlangt nach der Wiederherstellung Polens; von ihr hängt es ab, die Wege zu ebnen, auf welchen die entrissenen Provinzen in die Lage kommen, ihren Willen darzuthun. Die Regierung des Großherzogthums soll, sowie die Ereignisse es gestatten, unter dem Banner der Unabhängigkeit die abge-

trennten Theile des unglücklichen Landes wieder sammeln. Giebt es unter der Herrschaft Rußlands oder der Oesterreichs Polen, welche sich weigern zum Mutterlande zurückzukehren, so lasse man sie in Ruhe. Polen muß aus dem Nationalgefühl seine Kräfte schöpfen ebenso wie aus den Einrichtungen seines neuen Staatswesens.

Das Hauptaugenmerk Ihrer Sendung ist also das, aufzuklären, aufzumuntern und die polnischen Patrioten in ihren Operationen zu leiten. Sie werden über Ihre Erfolge dem Minister des Auswärtigen Bericht erstatten, der seinerseits den Kaiser benachrichtigen wird. Sie werden mir direct Auszüge Ihrer Berichte einsenden.

Das Unglück und die Schwäche der polnischen Republik waren veranlaßt durch eine Aristocratie ohne Rechtsbegrenzung, ohne Normen. Damals, ebenso wie heutzutage, war der Adel einflußreich und mächtig, der Bürgerstand unterwürfig, das Volk galt Nichts. Aber trotz solcher Mißverhältnisse gab es in der Nation eine Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit, welche lange Zeit die Stütze ihres gebrechlichen Daseins wurde. Diese Empfindung muß sich durch die Unterdrückung nur noch gesteigert haben. Der Patriotismus ist den Polen angeboren, selbst den Höchsten. Der Kaiser wird ohne Einschränkungen das Versprechen halten, welches im Artikel 25 der Abmachungen vom 9. Juli 1807 enthalten ist, das heißt: dem Großherzogthum ist eine Verfassung zugesichert, welche ihm seine Freiheit gewährleistet, die sich mit der Ruhe der Nachbarstaaten verträgt. Polen soll unabhängig und frei sein! Was die Wahl des Souveräns betrifft, so soll sie auf Grund von Vereinbarungen erfolgen, welche der Kaiser mit den andern Souveränen abschließen wird. Se. Majestät macht weder für sich noch für ein Glied seiner Familie Ansprüche an den Thron. Der Kaiser hat bei dem großen Project der Wiederherstellung Polens nur ein Ziel im

Auge: das Glück Polens und die Ruhe Europas. Sie werden bevollmächtigt, diese Erklärung mit allem Nachdruck zu geben, wenn immer Sie es im Interesse Frankreichs oder Polens für nöthig halten.

Seine Majestät hat befohlen, Ihnen diese Note zustellen zu lassen, damit Sie für Ihre Unterhaltungen mit den offiziellen Persönlichkeiten einen Leitfaden haben, sowohl in Dresden wie in Warschau.

Falls pecuniäre Unterstützungen nöthig würden, wäre seine Majestät bereit, dem Staatssäckel Polens zu Hülfe zu kommen u. s. w." —

Als feststehend wird es im Allgemeinen angesehen, Napoleon habe sich nach der unklugen Art Karl XII in den Krieg mit Rußland gestürzt; er habe sich gegen alle Grundsätze der Kriegskunst auf eine ungeheure Distance von seinen Magazinen entfernt, habe seinen Reserven nicht die gehörigen Stützpunkte gegeben, seinen Rücken entblößt; er habe den rauhen klimatischen Verhältnissen nicht die gehörige Rechnung getragen, sei in Moskau vom Schlaf befallen worden, habe die Armee im Stich gelassen in ihrer verzweifelten Lage u. s. w. Ich führe deshalb das hier an, was Napoleon selbst in seinen „Mémoires de Napoléon" Theil 2 (Seite 57 und 97 bis 115) sagt:

Im russischen Feldzuge befand sich die erste Linie, unserer Depots und Magazine in Smolensk, zehn Tagereisen von Moskau, die zweite in Minsk und Wilna, d. h. 8 Tagereisen von Smolensk, die dritte in Kowno, Grodno und Bialistok, die vierte in Elbing, Marienwerder, Thorn, Plock, Mödlin und Warschau, die fünfte in Danzig, Bromberg und Posen, die sechste endlich in Stettin, Cüstrin, Glogau.

Von 400000 Mann, welche den Niemen passierten, blieben 240000 als Reserve zwischen diesem Fluß und dem Borysthenes (Dniepr), 160000 gingen über Smolensk

hinaus und marschirten auf Moskau; von diesen 160 000 Mann blieben 40 000 zwischen Smolensk und Mozaisk vertheilt, der Rückzug über Polen war mithin geboten.

Kein einziger General hat Napoleon Vorstellungen dahingehend gemacht, daß er an der Beresina haltmachen solle, alle waren vielmehr dahin einig, daß der Besitz Moskaus gleichbedeutend mit dem Frieden wäre.

Bis nach Smolensk manövrirten wir in einem Lande, das uns ebenso wohlgesinnt war wie Frankreich: Bevölkerung, Obrigkeit waren für uns, es konnten alle Bedürfnisse befriedigt werden.

Es giebt Nichts ungleichartigeres als der Kriegszug Carl XII. und der Napoleons. Carl XII. gab seine Operationslinie, und auf eine Strecke von 400 Meilen sogar seine Flanken dem Feinde Preis; er verletzte alle Principien eines Angriffskrieges, während Napoleon an ihnen festhielt.

Bei seinem Marsch auf Moskau ist ihm der Feind nie im Rücken gewesen. Von Mainz bis Moskau ist ihm kein einziger Mann, keine Staffette, kein Transport abgefangen worden; es ist kein Tag vergangen, an dem nicht die Nachrichten aus Frankreich eingetroffen wären: in Paris verging kein Tag, ohne daß nicht Nachrichten von der Armee eintrafen.

In der Schlacht bei Smolensk wurden mehr als 60 000 Kanonenschüsse, in der Schlacht an der Moskwa etwa 120 000 abgegeben. Munition wurde, wie man sieht, viel verbraucht, war aber stets zur Hand; als wir von Moskau abzogen, hatte jedes Geschütz 350 Schüsse zur Verfügung.

Der Marsch der Armee von Moskau fort darf nicht als Rückzug bezeichnet werden, da die Armee siegreich war, und ebenso gut nach Petersburg hätte marschiren können, als nach Kaluga oder Tula, welche Kutusow zu decken, sich

vergeblich bemüht haben würde. Nach Smolensk ging die Armee nicht deshalb zurück, weil sie geschlagen war, sondern weil sie in Polen überwintern und im Frühjahr nach Petersburg marschiren sollte. Wäre es Sommer gewesen, so hätte weder die Armee Tschitschakow's noch die Kutusow's gewagt, sich der französischen Armee zu nähern, sie wären verloren gewesen. Der russische Hof war voller Furcht, wir würden uns nach Petersburg wenden, er hatte Archiv und Schatz nach London in Sicherheit bringen lassen und aus Podolien die Armee Tschitschakow's herbeigerufen, um die Hauptstadt zu decken. Wäre Moskau nicht in Brand gesteckt worden, so wäre Alexander zum Frieden gezwungen gewesen. Hätte nach dem Brande von Moskau die fürchterliche Kälte nicht um 14 Tage früher wie sonst eingesetzt, wäre die Armee ohne jeden Verlust nach Smolensk gelangt, wo sie von den russischen Armeen nichts mehr zu fürchten gehabt hätte, da dieselben an der Moskwa und bei Maroslawitz aufs Haupt geschlagen waren.

Man wußte wohl, daß es im December und Januar sehr kalt wurde, allein nach den Beobachtungen der letzten zwanzig Jahre schien es festzustehen, daß im November die Kälte 6 Grad nicht überschritt. Es haben nur drei Tage gefehlt und die Armee hätte ihren Rückmarsch in bester Ordnung zurückgelegt — in diesen drei Tagen verlor sie 30 000 Pferde — man könnte also dem Kaiser höchstens den Vorwurf machen, daß er vier Tage zu lange in Moskau geblieben wäre; zu diesem Aufenthalt aber war der Kaiser durch politische Gründe veranlaßt, auch glaubte er Zeit genug zu haben, um nach Polen zurückzukehren, da der Herbst im Norden lange währt.

Als die Armee Moskau verließ, nahm sie für 20 Tage Lebensmittel mit, das war mehr als sie brauchte, um bis Smolensk zu gelangen, wo sie sich im Ueberfluß hätte

versorgen können, um bis Minsk und Wilna zu gelangen; allein die Train-, Artillerie- und Cavalleriepferde gingen der Mehrzahl nach darauf: der ganze Dienst fing an sich zu lockern, es war bald von keiner Armee mehr die Rede: vor Wilna Stellung zu nehmen, war ein Ding der Unmöglichkeit; die Corps des Fürsten Schwarzenberg und des General Reynier, die an der Weichsel standen, anstatt sich an Minsk anzulehnen, wie sie es hätten thun sollen, zogen sich nach Warschau zurück, indem sie die übrige Armee im Stich ließen. Hätten sie sich nach Minsk begeben, so hätten sie sich daselbst mit der Division Dombrowski vereinigt, welche allein nicht im Stande war, Burischow zu vertheidigen und es wurde dem Admiral Tschitschakow möglich, den Ort zu besetzen. Es lag nicht in der Absicht des Admirals die Beresina zu besetzen, er wollte sich vielmehr an die Düna ziehen und Petersburg decken. Der Herzog von Reggio stieß auf ihn, schlug ihn und warf ihn auf das rechte Ufer der Beresina. Der Admiral wurde abermals nach seinem Uebergange über die Beresina geschlagen. Die Doumerc-Kürassiere machten bei einer einzigen Attacke 1800 Mann theils nieder, theils gefangen.

Zwei Tagemärsche vor Wilna, als der Armee keine Gefahren mehr drohten, hielt Napoleon es für nöthig, da dringende Umstände seine Anwesenheit in Paris zu fordern schienen, sich schleunigst dorthin zu verfügen; nur von dort aus konnte er Preußen und Oesterreich im Zaume halten. Zögerte er, sich nach Paris zu verfügen, so wäre ihm vielleicht der Weg verlegt worden. Er hinterließ dem König von Neapel und dem Fürsten von Neufchatel das Obercommando. Die Garde war damals noch vollzählig, die Armee zählte über 80000 Combattanten ohne das Corps des Herzogs von Tarent zu zählen, welches an der Düna stand. Die russische Armee war Alles in Allem auf 50000 Mann zusammengeschmolzen. Mehl, Bisquit, Wein, Fleisch, Ge-

müse, Pferdefutter waren in Wilna in Ueberfluß vorhanden. Als Napoleon die Stadt passirte, wurde ihm Bericht erstattet: es waren 4 Millionen Mehl-Rationen, 3 Millionen 600 000 Rationen Fleisch, 9 Millionen Rationen Wein und Branntwein, große Massen von Monturgegenständen und Munition vorhanden. Wäre Napoleon bei der Armee geblieben, oder hätte er das Obercommando dem Prinzen Eugen gegeben, die Armee wäre nie über Wilna hinaus zurückgegangen; ein Reservekorps lag in Warschau, ein anderes in Königsberg — man ließ sich von einer Hand von Cosacken imponiren und verließ bei Nacht und in völliger Unordnung Wilna. Von da an beginnen erst die erheblichen Verluste. Nichts war weniger vorauszusehen als das unvernünftige Verhalten in Wilna — Napoleon aber konnte unmöglich zu gleicher Zeit in Paris und bei der Armee sein.

In diesem unglücklichen Feldzug waren unsre Verluste allerdings erheblich, aber doch nicht so erheblich, wie man es sich denkt. Von den 400 000 welche über die Weichsel zogen, waren die Hälfte Oestreicher, Preußen, Sachsen, Baiern, Württemberger, Badenser, Hessen, Mecklenburger, Spanier, Italiener und Neapolitaner. Die kaiserliche Armee im eigentlichen Sinne bestand zu einem Drittel aus Holländern, Belgiern, Rheinländern, Piemontesen, Schweizern, Genuesen, Toscanern, Römern, ferner Hamburgischen und Bremischen Contingenten und zählte kaum 140 000 Mann, die französisch redeten. Frankreich selbst kostete der russische Feldzug weniger als 50 000 Mann. Die russische Armee auf ihrem Rückzuge von Wilna nach Moskau verlor in den verschiedenen Schlachten und Gefechten um das Vierfache mehr als die Französische. Beim Brande von Moskau sind 100 000 Russen umgekommen, die vor Kälte und Entbehrungen in den Wäldern starben. Auf dem Marsch von Moskau an die

Oder litt auch die russische Armee schwer unter dem Einfluß der Witterung: sie bezifferte sich bei ihrer Ankunft in Wilna nur auf 50 000 Mann, in Kalisch waren nur noch 18 000 übrig. Man kann annehmen, daß die Verluste der Russen in diesem Feldzuge um das Sechsfache mehr betrugen als die Frankreichs. —

Das sind Einzelheiten, die Viele überraschen werden, und ich muß gestehen, auch ich bin erstaunt, allein es würde mir schlecht anstehen, die Wahrheit der Worte des Kaisers nur im Geringsten in Zweifel zu ziehen!

Sonntag, 27. Oktober.

Der Kaiser leidend. — Betrachtungen über die Revolution und die neue Zeit.

Der Kaiser, der schon seit einigen Tagen nicht unerheblich erkrankt ist, fieberte, seine Gedanken schweiften hin und her, er kam auch auf die Revolution zu sprechen und bemerkte:

„Die Revolution ist trotz all ihrer Scheußlichkeiten doch der Grund zur Läuterung der öffentlichen Moral und unsrer sittlichen Zustände geworden. Ein Rückfall ist unmöglich; es ist die Revolution dem Düngerhaufen zu vergleichen, der eine bessere Vegetation hervorruft."

Er dürfte behaupten, daß seine Verwaltung die Rückkehr zur Moral und Wohlanständigkeit bedeutet habe. Eine zweite Auflage der Revolution sei undenkbar, es müßte denn der Müßiggang in der obersten Schicht der Gesellschaft wieder einreißen, jenes frivole Wesen, das in einem liederlichen Verkehr der Geschlechter unter einander seinen Ausdruck fand; es müßte aus dem Mittelstande jener industrielle Gährungsstoff verschwinden, der heute alle Ideen erweitert, die Geister erhebt, die untere Klasse müßte zurückgestoßen werden, in ihre frühere Lage, in der sie sich kaum vom Vieh unterscheidet — das wäre unmöglich!

Sonnabend, 2. November.

Antwerpen und seine großartigen Hafenanlagen. — Sonstige Wasserbauten. — Cherbourg.

Da ich Mitglied der Commission des Staatsrathes für Marineangelegenheiten war, bin ich in der Lage, die großartigen Wasserbauten, die Napoleon an den Küsten des Kaiserreiches theils hat errichten lassen, theils zu errichten beabsichtigte, aufzuzählen: ich gehe vom Süden nach dem Norden und flechte ein, was er selbst darüber sagte.

1. Das Fort Bayard war bestimmt die Insel Aix und deren Hafen zu schützen. Schiffe, selbst große Linienschiffe können außer Sicht des Feindes zwischen Oléron und dem Festlande passiren und die Häfen an der Gironde-Mündung erreichen.

2. Die gewaltigen Bauten bei Cherbourg. Die unter Ludwig XVI begonnenen Deichbauten hatten während der Revolution Störungen erlitten, unter Napoleon ging man mit Eifer an den Ausbau: der mittlere Theil wurde bis auf 9 Fuß über den höchsten Wasserstand aufgeführt und bekam 100 Toisen Länge; er trägt eine Batterie von 20 Geschützen schwersten Calibers; in weniger als 2 Jahren ist dieser Riesenbau vollendet worden, es ist ferner ein mächtiger, elliptisch geformter Thurm innerhalb des Deiches aufgeführt: ein überaus schwieriger Bau, der in seinem Aeußeren erst 1812 fertig geworden ist; er besteht aus mächtigen Granitblöcken und sollte im ersten Stockwerk eine für die ganze Garnison bestimmte Caserne, ein Pulvermagazin, eine Cisterne u. s. w. enthalten; darüber sollten casemattirte Räume liegen, bestimmt für 19 Sechsunddreißigpfünder: der ganze Thurm sollte vier Batterie-Reihen übereinander bekommen. Es ist innerhalb von 8 Jahren in den Felsen ein Bassin eingehauen, welches

15 Kriegsschiffe fassen kann; es reicht 30 Fuß tief unter den niedrigsten Wasserstand; 1813 fand die feierliche Einweihung statt, bei der auch Marie Louise zugegen war. An dieses Bassin sollte sich seitwärts ein zweites anschließen für 25 Schiffe; hinter beiden und in der Ausdehnung beider sollten in halbrunder Form bedeckte Reservoire angelegt werden, in welchen etwa 30 Kriegsschiffe zum sofortigen Auslaufen bereit liegen sollten.

3. Die zahlreichen Anlagen, welche die für den Einfall in England bestimmte Flottille beanspruchte, bestanden in Forts, in casemattirten Quais, in Steindämmen, Schleusen u. s. w. Boulogne sollte das Centrum dieser Bauten bilden, in Vimereux, Ambleteuse und Etaples waren die Flügelfortsetzungen. Boulogne allein konnte in seinem Hafen mehr als 2000 Schiffe verschiedener Größe, das dem Hafen hinzugefügte künstliche Bassin allein 8—900 segelfertig bereitliegende Schiffe beherbergen; die vorgenannten Seeplätze Vimereux, Ambleteuse und Etaples wurden so eingerichtet, daß sie zusammen etwa 1000 Fahrzeuge aufnehmen konnten.

4. An allen wichtigeren Seeplätzen wurden Hafen-Erweiterungen oder Verbesserungen vorgenommen, so wurde der Hafen von Havre für Fregatten zugänglich gemacht, St. Valery, Dieppe, Calais, Dunkirchen, Gräwelingen vielfach verbessert, Ostende wurde so erweitert, daß es Raum für eine größere Flottille bot.

5. Die Verbesserungen in Vliessingen umfaßten oder sollten nicht allein den Wiederaufbau der Werke, welche die Engländer nach ihrem Abzuge zerstört hatten, umfassen, sondern auch großartige Erweiterungen des Hafenbassins; Vliessingens geographische Lage erschien dem Kaiser so bedeutungsvoll, daß er keine Kosten scheute: die größten Schiffe sollten im Hafen ankern, ein Geschwader von 20 Kriegsschiffen dort überwintern können.

Gewaltige Magazine sollten in Vliessingen in casemattirten Räumen untergebracht, über denselben Schanzen, starrend von Kanonen, angelegt — Vliessingen sollte uneinnehmbar werden.

6. Die Arbeiten von Terneuse. Der westliche Abfluß der Schelde war von der allergrößten Wichtigkeit für das Ein- und Auslaufen unserer Schiffe. Terneuse, am linken Ufer, etwa 3 Meilen von der Mündung entfernt, wurde für den Ausgangspunkt der Arbeiten — sie kamen über den Anfang nicht hinaus — bestimmt.

7. Die gewaltigen Bauten von Antwerpen. Die Stadt ist etwa 20 Meilen vom Meere entfernt, ein schwer gangbarer, sich weit schlängelnder Wasserweg verbindet sie mit demselben; vorhandene Anlagen waren auf den Handel berechnet, eine Kriegsflotte hätte beim Auslaufen die größten Schwierigkeiten gehabt, sie wäre weder gegen Sturm noch gegen feindliche Unternehmungen gesichert gewesen. Napoleon, voller Ungeduld, den Engländern begreiflich zu machen, daß die Schelde, in seinem Besitz, eine große Gefahr für ihr Land darstelle, machte innerhalb von weniger als 8 Jahren aus Antwerpen ein Seearsenal ersten Ranges, und auf der Schelde schaukelte sich eine ansehnliche Flotte; in der Stadt selbst wurden zwei gewaltige Bassins ausgegraben.

8. Rotterdam und Nievendip wurden, besonders letzteres, mit gleichfalls großartigen Anlagen bedacht; Nievendip sollte ein zweites Antwerpen an der Zuider See werden.

9. An Weser, Ems und Elbe begannen gleichzeitig mit der Besetzung von Bremen, Hamburg und Lübeck die Wasserbauten. In Delfzyl, an der Mündung der Ems, sollten große Depots errichtet werden; Kanalbauten zwischen Ems, Weser und Elbe waren projectirt, sodaß Holland mit den Küsten der Ostsee verbunden wurde. —

Fügt man diesen gewaltigen, allerdings nur zu einem kleinen Theil fertiggestellten Bauten die große Anzahl vollendeter Befestigungswerke, Heerstraßen, Brücken, Canäle und öffentlicher Gebäude hinzu, so wird man einräumen, daß nie zuvor Jemand so Großes vollbracht, so Großes vorhatte.

Auch Italien ist ein beredter Zeuge in dieser Richtung. Durch die Apenninen sind nach allen Richtungen hin herrliche Straßen, in Genua ein gewaltiges Arsenal angelegt. Corfu, als der Schlüssel für Griechenland, wurde vortrefflich befestigt, der Hafen von Venedig ausgebessert und vergrößert. In Ragusa und Pola beabsichtigte der Kaiser gewaltige Depots anzulegen. Viel ging ihm der Gedanke durch den Kopf, den Golf von Venedig mit dem von Genua mit Hülfe des Po und eines Canals zu vereinigen, welcher von Alessandria ausgehend nach Savona quer durch die Apenninen geführt werden sollte.

In dieser Richtung belehrend und hochinteressant ist das Exposé, welches in der Sitzung am 25. Februar 1813 Graf Montalivet, Minister des Innern, der Kammer vorlegte. Es lautet:

Meine Herren! Se. Majestät der Kaiser hat mir befohlen, Ihnen über die innere Lage Frankreichs in den Jahren 1811/12 Aufschluß zu ertheilen. Sie werden zu Ihrer Befriedigung erfahren, daß trotz der gewaltigen Armeen, welche der Kriegszustand zu halten zwingt, die Bevölkerung fortgesetzt zunimmt, daß unsere Industrie neue Fortschritte machte, daß nie zuvor die Landwirthschaft in solcher Blüthe stand und unsere Manufacturen vollauf zu thun haben, daß zu keiner Zeit so viel Wohlhabenheit und Reichthum bei der Bevölkerung existirte. Der schlichte Ackerbauer freut sich heutzutage, was früher nicht der Fall war, seines Lebens, er kauft zu hohem Preise ihm passend erscheinende Ländereien, er kleidet, er nährt sich besser, baut sich bequemere

Wohnstätten. Auf dem Gebiet der Industrie, namentlich der Kunstindustrie, werden fort und fort Versuche gemacht, um Neues, Besseres an die Stelle des Alten zu setzen; brachliegende Ländereien wurden cultivirt, der Viehstand hat sich erheblich vermehrt, die Rassen wurden verbessert. Die Landleute wurden so bemittelt, daß sie sich Zuchtböcke und Zucht-Stiere und -Hengste anschaffen konnten, um ihr Vieh zu veredeln. Die Befriedigung der Bedürfnisse unsrer Armeen, unsrer Landwirthschaft durch unsre Manufacturen erscheint mit jedem Tage mehr sichergestellt. Dieser Wohlstand ist eine Folge der liberalen Gesetze des Landes, der Beseitigung feudaler Einrichtungen, der Aufhebung des Zehnten, der Schließung der Klöster; Familien, die früher dem Proletariat angehörten, sind kleine Grundbesitzer geworden; Klarheit, Vereinfachung der Gesetze kommen hinzu, das Gerichtsverfahren ist weit prompter geworden als es früher war, die Zahl der Processe ist verringert, die Aushebungen liefern ein immer kräftigeres Material.

Montag, 4. November.

Der Kaiser sehr leidend und in melancholischer Stimmung. — Er hätte in Moskau sterben, oder bei Waterloo fallen sollen. — Lob seiner Familie.

Der Kaiser hat sich in Folge seiner körperlichen Leiden und einer tief melancholischen Stimmung dem Verkehr mit uns fast ganz entzogen. Nur sprach er zu mir einige traurige Worte: er hätte sollen in Moskau sterben, sein Kriegsruhm hätte bis dahin keine einzige Schlappe zu verzeichnen, seine politische Carriere wäre dann ohne Gleichen in der Weltgeschichte gewesen. Ich machte ihm den Einwurf, daß seine Rückkehr von Elba eine der kühnsten und genialsten Thaten wäre, welche in Klio's Büchern verzeichnet ständen. Der Kaiser bemerkte nachdenklich:

„Nun ja, das mag ja wohl sein — aber dann kommt Waterloo, und dort hätte mich der Tod ereilen sollen."

Er kam dann auf die Seinigen zu sprechen; die geringe Hülfe, die sie geleistet, die vielen Unannehmlichkeiten, welche sie ihm bereitet hätten. Er klagte besonders über die irrthümliche Auffassung, die sie gehabt hätten, daß, wenn sie einmal an der Spitze eines Volkes stünden, sie sich ganz mit demselben identificiren, und die Interessen ihres Volkes denen des gemeinsamen Vaterlandes voranstellen müßten; diese Auffassung könne ja ihren Grund in edlen Motiven haben, allein dieselben wären doch an falscher Stelle zur Geltung gebracht worden. Sie hatten kein Verständniß dafür, daß ihnen selbst die Absonderung Schaden bringen müßte, daß sie nur das Glied einer Kette bildeten, daß sie die gemeinsame Organisation fördern und nicht behindern sollten.

„Allerdings," fügte er hinzu, „waren sie ja sammt und sonders Neulinge, waren jung und umringt von Intriguen und Schmeicheleien; verstecktes Uebelwollen, bösgemeinte Rathschläge begegneten ihnen vielfach; auch frage ich mich oft: hätten an ihrer Stelle Andere anders gehandelt? Es taugt nicht Jeder zum Staatsmanne; dieser Beruf verlangt eine ganz besonders organisirte Individualität, wie sie sich allzuhäufig nicht vorfindet. Meine Brüder waren in dieser Beziehung besonders eigenartig: was der eine zu viel, hatte der andere zu wenig. Sie fühlten sich einestheils zu stark, um sich bedingungslos einem Mentor zu fügen, hatten andernfalls jedoch nicht Stärke genug, um ganz ohne denselben fertig zu werden. im Herzen aber war das Verhalten der Meinigen kein unehrenhaftes. Joseph hätte überall eine Zierde der Gesellschaft, Lucian die einer politischen Versammlung abgegeben; Jerome, zum Manne gereift, wäre zum Regieren

geeignet gewesen, ich setzte in ihn große Hoffnungen, Louis hätte überall gefallen, er hätte sich in jedem Lande hervorgethan. Meine Schwester Elise hatte den Kopf eines Mannes, sie hatte Seelenstärke, sie hätte sich im Unglück als Philosophin gezeigt; Caroline war sehr gewandt, sehr begabt; Pauline, vielleicht die schönste Frau ihrer Zeit, war und wird bis an ihr Lebensende das gutherzigste Wesen bleiben, das man sich nur denken kann. Was meine Mutter betrifft, so war sie einer allseitigen Verehrung werth. Welche Familie, zahlreich wie die unsere, böte ein schöneres Ensemble! Bedenken Sie wohl, daß wir, abseits der politischen Quälereien, uns gegenseitig lieb hatten. Ich meines Theils habe nie das Herz eines Bruders verleugnet, ich war allen den Meinigen gut und ich bin der Meinung, daß sie im Grunde ihres Herzens meine Empfindungen erwiderten und daß sie im Nothfalle ein Jeder Beweise hiervon geben würden." —

Es ist heute der zwölfte Tag, daß der Kaiser nicht mehr mit uns gegessen hat.

Mittwoch, 6. November.

Rußland und seine Stellung zu den übrigen europäischen Staaten. — Indien im Besitze Englands. — Pitt und Fox.

Der Kaiser, dessen Befinden sich gottlob besserte, berührte heute wiederum eines seiner Lieblingsthemata, nämlich das Verhältniß Rußlands zu den übrigen Staaten. Nach seiner Auffassung ist Rußland als die am Nordpol, angelehnt an ewige Eismassen, ruhende Macht, unzugänglich und unnahbar wenn es ihm darauf ankommt. Man hätte im Jahre nur 3 bis 4 Monate, um den Coloß anzugreifen. Die Völker Rußlands, inmitten ihrer erstorbenen Natur, auf ihrem sterilen Boden, wären voller Sehnsucht nach den blühenden Gefilden des Westens und

Südens; und diese Völker lieferten tüchtige, tapfere und abgehärtete Soldaten, ein instinctiver Wandertrieb wäre ihnen eigen.

„Man kann sich," rief der Kaiser, „eines Zitterns nicht erwehren bei dem Gedanken, diese unangreifbare Völkermasse könnte bei uns Alles überschwemmen, wenn sie obsiegte, sich in ihre eisigen Gefilde flüchten, wenn sie besiegt würde — nur um sofort wieder drohend aufzutreten, wenn es ihr paßte. Das ist der Kopf der Hydra — aber wo der Herkules, um ihn abzuschlagen? Wir hätten es erreichen können, allein wir gingen — wir müssen es einräumen — ungeschickt zu Werke.... Kommt in Rußland einmal ein Kaiser auf den Thron, der talentvoll, tapfer, thatendurstig, der ein Zar und Mann ist, so gehört ihm Europa. Er kann auf deutschem Boden, 100 Meilen entfernt von Berlin und Wien, mit seinen Angriffsoperationen beginnen. Den einen Staat macht er sich auf gewaltsamem Wege zum Bundesgenossen, um mit Hülfe desselben den andern zu bezwingen. So gelangt er in das Innere, in das Herz Deutschlands, mitten unter die Fürsten zweiten Ranges, die meist mit ihm verwandt sind und Alles von ihm erwarten. Scheint es ihm nothwendig, so wirft er über die Alpen einige Feuerbrände auf italienischen Boden, rückt gegen Frankreich und proclamirt sich selbst auch dort als Befreier. Ich in solcher Lage würde in bestimmter Zeit mit Etappenmärschen in Calais eintreffen — damit wäre ich der Schiedsrichter, der Gebieter Europa's. . . ."

Nach einigen Augenblicken nachdenklichen Schweigens begann er wieder:

„Vielleicht würde man mir, wie einst dem Könige Pyrrhus, einwerfen: Ja, aber wozu das Alles? Hier meine Antwort: Um eine neue Gesellschaft zu begründen und die Welt vor großem Unglück zu bewahren; Europa erwartet und ersehnt diese Wohlthat; das bisherige System

hat abgewirthschaftet, das neue aber ist noch nicht gesichert, und wird es ohne lange, gewaltige Erschütterungen nicht sein."

Er meinte dann, aus Gedanken emporfahrend, Constantinopel wäre das Centrum für die Weltherrschaft und der allein passende Sitz für dieselbe. Er kam im Anschluß hieran auf das englische Indien zu sprechen. Elisabeth habe die indische Compagnie auf Grund ihrer königlichen Prärogative gegründet; zehn Jahre später hätte das Parlament eine zweite geschaffen. Beide Compagnien, die sich gegenseitig durch Concurrenz Schaden zufügten, seien dann mit einander verschmolzen worden.

Im Jahre 1716 erwirkte diese Compagnie, wie der Kaiser in Erinnerung brachte, von den Fürsten Indiens den berühmten Firman, der sie zum Import und Export ohne jegliche Abgabe berechtigte. Im Jahre 1741 mischte sich zum ersten Male die Compagnie, auf ihre militärischen Kräfte gestützt, in die politischen Angelegenheiten Indiens, indem sie der französischen Compagnie die Stirn bot. Seit dieser Zeit schlugen sich auf diesem entlegenen Gelände beide Nationen, sobald es in Europa Krieg zwischen ihnen gab. Frankreich hatte im Kriege von 1740 glänzende Erfolge aufzuweisen. Im Jahre 1755 wurde es schwer aufs Haupt geschlagen, erholte sich jedoch 1779 wieder zur Gleichberechtigung, dann aber verschwand es mit der Revolution vom dortigen Schauplatz. Heute beherrscht die englisch-ostindische Compagnie die ganze Halbinsel mit ihren mehr als 60 Millionen Einwohnern, 20 davon sind ihr unterthan, 20 ihr tributpflichtig, der Rest ist so gut wie in ihrer Gewalt, denn er ist genöthigt, mit ihr gemeinschaftliche Sache zu machen. Diese ostindische Gesellschaft ist eine handeltreibende und hat zugleich Souveränetätsrechte; ihr Reichthum besteht aus dem Profit ihres Handels und den Einkünften ihrer Ländereien. Daher kommt es, daß der Kaufmann oft von dem Ehrgeiz eines Souveräns

geleitet ist, daß er als Souverän gebietet, was die Profitgier des Kaufmanns wünscht — daher kommen alle die Maßregeln, die Intriguen dieser Gesellschaft, die Klagen wider sie und die Unordnung in ihrer Verwaltung.

Sie war lange Zeit völlig unabhängig; sie war und wird noch heut repräsentirt durch einen Hof von Directoren, der aus der Masse der Landeigenthümer gewählt ist. Die Directoren sind die Leiter einer Regentschaft, die aus einem Gouverneur und einigen Beigeordneten besteht und eine souveräne Autorität inne hat. Im Jahre 1767 trat zum ersten Male die Krone mit ihren Anrechten an Grund und Boden und den Revenuen desselben hervor. Die Compagnie aber kaufte der Krone alle Vorrechte ab gegen eine Subsidienzahlung von 10 bis 12 Millionen Francs.

Als im Jahre 1773 die indisch-englische Compagnie sehr schlechte Geschäfte machte, wandte sie sich an das Parlament, welches ihre Verlegenheit benutzte, um sie zur Abhängigkeit zu nöthigen. Bestimmungen in politischer, finanzieller, gerichtlicher Richtung wurden getroffen, allein sie bewährten sich nicht und die Verwirrung in der Verwaltung wurde eine noch größere, besonders dadurch, daß ein entscheidendes Obergericht eingerichtet wurde, welches in Concurrenz mit dem souveränen Rath trat. Es hatte auch die Aufgabe, englische Gesetze im Lande einzuführen, wodurch die Eingeborenen erschreckt und aufsässig wurden. Diese Zeit ist die allerschwerste in der Geschichte der Gesellschaft und wenig ehrenvoll für dieselbe. Im Jahre 1783 wollte Fox, der damals Minister war, Abhülfe schaffen und brachte die berühmte Bill ein, die nicht angenommen wurde und ihm sein Portefeuille kostete. Im folgenden Jahre brachte Pitt, sein Gegner, eine andere Gesetzesvorlage ein, die seinen Ruf begründete, und noch heut die Norm für die Gesellschaft bildet. Die Bill des Ersteren entzog der Gesellschaft alles Eigenthum und unterstellte dieselbe einem

Comité, welches beauftragt war, ihre Schulden zu tilgen, in ihrem Namen Geschäfte abzuwickeln und über alle Aemter zu verfügen. Die Mitglieder dieses Comités, vom König oder vom Parlament ernannt, sollten unabsetzbar sein und so lange beisammen bleiben, bis sie die Geschäfte wieder in Gang gebracht hätten. Laute Stimmen erhoben sich dagegen und wiesen darauf hin, daß unmöglich so tief greifende Interessen, ein so enormer Einfluß einzelnen Personen zugesichert sein sollten. Das hieße, meinten sie, soviel, als eine vierte Macht im Staate, der Krone selbst einen Rivalen schaffen. Man ging soweit, Herrn Fox anzuklagen, er wolle sich im Cabinet eine Art von Souveränetät über die des Königs schaffen. Da er für den Augenblick Minister war und das Parlament beherrschte, so hätte er ja jenes Comité ernannt, mit Hülfe desselben auch das Parlament nach seinem Willen geleitet, durch das Parlament wiederum das Comité permanent gemacht 2c. Das Geschrei wurde immer lauter und schließlich kam der König auf den Gedanken, die Sache ginge ihn persönlich an. Er appellirte an seine Freunde, und die Mitglieder des Oberhauses, die ihm persönlich zugethan waren, als handle es sich um eine ihn in seiner Existenz bedrohende Angelegenheit — so wurde Herr Fox aus dem Cabinet „hinausgebissen.“

Herr Pitt zeigte dem Anschein nach mehr Mäßigung und war gewandter. Er begnügte sich damit, durch seine Bill die Gesellschaft unter Vormundschaft zu stellen; über all ihre Operationen sollte ein Comité die Aufsicht führen; er beließ der Compagnie nur das Recht, ihre Beamten zu ernennen. Das vom König berufene Comité bildete eine neue Abtheilung im Ministerium. Man lehnte sich laut dawider auf, weil diese Maßregel die königliche Gewalt stärken und das constitutionelle Gleichgewicht stören müsse — was Fox für das Volk that, sagten die Leute, thut Pitt für den Monarchen. In der That, es war eine

Schlacht zwischen Torys und Whigs; die Ersteren waren die Sieger. Es hat sich später bestätigt, daß das Gleichgewicht der Machtvollkommenheiten gestört war; eine wirkliche Constitution, wie sie sich das englische Volk dachte, gab es nicht mehr. Die königliche Autorität hat mit jedem Tage mehr Ausdruck bekommen, sie greift in Alles ein, sie hat durchaus einen absoluten Ausdruck gewonnen.

Die Minister verfügen über das Parlament durch eine Majorität, die sie sich geschaffen haben, die ihre Stellungen sichert und ihre Uebergriffe sanctionirt. So wurde die englische Freiheit, die vielgerühmte, jeden Tag mehr eingeschränkt. Die Zukunft ist verdüstert, Unglück droht. Die großen Aenderungen in der englischen Verfassung kamen aus Indien. Die Gewichte, welche Fox in die Waagschale des Volkes thun wollte, konnten schwerlich schlimmer auf die Freiheit wirken, als die, mit denen Pitt die königliche Prärogative bedachte. Dies sehen heute schon viele Leute ein."

Der Kaiser hat sich dann eingehend über die Charaktere beider Staatsmänner ausgelassen, auch über ihre Systeme, ihre Verwaltung:

„Herr Pitt," sagte er, „beherrschte die gesammte Politik Europas, er hielt das moralische Gedeihen der Völker in seiner Hand; er hat seine Macht schlecht benutzt; er hat die Welt in Brand gesteckt und wird wie Erostratos seinen Namen unter Flammen, Reue und Thränen in dem Buche der Geschichte verzeichnen. Die ersten Funken unserer Revolution, dann der Widerstand gegen den Volkswillen, und die daraus hervorgehenden abscheulichen Verbrechen sind sein Werk. Dieser 25 Jahre anhaltende Weltbrand, die zahlreichen Coalitionen, welche ihn im Gange hielten, die Verwüstung Europas, das in Strömen vergossene Blut der Völker, die erschreckenden Schulden, in welche sich das für Alles aufkommende England stürzte, dieses verderbliche Anleihesystem, unter dem die Völker seufzen,

das heute allseitig verbreitete Gefühl des Mißbehagens: Alles das trägt Pitt's Signatur. Die Nachwelt wird einst ihn — den Herrn Pitt — als Geißel bezeichnen. Dieser von seiner Zeit so hochgepriesene Mann wird über kurz oder lang als Genius des Bösen dastehen — ich halte ihn nicht etwa für einen Ausbund von Abscheulichkeit, ich glaube vielmehr, daß er überzeugt war, Gutes zu thun, auch die Bartholomäus-Nacht hatte überzeugungstreue Urheber — so sind die Menschen, so ist ihr Verstand, so ihre Urtheilskraft! Was die Nachwelt hauptsächlich Herrn Pitt vorwerfen wird, ist, daß er eine Schule hinter sich zurückließ, die in einem überdreisten Machiavellismus, in einer tiefen Immoralität, einem starren Egoismus, in der Gleichgültigkeit dem Schicksal der Menschen gegenüber ihren Ausdruck findet — Pitt ist trotz allem der Mann der europäischen Aristokratie! Es steckte in ihm ein Sylla; sein System schob die Sache der Völker bei Seite und führte zum Triumph der Patricier. Was Herrn Fox anbetrifft, so darf man in der alten Welt nicht nach seines Gleichen suchen — sein System ist ein neues und wird früher oder später das Herrschende in der Welt werden."

Der Kaiser kam eingehend auf Fox und auf seine ihm so sympathische Persönlichkeit zu sprechen. Er habe in Malmaison eine Büste Fox' aufstellen lassen, noch ehe er ihn persönlich kennen gelernt habe. Er fügte in feierlichem Tone hinzu:

„Der Tod des Herrn Fox war verhängnißvoll für meine Laufbahn. Wäre er am Leben geblieben, hätten die Dinge einen ganz anderen Lauf genommen, und die Sache der Völker hätte den Sieg davongetragen; wir hätten in Europa eine neue Ordnung eingeführt."

Der Kaiser kam alsdann nochmals auf die ostindische Compagnie zu sprechen und sagte, die Hauptfrage drehe sich darum, ob das Monopol einer Gesellschaft oder der freie Handel vorzuziehen wäre.

„Eine Gesellschaft,“ fügte er erläuternd hinzu, „räumt einigen Personen große Vortheile ein; diese können die Geschäfte sehr vortheilhaft für sich selbst leiten, indem sie die, welche den Massen Vortheil brächten, vernachlässigen. Eine jede Gesellschaft wird alsbald in eine Oligarchie, stets eine Freundin der Macht, der sie hilfbereit begegnen wird, ausarten. Der freie Handel tritt für Alle ein, beschäftigt alle geistige Thätigkeit, setzt ein ganzes Volk in Bewegung, und führt selbstredend zur Unabhängigkeit, entspricht daher bei Weitem mehr unserem modernen Systeme.

Nach dem Frieden von Amiens, welcher den Franzosen ihren indischen Besitz zurück gab, habe ich lange Zeit und in gründlichster Form die Frage zur Diskussion gestellt. Ich habe Kaufleute, ich habe Staatsmänner gehört und mich schließlich zu Gunsten des freien Handels und gegen die Gesellschaften ausgesprochen.“

„Früher,“ so fügte er nach langen Sinnen hinzu, „kannte man nur eine Art von Besitz, den Besitz von Grund und Boden; eine neue Art kam später hinzu, nämlich die der Industrie, die sich gegenwärtig mit der ersteren mißt. Endlich kam auch noch eine dritte Art hinzu, nämlich der Besitz jener enormen Abgabe, welche auf den Regierten lastet, und, vertheilt durch neutrale und unparteiische Regierer, die Monopole der beiden andern sichert, ihnen als Vermittler dient, und verhindern kann, daß sie aneinander gerathen.

Er bezeichnet diesen modernen Kampf als den der Feldflur gegen die Comptoire.

„Weil man sich geweigert hat, diese große Revolution in den Besitzthümern anzuerkennen, weil man hartnäckig die Augen vor solchen Wahrheiten verschlossen hat, handelt man heutzutage so thöricht und setzt sich so vielen umstürzenden Bewegungen aus. Die Welt hat eine Verlegung ihres Schwerpunktes erfahren und sucht jetzt ins

Gleichgewicht zu kommen. Das Schiff ist abgetakelt worden, man hat den Ballast von vorn nach hinten verlegt, daher diese fürchterlichen Schwankungen, die beim ersten Sturm den Schiffbruch herbeiführen können, wenn man dabei bleibt, das Schiff wie gewöhnlich und ohne das neue Gleichgewicht gefunden zu haben, steuern will."

Heut war für mein Tagebuch ein ergiebiger Tag.

Der Kaiser kam noch auf Herrn de Suffren zu sprechen; er wußte die Verdienste desselben zu schätzen, erkundigte sich aber des näheren über ihn bei mir. Ich berichtete ihm, daß Herr von Suffren sich in der Marine eines großen Rufes erfreut habe, daß man ihn für den Einzigen gehalten habe, der die großen Zeiten unserer Marine wieder aufgefrischt hätte. Herr von Suffren war genial, voller Feuer und Thatkraft, er war ehrgeizig, von eisernem Charakter; er war einer von den Menschen, die zu allem fähig sind: man sagte, sein Tod im Jahr 1789 sei ein Verlust für die Nation; wäre er im Augenblick der Gefahr noch an der Seite des Königs gewesen, wer weiß, ob nicht dann Alles anders geworden wäre. Suffren war Egoist, kein guter Kamerad, er war bizarr, niemand liebte ihn, aber bewundert wurde er von Allen. Befehlen gehorchte er nur schwer, Gehorsam ging ihm nicht leicht von der Hand, er kritisirte Alles — es war die Unruhe, die üble Laune eines genialen, eines ehrgeizigen Menschen, der die Ellbogen nicht frei hat.

Als er das Commando über das indische Geschwader erhielt und vor den König geführt wurde, um sich zu verabschieden, gelang es einem Kammerherrn kaum, ihm einen Weg durch die Menge zu bahnen; in seiner gewohnten ärgerlichen Weise fuhr er den Herrn mit den Worten an: „Wenn ich zurückkomme, Monsieur, werden Sie sehen, wie ich mir selbst Platz mache!"

Er hat sein Wort gehalten. In Indien vollführte er

Wunder, seine Thaten sind in Europa nie genügend gewürdigt worden. Unsere Flagge kam wieder zu hoher Achtung, sie war der Schrecken unserer Feinde.

„Ich wünschte lebhaft“, unterbrach mich der Kaiser, „er hätte bis in meine Zeit hineingelebt: Ich hatte keinen, der ihm gleichkam, ich hätte einen Nelson aus ihm gemacht . . . Alles wäre anders gekommen. Ich habe meine ganze Zeit damit hingebracht, einen tüchtigen Seeoffizier zu suchen — ich habe keinen gefunden. Es giebt im Metier dieser Herren eine Specialität, das Technische: dies störte alle meine Pläne. Sowie ich etwas Neues vorschlug, gleich hatte ich Ganthaume gegen mich: Sire, das geht nicht! Und weshalb nicht? Sire, die Winde gestatten es nicht und die Windstillen und die Strömungen. Damit war ich abgeführt. Wozu die Discussion mit Leuten weiter führen, deren Sprachen man nicht spricht. Wie oft habe ich diesen Herren im Staatsrath vorgeworfen, daß sie mit diesem Umstande Mißbrauch treiben. Um sie zu verstehen, hätte man müssen in der Marine geboren sein. Ich habe ihnen oft gesagt, daß ich nur die Ueberfahrt nach Indien mit ihnen zu machen brauchte, und daß ich mich verbindlich machte, bei meiner Rückkehr mit ihrem Metier so vertraut zu sein, als mit dem meinigen als Feldherr der Landratten. Sie schenkten mir keinen Glauben und kamen immer wieder darauf zurück, daß keiner ein guter Seemann wäre, der nicht bald nach der Geburt mit dem Seefahren angefangen hätte. Sie haben mich mit ihren Worten dahin gebracht, daß ich mehrere Tausend sechs- und achtjähriger Knaben in die Marine steckte. Ich bin deshalb angefeindet und verhöhnt worden und habe später von Winter, Verhuel und allen Seeleuten des Nordens gehört, daß das Aushebungsalter von 18–20 Jahren immer noch genüge, um einen guten Matrosen zu machen. Dänen und Schweden verwenden ihre Soldaten auf den

Schiffen; bei den Russen ist die Flotte ein Bestandtheil der Armee, sodaß man stets doppelt verwendbare Leute zur Verfügung hat. Ich hatte selbst etwas derartiges im Sinne, stieß jedoch auf zu große Hindernisse. — Welche Mühe hatte ich nicht, die Matrosen in Uniformen und in Regimenter zu stecken — man sagte mir, ich verdürbe Alles — Nein! sie zählten zu den Besten meiner Soldaten. Während meiner Regierung hat sich in der Marine Keiner von Vorurtheilen und Hergebrachtem lossagen können. Ich war den Seeleuten vor Allen zugethan, ich schätzte stets ihren Muth, ihren Patriotismus hoch, allein ich habe nie einen Vermittler zwischen mir und ihnen gefunden!"

Sonnabend, 9. November.

Die beiden Kaiserinnen. — Die Ausgaben Josephines. — Anecdoten.

Der Kaiser befindet sich jetzt weit besser; ja er war bei Tisch sogar lustig und sprach von seinen beiden Gemahlinnen, von den Kaiserinnen Josephine und Marie Louise; erzählte, daß der Kaufpreis von Malmaison, zwischen 3 und 400000 Francs, sein ganzes damaliges Vermögen verschlungen habe; er führte sodann die Summen auf, welche der Reihe nach Josephine von ihm erhalten hatte und bemerkte, daß dieselbe bei einiger Sparsamkeit recht gut etwa 50 bis 60 Millionen hätte hinterlassen können.

„Ihre Verschwendung", meinte der Kaiser, „war mir eine wahre Qual, ich hätte lieber, wie ich nun einmal bin, eine Million hergegeben, als 100000 Francs geradezu verzettelt zu sehen." Eines Morgens wäre er unerwartet in eine Gesellschaft bei Josephine gerathen; es wäre gerade eine Modehändlerin zugegen gewesen und zwar eine der berühmtesten, welcher er ausdrücklich untersagt hatte, sich bei Josephine einzufinden, weil sie dieselbe aussog. „Ich gab einige geheime Befehle und die Modistin wurde, als sie die Tuilerien verließ, ergriffen und nach Bicêtre

gebracht. Es gab infolge dessen in Paris einen ungeheuren Scandal. Es wurde zum guten Ton, der Modistin Besuche abzustatten, vor ihrer Thür sah man stets eine Reihe eleganter Equipagen. Hiervon wurde ich von der Polizei benachrichtigt. Um so besser, dachte ich bei mir selbst, du hast ihr kein Leid zugefügt, sie sitzt in keinem Verließ. Die Polizei theilte mir mit, die Modistin habe mehrere Gemächer zur Verfügung und gebe Gesellschaften." Der Kaiser erzählte auch noch von einem berühmten Schneider, der die Unverschämtheit selbst gewesen wäre.

„Ich redete ihn", sagte der Kaiser, „eines Tages an, als ich von ihm gelieferte Gegenstände in Augenschein nahm; er benutzte mit unglaublicher Dreistigkeit die Gelegenheit, um mir auseinanderzusetzen, daß ich der Kaiserin Josephine nicht auskömmliche Mittel zur Verfügung stellte: es wäre unmöglich, sie für das festgesetzte Nadelgeld passend zu kleiden. Ich unterbrach ihn mitten in seinem dummdreisten Sermon mit einem Blick — er stand da wie versteinert."

Der Kaiser meinte, als er sich in bester Laune zurückzog, er habe zuviel geschnupft, er müsse husten. Ich sollte ihm doch künftig in einem passenden Augenblick die Schnupftabacksdose wegnehmen.

Sonntag, 10. November.

Dumouriez und der Herzog von Braunschweig. — Prinzeß Charlotte von Wales. — Prinz Leopold von Sachsen-Koburg.

Der Kaiser, der am Morgen im „Feldzug Dumouriez' in der Champagne" geblättert hatte, sagte bei Tisch, er halte wenig vom Herzog von Braunschweig, der trotz seines Offensivplanes in vierzig Tagen nur 18 Meilen weit gekommen war. Auf der andern Seite tadelte er Dumouriez, dessen Stellung doch eine allzugewagte gewesen wäre.

„Wenn ich das sage“, ergänzte er, „so hat es schon etwas auf sich — kann ich mich selber doch als den verwegensten Kriegsmann bezeichnen, der vielleicht je existirt hat! Ich aber wäre ganz gewiß nicht in der Stellung geblieben, in der Dumouriez stand, sie wäre mir doch zu gefährlich erschienen. Ich erkläre mir sein Verhalten nur dadurch, daß ich mir sage: er hat den Rückzug nicht gewagt: er hat noch mehr Gefahr im Rückzuge als in dem Ausharren in seiner Stellung erblickt. Wellington war mir gegenüber in derselben Lage bei Waterloo. Die Franzosen sind die Bravsten, die es giebt, sie werden sich in jeder Stellung, in jeder Lage, in die sie gebracht werden, schlagen; sie verstehen es jedoch nicht, sich vor einem siegreichen Feinde zurückzuziehen. Ziehen sie sich eine Schlappe zu, geht Haltung und Disciplin verloren; sie entschlüpfen der Hand ihrer Führer. Das, vermuthe ich, wußte Dumouriez — vielleicht haben auch irgend welche geheimen Abmachungen vorgelegen, von denen wir Nichts wissen.“ —

Zeitungen, welche uns im Laufe des Tages zugingen, besprachen die Heirath des Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg mit der Prinzessin Charlotte von Wales.

„Der Prinz Koburg“, bemerkte Napoleon, „hätte können Adjutant bei mir sein, er kam darum ein. Gut für ihn, daß es nicht dazu gekommen ist, denn schwerlich wäre alsdann die Heirath zustande gekommen — übrigens — wer hienieden kann behaupten, er wisse vorher, was Glück und was Unglück ist? In Bezug auf die Prinzessin Charlotte von England behauptete Jemand, sie wäre in London sehr populär und zeige viel Charakter und Festigkeit; man halte sie in England für eine zweite Elisabeth, sie selbst trüge sich mit einschlägigen Gedanken. Der Prinz habe sich 1814 gerade in London aufgehalten, als die junge Prinzessin in Folge der ihrer Mutter widerfahrenen Unbill sich heimlich aus dem Palais des Prinzregenten, ihres Vaters, entfernt und

den ersten besten Fiaker genommen habe, um zu ihrer Mutter zu eilen. Die etwas schwerfälligen Engländer hätten sich bei dieser Gelegenheit nachsichtig erwiesen. Die junge Prinzessin wollte sich nicht wieder von ihrer Mutter, die sie hoch verehrte, trennen; der Herzog von York, ihr Onkel, vielleicht auch der Großkanzler, mußten sich ins Mittel legen, um sie zur Rückkehr in das väterliche Palais zu veranlassen, indem sie ihr begreiflich zu machen suchten, ihr Verharren könne das Leben der Mutter in Gefahr bringen."

Prinzessin Charlotte hatte vordem schon Beweise eines fest entwickelten Charakters gegeben, indem sie die Heirath mit dem Prinzen von Oranien ablehnte; weil sie durch dieselbe genöthigt worden wäre, zu Zeiten außerhalb von England zu leben — durch dieses ausgeprägte National=gefühl wurde sie den Engländern besonders theuer.

Sie hat sich für den Prinzen Leopold, wie uns die hier anwesenden Engländer sagten, aus eigner Wahl be=stimmt. Sie habe laut erklärt, sie rechne auf eine glück=liche Zeit, weil sie sich bei ihrem Schritt einzig und allein von ihren Gefühlen habe leiten lassen. Der Prinz hatte ihren ganzen Beifall.

„Ich glaube es wohl", warf der Kaiser ein, „wenn ich mich recht besinne, war der Prinz der hübscheste junge Mann, den ich in den Tuilerien gesehen habe."

Hier anwesende Engländer haben uns auch erzählt, daß während der Heirathsverhandlungen ein Minister bei ihr vorsprach, um gewisse häusliche Details zu verabreden.

„Mylord", sagte sie dem Herrn, indem sie sich stolz emporrichtete, „ich bin die Erbin Großbritanniens, dessen Krone ich einst tragen werde — ich weiß es — mit dieser hohen Bestimmung habe ich mich vertraut gemacht, also, bitte, mich demnach zu behandeln! Glauben Sie ja nicht, daß, wenn ich den Prinzen Koburg heirathe, ich jemals

„Mistreß Koburg" sein möchte . . . jagen Sie sich das aus dem Kopf."

Diese junge Prinzessin scheint in der That das Idol der Engländer zu sein, die in ihr die Garantie einer besseren Zukunft sehen.

Der Kaiser fuhr fort:

„Eine Menge andrer deutscher Prinzen suchte um die Gunst nach, in den Tuilerien vorgestellt zu werden. Als ich den Rheinbund ins Leben gerufen hatte, waren die zu demselben gehörigen Fürsten sicher, daß ich beabsichtigte, die Etikette des heiligen römischen Reiches wieder einzuführen und sie waren eifrig dahinterher, mein Gefolge zu bilden: der Eine mein Oberhofmundschenk, der Andere mein Oberhofkämmerer u. s. w. zu werden. Um diese Zeit hatten die deutschen Fürsten die Tuilerien förmlich überfluthet, sie füllten die Vorsäle, sich bescheiden unter Euch mischend; auch Italiener, Spanier, Portugiesen thaten dasselbe und man kann sagen: es war damals in den Tuilerien ganz Europa versammelt. Unter meiner Regierung — und das ist ein unumstößliches Factum — war Paris die Königin der Welt, waren die Franzosen das erste Volk der Welt!"

Montag, 11. November.

Italien. — Die Deutschen. — Rußland. — Bernadotte.

Der Kaiser war heute sehr aufgelegt und gesprächig. Es war von Italien die Rede und ich thue wohl am Besten, hier eines seiner Dictate herzusetzen, welches Montholon in seine „Mémoires pour servir à l'histoire de France" (Band I 137) aufnahm:

Napoleon wollte ein einiges Italien schaffen, Venetianer, Mailänder, Genuesen, Toscaner, Modeneser, Römer, Neapolitaner, Sicilianer, Sardinier zu einer einzigen unabhängigen Nation verschmelzen; das Land sollte begrenzt sein durch die Alpen, das adriatische, das jonische und

mittelländische Meer. Dieses große Reich hätte zu Lande das Haus Oesterreich in Schranken gehalten, auf dem Meere wäre seine Flotte, vereint mit der von Toulon, die Beherrscherin des mittelländischen Meeres und die Beschützerin der alten Handelsstraße nach Indien durch das rothe Meer geworden. Rom, Hauptstadt dieses Reiches, wäre in Wahrheit die ewige Stadt gewesen, gedeckt durch drei Barrieren: die Alpen, den Po und die Apenninen. Napoleon hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Er hat in Lyon die Worte fallen lassen, er brauche 20 Jahre, um Italien wiederherzustellen. Es waren drei Dinge hauptsächlich, die seinem Plan hindernd gegenüberstanden. 1. Die Besitzungen, welche fremde Mächte in Italien hatten. 2. Die Kleinstaaterei und der Particularismus. 3. Rom, als Sitz der Päpste. Es waren kaum 10 Jahre nach jener Erklärung in Lyon verstrichen, als das erste Hinderniß bereits völlig beseitigt war, kein noch so kleines Stück Landes gehörte mehr den Fremden! Die Vernichtung der Republik Venedig, des Königs von Sardinien, des Großherzogs von Toscana, die Vereinigung vom Patrimonium Petri mit dem Kaiserreich hatte die anderen Hindernisse entfernt. Es gab keine Venetianer, keine Piemontesen, keine Toscaner: Italiener waren alle Bewohner der Halbinsel und ein Jeder bereit, an dem großen, gemeinsamen Vaterlande festzuhalten. Das Großherzogthum Berg war für die Dynastie frei, welche augenblicklich den Thron von Neapel inne hatte. Der Kaiser erwartete mit Ungeduld die Geburt eines Sohnes und Erben, um ihn nach Rom zu bringen, ihn zum König von Italien zu krönen und die Unabhängigkeit der Halbinsel unter Regentschaft des Prinzen Eugen zu proclamiren.

Es war dann weiter von der Verschmelzung vereinzelter Völkerparcellen zu einem Stammesganzen die Rede; auch von den Deutschen.

„Mir war es nur gelungen“, bemerkte der Kaiser, „das ungeheuerliche Gefüge zu vereinfachen; nicht als wären die Deutschen unvorbereitet für ihre Concentrirung, das waren sie vielleicht zu sehr, sie hätten blindlings auf uns einstürmen können, ehe sie uns verstanden hätten. Wie kam es in aller Welt, daß kein einziger deutscher Fürst die Stimmung der Deutschen zu beurtheilen und für sich zu verwerthen verstand! Hätte mich der Himmel als deutschen Prinzen in die Welt gesetzt, ich wäre inmitten der vielen Zeitkrisen unfehlbar dahin gekommen, über dreißig Millionen vereinigter Deutscher zu herrschen und, soviel ich dieses Volk kenne, würde es, sobald es mich einmal gewählt hatte, mich auch nie im Stich gelassen haben . . ich wäre nicht hier!“

Er kam dann wieder auf Rußland zu sprechen.

„Ich bin in meiner großen Unternehmung gegen die Russen gescheitert. Es wird behauptet, die Russen seien im eigenen Lande unbesiegbar. Es waren aber nicht die Russen und deren Bemühungen, die mich vernichteten — nein Zufälle, nur Zufälle waren Schuld an meinem Verderben: eine wider den Willen ihrer Bewohnerschaft in Folge von Intriguen des Auslandes in Brand gesteckte Hauptstadt, ein plötzlich eintretender, ganz außergewöhnlicher Frost, falsche Berichte, Intriguen, Verrath, Dummheiten, mancherlei Dinge, welche man vielleicht eines Tages wissen wird und welche die beiden großen Fehler, die ich, den einen auf dem Kriegsterrain, den andern am grünen Tisch der Diplomatie beging und die mir mit Recht vorgehalten werden, entweder rechtfertigen oder entschuldigen werden. Es war ein Fehler, daß ich das Unternehmen wagte, trotzdem ich auf meinen Flügeln zwei Cabinete hatte, deren Gebieter ich nicht war, und zwei verbündete Armeen, welche die geringste Schlappe in unsre Feinde umwandeln mußte. Um die Sache zu erschöpfen, darf es nicht ungesagt

bleiben, daß dieses gewagte Unternehmen, dieser weltberühmte Krieg mir aufgedrängt war: ich hatte ebenso wenig Lust, mich zu schlagen, wie Alexander — als wir uns erst einmal gegenüber standen, da sind wir Einer über den Andern hergefallen. Alles Uebrige übernahm das Schicksal."

Der Kaiser schwieg, er schien tiefbewegt, dann wie aus Träumereien erwachend, begann er von Neuem:

„Ein Franzose ..... hatte des Schicksals Fäden in der Hand. Hätte seine Urtheilskraft, seine Seele auf der Höhe der Zeitumstände gestanden, wäre er ein aufrichtiger Schwede gewesen, was er doch zu sein meinte, so konnte er Glanz und Macht seinem neuen Vaterlande wiedergeben. Er konnte Finnland nehmen, vor Petersburg stehen, ehe ich Moskau erreicht hatte. Allein er hat persönlichen Stimmungen, einer thörichten Eitelkeit, kleinlichen Dingen den Vortritt gegeben. Der Kopf war dem alten Jacobiner verdreht, als er sich von legitimer Seite gesucht sah, als Legitimisten ihm schmeichelten, als er sich Angesicht zu Angesicht in geheimer Conferenz einem Kaiser aller Reußen gegenüber sah — noch dazu, da dieser an ihm keine Schmeicheleien sparte. Es wird versichert, Alexander habe ihm einen Wink gegeben, er könne um eine kaiserliche Schwester anhalten, wenn er sich vorher von seiner Frau scheiden lasse. In seinem Rausch gab Bernadotte sein neues Vaterland ebenso wie das alte, er gab seinen Ruhm, seine Ehre, die Sache der Völker, das Schicksal der Welt, preis! .... Den Fehler wird er theuer bezahlen müssen; Reue soll er ja bereits empfinden. Er ist jetzt der einzige gekrönte Parvenu, und dieser „Scandal" wird an ihm heimgesucht werden.... Das Beispiel ist zu gefährlich!"

Dienstag, 12. November.

Während der Krise von 1814.

Ich verzeichne heute folgende bemerkenswerthe Auslassungen des Kaisers:

„Es ist unzweifelhaft, daß damals," — er redete von den Hunderttagen — „ich in mir das Vorgefühl des Erfolges nicht mehr wie sonst verspürte; mein gewohntes Vertrauen, mein Sicherheitsgefühl war mir abhanden gekommen. War in meinen eignen Augen, in meiner eignen Vorstellung das Wunderbare meiner Laufbahn erblaßt? Jedenfalls hatte ich die Empfindung, als ob mir Etwas fehle. Es schien von dem Glück, das meinen Unternehmungen bisher stets gefolgt war, das mich mit seinem Besten überschüttet hatte, nichts mehr übrig; nur das starre Schicksal hatte ich vor mir, dem ich noch mit Gewalt eine oder die andere Vergünstigung entreißen konnte — wofür es sich jedoch sofort rächte. Denn es ist merkwürdig, daß ich keinen Vortheil mehr erzielen konnte, der nicht unmittelbar von einem Nachtheil gefolgt gewesen wäre.

Ich durcheilte Frankreich, wurde von der Begeisterung der Bürger bis in die Hauptstadt getragen, umringt von stürmischen Zurufen. Kaum aber war ich in Paris, als ich ohne irgend eine besondere Veranlassung, wie durch bösen Zauber, um mich her Alles erkaltet fand. Ich war aufrichtig bemüht, eine Annäherung an Oesterreich zu suchen; ich schickte vertraute Vermittler nach Wien. Allein Murat war mir mit seinen Schildträgern zuvorgekommen, und man zweifelte in Wien nicht, daß es auf meine Anordnung hin geschehen war. Man hielt die ganze Sache nur für einen diplomatischen Schachzug und es begann von Wien aus ein verdecktes, heimliches Spiel.

Man kann den Beginn des Feldzuges nicht anders als geschickt bezeichnen und als Glück verheißend. Ich hatte Aussicht, den Feind einzeln zu überraschen, allein ... es gab einen Ueberläufer unter den Generälen, der den Feind beizeiten benachrichtigte.

Ich gewinne in brillanter Weise die Schlacht bei Ligny: man beraubt mich der Früchte meines Sieges. Ich siege noch einmal bei Waterloo und stürze unmittelbar darauf in den Abgrund. Ich wurde hart getroffen, allein nicht überrascht – hatte ich doch in mir das Vorgefühl eines unglücklichen Ausganges, zwar hat es auf meine Entschlüsse nicht eingewirkt — allein es steckte in mir hemmend, quälend."

Als Napoleon im Januar 1814 die Tuilerien verließ, um seinen glorreichen, aber unglücklichen Feldzug zur Vertheidigung von der Hauptstadt zu führen, war ihm das Herz voll banger Ahnungen; er war von da an überzeugt, daß, wenn er umkäme, es durch die Hand der Burbonen geschehen würde; er ließ sich einigen Vertrauten gegenüber in diesem Sinne aus. Unmittelbar nach jener schönen Ansprache an die versammelten Offiziere der Nationalgarde sagte er u. A.:

„Sie haben mich erwählt, ich bin Ihr Werk, an Ihnen liegt es, mich zu vertheidigen." Er stellte ihnen die Kaiserin mit der einen, den König von Rom mit der andern Hand vor und rief:

„Ich bin im Begriff, dem Feinde entgegen zu gehen Ihrer Obhut übergebe ich, was mir das Theuerste auf der Welt ist."

Hinter solchen, dem Kaiser früher nicht zu Munde stehenden Worten, steckt eine unbestimmte Befürchtung. Daß die Burbonen in kritischen Lagen stets seine Gedanken beschäftigt haben, beweist folgender, wenig bekannte Vorfall: Nach der Schlappe bei Brienne, der Räumung von Troyes

und dem Rückzuge nach der Seine war der Kaiser im Quartier in einem kleinen Orte. Er saß in trübes Sinnen verloren da, sprang aber plötzlich von seinem Sitz auf und rief in hoher Erregung:

„Doch! Ich habe noch ein Mittel, Frankreich zu retten: ich müßte selbst die Burbonen zurückrufen! Die Alliirten müßten ja Halt vor ihnen machen — selbstverständlich! Denn sie würden sonst beweisen, daß ihnen mehr an unseren Landgebieten, an meiner Person läge, als an den legitimen Burbonen. Alles würde ich meinem Lande opfern, ich würde zum Vermittler werden zwischen dem französischen Volke und ihnen, ich würde sie nöthigen, sich den neuen Gesetzen zu fügen, ich würde sie schwören lassen. Mein Ruhm, mein Name würde den Franzosen eine Garantie sein. Was mich betrifft, ich habe das Regieren satt, mein Lauf ist voll von Großthaten und Glanz.... Ich stiege noch höher, indem ich also herabstiege ...

Eine schon einmal vertriebene Dynastie, wird sie je Verzeihung üben? Könnte man ihr trauen? Sollte nicht doch Fox Recht haben mit seinen berühmten Anschauungen über die Restauration?“

Nach diesen energisch hervorgestoßenen Worten folgte ein kurzer Schlaf. Da traf die Nachricht vom Flankenmarsch Blüchers ein, und die Sonne leuchtete wieder in aller Pracht über Champaubert, Montmirail, Château-Thierry, Vaux-Champ, Nangis, Montereau, Craonne — von den Burbonen war nicht mehr die Rede.*)

*) Dieser kurze Feldzug findet in dem Werk des Baron Fain, ersten Secretärs des Kaisers, „Manuscrit de 1814“, eine vortreffliche Darstellung. Das Genie Napoleons zeigt wieder den alten leuchtenden Glanz, die Schnelligkeit der Bewegungen, der sichere Wurf, der klare Blick sind in der That erstaunlich! Vergessen darf man daneben nicht dieses kleine Häuflein tapfrer Krieger, unermüdlich im Kampf, ohne

Doch es kam trotz Allem der Tag von Fontainebleau! Napoleon wünschte aus dem Leben zu scheiden. Es existirt ein eigenhändiger Brief an die Kaiserin, in welchem er bemerkt, man möchte sich auf Alles gefaßt machen, Alles wäre möglich, sogar der Tod des Kaisers. Es scheint sich um das geheimnißvolle Ereigniß in der Nacht vom 12. auf den 13. April zu handeln, von welchem das „Manuscript von 1814“ redet und welches alle jene Schreier mit ihrem „Napoleon hatte nicht den Muth, zu sterben“ widerlegt. Daß der Kaiser sich im letzten Augenblicke mit den Worten: „Nein! Gott will es nicht!“ hinwegwandte, findet sich in dem Werke von Fain näher beleuchtet.

Die Abdankungsacte wurden vollzogen am 11. April; erst neun Tage später reiste Napoleon ab. Er war begleitet von einer Compagnie Grenadiere zu Pferde, neben ihm saß der General Bertrand. Am 20. Abends traf er in Briarre ein, am 21. in Nevers, am 22. in Rouanne, am 23. in Lyon, am 24. in Montélimart, am 25. in Orgon, am 26. am Luc, am 27. in Frejus, am 28. erfolgte die Einschiffung an Bord der englischen Fregatte „Undaunted“, Capitän Usher.

Ein wenig hinter Lyon kam den Reisenden der General en Chef des Ostens entgegen. Napoleon stieg aus dem Wagen und ging lange Zeit mit ihm allein die Straße entlang. Als sie zurückkehrten, sprach einer der Commissare der Verbündeten dem Kaiser sein Erstaunen über die intime Freundschaft aus, welche er dem General zolle. „Und weshalb wundern Sie sich, frug Napoleon. – Eurer Majestät ist vermuthlich das Verhalten des Generals unbekannt? — Wieso? — Seit mehreren Wochen

Schlaf, ohne Nahrung, es scheint, als ob ein Jeder sich vor dem Feinde verdoppele, verdreifache: immer auf dem Marsch, immer im Feuer, immer siegreich!

schon ist er ja eins mit uns. — In der That es war derselbe, dem ich Frankreich anvertraut hatte. Schon seit langer Zeit war er nicht mehr der, der er früher gewesen war; seine großen Vorzüge als Soldat hatten ihn einst hoch empor gehoben, von dieser Höhe aber haben ihn seine Auszeichnungen, seine Reichthümer herabgestürzt. Wohl hätte der Sieger von Castiglione Frankreich einen theuren Namen hinterlassen können — Frankreich wird jetzt den Abtrünnigen verwünschen, ebenso alle die Andern, die wie er handelten, es sei denn, daß sie unter neuen Verhältnissen dem Vaterlande neue Dienste erwiesen."

Eine Proclamation des Kaisers bei seiner Rückkehr gehört hierher. Es ist in derselben gesagt:

„Franzosen! Der Abfall des Herzogs von Castiglione hat Lyon ohne Vertheidigung unsern Feinden preisgegeben. Die Armee, deren Oberbefehl ich ihm anvertraut hatte, war durch die Anzahl seiner Bataillone, durch die Tapferkeit und die patriotische Gesinnung der Soldaten wohl im Stande, das österreichische Armeecorps, welches ihr gegenüberstand, zu schlagen und hinter den linken Flügel des Paris bedrohenden feindlichen Heeres zu gelangen. Die Siege von Champaubert, Montmirail, Château-Thierry u. s. w., die Insurrection der treuen Lothringer, die Erhebung im Elsaß, in der Franche-Comté, Burgund und meine Stellung im Rücken des feindlichen Heeres, durch welche es von seinen Depots, seinen Munitionsparks getrennt wurde, hatten den Feind in eine verzweifelte Lage gebracht. Die Franzosen waren nie in der Lage, machtvoller und nachdrücklicher aufzutreten. Die feindliche Armee war rettungslos verloren, sie hätte ihr Grab in jenen weiten Gefilden gefunden, die sie erbarmungslos ausgesogen hatte, als der verrätherische Herzog von Ragusa die Hauptstadt auslieferte und die Armee außer Rand und Band brachte. Das unvorhergesehenen Betragen dieser beiden Generäle, die zu-

gleich mit dem Vaterlande ihren Kaiser, ihren Wohlthäter verriethen, änderte den Ausgang des Krieges. Die schlimme Lage des Feindes zeigte sich, als er vor Paris angelangt, keine Munition mehr hatte, weil er von seinen Magazinen abgeschnitten war.“ *)

Je mehr Napoleon sich auf seiner Reise von Fontainebleau zur Südküste der Provence näherte, desto mürrischer wurde er empfangen. Er war bei Maubreuil den Fallen entschlüpft, fiel jedoch in die von Orgon. Man lese darüber des Kaisers Dictate nach.

Am Orte der Einschiffung angelangt, ergab sich, daß zwei Schiffe für ihn bereit lagen; das eine war ein französisches, das andere ein englisches. Napoleon wählte das letztere, er meinte, es würde ihm zu nahe gehen, sich selbst sagen zu müssen: er wäre an Bord eines französischen Schiffes aus Frankreich deportirt worden.

Es mögen hier die Abmachungen von Fontainebleau im Originaltext folgen:

Artikel 1. Se. Majestät der Kaiser Napoleon verzichtet für sich, seine Nachfolger und Descendenten, ebenso wie für jedes Glied seiner Familie, auf jedes Souveränetäts- und Herrscherrecht, sowohl über das französische Kaiserreich und das Königreich Italien, wie über alle andern Länder.

Artikel 2. Ihre Majestäten der Kaiser Napoleon und die Kaiserin Marie Louise werden diesen Titel und Rang auf Lebenszeit beibehalten. Die Mutter, die Brüder, Schwestern, Neffen und Nichten des Kaisers werden ebenfalls überall, wo sie sich befinden, ihre Titel als Prinzen der Familie beibehalten.

Artikel 3. Die Insel Elba, von Seiner Majestät dem Kaiser Napoleon als Ort seines Aufenthaltes angenommen,

---

*) Dies ist mir später durch den russischen General, welcher die Munitionsparks unter sich hatte, ausdrücklich als richtig bestätigt worden. (Las Cases.)

wird während seines Lebens ein gesondertes Fürstenthum bilden, in welchem ihm die Souveränetäts- und alle Eigenthumsrechte zustehen. Es soll ferner als selbstständiges Eigenthum dem Kaiser Napoleon eine jährliche Revenue von 2 Millionen zukommen, als Rente eingetragen im Staatsschuldbuch, davon soll eine Million der Kaiserin zufallen.

Artikel 4. Die Mächte verpflichten sich, Alles zu thun, was in ihren Kräften steht, um Flagge und Territorium der Insel Elba von den afrikanischen Seeräuberstaaten respectirt zu sehen.

Artikel 5. Die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla werden als Eigenthum mit Ausübung der Souveränetätsrechte Ihrer Majestät der Kaiserin Marie Louise gegeben; sie sollen auf ihren Sohn und dessen Descendenz in gerader Linie übergehen. Der Prinz, ihr Sohn, wird sofort den Titel Prinz von Parma, Piacenza und Guastalla annehmen.

Artikel 6. Es sollen in den Ländern, auf welche der Kaiser Napoleon Verzicht leistet, für ihn und seine Familie Domänen vorbehalten werden, welche ein bestimmtes jährliches Einkommen repräsentiren, d. h. nach Abzug aller Unkosten 2 Millionen 500000 Frcs. betragen. Ueber diese Domänen zu verfügen, steht den Besitzern frei. Davon kommen auf Mme. Mère 300000, auf König Joseph und die Königin 500000, auf den König Louis 200000, auf die Königin Hortense und ihre Kinder 400000, auf den König Hieronymus und die Königin 500000, auf die Prinzeß Elisa 300000, auf die Prinzeß Pauline 300000 Frcs. Die Prinzen und die Prinzessinnen der Familie des Kaisers Napoleon sollen außerdem alle diejenigen Besitzungen, Mobilien und Immobilien behalten die sie als Privatleute besitzen, namentlich auch alle Renten, welche im

Schuldbuch Frankreichs oder dem Monte Napoleone zu Mailand eingetragen sind.

Artikel 7. Die jährlich der Kaiserin Josephine zu zahlende Pension soll auf eine Million beschränkt werden, bestehend in Domänen oder in Eintragungen im Staatsschuldbuch. Es sollen in ihrem Besitz verbleiben alle ihr eigenthümlich gehörenden Mobilien und Immobilien, sie hat das Recht darüber, entsprechend den Gesetzen Frankreichs, zu verfügen.

Artikel 8. Für den Prinzen Eugen, Vicekönig von Italien, soll außerhalb der Grenzen Frankreichs etwas Passendes gefunden werden.

Artikel 9. Die Besitzungen, welche Se. Majestät der Kaiser Napoleon in Frankreich hat, seien es Domänen seien es Privatgüter, sollen der Krone verbleiben.

Es soll ein Capital von nicht über 2 Millionen von denjenigen Fonds, welche der Kaiser Napoleon, sei es im Staatsschuldbuch verzeichnet, sei es bei der Bank von Frankreich oder sonst wo deponirt, und welche Se. Majestät an die Krone abtritt, zurückbehalten werden als Gratifikation für diejenigen Personen, welche der Kaiser bestimmen wird. Diese Summe aber verbleibt in den Händen der Regierung.

Artikel 10. Alle Diamanten der Krone verbleiben in Frankreich.

Artikel 11. Der Kaiser giebt dem Staatsschatz oder den öffentlichen Kassen alle jene Summen oder Effecten zurück, welche auf seinen Befehl anderweitig untergebracht sind — ausgenommen den Betrag der Civilliste.

Artikel 12. Die Schulden des Haushaltes Sr. Majestät des Kaisers, in dem Betrage, welche sie am Tage der Unterzeichnung des vorliegenden Abkommens hatten, sollen ungesäumt bezahlt werden aus den Rückständen der Civilliste.

Artikel 13. Die Verpflichtungen des Monte Napoleone zu Mailand allen Schuldnern gegenüber, seien es Franzosen, seien es Fremde, sollen pünktlich erfüllt werden und ohne Einschränkungen.

Artikel 14. Es sollen alle Pässe für die Reise Sr. Majestät des Kaisers und Ihrer Majestät der Kaiserin, für die Prinzen und Prinzessinnen und alle Personen des Gefolges, welche dieselben mitnehmen, um sich im Auslande niederzulassen, ebenso wie für Equipagen, Pferde, Gepäck u. s. w. sogleich ausgefertigt werden. Es werden hierzu Eskorten bestimmt.

Artikel 15. Die französische Kaisergarde soll ein Commando von 12 bis 1500 Mann von allen Waffengattungen stellen, um bis Saint Tropes, dem Orte der Einschiffung, als Eskorte zu dienen.

Artikel 16. Es sollen eine Corvette und Transportschiffe zur Verfügung gestellt werden, um Se. Majestät den Kaiser und sein Haus an den Ort seiner Bestimmung zu bringen. Die Corvette soll als Eigenthum Sr. Majestät dem Kaiser verbleiben.

Artikel 17. Se. Majestät der Kaiser ist berechtigt, 400 Soldaten, die sich freiwillig dazu melden, mit sich zu nehmen und als Leibgarde zu behalten.

Artikel 18. Alle diejenigen Franzosen, welche Sr. Majestät dem Kaiser oder seiner Familie gedient haben, sind verpflichtet, falls sie nicht ihre Nationalität als Franzosen aufgeben wollen, innerhalb von drei Jahren nach Frankreich zurückzukehren, es sei denn, die Regierung behielte es sich sogleich vor, in einzelnen Fällen Ausnahmen nach Ablauf der drei Jahre zu bewilligen.

Artikel 19. Den polnischen Truppen aller Waffengattungen, welche in französischen Diensten stehen, soll es anheimgestellt werden, in ihre Heimath zurückzukehren, indem sie Waffen und Gepäck als Zeichen in Ehren ge-

leisteter Dienste behalten. Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten sollen die Ordenszeichen beibehalten, die ihnen verliehen wurden, ebenso wie die damit verbundenen Geldbezüge und ihre Pensionen.

Artikel 20. Die verbündeten Mächte werden die Garantie für die pünktliche Innehaltung aller Artikel dieses Vertrages übernehmen und verpflichten sich, die Annahme derselben seitens Frankreichs zu erwirken.

Artikel 21. Gegenwärtiger Vertrag soll beglaubigt und die Beglaubigungen sollen innerhalb von zehn Tagen, oder früher wenn es angeht, in Paris ausgetauscht werden.

So geschehen zu Paris am 11. April 1814. Unterzeichnet Caulaincourt, Herzog von Vicenza; der Marschall Herzog von Tarent, Macdonald; der Marschall Herzog von Elchingen, Ney; der Fürst Metternich.

Unterzeichnet wurde jeder Artikel noch besonders durch den Grafen Nesselrode für Rußland und den Grafen Hardenberg für Preußen.

Ludwig XVIII verpflichtete sich in einem besondern vom Herzog von Benevent am 31. Mai 1814 unterzeichneten Document zur Anerkennung der pünktlichen Durchführung des Vertrages.

Das europäische Triumvirat dictirt, wie man sieht, den „Vertrag von Fontainebleau", England pflichtet bei, der König verpflichtet sich, pünktlich das auszuführen, was ihn angeht, aber — trotz all dieser Bürgschaften ist eigentlich kein einziger der angeführten Artikel innegehalten worden.

Das kühne Unternehmen Napoleons im darauffolgenden Jahre war die Folge! — Diese Auffassung theilen die hervorragendsten Männer der Zeit, namentlich auch die bedeutendsten Publicisten, welchem Lande sie auch angehören. —

Ich erinnere mich des Ausspruches eines hochgestellten österreichischen Herrn, der mich in Paris aufsuchte und in Folge der wunderbaren Siege, welche Napoleon damals in der Umgegend von Paris gewann, im Begriff war, Reißaus zu nehmen.

„Bis jetzt“, sagte dieser Herr, „hat Napoleon als Usurpator auf dem Throne gesessen — das ist eine unumstößliche Wahrheit! Wenn er in seiner momentanen Lage jedoch Frankreich eroberte, so wäre, nachdem alle Monarchen ihn als Souverän anerkannt und ihm das Recht zugestanden haben, Krieg zu führen, ohne die von ihnen gestellten Bedingungen innezuhalten — die Sache eine ganz andere; ich meine, man könnte dann wohl die Behauptung aufstellen, er wäre sozusagen legitim geworden — das kommt mir ganz plausibel vor.“

Brief Lord Castlereagh's an Lord Bathurst, den Vertrag von Fontainebleau betreffend. Paris, 13. April 1814.

Ich beschränke mich einstweilen darauf, Ihnen auseinanderzusetzen, was man vereinbart hat in Bezug auf die Zukunft Napoleons und seiner Familie. Sie wissen durch Lord Cathcart von der Unterzeichnung der Abdankungsurkunde durch Buonaparte am 4. dieses Monats und der Zusicherung, welche ihm der Kaiser von Rußland und die provisorische Regierung gegeben haben, betreffend eine Pension von 6 Millionen Frcs. und den Aufenthalt auf der Insel Elba. Buonaparte hat das Document dem Herrn von Caulaincourt und den Marschällen Macdonald und Ney übergeben, um es einzutauschen gegen eine entsprechende förmliche Verpflichtung der Verbündeten ihm gegenüber. Die genannten Herren waren bevollmächtigt, in einen Waffenstillstand zu willigen und eine Demarkationslinie zu vereinbaren, die den Wünschen der Alliirten entspräche und ein unnöthiges Blutvergießen vermiede.

Bei meiner Ankunft fand ich dieses Abkommen zum Abschluß bereit, dasselbe sollte am Abend selbst unterzeichnet werden, allein es wurde die Ankunft der Minister der verbündeten Mächte gemeldet. Die Gründe, welche dazu drängten, den Abschluß zu beschleunigen, lagen in der Gefahr, welche ein längeres Verbleiben Napoleons in Fontainebleau mit sich bringen konnte, umgeben von Truppen, die auf alle Fälle die Treue wahrten. Die Furcht vor Anschlägen von Seiten der Armee, vor Zettelungen in der Hauptstadt und die Wichtigkeit, welche in den Augen vieler Offiziere ein ihrem Chef günstiges Abkommen hatte, das ihnen gestatten würde, sich ohne Schande von ihm zu trennen, kam hinzu.

In der Nacht nach meiner Ankunft hatten die vier Minister eine Berathung über das mit dem Fürsten von Benevent vorbereitete Abkommen. Ich machte meine Einwendungen, indem ich gleichzeitig bemerkte, man möchte nicht glauben, daß ich hartnäckig an denselben auf die Gefahr hin, die Ruhe Frankreichs zu stören, festhielte, und die Ausführung des von Rußland im Drange der Umstände gegebenen Versprechens zu hindern suchte.

Der Fürst von Benevent fand mehrere meiner Einwendungen gerechtfertigt, erklärte aber gleichzeitig, daß die provisorische Regierung kein wichtigeres Ziel vor Augen haben könnte, als das: Alles zu vermeiden, was einen Bürgerkrieg oder dem ähnliche Verwirrungen herbeiführen könne. Er glaube, daß eine Maßnahme wie die getroffene nothwendig wäre, um die Armee auf die Seite der Regierung zu bringen und ihre Verwendung möglich zu machen. Dieser Erklärung folgte die des Grafen Nesselrode, dahingehend, daß in Abwesenheit der Verbündeten sein Herr, der Czar, sich in die Notwendigkeit versetzt sah, so weit es möglich gewesen wäre, in ihrem und seinem Namen zu handeln.

Ich enthielt mich schließlich der Opposition gegen das Prinzip der Maßnahmen und beschränkte mich darauf, einige Aenderungen im Detail zu fordern, lehnte es auch im Namen meiner Regierung ab, mich um andere Abmachungen zu kümmern als um die territorialen. Man erklärte meine Haltung für eine vollkommen begründete und fand es unnöthig, daß wir uns an der Form der Abmachungen betheiligten, namentlich insofern dieselben sich um die Anerkennung der Titel Napoleons drehten.

Meinen Vorschlägen wurde übrigens insofern entsprochen, als die Anerkennung der kaiserlichen Titel in der Familie auf die Lebensdauer der Individuen beschränkt wurde; dem was zu Gunsten der Kaiserin angeordnet wurde, habe ich nicht nur in keiner Weise widersprochen, sondern ich habe es für eine Pflicht erklärt, welche man dem Kaiser von Oesterreich, welcher Familienrücksichten den Interessen Europas geopfert habe, schuldig sei! Ich hätte nur gewünscht, es wäre ein anderer Ort als die Insel Elba als Aufenthalt für Napoleon bestimmt worden; aber man weiß keinen, der zur Verfügung stünde, gegen den man nicht dieselben Bedenken erheben könnte — den Wunsch Buonaparte's, in England Zuflucht zu finden, wie wir von Herrn Caulaincourt hörten, habe ich zu ermuntern mich außer Stande gesehen.

Dieselbe Nacht noch hatten die Gesandten der Alliirten eine Conferenz mit Herrn von Caulaincourt und den Marschällen: auch ich wohnte derselben bei. Der Tractat wurde nochmals geprüft und dann mit Abänderungen angenommen. Er ist seitdem unterzeichnet und ratificirt worden. Buonaparte tritt morgen oder übermorgen seine Reise nach dem Süden an. gez. Castlereagh."

Dieser Brief ist bemerkenswerth in doppelter Beziehung; einmal, weil er ausdrücklich den Kaisertitel als Napoleon zustehend anerkennt, den Kaiser jedoch „Buona-

parte" nennt, zweitens weil er den Wunsch Napoleons, in England Zuflucht zu nehmen, erwähnt und verwirft.

Mittwoch, 13. November.

Der Degen Friedrich des Großen. — Der entschlummerte Löwe oder die zweite Ehe. — Neue Quälereien von Seiten des Gouverneurs.

Heute Morgen stand ich einen Augenblick versunken in die Betrachtung der Uhr Friedrichs des Großen, welche auf dem Camin beim Kaiser steht; Napoleon bemerkte es und sagte:

„Ich besaß auch den Degen des großen Friedrich. Die Spanier gaben mir den Degen Franz I. zurück; die Türken, die Perser haben mir Trophäen geschenkt, die einst Eigenthum eines Dschingiskhan, eines Tamerlan waren." Ich sprach mein Erstaunen darüber aus, daß er den Degen Friedrichs nicht behalten hätte.

„Ich hatte ja den meinigen," erwiderte er mit leiser Stimme und einem sonderbaren Lächeln: er kniff mich vertraulich, wie er gern that, ins Ohr — ich hatte eine dumme Bemerkung gemacht.

Der Kaiser kam auf seine zweite Heirath zu sprechen, die er schon früher als einen von ihm begangenen Irrthum bezeichnet hatte und bemerkte, er hätte sollen eine Französin heirathen:

„Das wäre vor allem national gewesen! Frankreich war groß, sein Monarch mächtig genug, um jede Rücksicht auf das Ausland bei Seite zu lassen. Die Blutsverwandtschaft unter Souveränen hält überdies gegen die Interessen der Politik nicht Stand; sodann heißt es soviel, als eine Fremde einweihen in die Geheimnisse des Staates, sie kann Mißbrauch damit treiben. Ein Souverän, der auf die Seinigen im Auslande rechnet, kann leicht auf einen mit Blumen überdeckten Abgrund treten. Es ist eine

Chimäre, in solchen Verbindungen eine Garantie für irgend Etwas zu sehen."

Napoleon sagte einige Tage nach Abschluß des Heiraths-contractes in froher Laune zu einem seiner Minister — es war der Herzog von Decrès:

„Man freut sich also allgemein über meine Heirath?"

„Jawohl, Sire, außerordentlich."

„Ich verstehe: man glaubt, der Löwe werde nun entschlummern."

„In der That, Sire, man rechnet vielfach darauf."

„Ah, da irrt man sich aber doch. Man sollte sich doch nicht an die Tücken des Löwen halten. Schlaf wäre ihm vielleicht willkommen. Aber sieht man denn nicht, daß, während ich mir den Anschein gebe, fortwährend auf Beute auszugehen, ich doch stets nur damit beschäftigt bin, mich zu vertheidigen?" —

Ich habe heut ein Ereigniß zu verzeichnen, welches mich persönlich betrifft; ich würde es gern verschweigen, wäre es nicht ein Zeichen des herannahenden Mißgeschickes. Der Gouverneur schickte mir den wachthabenden Offizier, um mich wissen zu lassen, es wären in ihm Bedenken in Bezug auf meinen Diener erwacht; da derselbe ein Eingeborener der Insel wäre, müsse er ihn mir fortnehmen, er werde mir dafür einen Andern auswählen und schicken. Meine Antwort war die, daß ich dem Gouverneur das Recht zugestehen müßte, mir meinen Diener wegzunehmen, wenn es ihm so gefiele, allein er möge sich die Mühe schenken, ihn durch einen Andern — nach seiner Wahl — zu ersetzen. Ich würde mich im Nothfall behelfen — diese Entziehung eines Dieners bedeute wenig gegenüber von den abscheulichen Quälereien, den wir ausgesetzt wären.

Es folgten zahlreiche Noten und Botschaften. Sir Hudson schrieb manchmal an einem Tage drei, auch vier Briefe an den wachthabenden Offizier mit Aufträgen für

mich; er erklärte auch, er habe mir mit der Wahl eines Dieners eine Artigkeit erweisen wollen.

Inzwischen entführte man mir meinen Diener; ich erstattete dem Kaiser Bericht, der derselben Ansicht war wie ich, dahingehend, daß man einen Spion bei uns einführen wollte.

„Da die Sache uns Alle angeht," bemerkte der Kaiser, „ist es unzulässig, daß Sie allein der Leidende sind. Rufen Sie Gentilini, meinen Lakaien, er soll in Ihren Dienst treten. Er wird froh sein, einige Napoleons mehr verdienen zu können. Sie werden ihm sagen, daß Alles auf meinen Befehl geschieht." Gentilini war einverstanden, allein schon am Abend kam er, um mir zu sagen, er wäre darauf aufmerksam gemacht worden, wie unpassend es wäre, wenn ein Diener des Kaisers einer Privatperson dienen würde. Und nun ertheilte ihm der Kaiser persönlich Befehl.

Donnerstag, 14. November.

Glück und Verdienst. — Châtillon. — Friedrich der Große. — Die Aushebung — Bemerkenswerthe Worte fielen auch heute von den Lippen Napoleons.

„Man hat," sagte er, „meine großen Erfolge meist dem Glück zugeschrieben, man wird nicht verfehlen, bei Mißerfolgen von meinen Fehlern zu sprechen. Liest man die Geschichte meiner Feldzüge, so wird man nicht wenig erstaunen, zu erfahren, daß in beiden Fällen, überhaupt immer, meine Vernunft und meine Fähigkeiten nur in Uebereinstimmung mit gewissen Grundideen oder Prinzipien in Thätigkeit kamen."

Wollte Gott der Kaiser hätte diese Geschichte geschrieben! Welchen Werth hätten nicht die Commentare eines Napoleon!*)

*) Der Kaiser hat diese Geschichte leider nur in Aphorismen hinterlassen. In den „Memoiren Napoleons," niedergeschrieben von

Man kam im Anschluß an diese Betrachtung auf berühmte Heerführer zu sprechen, auf Alexander, Hannibal, Caesar, auf Eugen, Marlborough, Vendôme und — Friedrich den Großen. Letzterer ist nach Napoleons Auffassung vor Allem ein ausgezeichneter Taktiker gewesen und hat zugleich das Geheimniß besessen, aus Soldaten Maschinen zu machen.

„Wie doch die Menschen oft", fügte er hinzu, „von Dem abweichen, was sie zu versprechen scheinen! Sie wissen offenbar selbst nicht immer, was sie eigentlich sind. Zu diesen gehörte Friedrich, der vor seinem ersten Siege davonläuft und sich während seiner ganzen späteren Laufbahn als der unerschrockenste, der ausdauerndste, der kaltblütigste Mensch bewährte."

Hieran reihten sich von selbst allerhand Betrachtungen über die Heere, die Abrichtung der Soldaten, die Aushebung.

Der Kaiser hat stets darauf gehalten, die gesammte Nation zum Kriegsdienst heranzuziehen.

„Mit Ausnahmen soll mir doch niemand kommen," sagte der Kaiser einmal im Staatsrath, „sie wären Verbrechen. Wie? Soll man sein Gewissen belasten und den Einen zum Vortheil des Andern tödten lassen! Ich glaube, ich würde mit meinem eigenen Sohne keine Ausnahme machen."

---

den Generälen Montholon und Gourgaud, sind nur kritische Bemerkungen Napoleons enthalten, die ja allerdings höchst werthvoll sind, von einer zusammenhängenden Geschichte ist keine Rede. Besonderes Interesse in diesen Aufzeichnungen bieten die Protokolle der Verhandlungen zu Châtillon. Es ist oft von den Verlegenheiten Ludwig XIV. am Schluß des Erbfolgekrieges, den peinlichen Verhandlungen von Gertruidenberg die Rede. Was sind sie gegen die Qualen der Verhandlungen von Châtillon! Wie vortheilhaft hebt sich von diesem trüben Dunst die Gestalt des Herzogs von Vicenza, des treuen Freundes, des edlen Patrioten ab! (Las Cases.)

Bei einer anderen Gelegenheit bemerkte er: „Die Aushebung ist und bleibt die Wurzel für das Fortbestehen der Nation, sie ist der Läuterungsproceß ihrer moralischen Beschaffenheit, die Norm für ihre Gewohnheiten. Und dann wird die Nation dadurch in ihren wahren Interessen gefördert, in Bezug auf ihre Vertheidigung nach Außen, wie auf Sicherung und Ruhe nach Innen.

Organisiren Sie, bauen Sie auf in diesem Sinne und das französische Volk wird im Stande sein, der ganzen Welt die Stirn zu bieten, es würde das Wort der alten Gallier sich wieder zu eigen machen, das stolze Wort: Stürzte der Himmel ein, wir würden ihn stützen mit unseren Speeren!"

Freitag, 15. November.

Der Gouverneur und seine Schanzen. — Madame Récamier und ihr Prinz.

Seit fast zwei Monaten läßt der Gouverneur um uns her Erdwerke aufführen; Gräben werden gezogen, Wälle aufgeworfen, Pallisaden eingerammt; wir sind in Longwood von Befestigungen eingeschlossen! Wozu das Alles? Die Eingebornen nennen Longwood nur noch „Fort Hudson." Der Kaiser spöttelte heute über die Angst des Herrn Lowe und bemerkte:

„Das ist wirklich ein Zeichen von Verrücktheit! Der Mann könnte ohne das Alles ruhig schlafen. Die Localität ist doch eine solche, daß sie alle künstlichen Zuthaten überflüssig macht."

„Der Gouverneur denkt wahrscheinlich an Capri", bemerkte Jemand „mit ihren 2000 Mann und 30 Geschützen wurde die Insel von 1200 Franzosen, die der tapfere Lamarque führte, weggenommen."

„Dieser Sir Lowe," ergänzte der Kaiser, „ist eben ein besserer Gefangenwärter, als General."

Ich weiß nicht wie es kam, mit einem Mal war wieder die Rede von Mad. de Staël und von der Bankiersfrau, der schönen Récamier.

Der Kaiser erzählte, die Polizei hätte Briefe dieser Dame an einen preußischen Prinzen*) aufgefangen und bemerkte dazu:

„Dieselben lieferten einen deutlichen Beweis von der Herrschaft, die ihre äußeren Reize ausüben konnten, und dem hohen Werth, den dieselben für jenen Prinzen hatten, die Briefe enthielten u. A. auch das Anerbieten einer Heirath seitens des fürstlichen Liebhabers."

Hier Näheres über die interessante Angelegenheit: Frau Récamier, die ihren guten Ruf aus allen Drangsalen der stürmischen Zeit unbefleckt gerettet hatte, befand sich bei ihrer hochverehrten Freundin, der Frau von Staël, als ein preußischer Prinz, der bei Eylau gefangen worden war, und sich mit Erlaubniß Napoleons nach Italien verfügen wollte, im Schlosse zu Coppet abstieg, um sich dort für einige Stunden auszuruhen — — er wurde den ganzen Sommer über dort festgehalten! Die Récamier, die sich freiwillig exilirt und ihren Wohnsitz bei der Freundin genommen hatte, und der junge Prinz hielten sich Beide für Opfer Napoleons; ein gemeinsamer Haß war das Fundament ihrer Liebe. Der junge Prinz, von einer starken Leidenschaft ergriffen, faßte trotz der von seinem Range bedingten Hindernisse den Entschluß, die Bezaubernde zum Altar zu führen und vertraute sich der Frau von Staël an, die in ihrem poetischen Drange, und der Hoffnung, Coppet

*) Anmerkung des Herausgebers: Es ist der Prinz August von Preußen gemeint. Er war ein Sohn des Prinzen August Ferdinand, eines Bruders Friedrich II. Ein Porträt der Frau Récamier als „Corinna," welches von Gérard im Auftrage des Prinzen gemalt wurde, ist durch zahlreiche Photographien und Stiche zur Genüge bekannt. Der Prinz, Inspecteur der Artillerie, starb unverheirathet 1843. Er ist nicht bei Eylau, sondern bei Prenzlau gefangen.

mit den Zaubern der Romantik zu umgeben, hülfreiche Hand leistete. Obwohl der Prinz nach Berlin zurückkehren mußte, trat in dem Verhältniß keine Störung ein; allein Frau Récamier, sei es aus Rücksicht für ihr katholisches Bekenntniß, sei es weil sie eine Scheidung ihrer Ehe nicht wünschte, widerstand dem Heirathsprojekt, sodaß aus demselben schließlich Nichts wurde.

Sonnabend, 16. November.

Die englischen Minister in den Augen Napoleons.

An meinen Aufenthalt in England anknüpfend, frug mich der Kaiser, ob ich etwas über Lord Bathurst wüßte, ich sagte: Nein, nicht das Geringste.

„So kann ich ihn nur nach dem beurtheilen, was er mir that. Ich halte ihn für den . ., . . .*) Menschen. Seine brutalen Anordnungen, seine plumpen Auslassungen, die Wahl seiner Agenten oder vielmehr Handlanger geben mir das Recht zu solchen Bezeichnungen! Man findet nicht so leicht einen Henkersknecht so wie den, den er hierherschickte; es hat nicht Jeder eine so glückliche Hand! Man hätte ihn suchen, prüfen, instruiren müssen. Aus dem Arm, wie man ihn bewegt, kann man auf das Herz schließen."

Der Kaiser kam auf Lord Castlereagh**) zu sprechen und bemerkte in großer Aufregung:

„Der hat das Heft in der Hand: er terrorisirt durch Intriguen und große Keckheit Alle, sogar den Prinzen. Gestützt auf eine von ihm selbst zusammengebrachte Majorität ist er stets bereit, sich mit dem Parlament zu zanken

*) Die Bezeichnungen lassen sich nicht wiedergeben.

**) Anmerkung des Herausgebers. Viscont Castlereagh, Marquis of Londonderry, einer der größten Feinde Napoleons, seit 1812 Minister des Auswärtigen, wurde wahnsinnig und entleibte sich selbst 1822. Er hat ein umfangreiches Werk hinterlassen: „Correspondence, dispatches and other papers" 12 Bde.

und gegen die gesunde Vernunft, das Recht und die Wahrheit mit schamloser Dreistigkeit vorzugehen; auf eine Lüge mehr oder weniger kommt es ihm nicht an; er läßt sich durch Nichts aufhalten, es ist ihm Alles gleichgültig, die Entscheidungen im Parlament sind ja stets Applause für ihn. Er hat sein Heimathland geopfert, er raubt es aus! Immer unhaltbarer wird die Lage — Gott mag wissen, wie das Alles enden wird! In England selbst ist er wegen seines Privatlebens anrüchig. Debutirt hat er mit einem politischen Abfall, einem allerdings in England häufigen Vorkommniß — allein es bleibt doch ein unaustilgbarer Flecken auf solchen Leuten haften. Seine politische Laufbahn begann er als Vertreter der Volksinteressen, um sich hernach in eine Stütze der absoluten Gewalt umzuwandeln.

Die Irländer, seine Landsleute, welche er im Stich ließ, die Engländer, deren Freiheit nach Innen er untergrub, deren Interessen nach Außen er schädigte, müssen ihn nothwendiger Weise hassen. Er hatte die Stirn, vor dem Parlament grobe Unwahrheiten wider besseres Wissen zu vertreten. Die Entthronung Murat's kam auf diese Weise zustande. Er machte mit politischen Unwahrheiten ein förmliches Geschäft. So hat er mir Worte in den Mund gelegt, die erlogen sind, nur um mir meine Landsleute abspenstig zu machen, was um so niedriger ist, da er mich derart vergewaltigte, daß ich nicht antworten konnte.

Castlereagh war der Herr über Europa. Allewelt hat er zufriedengestellt, nur sein Land nicht. Was er that, verletzte derart das nationale Interesse, war derart inconsequent, daß man darüber erstaunen muß, wie es nur möglich ist, daß sich ein Volk von einem solchen Narren konnte beherrschen lassen.

Aus der Legitimität machte er ein politisches Dogma, trotzdem versagte er Bernadotte die Anerkennung nicht,

obwohl Gustav IV der legitime Herrscher war. Er erkennt auch den Usurpator Ferdinand VII an zum Nachtheil von dessen ehrwürdigem Vater Carl IV.

Er erklärt ferner die Wiederherstellung früherer Zustände, das Wiedergutmachen von zugefügten Schäden rc. für ein Fundament kluger Politik: die Republik Venedig aber stellt er nicht wieder her, sondern überläßt sie an Oesterreich, die Republik Genua an Piemont. Mit Polen vergrößert er Rußland, seinen natürlichen Gegner, er beraubt den König von Sachsen zu Gunsten Preußens; den Dänen nimmt er Norwegen, um Schweden damit zu bereichern. Er ist allmächtig in Europa und versäumt die Gründung eines unabhängigen Polens, er giebt dadurch Constantinopel preis, beschwört für Europa allerhand Gefahren herauf und bereitet dem eignen Lande unzählige Verlegenheiten.

Wie widersinnig ist es doch für den Repräsentanten einer par excellence freien Nation, Italien zu unterjochen, Spanien unter dem Joch zu erhalten! In Eisen möchte dieser Mann das ganze europäische Festland legen, als ob die Freiheit nur für Engländer da wäre. Dabei aber beraubt er auch die Seinigen allmählig eines freiheitlichen Rechtes um das andere!

Nein, dieser Castlereagh ist nicht der Minister eines großen, freien Volkes! Er ist der Vezir der Könige des Continents, er ist der Canal, durch welchen sich die Schätze Großbritanniens über den Continent ergießen, durch welchen in England die schädlichen Doctrinen des Auslandes eingeführt werden. Er ist der stille Partner jener geheimnißvollen „heiligen Alliance", deren Sinn, deren Ziele mir dunkel sind, die jedoch nichts Heilsames, nichts Gutes in Aussicht zu stellen scheint. Ich kann mir unter dieser „heiligen Alliance" Nichts anderes denken, als eine Alliance der Könige gegen ihre Völker." —

„Ich habe diesen Lord", fuhr nach einer Pause Napoleon fort, „in meinen Händen gehabt; er hatte in Châtillon sein Intriguenspiel begonnen, als in Folge eines unserer vorübergehenden Waffenerfolge unsere Truppen um Châtillon herumschwärmten. Der englische Premierminister hatte keinen öffentlichen Charakter, er stand mithin nicht unter den Satzungen des Völkerrechtes: er war in meinen Händen. Ich ließ ihm sagen: er brauche sich nicht zu ängstigen, er wäre frei. Ich that dies allerdings meinetwegen, nicht seinetwegen. Seine Erkenntlichkeit aber legte er bald darauf dadurch an den Tag, daß er, als ich Elba zum Aufenthalt gewählt hatte, mir England als Asyl anbieten ließ. Ein sehr verdächtiges Anerbieten!"

Die Bitterkeit, mit welcher der Kaiser sprach, steigerte sich noch, als er auf Wellington zu sprechen kam.

„Man versicherte mir", bemerkte er finstern Blickes, „daß er hauptsächlich die Veranlassung ist, daß ich hier bin. Das ist Dessen würdig, der trotz rechtsgültiger, feierlicher Capitulation Ney hat umkommen lassen, mit dem er oft auf dem Schlachtfelde zusammengetroffen war. Der bösen Viertelstunde, die ich ihm bereitet habe, mag er wohl eingedenk sein. Mein Sturz und das Schicksal, welches man mir bereitete, wandte ihm Ruhmestitel zu, die weit über dem Werth seiner Siege stehen. Zu hohem Dank ist er dem alten Blücher verpflichtet. — Ich möchte wissen, wo ohne Blücher sein Ruhm, sein Herzogstitel geblieben wäre — ich . . . ich wäre sicher nicht hier! Seine Soldaten haben sich allerdings brillant benommen. Die Dispositionen des Feldherrn, wenn von solchen überhaupt die Rede sein kann, waren erbärmlich: vielleicht war es sein Glück, daß er keine getroffen hat! Daß er Herr des Schlachtfeldes blieb, steht ja unanfechtbar fest: sein Ruhm bleibt ein fraglicher, seine Fehler sind groß. Er, der Generalissimus Europas, in dessen Händen

die wichtigsten Interessen lagen, der vor sich einen so schlagfertigen, kühnen Gegner wie mich hatte, läßt seine Truppen zerstreut lagern, in der Hauptstadt der Ruhe pflegen und sich überraschen. Ohne den Verrath eines uns den Rücken wendenden und den Feind benachrichtigenden Generals hätte ich Wellington's Harste zerstreut, zerstört, ehe sie sich zusammenfanden. Dann auf meiner Linken bei Ney eine ganz ungewohnte Unentschlossenheit, auf meiner Rechten die ungeschickten Bewegungen Grouchy's! — Das Glück hat für Wellington*) mehr gethan, als er für dasselbe. Wellington war ein Werkzeug Castlereagh's! Madame Staël meinte, er habe außer auf dem Schlachtfelde keine zwei Gedanken gehabt. In den Salons von Paris ging das geflügelte Wort unter vielem Beifall von Mund zu Munde." —

„Ich bin der Meinung", schloß der Kaiser, indem er im Allgemeinen über die Inhaber von Portefeuilles sprach, „daß ich zuletzt in Beziehung auf meine Minister gut gefahren war. Cambacérès und Lebrun waren hervorvorragende Männer voll der besten Absichten, Bassano und Caulaincourt beherzt und geradsinnig, Molé war befähigt und hat wohl noch eine Zukunft vor sich, Montalivet ehrenwerth, Decret ein musterhafter, energischer Verwaltungsbeamter, Gaudin ein fleißiger Arbeiter, zuverlässig, Mollién scharfsichtig, pünktlich. Alle meine Staatsräthe waren tüchtige, gescheidte Männer: glücklich die

*) Anmerkung des Herausgebers. Wellington, genannt „the iron Duke" (der eiserne Herzog), erhielt nach seinem entscheidenden Siege bei Viktoria (Spanien) über die Franzosen am 21. Juni 1813 den Titel „Herzog von Viktoria". Er ist erst 1852 gestorben. Ein die Großthaten der Geschichte mit Vorliebe ironisch behandelnder Historiker behauptet, Wellington habe bei Belle Alliance Nichts gethan, als daß er an die auf dem Boden versteckt liegenden Infanterie-Regimenter herangeritten wäre und ihnen zugerufen habe: „Up guards and charge!"

Nation, die solche Werkzeuge besitzt und sie zu nützen versteht!

Sonntag, 17. November.

Die Generäle der italienischen Armee.

Heute war wieder die Rede von den Feldzügen in Italien und den Heerführern. Napoleon betonte die Habgier der Einen, die Prahlereien der Anderen, die Thorheiten eines Dritten, die Verderbtheit Einiger, die guten Eigenschaften Verschiedener und die großen Dienste, welche sie durch die Bank geleistet haben. Lange Zeit verweilte er bei Einem, dem er am meisten zugethan und der dann zum Verräther an ihm geworden war.

„Niemals," bemerkte der Kaiser, „ist der Abfall so erwiesen und von so traurigen Folgen gewesen. Der Verräther hat ihn mit eigener Hand im „Moniteur" verzeichnet*) . . . Sein Ausspruch dem König gegenüber

*) Anmerkung des Herausgebers. Marmont, Herzog von Ragusa, ist gemeint; ihm war neben Mortier, Herzog von Treviso im März 1814 die Vertheidigung von Paris übertragen; er ist in Venedig 1851 gestorben. Die Vorwürfe, welche Napoleon gegen ihn erhebt, werden von Vielen als gerechtfertigt angesehen. Erwähnt mag hier zugleich sein, daß ein Sammler historischer Curiositäten bemerkt: Der Buchstabe M am Anfange eines Namens spiele in der Geschichte Napoleons eine gewisse Rolle. Aufgeführt sind die Marschälle: Murat, Moncey, Massena, Marmont, Macdonald Mortier; ferner die denkwürdigen Schlachten von Montenotte, Mont St. Jean, Mondovi, Millesimo, Marengo, Moskwa, Montmirail und Montereau. Aus demselben Grunde wäre auch der Ziffer „2" zu gedenken. Gefangen wurden zwei Marschälle Napoleons: Victor, Herzog von Belluno (1807 bei Coblenz), und Gouvion St. Cyr (1813 in Dresden), ermordet: Brune (in Avignon, 2. August 1815) und Mortier, Herzog von Treviso (in Paris, 28. Juni 1835); es tödteten sich selbst: Junot, Herzog von Abrantes (in Montbard, 22. Juli 1813), und Berthier, Fürst von Wagram (in Bamberg, 1. Juni 1815); kriegsgerichtlich erschossen wurden: Murat, König

„Sire, ich gab Ihnen mehr als das Leben“ ist so charakteristisch für Das, was er später empfand, daß ich sie ihm nicht vergessen will.“

Montag, 18., Dienstag, 19. November.

Poniatowski. — Verschiedenes.

Wer wohl König des wiederherzustellenden Polens hätte werden sollen? Diese Frage wurde dieser Tage vielfach erörtert.

„Poniatowski,“ sagte der Kaiser, „war der für Polen passende König; er hatte Ansprüche und die nöthigen Fähigkeiten.“ Es wurden verschiedene Candidaten genannt, der Kaiser verwarf sie und blieb bei Poniatowski, schien jedoch nachdenklich. Die Themata der Unterhaltung wechselten, es wurde keines erschöpft. Der Kaiser lachte darüber, daß man von den von ihm errichteten Bauwerken seine Chiffre entfernte.

„Man kann sie wohl den Blicken der Menge ent-

---

von Neapel (13. Oktober 1815) und Ney, Fürst von der Moskwa (5. December 1815); von Napoleon als Verräther bezeichnet wurden: Augereau, Herzog von Castiglione und Marmont, Herzog von Ragusa; desertirt sind: Sarrazin (1810 von Boulogne nach England) und Jomini (1813 zu den Russen). Beide haben Schriften über Napoleon hinterlassen; gefallen sind zweimal zwei: Lannes, Herzog von Montebello (13. Mai 1808), Bessières, Herzog von Istrien (1. Mai 1813), Duroc, Herzog von Friaul (23. Mai 1813) und Poniatowski (19. October 1813). Endlich tritt auch der Monat December als ein besonders denkwürdiger im Leben Napoleons auf: am 19. 1793 Einnahme von Toulon, am 26. 1799 wird Napoleon erster Consul, am 20. 1800 entging er glücklich dem Attentat Cadoudal's, am 2. 1804 ist die Kaiserkrönung, am 2. 1805 der Sieg bei Austerlitz, am 16. 1809 wird die Trennung von Josephine vollzogen; im December 1812 der schreckliche Rückzug aus Rußland; am 15. 1840 endlich kommen die irdischen Ueberreste Napoleons, geleitet vom Prinzen von Joinville, an Bord der Belle poule in Frankreich an.

ziehen," meinte er, „allein aus den Büchern der Geschichte wird man sie nicht austilgen können, auch nicht aus den Herzen. Ich habe anders gehandelt: ich habe die überkommenen Spuren des Königthums unangerührt gelassen; ja ich habe das Lilienzeichen dort wiederhergestellt, wo es sich um chronologische Daten handelte."

Es erinnerte Jemand daran, daß Prinz Lucian ebensolche Grundsätze gehabt hätte. Als er 1815 im Palais Royal, das der Kaiser ihm als Residenz angewiesen hatte, eintraf, war er überrascht, im schönen Treppenhause die Wände mit dem Lilienzeichen geschmückt zu sehen, erklärte dieselben jedoch für Trophäen und untersagte die Entfernung.

Ich füge einige aphoristische Bemerkungen hinzu.

Es ist soviel Lärm gemacht worden über die außerordentliche Heftigkeit, die große Brutalität des Kaisers gegen seine Umgebung: es ist jedoch eine heute vollkommen feststehende Thatsache, daß Alle, namentlich die zum innern und persönlichen Dienst zählenden Personen ihn wegen seiner großen Herzensgüte verehrten. Was sein Auftreten nach Außen betrifft, so weiß ich aus allersicherster Quelle, daß er sich nur ein einziges Mal hat hinreißen lassen zuzuschlagen: einer seiner Stallknechte hatte sich geweigert — es war bei dem Rückmarsch von St. Jean d'Acre — sein Pferd zur Beförderung eines Kranken herzugeben; er selbst, der General en chef, und sein gesammter Stab hatten ihre Pferde zur Fortschaffung der Verwundeten und Kranken hergegeben. Es war dabei weniger von einem Ausbruch des Jähzornes die Rede, als von einem Act der Klugheit, denn der Vorfall spielte sich vor den Augen der entmuthigten Soldaten ab.

Es ist ferner hundertfach wiederholt worden, daß Napoleon der Unhöflichste am kaiserlichen Hofe sei, daß er nie Jemandem ein freundliches, verbindliches Wort sage.

Ich verzeichne folgenden Vorfall, dessen Augen- und Ohrenzeuge ich war: Als nach dem Unglück von Leipzig der Kaiser nach Paris zurückkehrte, empfing er zu ungewohnter Stunde die Herren seines Haushaltes; er schien in sehr trauriger Stimmung zu sein. Als er bei Herrn von Beauveau, der neben mir stand, und einen Sohn, damals fast noch Kind, im Felde gehabt hatte, angelangt war, sagte er:

„Ihr Sohn hat sich vortrefflich benommen, seinem Namen alle Ehre gemacht; er ist verwundet, jedoch nur unerheblich. Er mag stolz darauf sein, daß sein junges Blut schon zur Ehre des Vaterlandes floß."

Zu derselben Zeit, bei einem Lever, nachdem er dem neben mir stehenden General Gérard einige Befehle ertheilt hatte, fügte er noch einige anscheinend wohlwollende, aber etwas dunkle Worte hinzu und entfernte sich, kehrte aber gleich darauf zurück, da er vermuthlich im Gesicht Gérard's bemerkt hatte, daß er nicht verstanden worden war, und sagte diesmal sehr deutlich:

„Ich sagte, daß, wenn ich eine größere Anzahl von Leuten hätte wie Sie, ich unsere Verluste für ausgeglichen ansehen würde und über den Ausgang unserer Angelegenheiten beruhigt sein könnte."

Ein andermal handelte es sich um einen General — der Name ist mir entfallen — der schwer am Bein verwundet war und sich zum Lever des Kaisers nach den Tuilerien geschleppt hatte.

„Wie können Sie," frug ihn Napoleon „sich einer Operation widersetzen, die Ihnen das Leben retten soll? Furcht wird wohl der Grund nicht sein, denn Sie haben Ihr Leben im Kampfe so oft daran gesetzt. Wäre es ein Zeichen von Lebensverachtung? Wie? Sagt Ihnen Ihr Herz nicht, daß man mit einem Bein weniger seinem Vaterlande doch noch von Nutzen sein, ja demselben große Dienste erweisen kann?"

Der Offizier schwieg, seine Züge waren ruhig geblieben, er schien sich ablehnend zu verhalten. Nach einigem Besinnen aber schleppte er sich hinter dem weitergehenden Kaiser her und sagte:

„Sire, wenn Ew. Majestät mir den Befehl geben, wird es geschehen!"

„Mein Lieber, soweit reicht meine Autorität nicht. Ueberreden wollte ich Sie nur, aber einen Befehl ertheile ich nicht. Gott soll mich bewahren!" —

Am Tage nach der Rückkehr von Elba in die Tuilerien war, wie man sich wohl denken kann, der Zuspruch zum Lever ein sehr starker, die Stimmung war ja eine überaus bewegte; der Kaiser umarmte mehrere Personen, seine Worte waren sanft und gaben Zeugniß von einer starken inneren Bewegung.

„Ah!" sagte er zu Jemandem, der dicht neben mir stand, „Herr General-Major von der „Armée blanche."

Uebrigens schien er der „Treulosigkeit" Vieler der Anwesenden nicht mehr zu gedenken, er erinnerte sich wohl, daß er sie selbst in Fontainebleau ihres Eides entbunden hatte. —

Als Moreau, der in das Complot Georges-Pichegru verwickelt war, verhaftet worden war, besuchte ihn ein Adjutant des ersten Consuls, der sich lebhaft für den Gefangenen zu interessiren schien. Der erste Consul, der davon hörte, sagte nur:

„Ich will Ihnen deshalb keine Vorwürfe machen, aber ich muß mir einen andern Adjutanten suchen; Sie haben einen Vertrauensposten und ich verlange, daß Ihre Hingabe sich nicht auf zwei vertheilt!"

Es war der Oberst Lacuée, der in einem Scharmützel vor den Mauern Ulm's fiel. —

Der Präfect von Lüttich wurde plötzlich nach Paris citirt. Dort, ehe er sich beim ersten Consul einfinden

konnte, sogleich vom Staatsanwalt in Anspruch genommen, um Auskunft über einen Brief zu geben. Dieser Brief, der sich zu Gunsten Moreau's und in den theilnehmendsten Worten über denselben ausließ, war eine Fälschung, seine Unterschrift jedoch so vorzüglich nachgemacht, daß Niemand an der Authenticität des Schriftstückes zweifeln mochte. Der Präfect erschien dann bei der Audienz in Malmaison.

„Kehren Sie auf Ihren Posten zurück," sagte ihm der erste Consul, „Sie nehmen meine Hochachtung mit. Möge dieses öffentliche Zeugniß Sie trösten für die Unannehmlichkeiten, welche Ihnen Verläumdungen und Schmähungen zuzogen. Ich bin von Ihrer Ehrenhaftigkeit vollkommen überzeugt." —

Von Herrn von Montalivet, der damals Minister des Innern war, erfuhr ich folgenden Vorfall: Herr von Montalivet befand sich nach einem Ministerrath mit Napoleon allein in dessen Cabinet.

„Sire," sagte er, „ich bin in der unangenehmen Lage, Sie von einem ans Lächerliche grenzenden Ereigniß unterhalten zu müssen. Ein Präfect weigert sich hartnäckig, mich mit dem mir und allen andern Ministern zustehendem Titel anzureden. Unterbeamte meines Ressorts, welchen es aufgefallen war, daß der Herr mich nie mit „Monseigneur" anredete, waren so ungeschickt, diese Titulatur in meinem Namen von ihm zu fordern. Er erwiderte ablehnend, dieser kleine Vorgang ist jetzt zu einer gewissen Bedeutung geworden."

Der Kaiser, zunächst erzürnt über das Verhalten des jungen Präfecten, bemerkte nach einigem Nachdenken:

„Uebrigens, glaube ich, steht in unserm Gesetzbuch Nichts von einer derartigen Verpflichtung. Dieser junge Mann ist möglicher Weise eine gute, aber noch nicht gereifte Frucht; sicherlich muß dem Umfug ein Ende gemacht

werden. Schicken Sie seinen Vater zu mir, ich bin gewiß, der junge Mensch wird dem väterlichen Befehle Folge leisten.“ —

Napoleon lieferte 60 Schlachten, Cäsar nur 50. —

Wenn der Kaiser einen Courier mit wichtigen Nachrichten abschickte, so pflegte er ihm stets die größte Eile einzuschärfen mit den Worten: „Vergessen Sie nicht, daß die Welt in sechs Tagen gemacht worden ist!“ —

„Verlangen Sie von mir Alles,“ sagte er einmal zu einem hochgestellten Herrn, „nur keine Zeit, darüber habe ich keine Verfügung.“ —

Die Markthallen, für deren Anlagen der Kaiser sich sehr interessirte, pflegte er „das Louvre des Volkes“ zu nennen. —

Zu einem seiner Staatsräthe sagte der Kaiser einmal: „Ein Mann, Monsieur, ein Mann in des Wortes voller Bedeutung kennt den Haß nicht; sein Zorn, seine üble Laune überdauern die Minuten nicht: es ist ein elektrischer Schlag! Ein Mann, der Autorität besitzt, der den Staatsgeschäften obliegt, sieht die Person nicht an, sondern lediglich die Dinge in ihrer Bedeutung und ihren Folgen.“ —

Er zweifle nicht, sagte eines Tages Napoleon, daß die Erinnerung an ihn in kommenden Jahren sich immer günstiger gestalten würde. Die Geschichtsschreiber würden sich für verpflichtet halten, ihn zu rächen an den ungerechten Urtheilen seiner Zeitgenossen. In der Entfernung kommender Jahre werde man ihn von größeren, freieren Gesichtspunkten aus sehen, das störende Detail werde verschwinden, er könne voll Stolz vor den allerstrengsten Gerichtshof treten: es besudele ihn kein Verbrechen! —

Eines Tages war die Rede von der „militärischen Beredsamkeit.“ Der Kaiser sagte, dieselbe müßte in ganz kurzer, knapper Form auftreten. „Wenn ich mitten im Toben der Schlacht an den Reihen vorübersprengte und

rief „Soldaten, laßt Eure Fahnen flattern, der Augenblick ist da," so hätte man meine Franzosen sehen müssen! Sie zitterten vor Freude, sie verhundertfachten sich — in solchen Augenblicken schien mir Nichts unmöglich." —

Unter den Ansprachen Napoleons an seine Soldaten gehen noch heute viel von Mund zu Mund.

Bei Lobenstein, zwei Tage vor der Schlacht bei Jena, nahm er Parade über das 2. Regiment der Chasseurs à cheval ab. Er frug den Commandeur: „Wie viel Leute sind zur Stelle?" — „Fünfhundert, darunter viele junge Leute." — „Was hat das auf sich? Sind sie nicht Alle Franzosen?" — Dann wandte er sich an das Regiment mit den Worten: „Ihr dürft den Tod nicht fürchten! Fürchtet man ihn nicht, so tritt er in die Reihen des Feindes!" Die Bewegung seines Armes entsprach seinen Worten. Ein leises Murmeln, dann ein lauter Enthusiasmus. Achtundvierzig Stunden später schlug sich das Regiment heldenhaft. —

In der Schlacht bei Lützen bestand der größte Theil aus eben ausgehobenen Mannschaften. Mitten im Getümmel der Schlacht, im Rücken der Feuerlinie ritt der Kaiser an das dritte Glied irgend eines Infanterie-Regimentes, stellte sein Pferd quer vor die etwa zurückweichenden Rotten und rief mit lauter Stimme: „Das ist Nichts, Kinder! Haltet nur aus, das Vaterland sieht auf Euch! Lernt für das Vaterland zu sterben!" —

Vor der deutschen Nation hatte Napoleon eine ganz besondere Hochachtung. „Ich konnte den Deutschen Millionen zu zahlen auferlegen: es war nothwendig — ich hätte mich aber wohl in Acht genommen, sie durch ein verächtliches Wesen zu verletzen. Daß die Deutschen mich hassen, ist erklärlich genug; zehn Jahre lang war ich gezwungen, mich auf ihren Leichen stehend zu schlagen;

sie konnten für meine wahren Absichten kein Verständniß haben, meine geheimen Gedanken nicht errathen.“ —

Nach dem russischen Feldzuge sagte der Kaiser, ganz entzückt über Ney's braves Verhalten: „Ich habe 200 Millionen in den Kellern der Tuilerien, ich würde sie für Ney hingeben!“

Mittwoch, 20. November.

Moreau. — Affaire Enghien.

Es kam heute wieder die Rede auf Moreau. Der Kaiser bemerkte, er habe bald, nachdem er erster Consul geworden, mit Moreau gebrochen. Moreau wäre von seiner Frau vollkommen beherrscht worden.

„Dies ist ein großer, verhängnißvoller Uebelstand. Der Mann ist nicht mehr er selber, ist auch nicht seine Frau — er ist Nichts.“

Moreau zeigte sich heute dem Consul wohlgewogen, morgen ihm feindlich, bald war sein Wesen verbindlich, bald abstoßend. Der erste Consul, der den Wunsch hatte, daß sich Moreau an ihn attachiren möchte, sah schließlich ein, daß er sich am Besten ganz von ihm zurückzöge.

„Moreau,“ pflegte er zu sagen, „wird sich an den Säulen des Palais den Schädel zerschmettern.“

Moreau war in Folge der Intriguen und Aufstachelungen von Frau und Schwiegermutter wirklich nahe daran. Die Frau ging soweit, für sich den Vortritt vor der des ersten Consul zu beanspruchen. Der Minister des Aeußern hat einmal bei einer öffentlichen Feierlichkeit Mme. Moreau zurückhalten müssen, sich vor Josephine zu drängen.

Als Moreau arretirt wurde, ließ ihm der erste Consul sagen, es genüge ihm die Erklärung, daß er, Moreau, Pichegru gesehen habe, dann sollte es zu keinem weiteren

Verfahren kommen. Moreau antwortete in hochmüthigem Tone; allein er wurde immer kleinlauter, je bedrohlicher die Sache für ihn zu werden schien.

Moreau hatte ja in der That in Verbindung mit dem Verräther Pichegru gestanden*) und hatte auf die Vorschläge desselben erwidert: „Ich kann unter den gegenwärtigen Umständen Nichts für Euch thun; ich könnte nicht einmal für meine Adjutanten gut sagen; aber — schafft den ersten Consul beiseite — ich habe Freunde und Stützen im Senat, ich werde sogleich an seiner Stelle ernannt werden. Sie, Pichegru, werden ein Verhör über das zu bestehen haben, was man Ihnen vorwirft; ein Urtheilsspruch läge ja in Ihrem Interesse: ich käme für die Entscheidung auf! Sie werden der zweite Consul werden, wir werden den dritten nach Gefallen wählen."

Georges Cadoudal beanspruchte diesen Platz für sich, allein Moreau wies ihn ab mit den Worten:

„Sie verstehen sich nicht auf die Stimmung in Frankreich. Sie waren stets lilienweiß. Sie werden wissen, daß Pichegru sich jetzt von dem Verdachte „weiß" gewesen zu sein, erst rein waschen muß."

Darüber gerieth Cadoudal in hellen Zorn und rief: „Was? Ihr treibt ein falsches Spiel! Ihr arbeitet lediglich für Euch, aber nicht für den König. Handelt es

---

*) Anmerkung des Herausgebers. Pichegru, früher Lehrer Napoleons auf der Schule von Brienne, der Eroberer Hollands (im Winter 1794 auf 95) war zur Zeit des Aufstandes vom Fructidor (1797) Mitglied des Rathes der Fünfhundert und wurde zur Deportation verurtheilt; er entfloh und gelangte nach England, wo er sich 1803 in eine Verschwörung mit dem Chouan Georges Cadoudal gegen das Leben Napoleons zu Gunsten der Restauration der Bourbonen einließ. Bei seinem heimlichen Aufenthalte in Paris wurde er im Februar 1804 verhaftet und processirt. Vor seiner Verurtheilung nahm er sich im Gefängniß das Leben.

sich lediglich um Blau,*) so ist mir der, der jetzt oben ist, doch noch lieber."

Moreau bezeichnet in Folge dessen den in seiner Königstreue unerschütterlichen Chouan als einen Tölpel, einen Stier, der von Nichts eine Idee habe.

„Als es sich um Fällung des Urtheils handelte," sagte Napoleon, „war es die Einmüthigkeit in den Aussagen der Verschworenen, welche Moreau rettete. Als man ihn fragte, ob Zusammenkünfte zwischen ihm und den Verräthern stattgefunden hätten, antwortete er zwar kurzweg „nein" — aber der Sieger von Hohenlinden erröthete über seine Lüge und verrieth sich dem schärferen Beobachter. Er wurde freigesprochen, der größere Theil der Angeklagten zum Tode verurtheilt. Ich begnadigte eine ganze Anzahl."

„Zu Jenen aber," fügte Napoleon schnell hinzu, „kam auch noch der Herzog von Enghien."

Diese sogenannte „Affaire Enghien" ist häufig im Gespräch vom Kaiser berührt worden. Ich habe dabei stets bemerkt, wie in ihm der Privatmann mit dem Staatsmann in Conflict gerieth, die natürliche Stimmung seines Herzens mit der Würde seines hohen Staatsamtes. Er pflegte zu sagen, die Affaire berühre ihn wohl schmerzlich, allein er mache sich keinerlei Gewissensbisse darüber: er wäre vielleicht streng verfahren, eine Verletzung des Rechtes aber könne ihm Niemand vorwerfen.

„Ich hatte", so drückte er sich aus, „die Vergehen des Schuldigen für mich und, falls mir die gesetzliche Verurtheilung unmöglich gewesen wäre, hätte ich immer noch das Recht der persönlichen Vertheidigung beanspruchen können. Er und die Seinigen hatten tagtäglich nur das eine Ziel im Auge, mich aus dem Leben zu schaffen; mein Leben war jeden Augenblick und von allen

*) Bezeichnung der Republikaner.

Seiten her bedroht: Windbüchsen, Höllenmaschinen, Complotte, Hinterhalte, Fallen aller Art — jeder Tag brachte etwas Neues! Ich ergriff die Gelegenheit, um ihnen einen Schreck einzujagen, der bis nach London reichen mußte. Und das ist mir auch gelungen, die Complotte hatten mit einem Mal ein Ende. Kein ruhig und klar denkender Mensch kann mich verurtheilen. Wie? Täglich von der Hand des Meuchelmörders bedroht, sollte ich mich nicht schützen dürfen! Blut fordert Blut. Jeder, der politische Erschütterungen hervorruft, setzt sich dem aus, ihnen zum Opfer zu fallen. Wo ist der Narr, der behaupten wollte: eine Familie hätte das Vorrecht, tagtäglich mein Leben zu bedrohen und in Gefahr zu bringen, ohne daß mir das Recht zustünde, Vergeltung zu üben. Steht diese Familie über dem Gesetz? Ich habe ihr nie Etwas gethan, nie einem Gliede derselben persönliches Leid zugefügt. Ein großes Volk hatte mich an seine Spitze gestellt, beinahe ganz Europa seiner Wahl beigepflichtet: Schmutz war mein Blut auch nicht: es war Zeit, es dem ihrigen gleichzustellen. Ich hätte meine Repressalien noch weiter ausdehnen können, mehr als einmal lag ihr Schicksal in meiner Hand, ihre Köpfe — einer wie der andere — wurden mir förmlich angeboten, ich hätte in der Annahme des Anerbietens, wie die Umstände lagen, keine besondere Unthat erblickt, allein ich hielt mich für stark genug, meinte, ich wäre von keiner Gefahr bedroht. Mein erster Grundsatz war von jeher der, daß im Kriege wie in der Politik Uebelthaten, selbst wenn sie plausibel wären, nicht zu entschuldigen sind, es sei denn, daß sie absolut nothwendig wären. Was darüber hinausliegt, ist Verbrechen.

Die Verletzung des badischen Gebietes, von der soviel die Rede war, liegt dem Kern der Frage fern. Die Unverletzlichkeit des Grund und Bodens ist nicht ersonnen worden im Interesse von Verbrechern, sondern nur im

Interesse der Unabhängigkeit der Völker und der Würde des Landesherrn. Es hätte also der badische Souverän allein das Recht gehabt, Beschwerde zu führen — er hat es nicht gethan."

Napoleon schloß mit der Bemerkung, daß die eigentlichen Urheber, die allein für das blutige Ereigniß Verantwortlichen, jene elenden Intriganten, jene zur Ermordung des ersten Consuls auffordernden Individuen waren, ihnen fiel der unbedachte Prinz zum Opfer.

Vertraulich fügte dann wohl der Kaiser noch hinzu, es wäre vielleicht von einzelnen bei der Sache Betheiligten mit allzugroßem Eifer verfahren worden, es hätten vielleicht auch geheime Intriguen eine Rolle gespielt. Er wäre eigentlich in seinen Gedanken überrascht, in seinen Maßnahmen vielleicht überstürzt worden.

„Eines Tages", erzählte er, „saß ich allein — es ist mir als wäre es erst gestern geschehen — auf der Kante eines Tisches, an welchem ich eben mein Mittagsmahl eingenommen hatte, und trank meinen Kaffee. Da kam Jemand eilig daher und setzte mir auseinander, es wäre hohe Zeit, mit diesen abscheulichen Mordanschlägen ein Ende zu machen und denen eine Lection zu geben, bei denen es zur Gewohnheit geworden wäre, sich gegen mein Leben zu verschwören; man könne nur ein Ende machen, indem das Blut eines von ihnen vergossen werde: der Herzog von Enghien müsse das Opfer sein, er könne auf der That ergriffen werden, er gehöre zur neuesten Verschwörung: er wäre in Straßburg gesehen worden, man glaube sogar, er wäre bis nach Paris gelangt. Der Herzog von Enghien solle von Osten her zugleich mit der Explosion der Höllenmaschine, der Herzog von Berry von Westen her vordringen.

Ich wußte so recht garnicht, wer eigentlich der Herzog von Enghien wäre, ich war ja noch jung, als die Revolution

ausbrach und wurde jetzt erst über Alles unterrichtet. Wenn dem so ist, rief ich, so muß er ergriffen werden und entsprechende Befehle ertheilt werden. Alles war schon vorbereitet, die Schriftstücke fertig, es bedurfte nur der Unterschrift: das Schicksal des Prinzen war dadurch quasi entschieden.

Er befand sich seit einiger Zeit etwa 3 Meilen vom Rhein entfernt auf badischem Gebiet. Hätte ich dies früher gewußt, so hätte ich es verhindert, ihn warnen lassen und ihm so das Leben gerettet. Hierüber sind die gröbsten Unwahrheiten verbreitet worden, nur um mich in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Wenn ich zeitig genug von Allem unterrichtet worden wäre, namentlich auch in Bezug auf den Charakter und die Anschauungen des Prinzen — wenn ich den Brief gelesen hätte, den er an mich schrieb und den ich — Gott weiß weshalb — erst erhielt, als er todt war, so hätte ich ihm sicherlich verziehen."

Diese aus dem Herzen Napoleons kommenden Bemerkungen waren ausschließlich für unsern kleinen Kreis bestimmt. Der Kaiser hätte es für erniedrigend gehalten, Jemanden glauben zu machen, er wolle sich auf Kosten Anderer rein waschen.

Seine Aeußerung, daß er, wenn ein ähnliches Ereigniß noch einmal eingetreten wäre, gewiß genau ebenso gehandelt hätte, sollte vor der Oeffentlichkeit wohl den Beweis liefern, daß er keine Reue über sein Verhalten in der „Affaire Enghien" empfand.

Ich erinnere mich einer anderen hierher gehörenden Aeußerung des Kaisers:

„Man hat mir oft", sagte er, „für den Preis von einer Million per Kopf das Leben derjenigen Personen angeboten, an deren Stelle ich auf dem Thron Frank-

reichs sitze; man glaubte, mich verlangte nach ihrem Blut. Wie fern lag mir das! Wäre ich für verbrecherische Handlungen disponirt gewesen, dieses Verbrechen wäre mir doch als völlig überflüssig erschienen. Ich besaß viel Macht, ich saß ganz sicher und die Bourbonen erschienen mir sehr wenig gefährlich. Man erinnere sich doch an die Zeiten von Tilsit, von Wagram, an meine Heirath mit Marie Louise, an die damaligen Zustände, an das Verhalten Europas. Mitten in der Krise der Georges-Pichegru-Complotte, umdrängt von Meuchelmördern hielt man den Augenblick für günstig zu neuen nichtswürdigen Zettelungen. Ich befand mich in Boulogne, als ich von neuen Intriguen hörte; ich ließ den aus England eingetroffenen geheimen Agenten vor mich kommen.

„Nun was giebt's“, redete ich ihn an.

„Ja, erster Consul, wir liefern ihn Ihnen für eine Million.“

„Mein Herr! Ich verspreche Ihnen zwei, wenn Sie ihn mir lebend bringen.“

„Ah! Dafür kann ich nicht einstehen“, stammelte der Mann, der sichtlich verlegen wurde in Folge des Blickes, den ich auf ihn richtete.

„Halten Sie mich denn“, schrie ich ihn an, „für einen Meuchelmörder? Mögen Sie wissen, daß ich zu einer Züchtigung wohl geneigt wäre, des abschreckenden Beispiels wegen, daß ich jedoch vor einer Unthat, wie die von Ihnen vorgeschlagene, zurückschrecke.“

Damit wies ich ihm die Thür; ich fühlte mich allein schon dadurch besudelt, daß ich den Menschen hatte vor mich kommen lassen.“

Donnerstag, 21. bis Sonntag, 24. November.

Die Besuche eines früheren Dieners. — Wiederholung derselben. — Mein Brief an den Prinzen Lucian. — Deportation.

In vergangener Nacht machte mir mein früherer Diener, den, wie ich mittheilte, Sir Hudson Lowe mir genommen hatte, einen heimlichen Besuch. Er hatte bei seiner genauen Localkenntniß alle Hindernisse glücklich überwunden, war der Wachsamkeit der Schildwachen glücklich entronnen. Er kam, um mir mitzutheilen, daß er in Dienst bei einem Herrn getreten sei, der in wenigen Tagen nach London abreise und frug, ob er mir irgendwie eine Gefälligkeit erweisen könne. Ich sprach mit dem Kaiser und diesem schien das Anerbieten sehr gelegen zu sein; ich machte darauf aufmerksam, daß man in Europa doch gar keine Ahnung davon hätte, wie wir hier behandelt würden, wie es uns erginge — es wäre unsere Pflicht, die Gelegenheit zu benutzen, um Alles an die Oeffentlichkeit zu bringen. Jeden Tag brächten die Zeitungen nichtswürdige Lügen, auf die zu antworten uns unmöglich wäre. Der Kaiser blieb aber doch unentschlossen; dies bekümmerte mich, da der wiederholte Besuch meines Dieners kurz vor der Abreise mit seinem neuen Herrn unmittelbar bevorstand.

Ich hatte keine rechte Erklärung für die veränderte Auffassung des Kaisers in Bezug auf die günstige Gelegenheit, Nachricht von uns nach Europa gelangen zu lassen und faßte, von der Zeit gedrängt, den Entschluß, auf eigene Hand zu handeln. Ich setzte einen Brief an den Prinzen Lucian nieder und ließ ihn auf ein Stück Seide copiren. Als in der Nacht zum 24. der treue Bote nochmals auf gewohnten Schleichwegen bei mir erschien, konnte er das beschriebene Zeug in das Futter seines Gewandes einnähen. Ich nahm Abschied von ihm

und legte mich in einem seit lange ungewohnten Gefühl der Ruhe nieder.

Am Tage darauf schon — es waren noch nicht 24 Stunden verflossen — war ich gewaltsam von Longwood entfernt, meine sämmtlichen Papiere beschlagnahmt und in den Händen des Gouverneurs. Der Mann, dem ich — ach allzuleicht — mein Vertrauen geschenkt hatte, war zum Verräther an mir geworden . . er war bestochen und der Versuchung erlegen!

Las Cases' Entfernung aus Longwood.

Montag, 25. November.

Meine Abführung.

Ich befand mich im sogenannten Salon mit dem Kaiser allein, als derselbe mich plötzlich auf eine Anzahl englischer Offiziere aufmerksam machte, welche sich schnell dem Hause näherten; an ihrer Spitze ging der Gouverneur. Der Großmarschall, der eben eintrat, bemerkte, es müsse irgend etwas vorliegen, er habe eine gewisse Bewegung bei den Truppen bemerkt. Gleich darauf trat Jemand ein, um mir zu sagen, ein gewisser Oberst, die rechte Hand Hudson's, wünsche mich in meinem Zimmer zu sprechen.

„Gehen Sie hin, mein Lieber," rieth der Kaiser, „und sehen Sie zu, was der Kerl von Ihnen will — kommen Sie aber bald wieder."

Das waren die letzten Worte des Kaisers, die ich vernehmen sollte. Großer Gott! Ich sollte ihn nicht wiedersehen! Noch klingt der Ton seiner Stimme mir im Ohr. Wie oft — wie unzählig oft habe ich dieses Augenblicks gedacht!

Der Oberst und Freund Hudson Lowe's, den ich schon kannte, weil ich oft zwischen dem Kaiser und ihm den Dolmetscher gespielt hatte, erkundigte sich zunächst nach meinem Befinden, nahm dann Platz auf einem Sessel, der zwischen mir und der Thür stand und erklärte plötzlich mit völlig veränderter, barscher Stimme: er verhafte mich auf Befehl des Gouverneurs infolge einer Anzeige meines Dieners wegen heimlicher Correspondenz. Ich bemerkte zugleich, daß Dragoner die Ausgänge meines Zimmers besetzten; an einen Widerstand war gar nicht zu denken. Ich wurde hinausgeführt und war im Augenblick inmitten einer starken Abtheilung von Begleitungsmannschaften. Gleich nach mir wurde auch mein Sohn arretirt, sodaß von da an jeder Verkehr mit Longwood aufhörte. Man sperrte uns in eine erbärmliche Hütte ein, welche nicht weit entfernt von der alten Behausung Bertrand's lag.

Dienstag, 25. und Mittwoch 26. November.

Visitirung meiner Papiere.

O! diese erste Nacht der Gefangenschaft! Welche Gedanken, Befürchtungen, Ahnungen, welche Pein! In aller Frühe sah ich Bertrand in Gesellschaft eines englischen Offiziers an meinem Gefängniß vorüberreiten. Ich wartete seine Rückkehr ab, er ging vorüber, ohne einzutreten, er schien ganz niedergeschlagen und machte mir ein Zeichen, als sage er mir Lebewohl. Im Laufe des Vormittags kamen auch Gourgaud und Montholon vorüber, sie durften nicht eintreten und machten mir nur ein Zeichen ihrer Theilnahme. Inzwischen waren durch einen Polizeibeamten meine in Longwood zurückgelassenen Effecten durchstöbert, meine Papiere mit Beschlag belegt, die Betten durchwühlt, die Polster des Sophas untersucht worden.

Die versiegelten Packete mit den Papieren wurden in mein Gefängniß geschafft und in meiner Gegenwart erbrochen. Der Gouverneur und mehrere Offiziere waren zugegen. Auf meinen, in energische Worte gefaßten Protest bemerkte Hudson Lowe:

„Herr Graf, verschlimmern Sie Ihre Lage nicht, sie ist schon ernst genug!"

Es war wohl eine Anspielung auf die Todesstrafe, von der wir bedroht waren für den Fall, daß wir uns an einem Fluchtversuch des großen Gefangenen betheiligen sollten.

Zunächst fiel ihm mein „Tagebuch" in die Hände. Ich bemerkte ihm, der Kaiser habe nur von den ersten Seiten Kenntniß. Auch meine letzte, von mir selbst versiegelte Willensäußerung wurde vom Gouverneur durchstöbert — ebenso ein Kästchen mit alten Familienerinnerungen. Es waren schreckliche Stunden: ich war so tief erregt, so erschüttert, daß ich aus dem Zimmer lief.

Donnerstag, 28. bis Sonnabend, 30. November.

Meine Ueberführung nach „Balcombes Cottage."

Heute wurde ich in ein Sommerhäuschen überführt, welches unserm früheren Wirth in Briars, dem Mr. Balcombe, gehörte. Ich war von Longwood durch eine Reihe von Felsschluchten getrennt, eine Abtheilung des 66. Infanterie-Regimentes bewachte uns; wir lebten in einer vollkommenen Absperrung. Gleich nach unserer Uebersiedelung stellte sich Hudson Lowe ein; wir erhielten vorläufig unsere Speisen aus seiner Küche, d. h. aus dem zwei Meilen entfernten „Plantation-House."

Sonntag, 1. December bis Freitag, 6. December.

Meine Briefe an Sir Hudson Lowe.

Ich schrieb folgenden Brief an Sir Hudson Lowe:

„Herr Gouverneur! In Folge einer Falle, welche mir mein Diener gestellt hat, wurde ich aus Longwood entfernt und sind meine Papiere mit Beschlag belegt worden. Ich habe die einschränkenden Bestimmungen, denen ich mich unterworfen habe, nicht gehalten: den Einschränkungen zu entsprechen aber habe ich mit meinem Ehrenwort mich nicht verpflichtet. Es sind auf die Nichtinnehaltung derselben von Ihnen ja nur Strafen festgesetzt; ich habe auf dieselben nicht geachtet. Was ist geschehen? Es handelt sich um zwei Briefe: der eine ist ein Bericht an den Prinzen Lucian über unser Leben, eigentlich bestimmt, durch Ihre Hände zu gehen, wenn Sie mir nicht hätten androhen lassen, daß eine Fortsetzung von Correspondenzen nach außerhalb meine Entfernung aus der Nähe des Kaisers zur Folge haben würde. Der zweite Brief war Nichts als ein Ausspruch freundschaftlicher Gesinnungen. Sie haben jetzt alle meine Schriftstücke, auch die geheimsten, durchstöbert. Ich habe Ihnen Ihre Nachforschung so leicht wie möglich gemacht, habe Ihnen die geheimsten Blättter zur Verfügung gestellt, voll von Ideen, die, noch nicht völlig gereift, zum Theil ein Chaos darstellen. Ich wollte Sie überzeugen, daß unter meinen Papieren kein einziges ist, das irgend welche Beziehung zu Ihrem hohen Amte hatte. Keine Verschwörung liegt vor, kein Geheimniß, nicht die geringste Idee einer Entweichung Napoleons. Sie können Nichts der Art gefunden haben, denn es gab Nichts. Wir halten eine Entweichung für unmöglich, wir denken also gar nicht daran — ich gestehe gern, daß ich die Hand bereitwillig dazu geboten hätte,

wenn ich irgend eine Möglichkeit des Gelingens gesehen hätte. Ich hätte für diese Entweichung mein Leben bereitwillig hingegeben, ich wäre als Märtyrer meiner Ergebenheit gestorben, mein Name hätte für immer in den Herzen edler Menschen gelebt! Allein — ich wiederhole es — Niemand hält ein Entweichen von hier für möglich, Niemand denkt also daran, zu entweichen. Der Kaiser Napoleon steht noch auf demselben Standpunkt wie damals, als er voll Vertrauen und aus freier Entschließung an Bord des „Bellerophon" kam: letzte ruhige Tage in Amerika oder in England unter dem Schutze der Gesetze!

Nachdem ich dies gesagt habe, erhebe ich laut Protest und widersetze mich in aller Form der weiteren Durchsicht meiner Papiere, vor Allem meines „Tagebuches." Ich bin dies meiner Ehrfurcht für den erhabenen Geist schuldig, aus dem ich schöpfte, die Achtung vor mir selbst gebietet mir, es zu thun. Ich verlange eins von zwei Dingen: entweder werden mir die Papiere, falls Sie dieselben Ihren großen Zielen gegenüber für gegenstandslos halten, sofort zurückgegeben, oder, falls Sie in diesen Papieren Stellen finden sollten, von denen Sie glauben, sie müßten Ihrem Cabinet vorgelegt werden, werden die Papiere in zusammenhängendem Ganzen nach London geschickt und ich hinterdrein. Es ist zuviel die Rede von Ihnen, mein Herr, als daß Sie es nicht selbst für gut hielten, einen der beiden Vorschläge anzunehmen: Sie würden sich selbst ja nur eines Mißbrauches Ihrer Autorität anklagen.

Ich aber würde in England dieselben Fragen, dieselben Einwendungen an das Cabinet richten, die Welt würde ich zum Zeugen anrufen. Von welchem Vortheil könnte in den Augen des Gesetzes ein Blatt Papier sein, auf welchem Tag für Tag in nachlässiger Form hingeworfene Aeußerungen des Kaisers Napoleon verzeichnet stehen: wieviel mir unterlaufene Irrthümer habe ich nicht schon durch

erneute Unterhaltungen über dasselbe Thema corrigirt — nein, diese Aufzeichnungen sind nur rohe Entwürfe, vielleicht voll von Mißverständnissen.

Was Sie, mein Herr, und meine Auffassungen Ihrer Person und Ihrer Handlungsweise betrifft, so wäre es ja für Sie eine Kleinigkeit, mich eines Irrthums zu überführen. Sie werden mich glücklich und dankbar machen, wenn Sie mir die Gelegenheit bieten, einen Irrthum einzusehen und wieder gut zu machen.

Uebrigens mögen Sie thun, was Sie wollen, Herr Gouverneur, mögen Sie in Bezug auf mich eine Entscheidung treffen, welche immer Ihnen paßt, von diesem Augenblicke an hört, soweit meine Lage es irgend gestattet, jede Unterordnung unter Ihre Wünsche auf. Als Sie mich verpflichteten, haben Sie mir selbst zugestanden, ich könnte jederzeit mein Versprechen zurückziehen. Ich stelle mich unter Ihre Landesgesetze, ich verlange eine Verhandlung vor Ihren Gerichtshöfen. Ich glaube schwerlich, daß die Instructionen, welche Sie erhalten haben mögen, Sie über die Majestät des Gesetzes stellen. . . . ."

Diesem ersten Briefe folgten alsbald weitere Correspondenzen mit dem Gouverneur, namentlich die Benachrichtigung über die schwere Erkrankung meines Sohnes.

Die Folge war, daß Sir Hudson Lowe sich persönlich bei mir einstellte. Er meinte, es wäre von einer mir gestellten Falle gar keine Rede, übrigens aber erklärlich, daß ich auf einen solchen Gedanken gekommen wäre. Er gab mir sein Ehrenwort, der Diener wäre von Niemandem und in keiner Weise beeinflußt worden.

Der Gouverneur*) ließ sich dann des Weiteren über einige Bemerkungen in meinen Briefen vernehmen, die

*) Anmerkung des Herausgebers. Sir Hudson Lowe, ein geborener Irländer, war als General 1813 Commissar Englands in Blücher's Hauptquartier. Er war sehr vertraut mit dem popu-

ihn nothwendiger Weise „hätten verletzen müssen“; eine Entgegnung auf meine Behauptungen aber wies er von der Hand, es handle sich um einen mündlichen Austausch, bevor er eine erschöpfende schriftliche Antwort gäbe.

Er hat dies nie gethan, wohl aber später versucht, den Autor des „Tagebuch von St. Helena“ zu discreditiren dadurch, daß er Zeitungsschreiber annahm, die ihm Weihrauch streuen mußten.

Ich muß bemerken, daß ich es als das unanfechtbare Recht eines jeden Gefangenen ansehe, seine Gefängnißwärter zu täuschen. Ich erzählte früher schon, der Kaiser habe mir, als wir die Reise nach St. Helena antraten, heimlich ein sehr werthvolles Diamant-Halsband anvertraut. Die Gewohnheit, es immer bei mir zu führen, hatte mich dahin gebracht, daß ich gar nicht mehr daran dachte. Erst nach-

lären Helden der Freiheitskriege; beide Herren mögen wohl in intimen Gesprächen ihrem grimmigen Haß gegen Napoleon oft Luft gemacht haben. Wollte doch unser Lebrecht den Kaiser damals „aushauen lassen“, wenn er ihn „kriegte“. Hudson Lowe wird wohl dazu Ja und Amen gesagt haben. Er ist dann zum Hüter Napoleons auf St. Helena ausersehen worden und mit dem tragischen Lebensabschluß des Kaisers für immer verbunden. Er ist vielfach wegen seines Verhaltens heftig angegriffen worden. Um ein gerechtes Urtheil über ihn zu fällen, sollte man aber bedenken, daß er zwischen den ihm von London zugehenden, in die kleinsten Details dringenden und ohne alle Kenntniß localer Verhältnisse ertheilten Instructionen und den fortwährenden Klagen, Beschwerden und Jeremiaden seines Gefangenen steckte. Seine Lage war eine überaus schwierige und oft peinliche: wenn er nicht immer das Richtige traf, so braucht man nicht ohne Weiteres, wie es vielfach geschehen ist, auf ein gemeines und rachsüchtiges Naturell zu schließen. Mit weit klarerem Tone tritt der Tadel darüber auf, daß die verbündeten Mächte Napoleon auf den einsamen Felsen im Meer verwiesen — um ihn dort sterben zu lassen. Hudson Lowe, der dem Kaiser erst 1844 ins Jenseits folgte, hat in einer zweibändigen Schrift, betitelt „Mémorial rélatif à la captivité de Napoléon à Ste. Hélène“ eine gerade nicht geschickt abgefaßte Rechtfertigung niedergelegt.

dem ich schon mehrere Tage gefangen saß, fiel mir Alles ein; ich bekam keinen geringen Schreck. Wie sollte ich jetzt als Gefangener den Schatz dem Kaiser zurückgeben? Ich kam auf den Gedanken, Herrn Hudson Lowe selbst dazu zu verwenden. Ich schrieb einen Brief an Bertrand, in welchem ich Abschied von meinen Leidensgefährten nahm und auf die stete Geldklemme zu sprechen kam, in welcher sich Alle befanden.

„Ich wünsche sehnlichst," schrieb ich, „einige Diamanten meiner Frau zurücklassen zu können, ein Halsband — das Almosen der Wittwe. Aber wie soll ich das Anerbieten machen? Ich habe oft die 4000 Louisd'or, welche ich in England deponirt habe, angeboten; ich thue es nochmals. Haben Sie doch die Güte von Neuem, den Kaiser meiner treuen Ergebenheit, meiner unwandelbaren Ehrfurcht zu versichern.

Euch aber, theure Gefährten von Longwood, entbiete ich ein herzliches Lebewohl. Möchte ich in Eurer Erinnerung fortleben. Ich weiß, wie viel Ihr entbehrt, was Ihr leidet. In Eurer Nähe war ich nur wenig für Euch; wenn ich fort bin, sollt Ihr meine Sorge um Euch, meine Bemühungen für Euch, falls man soviel menschliches Gefühl hat ihnen freien Lauf zu gönnen, kennen lernen. Ich bitte Sie, Herr Großmarschall, für sich selbst die Gefühle warmer Verehrung und Hochachtung zu genehmigen.

Nachschrift. Dieser Brief war schon seit längerer Zeit geschrieben zu der Zeit, als ich glaubte, meine völlige Entfernung stände bevor. Heute, da es mir gestattet ist, Ihnen denselben zu übersenden, theilt mir gleichzeitig der Gouverneur mit, daß ich hier die Antworten auf seine Eingabe an das Cabinet abwarten muß. So werde ich noch Monate auf St. Helena verbleiben, Longwood aber existirt für mich nicht mehr: eine neue Marter, auf die ich nicht gerechnet hatte."

Der Gouverneur, dem ich den Brief einhändigte, las ihn, billigte den Inhalt und hatte die Güte, sich selbst zum Ueberbringer zu machen — so gelangte der werthvolle, bei mir deponirte Gegenstand wieder in die Hände des Kaisers!

Sonnabend, 7. bis Montag, 9. December.

Meine mich persönlich angehenden Beschwerden über den Gouverneur.

Nun bin ich schon vierzehn Tage lang der Gefangene des Sir Hudson Lowe. Ich konnte nur durch den Gouverneur selbst Nachrichten über Napoleon erhalten. Ich war an dem Orte, an welchem ich mich befand, ja nur provisorisch, wie der Gouverneur mir gesagt hatte, untergebracht. Er war, das muß ich sagen, seit er mich völlig in seiner Gewalt hatte, durchaus höflich — seine Handlungen waren nur leider stets ganz anders als seine Worte. So habe ich später durch O'Meara erfahren, daß er eben um diese Zeit dem Kaiser alle möglichen nachtheiligen Aeußerungen zustecken ließ, die ich über Napoleon gemacht haben sollte — eine große Nichtswürdigkeit!

Hier noch ein für Sir Hudson besonders charakteristischer Zug: der Zustand meines erkrankten Sohnes wurde immer bedenklicher. Der Doktor Baxter, englischer Oberarzt, hatte die Güte, sich als Assistenz O'Meara's zu dem Krankenbesuch in unsrem Gefängniß einzustellen. „Ich bitte Sie mein Herr," hatte ihm der von dem Ereigniß benachrichtigte Gouverneur bemerkt, „was hat der Tod eines Kindes mit der Politik zu schaffen!"

Mögen diese Worte hier ohne Commentar des Vaters stehen!

Dienstag, 10. bis Sonntag, 15. December.

Nochmals meine Papiere. — Mein Verhör durch den Gouverneur. — Mein Brief an den Prinz Lucian.

Der Gouverneur, der mir fast täglich einen Besuch abstattete, durchstöberte bald aus diesem, bald aus jenem Grunde immer von Neuem meine Papiere. Es wurde ein Register der Briefe meiner Freunde in London angelegt, um im Ministerium festzustellen, ob auch keiner der Briefe auf unerlaubten Wegen in meine Hände gelangt wäre. Ich hatte noch einen zweiten Brief an den Prinzen Lucian angefangen, derselbe interessirte den Gouverneur ganz besonders: er ließ, obwohl viele Aenderungen darin waren, einzelne Stellen abschreiben — ich kann mir nicht vorstellen, zu welchem Zweck.

Hier lasse ich nun den Inhalt meines dem Gouverneur in die Hände gespielten Briefes an den Prinzen Lucian folgen:

Monseigneur! Ich erhielt Ihren Brief, datirt Rom, den 6. März und fühle mich durch denselben hochgeehrt; ich werde mich bemühen, Eurer Hoheit von Zeit zu Zeit detaillirte Nachrichten über den Kaiser zugehen zu lassen, namentlich auch über die Behandlung Sr. Majestät; befinden sich darunter allzu kränkende Bemerkungen, so werden Ew. Hoheit dieselben der Madame Mère verschweigen. Ich will dort einsetzen, Monseigneur, wo wir uns trennten: es war im Palais royal und ich im Begriff mich nach Malmaison zu begeben, um mich dem Kaiser zur Verfügung zu stellen. Ich traf dort ein, als der Kaiser, im Begriff in seinen Wagen zu steigen, der provisorischen Regierung sagen ließ:

„Er habe zwar der Souveränetät, aber nicht seinem Bürgerrecht entsagt, auch nicht dem schöneren Rechte, für

sein Vaterland zu kämpfen. Er werde, falls man es wünsche, sich an die Spitze der Armee stellen; er wäre vollkommen vertraut mit den augenblicklichen Verhältnissen, mache sich aber anheischig, den Feind so zu bedrängen, daß es der Regierung möglich werden würde, unter besseren Bedingungen zu verhandeln — er wolle, sowie er den Schlag geführt, ungesäumt seine Reise fortsetzen."

Dies lehnte die provisorische Regierung ab und am Abend des 29. Juni traten wir unsere Reise nach Rochefort an, wohin zwei Fregatten beordert waren, um uns nach Amerika überzuführen — dies war das Asyl, welches der Kaiser für sich ausgesucht hatte.

Der Kaiser mit einem Theil seines Gefolges — es waren mehrere Reisewagen — hatte keine Escorte und wurde überall von der Bevölkerung mit Begeisterung begrüßt — dies ohne innere Bewegung mit anzusehen, war unmöglich, der Kaiser nur zeigte die vollkommenste Ruhe.

In Rochefort angelangt, warteten wir vergeblich mehrere Tage auf die Pässe, die man uns versprochen hatte: indessen reihte sich Ereigniß an Ereigniß mit rasender Geschwindigkeit und Alles rieth uns, die Abfahrt zu beschleunigen. Der Feind war in Paris eingerückt, unsere Haupt-Armee zog sich hinter die Loire zurück voller Zorn, voller Empörung, die Armeen von der Vendée und Bordeaux theilten diese Empfindungen. Die Bevölkerung befand sich in einem Zustande der Gährung. Von allen Seiten wurde der Kaiser aufgefordert, das Ruder wieder in die Hand zu nehmen — sein Entschluß aber war unabänderlich.

Englische Kreuzer zeigten sich vor Rochefort, der Wind war und blieb conträr; drängten auf dem Festlande die Umstände zur Abreise, dieselben wurde auf dem Wasserwege unmöglich. In dieser verzweifelten Lage schickte mich, der ich als çi-devant Emigrirter unter den Engländern

bekannt war, der Kaiser an Bord eines feindlichen Schiffes. Ich frug an, ob man Nichts in Bezug auf unsere Pässe nach Amerika wisse. Man wußte Nichts davon. Ich machte eine Darstellung unserer Lage, berichtete über die dem Kaiser gemachten Anerbietungen, deren Ablehnung und Napoleon's unerschütterlichen Entschluß. Ich sprach von unserer Abfahrt an Bord eines neutralen Schiffes, worauf der englische Capitän bemerkte, er würde sich desselben zu bemächtigen haben. Ich sprach vom Auslaufen der Fregatten unter Parlamentärflagge, der Capitän erklärte: er habe die Ordre, dieselben anzugreifen. Ich stellte ihm vor, welches Unglück er auf seine Schultern lade, wenn Napoleon genöthigt wäre, wieder an Land zu gehen. Der Capitän versicherte mir, auf seine eigene Verantwortung hin könne er Nichts thun; er wolle sich jedoch sofort in der Angelegenheit an seinen Admiral wenden und mir innerhalb von zwei Tagen Antwort sagen.

Während der Zeit wurden allerhand Pläne gemacht, einer immer verwegener wie der andere. Es wurde der Vorschlag berathen, auf zwei Fischerbooten die Ueberfahrt zu machen, einige junge Leute hatten sich freiwillig gemeldet, als Matrosen zu dienen und sich mit aller Begeisterung der Sache gewidmet — das Unternehmen scheiterte daran, daß wir an der spanischen oder portugiesischen Küste hätten Wasser einnehmen müssen. Auch Generäle stellten sich beim Kaiser ein und beschworen ihn, sich an ihre Spitze zu stellen — der Kaiser wies sie ab mit den Worten: Nein, jetzt giebt es gegen das Uebel kein Mittel mehr; ich kann heute Nichts mehr für das Vaterland thun; auch ein Bürgerkrieg hätte keinen Sinn; ein solcher könnte nur für mich, aber nicht für das Vaterland von Vortheil sein.

Es ist dies das nämliche Gefühl, welches ihn bei seiner durch Verrath nothwendig gewordenen Abdankung

veranlaßte, sich Corsica nicht zu reserviren, wohin zu gelangen ihm kein feindlicher Kreuzer verwehrt haben würde. Er wollte nicht, daß man sagen könnte, daß im Schiffbruch der französischen Nation, den er ja voraussah, er allein verstanden hätte, ein Asyl zu finden.

Da keinerlei Antwort eintraf, verfügte ich mich abermals an Bord des englischen Schiffes: der Capitän hatte noch keine Antwort von seinem Admiral, eröffnete mir jetzt jedoch, daß er von seiner Regierung bevollmächtigt sei, Napoleon und Gefolge nach England zu führen, wenn dies dem Kaiser recht wäre. Ich antwortete, ich würde nicht verfehlen, dieses Anerbieten an den Kaiser weiter zu geben und bezweifele nicht, daß Napoleon es ohne alles Mißtrauen annehmen und in England die Mittel zur Ueberfahrt nach Amerika zu erlangen suchen würde. Darauf bemerkte der Capitän, er könne nicht dafür aufkommen, daß man uns dieselben bewilligen würde. Allein er versicherte mir — und mehrere Offiziere thaten desgleichen — wir dürften keinen Augenblick zweifeln, daß wir einen Empfang, eine Aufnahme finden würden entsprechend der Größe, der Aufklärung und dem Edelmuthe der englischen Nation.

Der Kaiser versammelte uns nach meiner Rückkehr um sich, um unsere Gedanken über das Projekt kennen zu lernen. Wir waren einstimmig der Meinung, das uns angebotene Gastrecht anzunehmen: es wurden keinerlei Bedenken laut. Eine schöne Gelegenheit für den Prinzregenten, sagte man allgemein, zu einer ruhmreichen Handlung. Giebt es für England einen schöneren Triumph als dieses edle Vertrauen seines großen Gegners? Diesen Vorzug vor dem „Schwiegerpapa“, vor dem „alten Freunde!“

Hier, Monseigneur, lehnten wir uns ja an die hohe Meinung, die Sie selbst von dem englischen Volke haben, von seinen moralischen Eigenschaften, seinem Edelsinn,

seinem Einfluß auf den Souverän. Der Kaiser dachte wohl daran, daß seine Entscheidung für Amerika einige Eifersüchteleien hervorrufen könnte, da er aber dieses Asyl nur wählte, um unter sichern Gesetzen zu leben, und England ihm diese Vortheile ebenfalls bot, so schien es ihm nicht darauf anzukommen, wohin er sich wandte. Er schrieb an den Prinz-Regenten folgenden Brief, den ja alle Zeitungen Europas abdruckten und Eurer Hoheit jedenfalls bekannt ist. Trotzdem gestatte ich mir, den Tenor in exacter Form hier folgen zu lassen:

„Königliche Hoheit! Den Parteiungen, die mein Land zerreißen und der Feindschaft der Großmächte Europas ausgesetzt, habe ich jetzt meine politische Carriere beendet. Ich komme wie Themistocles, um mich am Heerde des britischen Volkes niederzulassen. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze, den ich von Ew. königlichen Hoheit, dem Mächtigsten, dem Härtnäckigsten, dem Edelmüthigsten meiner Feinde beanspruche.“ —

Noch an demselben Abend kehrte ich an Bord des „Bellerophon“ zurück und meldete für den kommenden Morgen die Ankunft des Kaisers an. Mit mir war General Gourgaud, Adjutant Seiner Majestät, der sofort nach England weiter befördert wurde. Er war Ueberbringer des Briefes an den Prinzregenten und sollte Seiner königlichen Hoheit den Wunsch des Kaisers, auf englischem Boden mit dem Titel als Oberst Duroc landen und sich in einer Provinz niederlassen zu dürfen, überbringen.

Kaum war der Kaiser an Bord des „Bellerophon“ erschienen, als auch der Admiral des englischen Kreuzer-Geschwaders sich einstellte und mit seinem Schiffe dicht neben uns vor Anker ging. Der Kaiser drückte den Wunsch aus, dieses Schiff, den „Superbe“, zu besuchen. Admiral Hotham empfing ihn mit aller Auszeichnung und in den

verbindlichsten Formen. Wir gingen in See und fühlten uns so vollkommen sicher, daß Jeder von uns auf der Fahrt sich angenehmen Träumereien hingab. Kaum aber waren wir an der englischen Küste vor Anker gegangen, als Alles um uns her ein verändertes, Befürchtungen erweckendes Ansehen gewann.

Der Capitän war ein rechtschaffner Mann, der pünktlich seine Instructionen befolgte und keine Ahnung davon hatte, daß wir bereits dazu verurtheilt waren, nach St. Helena deportirt zu werden. Wir wurden scharf beobachtet und uns jeder Verkehr unter einander untersagt. Armirte Boote umschwärmten uns, Neugierige wurden durch Flintenschüsse fern gehalten. Die Waffen wurden uns abgenommen, man durchsuchte unser Gepäck — man glaubte, der Kaiser habe Schätze mitgenommen. Es wurden jedoch nur 4000 Napoleond'or gefunden, diese behielt man; das Silbergeräth wurde ihm belassen. Einige Wäsche, einige Kleider, einige Kisten mit seiner Feldbibliothek war Alles, was der einstige Herrscher der Welt in diesem Augenblick sein nannte.

Wir wurden vom „Bellerophon“ auf den „Northumberland“ transportirt und alsbald hinausgestoßen in das weite Meer, um nach langer Fahrt unsern Bestimmungsort zu erreichen. Wir hatten in großer Anzahl dem Kaiser das Geleit gegeben, nur vier erhielten die Erlaubniß, das Schicksal des Kaisers zu theilen. Viele der Abgewiesenen vergossen bittere Thränen. Jemand wandte sich an den Admiral Keith mit den Worten:

„Sie werden bemerken, Mylord, daß es die Zurückbleibenden sind, die weinen!“

Der Kaiser ließ einen, in energischen Worten abgefaßten, ganz kurzen Protest zurück.*)

*) Anmerkung des Herausgebers. Die wichtigsten Bedenken wider die geschichtliche Genauigkeit einzelner Daten im „Tagebuch von St. Helena“ treten an dieser Stelle auf. Es ist mehr

Was uns betrifft, Monseigneur, wir fragten uns voll Besorgniß: was wird daraus werden? Sind wir nicht mehr unter civilisirten Völkern? Was ist aus dem Völkerrecht und aus der öffentlichen Moral geworden? Wir rufen Gott zur Rache auf! Noch jetzt, während ich an Sie schreibe, geräth mein Blut über den schändlichen Verrath in Wallung.

Wir lasen in den Zeitungen, wir wären gefangen worden und waren doch aus freiem Entschluß und voll Vertrauen gekommen; wir wären gezwungen worden, uns auf Gnade oder Ungnade zu ergeben — hatten wir es nicht aus Großmuth verschmäht, es auf die Entscheidung durch die Waffen ankommen zu lassen?

Man hat uns später gesagt, England stehe in Bezug auf unsere Behandlung im Einvernehmen mit seinen Verbündeten — will man dadurch eine Besudelung seiner Flagge beschönigen? Durfte England aus Rücksicht für Fremde die Heiligkeit seiner Gesetze verletzen? Liegt nicht in dieser Verachtung aller Gesetze dem Kaiser Napoleon gegenüber das Vorzeichen einer hereinbrechenden Reaction?

als wahrscheinlich, daß Napoleon, dessen Entrinnen aus Rochefort nach dem Meere zu unmöglich war und der dem Augenblick entgegensehen mußte, da er in die Hände seiner Feinde fiel, das Prävenire spielte und sich an Bord eines der den Hafen sperrenden englischen Schiffe verfügte. Daß er versucht hat, seinen Entschluß als einen freiwilligen hinzustellen, um dadurch seine Lage zu verbessern, ist ein Strategem, das ihm Niemand verargen wird, die historische Wahrheit aber verlangt doch die Betonung solcher Umstände! Wenn aus der sehr zweifelhaften „Freiwilligkeit“ der Schluß gezogen werden soll, daß seine „Behandlung als Gefangener“ seitens der Engländer — die ja übrigens im Einverständniß mit den Verbündeten handelten — eine Verletzung des Völkerrechtes, eine Besudelung der englischen Flagge darstelle, so geht man allerdings etwas weit. — Napoleons Deportation nach St. Helena bleibt darum doch ein Flecken auf der Geschichte der Neuzeit.

Man will sich den Anschein geben, als wäre in der Proscription Napoleons nunmehr die Revolution erloschen. Man irrt sich. Napoleon hatte ihr ein Ende gesetzt: man ruft sie von Neuem wach. Die Völker Europas werden mehr und mehr in Gährung gerathen!

Das englische Cabinet hatte verfügt, der gefangene Kaiser solle „General" titulirt werden und jede besondere Rücksicht für ihn unterbleiben. Wir konnten uns nicht entschließen, zu glauben, daß es dem englischen Cabinet zustehe, nach Laune eine Titulatur abzuändern, die durch Verträge festgestellt, von der Religion geheiligt, allgemein in Europa Gebrauch war. Wir behielten daher den Titel „Kaiser" für den bei, der sich einige Tage zuvor selbst den Titel „Oberst" beigelegt hatte.

Unsere zwei Monate währende Ueberfahrt ging ruhig und ohne Zwischenfall von statten. Auf dem Schiffe gab es unzählige Pamphlete, Schmähschriften, Spottlieder, Caricaturen über den Character, die Gesichtszüge, die Manieren des Kaisers — wie erstaunte ein Jeder, der diesen Lügen jetzt die Wahrheit gegenüberstellen konnte! Die Unwahrheiten verflogen wie Nebel, lichtere Farben zeigte der Horizont. Als wir uns von dem Schiffe trennten, sagte uns der Offizier, der am meisten mit dem Kaiser verkehrt hatte, er habe alle Bewunderung für dessen stets gleiche, ruhige, leutselige Stimmung. Den Morgen über hielt sich während der Fahrt der Kaiser in dem ihm angewiesenen Raum auf. Gegen 5 Uhr trat er in den Salon; er spielte, ehe er zu Tisch ging, eine Partie Schach. Während des Mittagessens sprach er nur wenig. Sie wissen, Monseigneur, daß er nie länger als 18 bis 20 Minuten bei Tisch saß: auf dem Schiff blieb man zwei Stunden bei Tisch sitzen, das war für ihn eine unerträgliche Qual. Nach einer Stunde wurde ihm allein der Kaffee servirt, dann erhob er sich und ging an Deck. Der Großmarschall und ich

folgten ihm stets. Das war die von ihm für die Oeffentlichkeit bestimmte Zeit. Er pflegte den Offizier, der den Dienst hatte, zu sich zu rufen, auch den Schiffsjungen, oder den Geistlichen, und unterhielt sich mit ihnen über ihre Angelegenheiten. Die Schiffsmannschaft war natürlich in der ersten Zeit neugierig, die Neugierde schlug aber bald in Theilnahme um.

Der Kaiser zog sich zeitig in sein Gemach zurück.

Wir lagen vor St. Helena zwei Tage vor Anker, ehe wir in James Town ausgeschifft wurden; es ist eine Art Dorf, bestehend aus einigen Häusern, unter denen einige ziemlich umfangreich und für die Aufnahme von Fremden bestimmt sind. Am Morgen nach unserer Ankunft kam der Admiral und führte den Kaiser in das Innere der Insel, um ihm seine zukünftige Behausung zu zeigen. Es waren Reparaturen nöthig, die mehrere Tage in Anspruch nehmen mußten. Der Kaiser sollte also nach James Town zurückkehren, wo die Hitze unerträglich war: ohne von anderen, vielleicht noch schlimmeren Uebelständen zu sprechen, es gehörte dazu die dreiste Neugier der Bewohner. Der Kaiser aber zog es vor, etwa drei Meilen vor James Town Halt zu machen; noch an demselben Abend ließ er mich rufen. Der beengte Raum seines Domicils aber ließ die Aufnahme einer zweiten Person nicht zu. Es war eine Art Gartenhaus, etwa 50 Schritt entfernt von dem Hause des Besitzers; es hatte zu ebener Erde einen einzigen Raum, der einige Quadratfuß groß war. Der Kaiser ließ darin sein Feldbett aufstellen. Er mußte in diesem einen Raum schlafen, sich ankleiden, arbeiten, speisen und promeniren; ich fand für mich in einer engen Mansarde grade darüber ein Obdach, es bot kaum Raum für mich und meinen Sohn; die Kammerdiener des Kaisers schliefen vor der Thür auf der Erde. Zur Familie des Besitzers gehörten zwei kleine Mädchen,

13 und 14 Jahr alt. In den ersten Tagen seines Aufenthaltes trat der Kaiser zuweilen bei ihrem Vater, einem braven, schlichten Mann, ein. Allein es kamen so viel Neugierige daher, daß der Kaiser auf weitere Besuche Verzicht leistete. Die übrigen Herren des Gefolges, welche in James Town zurückgeblieben waren, erschienen zu einem Besuch, so oft sie nur konnten. Es war in Folge der vielfachen Vorschriften und Irrthümer der Posten oft nicht leicht. Der Kaiser war abscheulich untergebracht, noch abscheulicher, als Sie sich denken können, Monseigneur. In den ersten Tagen mußte ihm das Diner aus der Stadt gebracht werden; später erst gelang es, eine Küche in seiner unmittelbaren Nähe zu improvisiren. Es war unmöglich, ihm die Gelegenheit zum Baden zu verschaffen, obgleich dies für ihn Bedürfniß ist. Er war genöthigt, sein Zimmer zu verlassen, damit dasselbe gekehrt und das Bett gemacht wurde. Unsere Spaziergänge beschränkten sich auf die mit spitzen Steinen beschütteten Wege um das Haus oder auf eine Allee in der Nachbarschaft, welche wir aber erst nach Sonnenuntergang oder bei Mondenschein betreten konnten.

So brachten wir zwei Monate zu, alsdann wurden wir nach Longwood umquartirt, wo wir jetzt noch sind. Mit Ausnahme des Großmarschalls und seiner Gemahlin, welche ein etwa 3 Meilen entferntes Häuschen bezogen, waren wir dort Alle vereint. Longwood war ursprünglich ein Landgut, welches der ostindischen Compagnie gehörte; man hatte es dem letzten Vice-(Unter-)Gouverneur überlassen, welcher das Haus als Landhaus benutzt hatte. Die für uns vorgenommenen Veränderungen sind in der Eile gemacht worden und versprechen keinerlei Dauer, die Räume sind ungesund und kaum bewohnbar. Das berühmte, aus Holz erbaute Palais, welches in den Spalten der englischen Presse eine Rolle spielte, existirt nicht. Es ist

allerdings vor einiger Zeit eine große Menge Bauholz angekommen, da aber 7 bis 8 Jahre erforderlich wären, um es zu verwenden und wir die ganze Zeit über mitten unter den Bauleuten gesteckt, die Neubauten auch enorme Summen gekostet hätten, so liegt das Holz jetzt da und verfault.

Es giebt auf der Insel Wohnstätten, welche der von Longwood vorzuziehen sind, so namentlich Plantation House, wo der Gouverneur residirt; dort befindet sich ein hübscher Garten, schattige Plätze, überhaupt Alles, was man hier erwarten kann. Dort wäre der Kaiser bedeutend besser untergebracht gewesen und man hätte große Kosten gespart. Longwood liegt an einer öden Stelle: die Natur hat Ansiedler abgeschreckt und jede Bemühung der Cultivirung abgewiesen, Wasser ist selten, nirgends Schatten. Es giebt dort nur Haidekraut, einiges Strauchwerk, elende Gummibäume, die keinen Schatten spenden. Die Ratten- und die Mäuseplage ist schrecklich!

Ein Reisender, ermüdet von der Monotonie der Wellen, von dem Blick auf das unendliche Meer, ist erklärlicher Weise entzückt, wenn er wieder ein Fleckchen Erde sieht — klettert er an einem schönen Tage zu unserem Plateau empor, erstaunt er über die drohenden Felsen, welche sich um ihn her aufthürmen, über die Abgründe tief unter ihm und sieht, wie lachendes Grün die Schluchten umrahmt, so wird er gewiß sagen: O, das ist schön!

Monseigneur! Wer verurtheilt ist, dies und Nichts wie dies Tag aus und ein zu sehen, vergißt des pittoresken Effectes und klagt über den trostlosen Aufenthalt. Ebenso verhält es sich mit dem Klima. Vorüberpassirende mögen es für milde und unschädlich halten. Wir wissen, daß unter der Glut der tropischen Sonne die Insel die größte Zeit des Jahres in Wolken eingehüllt ist und daß es namentlich in Longwood sehr viel regnet; im Sonnenschein

ist es, als sollte man verbrennen, ist er fort, als sollte man in der Feuchtigkeit ersticken. Das Klima wirkt zerstörend auf die menschliche Constitution; farblos verläuft das Jahr, seine Monotonie drückt auf der geistigen Thätigkeit; es ist unmöglich, das dumpfe Gefühl, die schwerwiegende Pein der Langenweile zu schildern. Als der Kaiser Murat's Schicksal erfuhr, rief er: „Die Calabresen waren nicht so barbarisch, sie waren großmüthiger, als die Leute zu Plymouth!“

In Longwood angelangt, versuchte der Kaiser wieder auszureiten. Sie wissen, Monseigneur, wie sehr Corvisart auf dieser Leibesübung beim Kaiser bestand; allein es waren diesen Spazierritten so enge Grenzen gezogen, daß er sie bald wieder einstellte. Er pflegte wohl, wenn wir ihm Vorstellungen machten, zu sagen:

„Wenn ich ein Pferd zwischen den Beinen habe, so erfaßt mich das Verlangen, zu rennen, kann ich es nicht befriedigen, so ist das Reiten für mich nur eine Qual!“ *)

Die Insel hatte 25 bis 30 Meilen im Umfang. Napoleon hatte die Erlaubniß, sie in Begleitung eines englischen Offiziers zu durchstreifen; er hat keinen Gebrauch davon machen mögen und sagte, die Wohlthat, welche er dadurch seinem Körper anthun würde, würde weit hinter

*) Anmerkung des Herausgebers. Napoleon war ein sehr schlechter Reiter; er konnte nur bestens zugerittene Pferde brauchen. Wenn er trabte, erzählt uns ein Beobachter, schlug er mit den Armen wie ein Vogel mit den Flügeln, die Beine hatten stets eine unvorschriftsmäßige Lage. Sein Leibstallmeister, Herr Jardin père, dressirte die Reitpferde des Kaisers in eigenartiger Weise: sie wurden mit Peitschenhieben über Kopf und Kruppe bedacht, Petarden wurden dicht an den Köpfen abgeschossen, bunte Lappen vor ihren Augen hin und her geschwenkt, schwere, umfangreiche Gegenstände, Hammel, Schweine ihnen zwischen die Beine geworfen — von all dem durften sie keine Notiz nehmen! Der Galopp war für den Kaiser die angenehmste Gangart. Die Pferde mußten im Stande sein, in gestrecktem Galopp auf der Stelle zu pariren.

den Qualen zurückstehen, die es seiner Seele bereiten möchte, wenn er an der Gegenwart des Offiziers — „obwohl alle, die die Feuertaufe bekommen haben, demselben Bekenntniß angehören“ — merken müßte, daß er Gefangener wäre. Admiral Cuckburn war eine Zeit lang aufs Liebenswürdigste bemüht, ihm Erleichterung für größere Excursionen zu gewähren; alles das nahm bald wieder ein Ende.

Die Hauptbeschäftigung des Kaisers besteht darin, daß er in seinem Zimmer der Lectüre obliegt, oder Einem von uns die Hauptereignisse seines Lebens in die Feder dictirt. Die Feldzüge in Italien, der ägyptische Feldzug sind in Arbeit, oder so gut wie vollendet. Der Kaiser hat die englische Sprache erlernt, ich hatte die Ehre, ihn zu unterrichten. Nach noch nicht 30 Unterrichtsstunden konnte er schon die Zeitungen lesen. Heut ist er ganz au fait.

Was das materielle Leben hier betrifft, so kann man sagen, daß es abscheulich ist; wir haben Mangel an allem Möglichen! Wir bekommen z. B. die Schlachtthiere nie lebendig geliefert, der Mundvorrath trifft oft so verspätet ein, daß wir unsere Mahlzeiten oft mehrere Stunden verschieben müssen; der Wein ist häufig untrinkbar, das Brod schlecht, wenigstens nicht so, wie wir es gewohnt sind 2c. Dabei kommt keine Klage über des Kaisers Lippen, er würde von der Ration eines Soldaten leben — allein er leidet und wir leiden um so mehr, weil wir ihn leiden sehen.

An Zerstreuungen fehlt es völlig; der Kaiser empfängt nur sehr selten noch Besuche; der Gouverneur hat in dieser Beziehung so viele Einwendungen zu machen gehabt, daß Napoleon sie fast alle abwies. Ich beschwöre Sie, Monseigneur, glauben Sie keiner von den Mittheilungen früherer Besucher in den Zeitungen. Man ist hier, was die englischen Offiziere betrifft, welche in die Umstände eingeweiht sind, über diese gedruckten Anecdoten und Lügen empört.

Der Kaiser ist immer noch der, der er war; seine Umgebung aber hat ihn nur um so lieber gewonnen, jemehr sie ihn in der Nähe kennen lernte. Se. Majestät hat nur sehr wenig Schlaf, geht früh zu Bett, oft leiste ich — da ich auch nur wenig schlafe — in der Nacht Gesellschaft, wenn der Kaiser mich rufen läßt. Gegen 3 Uhr wacht er gewöhnlich auf, es wird Licht gemacht und er arbeitet bis 6 oder 7 Uhr, dann geht er wieder zu Bett und versucht zu schlafen. Um 9 Uhr wird ihm das Frühstück auf einem kleinen Tisch servirt, der dicht neben dem Sopha steht. Er läßt dann zuweilen Einen von uns rufen, auch liest er, arbeitet allein oder schlummert während der großen Hitze; dann beginnt das Dictiren. Lange Zeit hatte er die Gewohnheit, gegen 4 Uhr auszufahren, umgeben von uns Allen; allein auch das ist ihm wie das Reiten jetzt überdrüssig: er geht jetzt spazieren, bis die Feuchtigkeit ihn zur Rückkehr zwingt. Wenn er zurück ist, dictirt er noch bis gegen 8 Uhr, geht dann in den Salon und spielt Schach, bis er sich zu Tisch setzt. Beim Dessert, wenn sich die Dienerschaft zurückgezogen hat, liest er uns Stellen aus unsern großen Dichterwerken oder aus irgend einem bemerkenswerthen Buch vor.

Dies sind die kleinen Details unseres täglichen Lebens hier. Seit Ankunft des neuen Gouverneurs ist Alles gestört. Es vergeht kein Tag, keine Stunde, die uns nicht neue Wunden schlüge: die Wunden, deren Schmerzen ein augenblicklicher Schlummer vielleicht vergessen machte, bluten immer von Neuem. Bei unserer Ankunft befanden wir uns sehr schlecht: wir fielen ja von einer solchen Höhe herab, daß wir auch Klage geführt hätten, wenn es uns weit besser ergangen wäre! Diejenigen Engländer, welche hochherzig genug waren, sich um unsere Lage zu kümmern, haben uns oft gesagt, sei es, daß sie uns trösten, sei es, daß sie ihre Ueberzeugung aussprechen wollten: „die Zustände,

unter denen Sie leben, sind nur provisorisch, sie werden so, wie sie sind, nicht bleiben; die Politik forderte es, sich Ihrer Personen zu vergewissern, aber Gerechtigkeit, Edelsinn, Ehre verlangen, daß man Ihnen alle nur möglichen Rücksichten gewährt. Dem peinlichen Theil der Aufgabe ist genügt: Schiffe umringen die Küste, Soldaten stehen Posten am Gestade; Signale können sofort von Allem Kunde geben. Alle Sicherheitsmaßregeln sind getroffen. Jetzt werden milde Maßnahmen zu Geltung kommen. Man schickt Ihnen einen General als Gouverneur. Er ist sein Leben lang auf dem europäischen Festlande, ist in allen Hauptquartieren, an allen Höfen gewesen; er wird wissen, was man einem Kaiser Napoleon schuldig ist. Die Wahl muß Ihnen Alles sagen: man hat einen hervorragenden Herrn von edlen Anschauungen, von eleganten Formen, die seiner delicaten Stellung entsprechen, der hohen Aufgabe für würdig erachtet. Nur noch ein wenig Geduld, und Alles wird noch den Verhältnissen nach gut werden."

Er kam . . . . . dieser Messias!

Großer Gott, Monseigneur! Man hat einen Gensdarmen, man hat einen Scharfrichter geschickt! Finster und finsterer ist es um uns her geworden, von Formen der Höflichkeit keine Rede mehr: man kennt keine Rücksichten mehr. Jeder Tag brachte eine Verschlimmerung der Zustände, brachte neue Beleidigungen. Die Freiheit unserer Bewegungen ist behindert, er hat uns mit Pallisaden und Gräben umringt, die Posten vermehrt, er mischt sich in unsere häuslichen Angelegenheiten, untersagt uns den Verkehr mit den Bewohnern, mit den englischen Offizieren sogar! Der Kaiser verläßt sein Zimmer nicht mehr, will auch den Gouverneur nicht fürder empfangen.

„Ich hatte mich," so sagte er neulich, „über den Admiral zu beschweren. Allein der Herr hatte doch ein

Herz; an seinem Nachfolger ist nichts Englisches, er ist ein elender sicilianischer Sbirre, weiter Nichts“

Sir Hudson Lowe beruft sich bei jeder Gelegenheit auf die ihm in London ertheilten und von London kommenden Instructionen. Ist dies wahr, so muß man sagen, die Instructionen sind barbarisch, wir aber können versichern, daß er sie auf barbarische Art durchführt.

Eine solche Behandlung kann der Kaiser unmöglich noch lange ertragen, die Aerzte können es bezeugen. Was wird einst die Geschichte dazu sagen? Sir Hudson Lowe ist sich völlig klar darüber, daß des Kaisers Leben in Gefahr ist; allein er sagt mit kaltem Blut, der Kaiser wäre selbst daran schuld.

Die letzte Unterhaltung Sr. Majestät mit dem Gouverneur war sehr lebhaft und characteristisch. Der Kaiser ließ sich auf der Promenade vom Gouverneur, der den Vorwand eines wichtigen Gespräches machte, überrumpeln. Sir Hudson Lowe wollte nur bemerken, daß die jährlichen Ausgaben sich auf 20000 Pfund Sterling beliefen, die Regierung jedoch nur 8000 zur Verfügung stelle, er wolle mit ihm über das Deficit von 12000 Pfund verhandeln. Der Kaiser wurde zornig und erwiderte, der Gouverneur möchte ihn doch mit diesem elenden Detail in Ruhe lassen; er fordere von ihm Nichts. Wenn er Hunger hätte, würde er sich an die Kochtöpfe jener Braven — er wies auf das Lager der 53er — setzen; sie würden gewiß einen alten Soldaten nicht fortweisen.

Die Folge aber war doch die, daß der Kaiser Silbergeräth verkaufen mußte, um Monat für Monat für Das, was am nothwendigsten fehlte, aufzukommen. Sie hätten nicht ohne Rührung, Monseigneur, die Thränen gesehen, welche die Leute darüber vergossen haben.

Der Kaiser war empört, allein er beschwerte sich nicht —

wo sollte man Worte hernehmen, ein solches Verfahren richtig zu bezeichnen?

Alles hat hier einen enormen Preis; es wird etwa das Siebenfache von dem in Italien üblichen betragen. Demnach kann man den Werth der vom englischen Cabinet bewilligten 8000 Pfund veranschlagen. Ich behaupte, daß Leute bei uns in der Provinz, die 15 bis 18000 Francs Rente haben, besser wohnen und besser verpflegt sind, als der Kaiser. An die Seite unserer gerechtfertigten Klagen, die Sie, Monseigneur, nicht für übertrieben halten wollen, tritt unsre dankbare Anerkennung für die Beweise der Theilnahme, welche wir mehrfach von den Einwohnern und namentlich von einer großen Anzahl von Offizieren der Garnison erhielten. Wir müssen vor Allem mit Dank der Offenheit und Geradherzigkeit des Admirals Malcolm gedenken. Dieser Herr hatte der Unterhaltung mit Einem von uns entnommen, daß es bei uns kein schattiges Plätzchen gebe und daß wir bemüht wären, dem Kaiser ein Zelt zu verschaffen. — Nach einigen Tagen konnte Se. Majestät in einem geräumigen, aus den Segeln einer Fregatte von Matrosen hergestellten Zelt sein Frühstück einnehmen. Wir waren an eine solche Galanterie nicht mehr gewöhnt und ganz gerührt von der Aufmerksamkeit des Admirals Malcolm. Als der Kaiser später allzuhäufigen Belästigungen ausgesetzt war, rief er eines Tages: „Man gönnt mir die Luft nicht, die ich athme — besser ist es, wir kehren zurück in unsere Höhlen!“

Die persönliche Stimmung des Gouverneurs zeigt sich vor Allem darin, daß er uns Zeitungen, welche Uebles über den Kaiser oder uns berichten, zustellen läßt, diejenigen aber, die Gutes sagen, uns vorenthält. Aus seiner Bibliothek schickt er uns vorzugsweise Schmähschriften.

Seine größte Aufmerksamkeit richtet Sir Hudson Lowe darauf, daß nur solche Nachrichten nach Europa gelangen,

welche die Wahrheit in seinem Sinne sagen, er duldet nicht, daß die Wahrheiten, die wir kennen, durchdringen. Er hat mir erst neulich sagen lassen, daß, wenn ich fortführe, in meinem gewohnten Ton an meine Freunde in Europa zu schreiben, er mich aus der Nähe des Kaisers entfernen und mich von St. Helena fortschicken würde. Ich schrieb doch nur die Wahrheit und konnte doch unmöglich behaupten, wir würden gut behandelt und wären glücklich. Ich habe mir vorgenommen, nicht mehr an meine Familie zu schreiben, sie mag mich für todt halten. Ich muß auch, um diesen Brief, Monseigneur, in Ihre Hände gelangen zu lassen, nach einer geheimen Gelegenheit ausspähen. Ich hoffe, irgend einen edelmüthigen Reisenden zu finden, einen Mann, der der Wahrheit huldigt und sich mir in der Beförderung meiner Zuschrift dienstfertig zeigt.

Sir Hudson Lowe weiß gut genug, daß man sich nur unsrer Personen hat vergewissern wollen, er aber möchte uns in Gefangnenzellen sperren; man hat uns in der politischen Welt isoliren wollen, er möchte uns lebendig begraben; man hat unsere Correspondenzen überwachen wollen, er möchte uns mundtodt machen, unsere Existenz verschwinden machen von der Erdoberfläche. Wenn seine geheimen Instructionen dahin gehen, so verleugnen die englischen Minister ihre eignen Reden im Parlament, schlagen der öffentlichen Meinung ihres eigenen Landes ins Gesicht.

Wäre das Alles nur der Ausdruck eines übertriebenen Eifers seitens Sir Hudson's Lowe, so würde dieser Uebereifer sein Herz verurtheilen, seinen Character erniedrigen, sein Andenken entehren.

Sei dem, wie ihm wolle, wir seufzen hier unter der Last des Tyrannen, der Willkür eines einzelnen Mannes, eines Mannes, der während zwanzig Jahren keine andere Beschäftigung hatte, als italienische Flüchtlinge und Vaga-

bonden in Regimenter zu stecken, der für Befürchtungen und Vorsichtsmaßregeln keine Grenzen kennt; in seiner Einbildung giebt es nur Schrecken, sein Herz ist versteinert. Diese entsetzliche Lage ist die Folge davon, daß man uns bis ans Ende der Welt, uns in die Meerwüste hinausjagte. Wie lange soll denn unser Todeskampf währen? Wird sich die Wahrheit eine Bahn brechen bis zu den Ufern Britanniens? Wann wird das englische Volk in seiner Empörung die Unthaten wieder gutmachen, die es beschimpfen? Sollen wir ohne Hülfe auf unserem schrecklichen Felsen umkommen?

Vor einigen Tagen noch bemerkte der Kaiser, wie in munterer Laune: „Bald werden wir das Geld nicht mehr werth sein, welches wir kosten und die Mühe nicht, die man an uns wendet!“

Warum könnte man uns denn nicht zurückkehren lassen? Wäre unsere Rückkehr nicht der Beweis, daß man sich in Europa stark und sicher fühlt? Man würde dann sagen können, unser vorübergehendes Exil war eine nothwendige Forderung der Politik und nicht eine gehässige That. Der Kaiser steht nach wie vor auf demselben Standpunkte, den er einnahm, als er an Bord des „Bellerophon“ kam. Seine politische Laufbahn ist und bleibt beendet. Ruhe, gewahrt durch bestimmte Gesetze, ist Alles, was er verlangt. Das Schwinden seiner Gesundheit, körperliche Gebrechen, die sich einstellen, seine Jahre, sein Widerwillen an den Dingen dieser Welt, vielleicht an den Menschen selbst, macht ihm die Ruhe wünschenswerther, denn je zuvor! Was uns, seine Umgebung, anbetrifft, so können wir nur sagen, es gebe kein Gefängniß in England, das wir nicht dem Aufenthalt hier vorziehen würden. Wären wir doch dann der Willkür eines untergeordneten Agenten entrückt und könnten die Luft Europas athmen, gingen wir zu Grunde, so würden unsere Gebeine in christlicher Erde ruhen.

Vor einigen Monaten sind die Commissare der Verbündeten hier angelangt. Sir Hudson Lowe hat sie bedeutet, daß ihre Mission nur eine passive sein könne, daß sie weder Etwas zu bestimmen, noch sich in Etwas zu mischen hätten, was uns anginge. Darauf hat er das Uebereinkommen vom 2. August nach Longwood geschickt und verlangt, die Commissare sollten vorgelassen werden. Dies hat der Kaiser, sofern es sich um die Herren in ihrer Eigenschaft als politische Bevollmächtigte handelte, abgelehnt, aber keine Einwendungen gegen ihren Besuch als Privatleute erhoben. Die Antwort des Kaisers von zündender Beredsamkeit und klarer Logik wird wohl trotz aller Bemühungen des Gouverneurs Ihnen, Monseigneur, über kurz oder lang zu Gesichte kommen.

Ich kann Eurer Hoheit nun sagen, daß der Kaiser oft von Ihnen Allen spricht. Er hat die Porträts der Meisten in seinem Zimmer, welches zu einem Sanctum der Familie wurde. Er hat Ihren Brief, den von Madame Mère, den vom Cardinal Fesch und den der Prinzessin Pauline erhalten, der Gedanke aber hat ihm Schmerz bereitet, daß diese theuren Zeilen von den Blicken Unbefugter entweiht würden — er verzichtet unter diesen Bedingungen auf den Empfang weiterer Zuschriften. Er hat es versucht, durch die Vermittelung des Prinz-Regenten an die Seinigen zu schreiben, man hat ihm jedoch bedeutet: man könne die Briefe nur offen befördern. Se. Majestät hat sich daher des Schreibens enthalten und es schien, als ob die Schmach, die man dem Kaiser anthun wollte, sich in eine Schmach für den Prinz-Regenten wandle.

Wenn ich Ihnen, Monseigneur, von unseren Leiden sprach, so muß ich zugleich hinzufügen, daß sie Nichts sind gegen die Freude, welche wir darin finden, dem Kaiser unsere Treue und Ergebenheit an den Tag legen zu können.

Gestatten Euer Hoheit ... gez. Graf de Las Cases.

Montag, 16. December.

Meine Befürchtungen. — Ein Brief des Kaisers.

Wir waren so hermetisch von allem Verkehr abgeschlossen, daß keinerlei Nachricht aus Longwood zu uns gelangte. Heut aber erschien der Gouverneur; er sagte, er habe einen Brief bei sich, den zu behalten seine Machtvollkommenheit ihm gestatte, allein er wolle mir denselben, da er meine Empfindungen für den Schreiber kenne und gelten lasse, nicht vorenthalten und mir ihn zeigen.

Es war ein Brief des Kaisers ... er rührte mich zu Thränen! Und hätte ich tausend Tode erduldet .... jetzt war ich bezahlt!

Der theure Brief hatte folgenden Wortlaut:

„Mein lieber Graf de Las Cases! Mein Herz fühlt auf's Lebhafteste, was Sie erdulden. Es sind vierzehn Tage, daß Sie von meiner Seite gerissen sind, seitdem sind Sie eingesperrt, heimlich eingesperrt, ohne daß ich von Ihnen oder Sie von mir hörten, ohne daß Sie mit irgend Jemand, sei es Franzose oder Engländer, verkehrt hätten — noch dazu sind Sie eines Dieners nach Ihrer Wahl beraubt!

Ihr Verhalten auf St. Helena war wie Ihr ganzes Leben ehrenwerth und frei von jedem Tadel; es ist mir ein Bedürfniß, Ihnen dies zu sagen.

Ihr Brief an eine Freundin in London enthält Nichts, woraus Ihnen ein Vorwurf erwachsen könnte. Sie schütten Ihr Herz aus, wie es die Freundschaft mit sich bringt.

Hier fehlt ein Theil des Briefes.*)

*) Ich bin in der Lage, heute das Fehlende zu ergänzen: „Dieser Brief ist 8 oder 10 anderen gleich, welche Sie an dieselbe Adresse richteten und welche Sie unversiegelt einreichten. Der Commandant dieses Ortes, der die Unzartheit hatte, Ihre Freundschaftsergüsse zu controlliren, hat Ihnen neuerdings darüber Vorwürfe

Ihre Gesellschaft war für mich eine Nothwendigkeit. Sie allein sprechen, lesen und verstehen die englische Sprache. Wie viele Nächte haben Sie mir während meiner Krankheit Gesellschaft geleistet. Trotzdem fordere ich Sie hierdurch

---

gemacht, hat Ihnen gedroht, Sie von der Insel fortzuschicken, wenn Ihre Briefe fortfahren würden, sich in Beschwerden über ihn zu ergehen. Er hat damit eine der ersten Pflichten seiner Stellung, den ersten Paragraphen seiner Instructionen, er hat die Grundsätze der Ehre verletzt. Er hat Sie durch sein Verhalten berechtigt, nach Mitteln zu suchen, um die Ausdrücke Ihrer Freundschaft an die Adressaten gelangen zu lassen und dieselben von dem ungerechtfertigten Verfahren des Commandanten in Kenntniß zu setzen. Allein Sie sind nicht schlau genug verfahren, Ihr Vertrauen war leicht zu übertölpeln.

Man wartete auf einen Vorwand, sich Ihrer Papiere zu bemächtigen. Der Brief an Ihre Freundin in London war nicht der Art, daß man durch den Inhalt desselben polizeiliche Nachforschungen hätte rechtfertigen können: er enthält ja keinerlei Geheimniß, keinen Anschlag, nur die Ergüsse eines edlen, reinen Herzens. Das ungesetzliche und überstürzte Verfahren, welches man in der Sache einschlug, trägt den Stempel einer niedrigen persönlichen Gehässigkeit.

In den am wenigsten civilisirten Ländern sind Verbannte, Gefangene, sogar Verbrecher unter dem Schutz von Gesetzen und Richtern Diejenigen, denen ihre Bewachung übertragen ist, haben Vorgesetzte, seien es Verwaltungs-, seien es Justizbeamte, von denen sie wieder überwacht werden. Auf diesem Felsen hier setzt der Mann, der die absurdesten Verfügungen trifft, dieselben auch gewaltsam durch und mißachtet jedes Gesetz. Niemand ist geschützt vor den Ausschreitungen seiner Leidenschaft.

Den Prinz-Regenten von seinem Verhalten zu benachrichtigen, ist ein Ding der Unmöglichkeit: man hat sich geweigert, meine Briefe an ihn zu befördern und auch zugleich die Beschwerden des Grafen Montholon zurückgegeben. Man hat dem Grafen Bertrand angezeigt, man werde keine Briefe annehmen, wenn sie wie dieser Schmähungen enthielten.

Man umringt Longwood mit Geheimnissen, die man undurchdringlich machen möchte, nur um ein verbrecherisches Verhalten zu verstecken, welches noch verbrecherischere Absichten vermuthen läßt.

dringend auf, ja ich befehle es Ihnen, vom Commandanten dieses Ortes zu verlangen, daß er Sie nach Europa zurückschickt. Er kann sich dessen unmöglich weigern, weil er über Sie keine Macht hat, es sei denn durch Ihre freiwillige Unterschrift jenes Abkommens. Es wird für mich ein großer Trost sein, Sie unterwegs in ein besseres Land zu wissen.

In Europa angelangt, sei es, daß Sie nach England gingen oder daß Sie in die Heimath zurückkehren, lassen Sie die Erinnerung fahren an die Leiden, die man Sie hat ausstehen lassen, rühmen Sie sich der Treue, die Sie an den Tag gelegt haben und der großen Zuneigung, welche ich Ihnen bewahre.

Wenn Sie eines Tages meine Frau zu Gesichte bekommen und meinen Sohn, umarmen Sie dieselben in Meinem Namen. — Seit zwei Jahren habe ich keinerlei Nachricht von ihnen, weder direct noch indirect.

Hier sind wieder aus dem mir überreichten Brief einige Zeilen ausgeschnitten.*)

Durch Ausstreuen von Gerüchten möchte man Offiziere, Passanten, Bewohner, selbst die politischen Agenten, welche, wie verlautet, Oesterreich, Rußland hier am Orte halten, hinter's Licht führen. Ohne Zweifel wird in derselben Art die englische Regierung durch geschickt abgefaßte Berichte und Lügen getäuscht.

Man hat sich Ihrer Papieren bemächtigt, unter denen, wie man wußte, sich einige befanden, die mir gehören, mit einer Ungenirtheit ohne Gleichen, einer wilden Freude. Ich wurde wenige Augenblicke, nachdem es geschehen, benachrichtigt; ich sah vom Fenster aus, wie Sie fortgeschickt wurden. Eine Menge Offiziere, ein ganzer Generalstab mit wehenden Federbüschen umringte das Haus — ich meinte, daß Südsee-Insulaner um einen Gefangenen tanzen, den sie verschlingen wollen."

*) „Es hält sich hier seit 6 Monaten ein deutscher Botaniker auf, welcher Beide im Garten von Schönbrunn gesehen hat, einige Zeit vor seiner Abreise hierher. Die Barbaren haben ihn verhindert, zu mir zu kommen und mir Nachricht zu geben."

Auf alle Fälle seien Sie getrost und trösten Sie auch meine Freunde. Körperlich bin ich ja freilich in der Macht meiner Feinde, sie vergessen Nichts, was ihrem Rachegefühl wohlthun könnte; sie tödten mich durch Nadelstiche. . . . Allein die Vorsehung ist zu gerecht, als daß sie ihr Verhalten noch lange dulden könnte. Das ungesunde Klima, der Mangel an Allem, was das Leben erhält, ich fühle es deutlich, werden meinem Dasein bald ein Ende machen . . .

Es fehlen wieder einige Zeilen.*)

Da zu vermuthen ist, daß man Ihnen die Erlaubniß, mich zu sehen, verweigern wird, schließe ich Sie hiermit an mein Herz, nehmen Sie die Versicherungen meiner Hochachtung, meiner Freundschaft mit — seien Sie glücklich.

Ihr ergebener Napoleon."

Sonnabend, 20. December.

Meine Deportation nach dem Cap der guten Hoffnung. — Hinterlistiges Verhalten des Sir Hudson Lowe.

Heute wurde mir die officielle Benachrichtigung meiner Deportation nach dem Cap der guten Hoffnung ausgefertigt, sie hatte folgenden Wortlaut:

„Nachdem der Gouverneur alles erwogen hat, was die Angelegenheit des Grafen Las Cases betrifft, ist er zu folgendem Entschluß gekommen:

Der Graf Las Cases hat in überlegter Weise und direct den auf der Insel geltenden und in Bezug auf den General Buonaparte getroffenen Bestimmungen zuwider gehandelt, indem er einen Eingeborenen zum Treubruch verleitete und denselben veranlassen wollte, eine geheime,

*) „Meine letzten Augenblicke werden als Schandflecken haften bleiben auf dem englischen Charakter. Und Europa wird entsetzt mit Fingern auf den Mann zeigen, den arglistigen Bösewicht; jeder wahre Britte wird den Britten verleugnen."

für Europa bestimmte Correspondenz mit sich dorthin zu nehmen. Er hat dadurch eine der von ihm unterzeichneten Hauptbedingungen, unter welchen es ihm gestattet war, auf St. Helena Wohnung zu nehmen, mißachtet und ist in Folge dessen aus der Umgebung des General Buonaparte entfernt worden. Den Instructionen des brittischen Gouverneurs entsprechend, ist derselbe nach dem Cap der guten Hoffnung zu transportiren.

Es wird dem Grafen Las Cases gestattet, seine Effecten und Papiere mitzunehmen, mit Ausnahme derjenigen Schriftstücke, die Beziehung auf den General Buonaparte haben könnten von der Zeit an, da derselbe unter Autorität der brittischen Regierung steht, mit Ausnahme ferner derjenigen Briefschaften, die nicht durch die Hände der brittischen Behörden gegangen sind.

Es sollen die Befehle der brittischen Regierung in Bezug auf alle diejenigen Schriftstücke abgewartet werden, über die irgend welche streitige Anschauungen bestehen.

Plantation-House am 20. December 1816

gez. Hudson Lowe." —

Begleitet war diese Verfügung von folgendem Brief an mich:

„Mein Herr! Indem ich Ihnen beigeschlossen diese Verfügung übersende, erlaube ich mir, Sie auf das aufmerksam zu machen, was ich Ihnen schon mündlich sagte, nämlich, daß ich mich Ihrem ferneren Aufenthalt auf dieser Insel nicht widersetze, falls Sie lieber hier bleiben als nach dem Cap der guten Hoffnung zu gehen, bis weitere Instructionen von der brittischen Regierung eingetroffen sind. In diesem Falle jedoch würde ich eine schriftliche Erklärung von Ihnen, daß dies Ihr Wunsch ist und Sie sich denselben Vorschriften unterwerfen wollen wie bisher, für nöthig halten.

Es steht also bei Ihnen, mein Herr, sich nach dem Cap der guten Hoffnung zu verfügen oder hier mit Ihren unter Siegel gelegten Papieren, bis ich meine Verhaltungsbefehle erhalten habe, zu verbleiben.

gez. Hudson Lowe."

Ich meldete sofort den Eingang beider Schriftstücke an und verlangte gleichzeitig eine Bescheinigung über den Empfang aller meiner Briefe, da mir dieselbe noch nicht zugegangen war. Da ich auf das Anerbieten des Gouverneurs, mich nach Longwood zurückkehren zu lassen, eingehen wollte, bat ich, von einem beigefügten Brief an den Großmarschall Kenntniß zu nehmen und an seine Adresse befördern zu lassen.

Ich sprach in diesem Schreiben die Bitte aus, Graf Bertrand möchte beim Kaiser anfragen, ob meine Rückkehr ihm angenehm wäre. Zu meinem nicht geringen Erstaunen erhielt ich dasselbe mit zahlreichen Streichungen des Gouverneurs zurück. Herr Hudson Lowe wollte mir also dictiren, was ich einem Großmarschall schreiben sollte; er hatte den zurückgesandten Brief mit einem Begleitschreiben versehen.

Sonntag, 22. u. Montag, 23. December.

Fortsetzung der Correspondenz mit dem Gouverneur.

Meine sich an den Brief des Gouverneurs anschließende Erwiderung führte zu einem längeren Hin und Her; ich erklärte zuletzt: ich verzichtete darauf, nach Longwood zu gehen. Ich ersuchte zugleich, mich nunmehr sofort zu entfernen. Dem Wunsche Sir Hudson Lowe's, nach Longwood das mir gemachte Anerbieten und meine Ablehnung zu melden, entsprach ich.

Der Gouverneur hatte mir auch in einem seiner Briefe angezeigt, wir, ich und mein Sohn, könnten nur

auf einem Transportschiff befördert werden, wann, könne er nicht sagen u. s. w.

Dienstag, den 24. December.

Ich verlasse Balcombes Cottage und werde nach der Stadt überführt.

Auf ein sehr dringliches Schreiben an den Gouverneur, motivirt durch meine und meines Sohnes Erkrankung, antwortete Sir Hudson Lowe sofort, um mir mitzutheilen, ich solle noch heut nach der Stadt überführt und in seinem eigenen Hause untergebracht werden. Gegen Abend erschien denn auch ein Offizier und nahm uns in Empfang. So lange wir Longwood auf unserem Wege sehen konnten, blieben unsere Augen darauf haften... Welche Trennung, welcher Abschied!

Mittwoch, 25. bis Sonnabend, 28. December.

Aufenthalt im Schloß des Gouverneurs.

Die Behausung des Gouverneurs, das sogenannte „Schloß", ist ziemlich umfangreich und hat eine recht hübsche Lage. „Lassen Sie es sich an Nichts fehlen", sagte mir der Majordomus, „die Indische Compagnie bezahlt Alles". Diese Aufmerksamkeit hatte jetzt für mich keinen Werth — ich verlangte eine Entscheidung. Diese aber wurde mir vorenthalten. Jeden Tag besuchte mich der Gouverneur, er sprach sehr höflich über gleichgültige Dinge, aber nie von Geschäften; endlich, ich war so leidend, daß ich kaum noch zusammenhängend sprechen konnte, sagte er, in zwei Tagen sollte ich fort, ein Kriegsschiff solle mich befördern.

Sonntag, 29. und Montag, 30. December.

Abschied vom Groß-Marschall.

Ein Offizier erschien früh Morgens, um uns zu sagen, wir möchten unser Gepäck und uns selbst bereit halten, im Laufe des Tages an Bord zu gehen. Um 6 Uhr Abends erst erschien der Gouverneur in Begleitung des Grafen Bertrand, dieser sagte mir im Auftrage des Kaisers einige freundliche Worte. Der Gouverneur eröffnete mir sodann, meine Abreise wäre auf den 30. verschoben. Ich händigte dem Groß-Marschall, der vor meiner Abreise nochmals erschien, dreizehn Wechsel auf meinen Londoner Bankier ein: es handelte sich um 4000 Louisd'or, die ich dem Kaiser so oft angeboten, und die er endlich anzunehmen sich entschlossen hatte. Zuletzt stellte sich auch noch General Gourgaud ein. Wir nahmen den zärtlichsten Abschied von einander, sodann wurden in meiner Gegenwart meine sämmtlichen Papiere versiegelt und mir darüber ein Protokoll behändigt; der Gouverneur überreichte mir einige Empfehlungsschreiben an Bekannte von ihm am Cap der guten Hoffnung. — Das war mein Abschied von St. Helena!

Ueberfahrt von St. Helena nach dem Cap.

Am 31. December lichtete das Schiff die Anker und am 17. Januar 1817 hatten wir unser Ziel erreicht. Man begegnete uns an Bord mit der größten Zuvorkommenheit. Ich erfuhr, daß ich dem Admiral Malcolm zu Dank verpflichtet war dafür, daß ich die Ueberfahrt an Bord eines Kriegsschiffes anstatt einer elenden Brigg machen durfte. An Bord verfaßte ich ein für Sir Hudson Lowe und den Grafen Bertrand — ich hatte mich zuvor mit den Herren darüber besprochen — bestimmtes Exposé, in welchem alle Beschwerden über unsere Behandlung in Longwood enthalten waren. Es lautete nach einigen einleitenden Worten:

Ein großer Souverän, verrathen vom Glücke und den Menschen, hat Thron und Freiheit verloren; er wurde auf einen öden Felsen im Meere verwiesen. Die Ereignisse waren einander mit so rasender Geschwindigkeit gefolgt, daß ein Ueberlegen kaum möglich war. Auf St. Helena erst erwarteten wir daher eine Entscheidung über unser Schicksal, es schien uns jedenfalls unmöglich, daß sich unsere Lage noch verschlimmern könne!

Europa, so sagten wir uns, richtet seine Augen auf diesen Felsen, die Völker werden zu Gericht sitzen über das Verhalten ihrer Fürsten. Ohne Zweifel werden sich Rücksichten, wird sich Fürsorge einstellen als Entschädigung für Das, was man als eine „politische Nothwendigkeit“ bezeichnet hat. Die öffentliche Meinung, die Gesetze Englands, berechtigen zu einer solchen Erwartung, die englischen Minister als Stützen des Ruhmes ihrer Nation, werden persönlichen Gehässigkeiten nicht den Vortritt geben.

Es trifft ein Mann hier ein, ausgestattet mit den Befugnissen eines Befehlshabers — man bestimmte Sie, Herr Gouverneur — der einen hervorragenden Rang in der Armee bekleidete; sein persönlicher Verdienst, so hieß es, habe ihn befördert. Er wäre vielfach in diplomatischen Stellungen bei den Hauptquartieren der Könige thätig gewesen; er müsse sich also vertraut gemacht haben mit dem Namen, dem Range, dem Titel des Kaisers Napoleon. Er wird die Beziehungen desselben, die geheimen wie die öffentlichen, zu diesen Souveränen, die ja den Kaiser „Bruder“ nannten, seine Freunde, seine Verbündeten, seine Verwandten waren, kennen gelernt haben.

Er wird wissen, daß es zu Châtillon von Napoleon abhing, in Frankreich zu herrschen, sogar mit dem Einvernehmen Englands: wird wissen, daß es später noch von Napoleon abhing, sich andere Länder zu reserviren.

Dieser Mann, so sagten wir uns, auf der Höhe der Diplomatie, wird gerechte Anschauungen von Personen und Dingen haben. Wir sahen in seiner Ankunft ein günstiges Prognosticon. „Sagten Sie nicht,“ so wandte sich damals der Kaiser fragend an uns, „er wäre bei Champaubert, bei Montmirail gewesen? Wir hätten also Kugeln mit einander gewechselt? Das sind in meinen Augen stets hochzuhaltende Beziehungen.“

In dieser Stimmung erwarteten wir Sir Hudson Lowe!

Sie treffen ein, Monsieur. Ihr erster Besuch in Longwood fand zu ungelegener Zeit statt, zu einer Stunde, in welcher der Kaiser keinen Besuch zu empfangen pflegte. Sie hatten durch keinen Adjutanten zuvor anfragen lassen, zu welcher Zeit dem Kaiser Ihr Besuch genehm wäre. Sie wurden nicht empfangen. Einige Tage später, als Sie unseren Aufenthaltsort besuchten, rühmten Sie vor einem der Unsrigen die Schönheit desselben. Es wurde Ihnen bemerkt, es fehle gänzlich an Schatten. Sie erwiderten, man würde Bäume anpflanzen — darin lag ein tiefer uns erschreckender Sinn.

Sie brachten für uns die Verpflichtung mit, Erklärungen abzugeben dahingehend, daß unser Aufenthalt auf St. Helena ein freiwilliger wäre und daß wir uns durchaus allen einschränkenden Bestimmungen fügen wollten, welche man uns auferlegen würde; das schien gleichbedeutend mit einem lebenslänglichen Exil. Sie stellten sich einige Tage später mit den Unterschriften des dienenden Personals ein. Sie müßten unsere Dienerschaft versammeln, sagten Sie, um mit derselben zu reden und ersuchten den Kaiser, seine Genehmigung zu ertheilen. Ich antwortete Ihnen, Sie hätten ja die Macht, es zu thun, allein Ihre Höflichkeit wäre doch nur eine weitere Beleidigung, da Ihre Minister zwölf Diener, die man gar nicht von Ihnen verlangt hatte, zuließen, so handelte es sich offenbar um den Privathausstand des Kaisers. Wollte man sich zwischen den Kaiser und seine Kammerdiener schieben? Könnte die große Mission des Gouverneurs von St. Helena andere Zwecke verfolgen, als über der äußern Umfriedung Longwoods zu wachen und die Sitten im Innern, das Asyl, unangetastet zu lassen? Sollte er eindringen in den Familienhaushalt? Sie sahen die Diener, Monsieur, um sich deren Entschluß

bestätigen zu lassen, ohne zu bedenken, wie beleidigend eine solche Maßnahme für uns sein mußte. Verlangten Ihre Gesetze eine Garantie von Ihnen, so hatten Sie indirecte Mittel genug, sich sicher zu stellen.

Wir sahen in diesen Vorgängen den bestimmten Vorsatz, uns mit Erniedrigung und Beleidigungen zu begegnen; wir sagten, man habe uns aus England einen Kerkermeister geschickt! Es kam zu einem Austausch unangenehmer Bemerkungen.

Sie sagten uns, wir wären in Bezug auf unsere Lage in einem argen Irrthum befangen. Wieso? Fanden Sie uns zu stolz? Ist es nicht natürlich, daß man im Unglück stolzer wird? Waren Sie es nicht vielmehr, der seine Stellung verkannte? Ihr Ruhm wäre es gewesen, unsrer Lage Linderung zu schaffen. Der Kaiser Napoleon ist nur seines Thrones verlustig gegangen, ein Mißgeschick hat ihm denselben geraubt, er hat nur äußere Güter eingebüßt, die Erhabenheit seines Characters ist ihm geblieben. Er ist und bleibt auch der Erwählte eines großen Volkes, geweiht durch die Religion, geheiligt durch seine Siege, anerkannt von allen Souveränen, von denen er einige sogar geschaffen hat. Seine Handlungen, seine Denkmäler bleiben der Erde, sein großer Name erfüllt die weite Welt. Seine Einrichtungen, seine Ideen sind von seinen Feinden nachgeahmt, diese schmückten sich mit denselben — er hat nur seinen Thron eingebüßt. Was übrig geblieben ist, fordert Respect. Der Gouverneur irrt sich — von uns Keiner!

Sie behaupteten, Sie hätten keine Rücksichten für uns, weil wir keine für Sie hätten. Ließen Sie uns nicht siegreich das Uebergewicht Ihrer Stellung fühlen? Welche besondere Rücksicht könnten Sie denn von uns beanspruchen?

So standen die Sachen, als eine durchreisende, vornehme Dame bei Ihnen eintraf. Sie nahmen dieselbe in Plantation-House auf. Um sich angenehm bei ihr zu machen und ihre Neugier zu befriedigen, schrieben Sie nach Longwood, um den General Buonaparte aufzufordern, bei Ihnen zum Diner zu erscheinen. Was dachten Sie eigentlich? Hielten Sie die Annahme der Einladung für möglich? Und in welche Verlegenheit mußten Sie dann gerathen! Hätten Sie Ihren Gast als General angeredet, ein Titel, der unter den obwaltenden Umständen einer Beleidigung für ihn gleichkommt? Welchen Platz hätten Sie ihm angewiesen? Hätten Sie ihn als Divisionsgeneral oder als commandirenden General aufgefaßt?

Mit der selbstverständlichen Ablehnung des Kaisers begannen Ihre persönlichen Chicanen. Ein Fremder hatte uns in Longwood besucht und mich geradezu bestürmt, ihm Aufträge nach London, wohin er sich verfügte und von wo er in 5 oder in 6 Monaten zurückkehren zu wollen erklärte, mitzugeben. Wir hatten ja hier, wie Sie wissen, an allem Möglichen Mangel. Ich gab ihm eine Uhr mit, welche ich auf St. Helena nicht konnte repariren lassen und ließ ihm durch meinen Diener einen alten Schuh behändigen, als Muster für neue.

Wenn ich hier, Monsieur, von so geringfügigen Details rede, so sind zwingende Umstände daran schuld. Die ihm eingehändigten Gegenstände schickte der Mann mir nach einigen Tagen zurück und entschuldigte sich in einem überaus höflichen Schreiben. Er sagte in demselben, der Gouverneur habe ihm verboten, sich mit den Gegenständen, es sei denn, daß dieselben durch seine Hände gingen, zu befassen und ich mich mit entsprechender Bitte an ihn wenden würde. Konnte ich einen alten Schuh einem General, einem Gouverneur einschicken?

Hinzu kam Folgendes: Einer von uns hatte seit

einigen Tagen einen neuen Diener. Sie begegneten demselben vor der Thür des Hauses. Sie selbst waren es, der ihn arretirte. Glücklicherweise merkte es der Kaiser nicht, der in der Nähe promenirte.

Sie haben später angegeben, Sie hätten nicht gewußt, daß der Mann zu einem von uns gehörte — sei dem nun, wie ihm wolle, Ihre rasche Handlungsweise war abermals beleidigend für uns.

Die Gräfin Bertrand hatte einen Brief nach der Stadt abgeschickt. Sie setzten sich in Besitz desselben, schickten ihn ihr zurück und erinnerten an die Bestimmung, daß es Keinem von uns gestattet sein sollte, mit Bewohnern der Insel, wer immer es sei, brieflich zu verkehren, es sei denn, wir schickten diese Briefe offen an Sie ein. Ihre Bestimmung war neu, Ihr Vorgänger, dessen Vorschriften Sie beizubehalten erklärt hatten, hat etwas Derartiges nicht befohlen. Daß wir mit den Leuten sprächen, verboten Sie nicht, nur durften wir nicht an sie schreiben. Wie lächerlich kam uns das vor! In Ihrer Inconsequenz lag für uns deutlich Ihre Absicht ausgedrückt: uns zu quälen.

Bis dahin war der Zutritt in Longwood auf Grund von Pässen gestattet, welche der Großmarschall ausstellte. Der oberste Beamte der Polizei konnte nach Gefallen den Zutritt zum Grafen Bertrand untersagen. Sie, Monsieur, übernahmen diese Function selbst! Sie wollten nach Ihrem Gefallen die Personen bestimmen, denen Sie — so faßten wir wenigstens die Sache auf — Ihren berühmten Gefangenen zeigen wollten. Sie erhielten darauf ein Schreiben, in welchem Ihnen angezeigt wurde, der Kaiser verzichte darauf, fürderhin noch irgend Jemand zu empfangen.

Wie autete Ihre Antwort? Sie schrieben, Sie wären aufs Unangenehmste berührt, zu erfahren, daß der General durch Besuche belästigt worden wäre, Sie würden dies für die Zukunft verhindern. Nun erfolgte unsere vollkommene

Absperrung, und es wurde aus unserem Aufenthalt etwas wie ein verwunschener: um uns her herrschte Nichts als Schrecken. Hatte der Kaiser früher in Bezug auf Sie erklärt: „Der Mann ist mir unverständlich. Es kann Jemand eine schlechte Handlung begehen, ohne schlecht zu sein!" so sagte er jetzt: „Hudson Lowe ist ein schlechter Mensch!" Sie hätten, wären Sie in unsrer Lage gewesen, mein Herr, sicherlich dasselbe Urtheil gefällt.

Ich komme zu einem delicaten Punkt: die Ausgaben. Eines Tages wurde uns angezeigt, daß die ursprünglich auf 20000 £ normirten Ausgaben auf 8000 reducirt werden sollten, daß jedoch, wenn der Kaiser für das Fehlende aufkommen würde, Alles beim Alten bleiben sollte. Der Kaiser hatte ja kein Geld! Jeder Verkehr mit Europa war ihm außerdem untersagt — die Einschränkungen traten in Kraft. Sie erklärten dabei selber, 8000 £ wären durchaus unzulänglich. Sie sagten mir, daß Sie es auf sich nähmen, die Summe auf 12000 £ zu steigern und haben mir gegenüber ihre Verwunderung geäußert, daß man Ihnen dafür keinen Dank zolle. Sollten wir, die wir die Ketten der Gefangenen hinter uns her schleppten, diese Existenzmittel als eine uns erwiesene Gunst ansehen? Verhandeln sollten wir über Dinge, die gegenüber den schweren Leiden, die wir ertrugen, Bagatellen waren.... Mir fällt die Feder aus der Hand ... mein Blut kocht. Es handelt sich um Ihre Ehre, nicht um einige elende Geldstücke.

Dieser schändlichen Behandlungsart gegenüber stoßen Ihre Zeitungen in die Posaune, daß man es in ganz Europa hört, und sprechen von Schlössern, die hier gebaut werden.

Ist es nicht erklärlich, daß der große Dulder, mit der Hand nach dem Lager Ihrer Truppen deutend, statt aller Antwort auf Ihre Insinuationen, ausruft:

„Man lasse mich doch in Ruhe! Habe ich Hunger

so werde ich unter jene Braven treten und mit ihnen aus einem Topf essen.“

Schon bei seiner Ankunft hatte der Kaiser, der sich mannigfach genirt fühlte, gesagt: Hätte ich keine Damen bei mir, die Ration des gemeinen Soldaten sollte mir genügen.

Ihre Einschränkungen, von Ihrem Belieben geleitet, bestanden zunächst darin, daß man die nöthige Zahl der Diener verringerte. Es ging soweit, daß wir, in der That des Nothwendigsten beraubt, für uns selbst sorgen mußten. Der Kaiser gab Befehl, sein Silbergeräth zu verkaufen. — Sie waren entrüstet darüber, daß wir diese Gegenstände, ohne Ihre Erlaubniß einzuholen, nach der Stadt schickten. Zu derselben Zeit war viel die Rede von Briefen, welche für uns angelangt und von Ihnen, Monsieur, nach Europa zurückgeschickt sein sollten, und zwar aus dem Grunde, weil dieselben nicht von Ihren Ministern eingesehen waren.

Es wäre nicht an dem, sagten Sie mir, Sie hätten nie Briefe zurückgeschickt. Sie betheuerten es mit Ihrem Ehrenwort und ich schenkte demselben Glauben. Sicher ist es, daß Sie einen für mich bestimmten Brief mir 35 Tage vorenthielten, ehe Sie mir ihn einhändigten. Eines Morgens lag er auf meinem Schreibtisch, versteckt unter anderen eben angelangten Briefschaften. Sie sagten mir dann, er wäre aus Versehen in Plantation-House zurückgeblieben.

Etwas anderes trug sich zu!

Nach der Niederkunft der Gräfin Montholon stellte sich ein junger englischer, sehr glaubenseifriger Geistlicher ein, um das Kind zu taufen. Wir behielten ihn zum Frühstück bei uns; er war sehr erstaunt, zu hören, wie lebhaft wir bedauerten, keinen Geistlichen unseres Bekenntnisses um uns zu haben; er hatte gehört, wir wären Renegaten. Es wäre ihm doch gesagt worden, daß vor Madeira

ein katholischer Geistlicher uns seine Dienste angeboten hätte, mit einigen kräftigen soldatischen Flüchen aber seiner Wege geschickt worden wäre. Da wir ja Frauen und Kinder bei uns hatten, so hatten wir oft schon die geistliche Seelsorge vermißt, ich klagte dies dem jungen Reverend und ersuchte ihn, doch beim Gouverneur in dieser Richtung vorstellig zu werden — ich habe nie weiter etwas gehört.

Der Ton in unseren Correspondenzen wurde immer erhitzter und Sie erklärten zuletzt kurzer Hand, sie brächen die Correspondenz mit uns ab. Sie verlangten, daß fortan alle Klagen und Beschwerden mit der Unterschrift des Kaisers versehen sein müßten. Der Kaiser aber kann nur vor Gott und den Völkern Europas Klage führen!

Hatte man vor diesen Klagen Furcht, als man ihm nur unter der Bedingung gestatten wollte, an den Prinzregenten zu schreiben, daß der Brief dem Gouverneur zuvor zur Durchsicht vorläge? Für beide erhabenen Personen ist ein solches Verfahren beleidigend. Und was wollte der Kaiser? Keine Klage — nur auf diesem Wege versuchen, Nachrichten von Frau und Kind zu bekommen!

Nach drei oder vier unerquicklichen Unterredungen mit Ihnen hatte der Kaiser beschlossen, Sie nicht mehr zu empfangen. Dies war die Lage der Dinge, als ein Schiff von Europa eintraf; Sie erschienen mit allem Ceremoniell umringt von Ihrem Generalstabe, in Longwood und erklärten, Sie hätten dem Kaiser besonders wichtige Mittheilungen zu machen; der Kaiser aber blieb dabei, Ihre Besuche abzulehnen, sagte jedoch, er wolle einen Ihrer Offiziere anhören. Nun stellte es sich heraus, daß es sich um eine neue Erklärung handelte, welche man von uns verlangte. Unsere Unterschrift war die conditio sine qua non unseres Verbleibens in der Nähe des Kaisers. Verweigerten wir dieselbe, so sollten wir sofort nach dem Cap transportirt werden — wir unterzeichneten mit bebender

Hand, mit blutendem Herzen in der Stille der Nacht, als der Kaiser schlief.

Neue Einschränkungen wurden getroffen, der Raum unserer Bewegung im Freien abermals verengert; unter den neuen Vorschriften befand sich auch die, der Kaiser dürfe, wenn er sich auf der Promenade mit Jemand begegne, nur die gewöhnlichen Höflichkeitsphrasen gebrauchen.

In Folge dessen hat der Kaiser sein Zimmer nicht mehr verlassen: Sie machten ihm dasselbe zum Sarge. Die Aerzte erklärten, der Mangel an Bewegung und frischer Luft müsse ihn über kurz oder lang tödten.

Sie erklärten, der Kaiser habe es so gewollt: Sie wüschen Ihre Hände in Unschuld. . . Welcher Ruhm ist es doch für Sie, Herr Gouverneur, daß sich der Kaiser den Tod wünscht!

Ich richte nunmehr die Frage an Sie: Welche Veranlassung hatten Sie zu diesen plötzlichen und grausamen Maßnahmen? Haben Sie ein Complott entdeckt? Haben Sie schwere Verdachtsgründe? Nichts, garnichts von alle dem. Sie wurden lediglich von der Furcht geleitet; Befürchtungen waren es, die Sie dahin gebracht haben, meine Papiere mit Beschlag zu belegen. Ich ließ dieselben nicht ohne innere Genugthuung in ihren Händen, mußten Sie doch daraus ersehen, wie hinfällig Ihre Befürchtungen, wie — mir fehlt das richtige Wort — Ihre Maßnahmen waren. Sie waren vom Haß, von persönlicher Rancune dictirt; von einer Nothwendigkeit ist keine Rede!

Ich komme zu den mich persönlich angehenden Auftritten und Ereignissen. Ich war es, den Sie vor allen Anderen mit Ihrem Uebelwollen bedachten. In meinen Briefen habe ich das geschildert, was ich sah, was ich empfand. Meine Briefe erregten Ihr Mißfallen und Sie ließen mich wissen, daß ich aus der Nähe des Kaisers entfernt werden würde, wenn ich in diesem Tone zu

schreiben fortführe. Sie beschwerten sich auch über meine Unterhaltungen mit Passanten: ich wollte doch nur den Lügen, den Schmähungen, die diese den über uns ausgesprengten Gerüchten entnommen hatten, die Wahrheit entgegenstellen. Mein Sohn und ich hatten einen Wohnraum, in welchem gerade unsere beiden schmalen Betten Platz hatten — ich wäre in Newgate besser aufgehoben gewesen. Dazu waren wir Beide krank. Man wird fortan nicht mehr sagen können, Treue, Ergebenheit, Liebe wäre aus den Herzen der Menschen entschwunden. Wir waren arme Märtyrer.

Die Geschichte mit meinem Diener ist, da sie ja eben erst passirte, unzweifelhaft noch in Ihrem Gedächtniß und ich brauche sie nicht zu wiederholen. Nur soviel ziemt sich zu sagen, ja ich sage es mit Vergnügen, daß Sie, als Sie mich erst ordentlich in der Gewalt hatten, mich so rücksichtsvoll behandelt haben, wie ich es nicht erwartet habe. Es schien mir, als wären Sie nicht mehr derselbe. Sie haben, mein Herr, einen allzu engen Kreis um Dinge und Personen gezogen, für die Sie vielleicht kein volles Verständniß haben. Sie sprachen von einem uns zur Last fallenden Irrthum; gestatten Sie, daß ich auf den großen Irrthum hinweise, welchen Sie begingen: jetzt sind Sie darüber erzürnt, daß Sie keine Erfolge hatten! Sie kommen mir vor wie jener Held der Fabel, der die bei ihm vorsprechenden Fremden in ein Bett that und ihnen, da dasselbe zu klein war, einige Gliedmaßen abhackte.

Kommen Sie mir nicht mit dem Buchstaben Ihrer Instructionen, dieselben würden Sie ja unter Ihre Aufgabe stellen. Ihre Mission ist eine ganz ungewöhnliche, geben Sie ihr ein möglichst edles Gepräge!

Und dann — bedenken Sie die Gefahren, denen Sie sich aussetzen; Sie kennen offenbar besser als ich die Geschichte Ihres Volkes, Sie wissen, wieviel hochgestellte

Männer schon den Veränderungen im Schwergewicht der Macht, der öffentlichen Meinung zum Opfer fielen. Wenn Ihnen nun etwas Derartiges zustieße und es erhöben sich Stimmen von dieser Insel her. Sehen Sie nicht den Abgrund vor sich? Sie berufen sich auf Ihr Gewissen. Ein Gewissen, das nicht mit Gott ist, sondern mit den Menschen, läßt uns gar leicht im Stich! Hören Sie mein letztes Wort: wachen Sie über der Gesundheit des Kaisers, erhalten Sie sein Leben und ich will Sie segnen. Am 19. December 1816. — —

Das Cap der guten Hoffnung liegt in directer Linie 500 Meilen von St. Helena entfernt, allein man macht in Folge von Strömungen und Wind 700 Meilen. Wir hatten eine sehr glückliche Fahrt, am 17. Nachmittags gingen die Anker nieder. Erst nach zwei Tagen fand unsere Ausschiffung statt.

Mein Aufenthalt
am Cap der Guten Hoffnung.

Sonntag, 19. bis Dienstag, 28. Januar 1816.

Der Gouverneur der Colonie, Lord Charles Somerset, zeigt mir an, daß ich auf Grund eines Berichtes von Sir Hudson Lowe mich als Gefangener zu betrachten, und als solcher auf dem Schloß in der Capstadt zu verbleiben hätte, bis von London zu erwartende weitere Bestimmungen über mich einträfen. So übersiedelte ich denn abermals in ein Gefängniß. Die Hitze war trotz der Jahreszeit unerträglich, das zweifenstrige, nach dem Hof gelegene Zimmer überaus düster und traurig; übrigens hatte ich die Erlaubniß, in Begleitung eines Offiziers in Stadt und Umgegend spazieren zu gehen. In Folge einer Beschwerde bei dem Gouverneur erhielt ich ein überaus höfliches Schreiben, in welchem mir, da Lord Somerset zu einer dreimonatlichen, dienstlichen Tournee soeben abgereist war, dessen Landhaus mit Dienerschaft 2c. zur Verfügung gestellt wurde. Ich nahm dieses generöse Anerbieten mit vielem Dank an.

Mittwoch, 23. Januar bis Sonnabend, 5. April.

Newlands. — Kleine Ereignisse.

Heut zu früher Stunde wurde ich durch einen Adjutanten des Gouverneurs in einem vierspännigen Wagen abgeholt und nach Newlands, dem Landhaus Mylord Somersets, gebracht; es wurden uns die größten Artigkeiten erwiesen. Wir erhielten Besuch von nah und fern: wenn auch die Neugier eine Rolle spielte, auch der aufrichtigen Theilnahme darf ich gedenken.

Ich war unter so günstigen Verhältnissen sogleich darauf bedacht, einige Gegenstände, an denen man in Longwood besonders Mangel litt, dorthin zu befördern, wobei mir General Hall, der Vertreter Lord Somerset's, an die Hand ging. Es war namentlich Wein, den ich im Auge hatte; er ist denn auch wirklich trotz anfänglichen Sträubens von seiten Sir Hudson Lowe's an seine Adresse befördert: der Kaiser hat ihm den Namen „Las Cases-Wein" gegeben.

Nach Verlauf einiger Monate erhielt ich vom Colonialsecretär einen Besuch und es wurde mir angezeigt, daß Lord Amerset auf seiner Rückkehr von dem Gesandtschaftsposten in China eine zeitlang Newlands bewohnen und mir ein anderes Domicil angewiesen werden würde; bestimmt wurde nach einigem Hin und Her die 8 bis 10 Meilen vom Cap entfernt gelegene Besitzung eines Privatmannes.

Sonntag, 6. April bis Dienstag, 19. August.

Aufenthalt in Tygerberg. — Das „Manuscrit de St. Hélène."

Tygerberg, unser neuer Aufenthaltsort, gehört einem Herrn Baker, welcher aus Coblenz oder Nachbarschaft stammt; er und seine Familie waren die Liebenswürdigkeit

selbst; es war dies die dritte Etappe unserer Gefangenschaft in der Capkolonie. Die erste im Schloß der Capstadt hatte glücklicher Weise nur 10 Tage in Anspruch genommen, die zweite in Newlands mehr als 2 Monate, voll angenehmster Erinnerungen; in Tygerberg, das in einer Wüste liegt, sollte ich 4 Monate bleiben — allein ich sollte meine Ketten noch weiter schleppen.

In Tygerberg kam mir das berühmte „Manuscrit de St. Hélène“ in die Finger, das in der ganzen Welt damals so viel Aufsehen machte. Niemand wußte, woher das Werk eigentlich stamme, wer es geschrieben hatte; ich war erstaunt, wie sich neben unumstößliche Wahrheiten, die es enthält, ein Wust von Lügen, Trivialitäten und Irrthümern drängte. Ich fand Aeußerungen Napoleons darin wortgetreu so wie sie in meinem Tagebuche, welches Sir H. Lowe mit Beschlag belegt hatte, verzeichnet waren. Demnach schien es ja keinem Zweifel zu unterliegen, daß das Werk aus Longwood stammte: es waren jetzt zwischen 6 und 7 Monate seit meiner Entfernung von Longwood verflossen. Wie kamen aber mitten unter diese Sammlung von unzweifelhaft echten und wirklich gefallenen Aussprüchen des Kaisers diese zahllosen Irrthümer? Mir fehlt die Lösung des Räthsels: einen Mißbrauch mit den Aufzeichnungen in meinen mit Beschlag belegten Papieren mochte ich Niemandem zutrauen.

Tage, Wochen und Monde verstrichen — das Ende meines Exils war noch immer nicht abzusehen. Aus London schienen Nachrichten und Verfügungen auszubleiben. Schon mehrmals hatte ich, und zwar in immer dringenderer Form meine Bitten an den Gouverneur erneuert, mich doch endlich frei zu geben, mich reisen zu lassen oder wenigstens mir den Aufenthalt in der Stadt zu gestatten, um mich und meinen Sohn unter die uns so nothwendige ärztliche Behandlung zu stellen — Lord Somerset aber blieb stumm

Er hatte mir mancherlei übelgenommen und nun grenzte sein Verfahren mir gegenüber an Unmenschlichkeit. Endlich wurde mir gestattet, in die Stadt zu übersiedeln und nahm mich der Arzt Dr. Leisching in Pflege und Wohnung. Bald darauf traf die Nachricht ein, daß ich frei wäre. Der Gouverneur hatte mir sagen lassen, es böten sich zwei Gelegenheiten für meine Heimreise; ich antwortete unverzüglich, daß mir die erste auch als die beste erscheinen würde: ehe ich weitere Mittheilungen erhielt, ging das erste Schiff schon in See. Das zweite abgehende Schiff, ein Transportschiff, sollte in St. Helena anlegen: ich durfte es nicht benutzen. Eine kleine abscheuliche Brigg lag noch seefertig im Hafen; ich wurde mit dem Capitän in Bezug auf die Ueberfahrt für hohen Preis einig. Der Mann erhielt Befehl vom Gouverneur: mich in England nicht eher an Land zu setzen, als bis seitens der Regierung die nöthigen Befehle eingetroffen wären. Noch immer hatte meine Gefangenschaft kein Ende — allein ich war gottlob unterwegs nach Europa!

Ueberfahrt nach Europa.

Mittwoch, 20. August bis Freitag, 15. November.

Die Ueberfahrt. — Ankunft in England. — Meine Landung wird verboten. — Deportation nach Ostende.

Trotz der abscheulichen Verpflegung und trotz des Mangels an Comfort an Bord erholten wir Beide uns von Tag zu Tag mehr und die beinah 100 Tage währende Ueberfahrt bekam uns recht gut. Am 7. September passirten wir in einer Entfernung von etwa 15 Meilen St. Helena . . . ich hätte ja können dort bleiben, wenn ich gewollt hätte . . . bald war die Insel am Horizont verschwunden! Stürme brachen aus, wir schwebten Tage lang in Gefahr, liefen jedoch schließlich wohlbehalten in die Themse ein.

Vor Gravesend, wo ein Controllschiff der Regierung vor Anker lag, wurde unser Schiff angehalten; ein Beamter erklärte, ich hätte mich sofort mit meinen Effecten an Bord des „Alien-Ship" — des Quarantäneschiffes für Fremde — zu verfügen. Dies geschah; meine Papiere wurden versiegelt und mir wurde bedeutet, ich hätte die weitere Verfügung über meine Person abzuwarten. Mitten in der Nacht wurde ich geweckt und erhielt die Benachrichtigung:

auf Verfügung des Prinz-Regenten hätte ich sofort England zu verlassen. Bei Tagesanbruch wurden wir ans Land gesetzt, eine Postchaise erwartete uns und fort ging es nach Dover. Hier wurden wir in ein Wirthshaus eingesperrt, in welchem wir zwei Tage zuzubringen hatten, ehe unsere Einschiffung an Bord des Postschiffes nach Ostende erfolgte. Unser Hüter stand unter dem directen Befehl des Lord Sidmouth, damaligen Ministers des Innern; der Mann legte, nachdem er alle meine Effekten durchwühlt hatte, Beschlag auf meine Papiere: auch nicht ein Blättchen blieb in meinen Händen. Auf meine eindringliche Beschwerde bei Lord Sidmouth erhielt ich keine Antwort, da inzwischen meine Weiterspedirung nach Ostende erfolgte.

Reise nach Frankfurt a. M.

Vom 19. November bis zum 11. December.

Verfolgungen in Belgien und Preußen. — Angenehme Zwischenfälle. — Frankfurt.

In Ostende, wo ich sehr auf meine Freigebung rechnete, traf mich eine weitere überraschende Nachricht: In meinem Hotel angelangt, erhielt ich den Besuch eines Polizeibeamten, der mir mittheilte, er habe Auftrag, mich zu überwachen. Im Laufe der Unterhaltung richtete der etwas zutraulich gewordene Herr die Frage an mich: ob es denn wahr wäre, was allgemein erzählt würde, daß Napoleon auf St. Helena in einem derartig gereizten Zustande wäre, daß Niemand mehr mit ihm auskommen könne. Ich setzte den Mann in gebührender Weise zurecht und er verkündete mir, es wäre sofort nach meiner Ankunft eine Staffette an den Gouverneur der Provinz abgeschickt und innerhalb 24 Stunden würde ich wissen, was mit mir geschehen solle. Die Erlaubniß zur Weiterreise traf denn

auch ein und nach drei Tagen war ich in Brüssel, um sofort ausgewiesen zu werden. Ich führte Beschwerde beim französischen Gesandten, erhielt jedoch keine Antwort.

In Aachen betrat ich preußisches Gebiet, die niederländischen Beamten, welche mich bis dahin escortirt hatten, verabschiedeten sich, dafür nahmen mich sofort preußische Polizisten unter ihre Fittige, um mich durch das Preußenland nach Frankfurt zu geleiten, welches ich nunmehr zu ihrer nicht geringen Freude als Ziel meiner Reise bezeichnete. Ich darf, mitten heraus aus dem Jammer meiner Lage und dem Wust von Beschwerden, nicht unterlassen, mit tiefem Dank der Theilnahme zu gedenken, die mir von vielen Seiten an den Tag gelegt wurde und mit Rührung citire ich hier einen Ausspruch Napoleons auf St. Helena:

„Meine lieben Freunde," sagte er eines Tages, „wenn Ihr nach Europa zurückkehrt, werdet Ihr finden, daß ich noch von hier aus Kronen vertheile."

In den Wirthshäusern, auf der Landstraße tönten viele mich fast berauschende Worte der Theilnahme an mein Ohr. Postillone, Gendarmen waren es namentlich, die mich mit ihren schlichten, treuherzigen Worten beglückten. Der Eine sagte stolz, er wäre erst unlängst aus der alten Kaisergarde ausgetreten, ein Anderer, er wäre französischer Gendarm, ein Dritter, er wäre „Soldat unter Napoleon" gewesen.

In Köln hatte ich einen Aufenthalt von 24 Stunden, denn ich war zu unwohl, um weiter zu reisen — wer schildert meine freudige Ueberraschung, als ein Kellner ins Zimmer stürzt und mir den Besuch der Gräfin Las Cases, meiner Frau, anzeigt — — welches Wiedersehen!

Aufenthalt in Deutschland.

Fünfzehn Monate.

In Frankfurt a. M. — Briefe an Marie Louise und die verbündeten Souveräne. — Brief an Lord Bathurst. — Verhandlungen im englischen Parlamente. — Meine Beziehungen zu den Gliedern der kaiserlichen Familie. — Reise nach Baden — Aufenthalt in Mannheim. — Der Aachener Congreß, neue Bemühungen. — Ein Brief von Madame Mère. — Mein Brief an die Souveräne. — Meine offiziellen Documente aus Longwood, die ich den Souveränen einreiche. — Die öffentliche Meinung. — Ankunft der Brigg „Musquito“. — Das badische Cabinet entfernt mich aus Mannheim. — Ich gehe nach Offenbach.

Das Erste, was ich nach meiner Ankunft in Frankfurt that, war, daß ich an den dort accredirten französischen Gesandten schrieb und Beschwerde über die mir widerfahrene Behandlung führte; ich erhielt ebenso wenig wie damals in Brüssel eine Antwort auf meine Eingabe. Es entstand jedoch ein Streit zwischen den betheiligten Mächten. Frankreich forderte vom Senat meine sofortige Auslieferung, der preußische Offizier, welcher mich in den höflichsten Formen bis hierher begleitet hatte, lehnte es, gestützt auf seinen Auftrag, ab, sich mit seiner Bürde von Neuem zu beladen, und verlangte die Verwendung seiner Gesandtschaft dahin, daß ich in Frankfurt zurückbehalten würde. Während die Sache noch schwebte, wandte ich mich auch noch an den österreichischen Gesandten, Baron Wessemberg, um ihm anzuzeigen, daß ich mich an den Kaiser Franz mit dem Ersuchen gewendet hätte, in seinen Staaten ein Asyl zu finden und daß es mir lieb wäre, wenn ich in Frankfurt die Antwort abwarten dürfte. Baron Wessemberg erklärte sofort, daß ich bis auf Weiteres unter seinem Schutz stünde. Nun trat eine allgemeine Beruhigung ein: der Senat der Freien Stadt duldete meinen Aufenthalt, Fürst

Hardenberg, bei dem ich mich über meine Escortirung durch den Preußischen Staat beschwerte, kam und entschuldigte sich, von Wien aus traf die Nachricht ein, mir wäre ein Asyl in Oesterreich bewilligt. Der Herzog von Richelieu, unser Minister des Auswärtigen, hatte an den Gesandten nach Frankfurt Ordre gegeben, mich in Ruhe zu lassen.

So war ich denn endlich frei und durfte über mich selbst verfügen. Zunächst schrieb ich an Marie Louise und legte meinen Brief offen in einen an den Fürsten Metternich, österreichischen Premierminister, gerichteten, ein.

Brief an Marie Louise.

Mein Brief an die Kaiserin, den ich bereits während meines Aufenthaltes in der Cap-Colonie abgefaßt hatte, lautete:

Kaum fort von der Insel St. Helena, drängt es mich, zu Füßen von Ihro Majestät Nachrichten über den Kaiser niederzulegen. Ich bin ganz unerwartet und plötzlich aus seiner Nähe entfernt worden, ohne jedes vorherige Anzeichen: es ist mir, als wäre ich jählings an seiner Seite vom Tode ereilt worden. Daher kommt es, daß ich mit keinem Auftrage für Ihre Majestät beehrt wurde. Aus den täglichen Unterhaltungen des Kaisers mit mir muß ich Das schöpfen, was ich mir erlaube, Ihrer Majestät hiermit zu unterbreiten.

Gern ruhte der Kaiser bei den Erinnerungen an seine Familie aus. Es kränkte ihn tief, daß er, obwohl er officiell Diejenigen, die ihn bewachen, darum ersucht hatte, keine Nachrichten erhielt. Ihre Majestät werden den lebhaften Ausdruck dieses Kummers in dem Briefe finden, mit dem der Kaiser mich beehrt hatte, nachdem ich von ihm getrennt worden war; ich nehme mir die Freiheit, eine Copie desselben beizulegen.*)

*) Der Brief ist weiter oben wörtlich mitgetheilt worden.

Die Gesundheit des Kaisers ließ bei meiner Abreise zu wünschen übrig; ja er befand sich recht übel, weil er soviel entbehrte und es ihm an Zerstreuungen durchaus fehlte; seine Seelenstärke triumphirte glücklicher Weise bisher über Alles und Ruhe und Gleichmuth verließen ihn nicht.

Ich habe bemerkt, daß er genöthigt war, jeden Monat einen Theil seines Silberzeuges zu verkaufen, um für die täglichen Bedürfnisse aufzukommen; er war genöthigt, eine kleine Summe anzunehmen, über welche ein Diener verfügte.

Madame! Als treuergebener Diener nehme ich mir die Freiheit, zu Ihrer Majestät Füßen in der Hoffnung, Höchstihnen angenehm zu sein, eine Haarlocke vom Haupte des Kaisers niederzulegen, in deren Besitz ich mich seit längerer Zeit befinde. Ich füge auch eine Skizze von Longwood bei, die mein Sohn für seine Mutter gezeichnet hatte. Ihre Majestät werden gewiß gern die Einzelheiten dieses in weiter Ferne gelegenen traurigen Aufenthaltes einsehen.

Es würde die Pflicht mir gebieten, sofort bei meiner Ankunft in Europa mich zu Ihrer Majestät Füßen zu werfen, allein es hält mich in England eine heilige Pflicht zurück: ich muß jeden Augenblick vom Rest meines Lebens dazu verwenden, auf Wegen, welche die englischen Gesetze gestatten, einigen Trost nach dem öden Felsen gelangen zu lassen, auf welchem ich mein Herz, meine Erinnerungen zurückließ. Die Minister Englands werden meinem von der Religion dictirten Vorhaben keine Hindernisse bereiten.

Ich habe die Ehre . . . . Graf de Las Cases.

Nachschrift: Madame! Bei meiner Ankunft in Europa wurde ich von England fortgewiesen. Auf dem Festlande bemächtigte man sich meiner; schwererkrankt wurde ich in Frankfurt zurückgehalten und erhielt in diesem Augenblicke ein Asyl angewiesen in den Staaten Ihres erhabenen Herrn Vaters. Ich benutzte den ersten Augenblick wieder=

gewonnener Freiheit, um Ihrer Majestät diese Zeilen, die ich in Süd-Afrika schrieb, zu übermitteln. Ich bitte unterthänigst, Ihre Majestät möchten dieselben in Gnaden annehmen, worin ich einen theilweisen Trost für meine Leiden erblicken würde.

Brief an den Fürsten Metternich, welchem der eben mitgetheilte beigefügt war.

Monsieur! Ich beeile mich, Ihnen für die Gewährung eines Asyls in den Staaten Sr. kaiserlichen Majestät meinen Dank auszusprechen. Zugleich nehme ich mir die Freiheit, einen Brief an die Kaiserin Marie Louise beizulegen. Gestatten Sie mir, ich beschwöre Sie, in diesem Falle zu Ihnen als einem Privatmanne zu sprechen und von Ihrer hohen Stellung abzusehen. Ich möchte am liebsten, ehe ich Etwas thue, mir Ihren Rath einholen — ich war ja so lange von Europa fort — ich vertraue vollkommen in diesem Falle der Stimmung Ihres Herzens und übergebe den einliegenden Brief offen Ihrer Discretion. Ich bitte hinzufügen zu dürfen, daß der Kaiser Napoleon sich auf seinem weltfernen Felsen dem persönlichen Haß einiger Feinde preisgegeben sieht, daß ich selbst nur noch der Hoffnung lebe, ihm einigen Trost von hier aus spenden zu können. Napoleon spricht von den Ereignissen seiner Zeit, als lägen dieselben Hunderte von Jahren hinter ihm, nur die Liebe für die Seinigen scheint ihn noch in die Gegenwart zurückzurufen. Wie könnte ich, ohne die Convenienz oder ohne Anschauungen zu verletzen, zu Nachrichten, vor Allem von seiner Gemahlin und seinem Sohne gelangen?

Während unseres Aufenthaltes auf St. Helena haben wir keinen Verkehr mit dem österreichischen Commissar gehabt, noch haben können. Waren die österreichischen und russischen Commissare auf der Insel erschienen, um darüber

zu wachen, daß dem Kaiser Napoleon jene Rücksichten, jene Behandlung zutheil würde, die man ihm schuldete, so hatte der Gouverneur mit seiner Erklärung: diese Herren seien weder berechtigt noch bevollmächtigt, sich in irgend Etwas einzumischen, veranlaßt, daß sie nicht empfangen wurden.

Gestatten Sie u. s. w. Graf de Las Cases.

Brief an den Kaiser von Rußland.

Sire, mich führt ein pietätvolles Gefühl an die Stufen Ihres Thrones. Der treue Diener eines schwergeprüften, zur Opferbank geschleppten Souveräns erhebt seine klagende Stimme — werden Ew. Majestät ihr das Ohr verschließen?

Plötzlich von der Seite Napoleons gerissen, irre ich seitdem umher, wie in einer andern Welt, das Bild der Leiden mit mir tragend, denen mein erhabener Gebieter preisgegeben ist; so trete ich vor Eurer Majestät glückumstrahlten Thron.

Eurer Majestät Abkömmen vom 2. August 1815 mit Dero hohen Verbündeten bestimmt, daß Napoleon Ihr Gefangener sein soll und überträgt auf England den Besitz seiner Person, alle Maßregeln für seine Inhafthaltung ꝛc. Ich lasse alle Rücksichten der Politik bei Seite und gebe meinem Herzen das Wort. Ich beschwöre Eure Majestät, wie ich es auch Dero hohen Verbündeten gegenüber gethan habe, unterstützen Sie in Gnaden mein an die englische Regierung gerichtetes Gesuch, daß es mir gestattet werde, in London für den berühmten Gefangenen und die Milderung seiner Lage Sorge zu tragen.

Indem Ew. Majestät Anderen die Bewachung des Gefangenen übergaben, haben Dieselben gewiß nicht Verzicht geleistet, darnach zu sehen, daß an der Rücksicht und der Achtung festgehalten werde, die man dem hohen Gefangenen schuldet. Indem Ew. Majestät auf jede politische Einmischung Verzicht leisteten, haben Sie doch gewiß nicht

sich selbst verbieten wollen, zu den Tröstungen beizutragen, zu welchen Ihre persönlichen Empfindungen Sie veranlassen mußten.

An jedem Tage, Sire, wird auf St. Helena in Ihrem Namen mit Ketten gerasselt. Unmöglich können Sie Ihre Einwilligung dazu gegeben haben, daß Ihr Name dorthin gelange nur um abscheulichen, unerträglichen Maßnahmen als Bürge zu dienen. Der, Sire, an dem diese Unthat begangen wurde, ist derselbe, den Sie einst Bruder nannten. Das kann Ihre Fürstenseele nicht vergessen haben, Ihr Herz dafür nicht unempfindlich bleiben: ich rufe hier Ihre Theilnahme an, ich erinnere Sie an Ihren fürstlichen Rang. Ihre edle Seele, Sire, hat sich zu oft offenbart, als daß ich verzweifeln sollte. Erwirken, bewilligen Sie mir die Gunst, daß ich von hier aus mich mit der Sorge um den theuren Verbannten befassen und tragen darf. Ist nicht Der, für den ich bitte, einst „Freund" von Ihnen genannt worden? Die Jahre Ihrer Regierung sind des Ruhmes voll, fügen Sie Ihren Großthaten eine That der Freundschaft hinzu.

Ew. Majestät werden ohne Zweifel wissen, daß Napoleon seiner Zeit vom Gouverneur von St. Helena aufgefordert worden ist, Ew. Majestät Commissar sowie den Oesterreichs zu empfangen, dies jedoch abgelehnt hat. Der Kaiser Napoleon begründete seine Absage, indem er erklärte, daß, wenn die Commissare beauftragt wären, darüber zu wachen, daß auf einer entlegenen einsamen Insel im Ocean die Rücksichten nicht verleugnet werden sollten, die man ihm schulde, er wohl die guten Absichten der beiden Fürsten anerkenne; da jedoch der Gouverneur der Insel erklärt habe, die beiden Herren hätten sich nicht in die Vorgänge auf der Insel zu mischen, so wäre deren Mission in seinen Augen eine illusorische und hätte er mit den Herren Nichts zu verhandeln. Seine Erklärung, die

Herren als Privatpersonen empfangen zu wollen, hatte keinerlei Folgen.

Wenn ich es wagte, Sire, meine Stimme zu erheben, so schöpfte ich den Muth dazu aus meiner treuen Ergebenheit für meinen unglücklichen Herrn. Ich bin u. s. w. der Graf de Las Cases.

Hier möge auch mein Brief an Lord Bathurst Platz finden. Ich würde die Veröffentlichung unterdrücken, allein der Unterstaatssecretär, Herr Goulborn, hat vor dem Unterhause falsche Angaben gemacht, die mir richtig zu stellen obliegt.

Brief an Lord Bathurst.

Mylord! Würde ich, ohne Etwas zu sagen, die willkürliche und tyrannische Handlungsweise, — die Gesetzesverletzungen, denen ich seit mehr als einem Jahr ausgesetzt bin, ruhig hinnehmen, so könnte eines Tages mein Stillschweigen als Einverständniß und Unterordnung gelten, ich würde unrecht an mir selbst, an der Gesellschaft handeln.

Wenn ich, Mylord, so lange Anstand nahm, Ihnen meine Beschwerden vorzutragen, so liegt der Grund in Ihnen und Ihren Verfolgungen. Es scheint fast, als hätte man für mich eine neue Strafe erfunden: Die Hetze auf den großen Verkehrsstraßen! Ich bin wie ein Verbrecher von Stadt zu Stadt geschafft worden, ohne Auskunft über dies Verfahren zu erhalten, ohne daß man mir, der ich todtkrank war, eine Ruhepause gewährte.

Ich bin einer von den Vieren, denen Sie gestatteten, dem berühmten Helden, welcher der Gastfreiheit des Bellerophon zum Opfer fiel, zu folgen. Von der großen Zahl Derer, welche diese hohe Ehre nachsuchten, gestatteten sie nur Vieren die Erfüllung ihrer Wünsche. Ich habe, so gut ich konnte, in Longwood den übernommenen heiligen Pflichten genügt, und mich bemüht, der härtesten Gefangen-

schaft, die es wohl je gab, Linderung zu verschaffen. Ich bin dann plötzlich durch den Gouverneur von St. Helena entfernt worden. Vielleicht war derselbe im Recht: ich hatte ja seinen Verhaltungsbestimmungen keine Folge geleistet; ich war jedoch nur insofern schuldig, als ich von dem Recht jedes Gefangenen, die Aufmerksamkeit seines Kerkermeisters zu täuschen, Gebrauch gemacht hatte.

Die bei mir beschlagnahmten und Ihnen vermuthlich bekannten Papiere sahen ja ihrer Beförderung durch des Gouverneurs Hände entgegen, als derselbe mir sagen ließ: die Art, in welcher ich schriebe, wäre so, daß, wenn ich in diesem Styl meine Correspondenzen fortsetzte, er mich von Dem entfernen müsse, dem ich mich angeschlossen hatte — der Inhalt der Papiere war zu nichtssagend, als daß er die gegen mich ergriffenen Maßnahmen hätte rechtfertigen können.

Meine Gefangenschaft auf St. Helena, Mylord, war eine freiwillige, Sie hatten befohlen, dieselbe solle ein Ende haben, wenn ich es wünschte. Ich habe daher Sir Hudson Lowe angezeigt, daß ich, sobald ich von Longwood getrennt war, einer persönlichen Abhängigkeit von ihm enthoben wäre, und daß ich zurückträte unter den Schutz der üblichen Gesetze. Ich verlangte von ihm, daß, falls mich eine Schuld träfe, er mich vor Gericht stelle — daß er, falls er in meinen Papieren irgend etwas Gefährliches entdeckt habe, dieselben an Sie, Mylord, einschicke und mich mit ihnen. Was geschah nun?

Ich wurde fast 6 Wochen zunächst auf der Insel gefangen gehalten, dann, dem Buchstaben des Regulativs entsprechend, nach dem Cap der guten Hoffnung geschafft. Sir Hudson Lowe hat alle diejenigen meiner Papiere einbehalten, welche seinen Verdacht erregten. Entschied ich mich für eine Rückkehr nach Longwood, die Sir Hudson Lowe mir freistellte, so sollten mir darum doch meine Papiere nicht

zurückgestellt werden. Andere Gründe mißriethen die Rückkehr: war ich nicht unter den Augen des Kaisers verhaftet worden, an diesen ihm zugefügten Schimpf mußte der Kaiser erinnert werden, sowie er mich sah. Ich reiste ab. Was Sir Hudson Lowe nicht zu thun gewagt hatte, that der Gouverneur der Capkolonie, ich war nun erst recht — allen Gesetzen, dem Völkerrecht zuwider — ein Gefangener. Weshalb? Eine genügende Antwort zu geben, dürfte Niemand im Stande sein. Meine „Gefangenschaft" am Cap währte beinahe 8 Monate!

Ohne Zweifel habe ich es, Mylord, Ihren endlich eingetroffenen Befehlen zu danken, daß ich nunmehr auf meine Kosten nach England reisen konnte — dabei aber blieb ich nach wie vor ein Gefangener und wurde als solcher behandelt. Als die Brigg, mit der ich die Ueberfahrt bewerkstelligt hatte, in die Themse eingelaufen war, bemächtigte man sich abermals meiner Person und meiner Papiere.

Woher diese Behandlung? Welcher Grund lag vor, einen unbescholtenen Mann wie einen Verbrecher, einen Vagabonden zu behandeln? Ich frage Sie, Mylord. Ich habe in drei Zeitungen die Antwort gelesen, welche Sie auf den Antrag Lord Hollands, St. Helena betreffend, im Parlament gaben: beinah jede Zeile enthielt einen Irrthum; Sie müssen mit falschen Nachrichten versorgt werden, Mylord. Sie sagten u. A., kein Verwandter des Kaisers, mit Ausnahme seines Bruders Joseph, hätte nach St. Helena geschrieben. Ich selbst habe dem Kaiser drei oder vier Briefe überreicht, welche von ihnen kommen und durch Sir Hudson's Freunde ausgeliefert wurden. Die an und für sich unbedeutende Sache sollte Ihnen doch die Augen öffnen. Ich fasse das Gesagte endlich in drei Bitten zusammen: ich verlange erstens Gerechtigkeit und Genugthuung für den Mißbrauch von Gewalt, der dem Lord Somerset zur Last fällt, welcher mich unter Verletzung der Landes-

gesetze solange gefangen hielt, zweitens verlange ich Gerechtigkeit und Genugthuung für die ungesetzliche Beschlagnahme meiner Papiere vor Gravesend, drittens verlange ich Gerechtigkeit und Genugthuung dafür, daß ich als Gefangener nach dem Continent geschafft und in Folge ertheilter Anweisung gezwungen wurde, wie ein Verbrecher Belgien und die angrenzenden Länder zu passiren; ich verlange viertens eine sofortige Durchsicht und Herausgabe meiner mir vor Gravesend abgenommenen Papiere. Den größeren Theil derselben hatte Sir Hudson Lowe unbeanstandet gelassen. Viele darunter sind, da sie häusliche Angelegenheiten betreffen, auch Vermögensverhältnisse ꝛc., für mich von fast täglicher Nothwendigkeit; ich verlange fünftens die Herausgabe meiner Papiere von St. Helena, deren Verzeichniß sich unter den auf der Themse mir abgenommenen befindet. Die Papiere von St. Helena bestehen eigentlich nur aus einem einzigen Manuskript. d. h. meinem 18 Monate lang geführten Tagebuch. Ich habe daraus Herrn Hudson Lowe soviel mitgetheilt, daß er sich von der Harmlosigkeit des Inhaltes überzeugen konnte; sechstens verlange ich die Herausgabe des Briefes, welchen der Kaiser Napoleon während meiner Gefangenschaft geschrieben hat; es ist in demselben von Politik keine Rede, Sir Hudson Lowe hat sich davon überzeugt; mein Eigenthum darf mir, besonders nach den Gesetzen civilisirter Staaten, nicht ohne Weiteres entrissen werden: der Brief aber ist mein Eigenthum und mir theurer als alles Andere.

Ohne Lärm zu schlagen, Mylord, fordere ich Sie auf, Geschehenes wieder gut zu machen. Sollten Euer Lordschaft meinen Brief ignoriren, erst dann würde ich Veranlassung finden, die Gerichte Ihres Landes anzurufen.

Ich habe die Ehre ꝛc.

Graf de Las Cases.

Petition an das englische Parlament.

Ein bescheidener Privatmann, ein Fremdling im Lande, wagt es in Ihrer Mitte, Vertreter des englischen Volkes, seine Stimme zu erheben. Er appellirt an die Humanität, an das Rechtsgefühl, an Ihren Ruhm — Sie werden ihn anhören.

Mit Gewalt von St. Helena, aus der Nähe eines Mannes entfernt, der als eines der denkwürdigsten Opfer irdischer Wechselfälle dasteht, schleppe ich mich vor Sie, um Ihnen seine Lage, seine Qualen zu schildern. Plötzlich von seiner Seite gerissen, ohne jedes Vorgefühl, jeden Verkehres beraubt, sind meine Worte, meine Gedanken ganz mein eigen, sie haben keinen anderen Ursprung als mein Herz! Vielleicht würde die stolze Seele Dessen, dem sie gelten, sich wider den Schritt, welchen ich thue, auflehnen, weil es Gott allein ist, den er anrufen möchte. Vielleicht würde er mich fragen, wer mir die Fürsorge für sein Wohlergehen übertragen hätte. Gleichviel. Meine Liebe zu ihm wäre ja die Wurzel meiner Thorheit. Dem Einfluß seines heroischen Geistes entrückt, ist mein Herz nicht mehr im Stande, die Geschichte seiner Leiden in sich zu verschließen, es muß sich Luft machen in einem lauten Aufschrei. Sie haben Den in die Wüste des Weltmeeres verbannt, der in hochherzigem Vertrauen und aus freiem Entschluß sich bei Ihnen einstellte, um unter dem Schutz Ihrer, von ihm für unantastbare gehaltenen Gesetze zu leben. Sie haben unzweifelhaft mit Dem, was sie thaten, nur das gewollt, was Ihnen nützlich erschien; es lag Ihnen weniger daran, gerecht zu sein. Sonst müßte man Sie fragen: Wer hatte ihn denn in Ihre Gewalt gebracht? Wer hatte Ihnen das Recht gegeben, ihn abzuurtheilen? Was war der Grund, weßwegen sie ihn verurtheilt haben? Wen haben Sie zu

seiner Vertheidigung gehört? Ich muß mich bescheiden. . . Sie machten ein Gesetz . . ich respektire es. Ich bin nicht geeignet dafür, über das Princip zu streiten; ich will meinen Unwillen bändigen, kein Protest soll über meine Lippen kommen. Sie werden hier nur von den Uebeln hören, welche mit Ihren Entschließungen zugleich — und sicherlich gegen Ihren Willen — auftraten.

Vertreter Großbritanniens! Sie sagten, Sie wollten sich nur der Person des Kaisers Napoleon vergewissern und die Garantie für seine Festhaltung übernehmen. War dieses Ziel erreicht, so wollten Sie zugleich, daß Alles geschehe, um Das zu mildern und erträglich zu machen, was Sie als ein Gebot der Politik bezeichneten; dies war der Geist, der Buchstabe Ihres Gesetzes, dies war der Ausdruck Ihrer Berathungen, war der Willensausdruck Ihres Volkes.

Nun denn, hören Sie: dem weltberühmten Gefangenen ist auf seinem schändlichen Felsen Nichts geboten worden, als der harte und strenge Theil Ihrer Absichten — Ihre Strenge ist in der Anwendung noch gesteigert worden! Die düsteren Wolken, welche die Insel umlagern, sind weniger düster als die moralischen und physischen Qualen Ihres Gefangenen.

Unter dem Vorwande von allerhand Befürchtungen, die in der Einbildung lagen, brachte jeder Tag neue einschränkende Bestimmungen; der stolzen Seele des Gefangenen brachte jeder Tag eine neue erniedrigende Zumuthung; die Bewegung im Freien war ihm unmöglich gemacht; Besuche, Unterhaltung wurden fast völlig verboten. So gesellten sich den tödtlichen Einflüssen des Klimas, dem ewig farblosen Einerlei des Himmels die traurigsten Eindrücke — ja, man tödtet den Gefangenen!

Haben Sie es also gewollt? Nein, gewiß nicht. Welche Gründe hatten diese grausamen Maßregeln? Was

dient ihnen zur Entschuldigung? Ist es die Furcht vor einer Entweichung des Gefangenen? Möge man doch der vorgefaßten Meinung eines Einzelnen nicht zuviel Gewicht einräumen, der sich von Befürchtungen leiten läßt, der sich tagtäglich damit befaßt, eingebildeten Uebeln zu begegnen und eine völlige Beseitigung derselben wohl nur im Tode seines Gefangenen erblickt. Eine Entweichung aus Longwood aber ist ein Ding der Unmöglichkeit und Niemand denkt daran. Gewiß, ein Jeder würde unter Aufopferung seines Lebens den Versuch gern wagen, allein, wie könnte wohl die stete Wachsamkeit von Offizieren, Soldaten, Matrosen u. s. w. getäuscht werden, die in dichtem Kranz die Ufer umstellt haben, während vor ihnen noch Schiffe in zwei Reihen — die äußerste ist von Kriegsschiffen gebildet — die sichere Umgürtung vollenden? Noch nicht genug, auch kreuzende Schiffe umschwärmen die Insel. Mit solchen Vorsichtsmaßregeln ist dieselbe das sicherste Gefängniß, welches man sich nur denken kann. Auch steht der Kaiser Napoleon noch auf dem nämlichen Standpunkt wie damals, als er sich an Bord des Bellerophon verfügte; seine Zuflucht suchend trat er mitten unter Sie, Ruhe unter Ihren Gesetzen oder denen Amerikas ersehnend.

Wenn die Insel St. Helena durch ihre natürliche Beschaffenheit kein genügend sicheres Gefängniß ist, wenn sie nicht den Vortheil bietet, daß die Sicherheit mit der Rücksicht und Nachsicht concurriren kann, hat man Sie in Ihrer Wahl, in Ihren Absichten getäuscht. Wozu die starke Garnison? Wozu die großen Ausgaben? Es giebt in Ihren europäischen Besitzungen Plätze genug, an denen Sie uns hätten ohne Kosten halten, bewachen können und an denen wir nicht so elend gewesen wären. Wenn diese Insel durch ihre natürliche Beschaffenheit und mit Hülfe von Vorsichtsmaßregeln Alles, was menschliche Klugheit

als nothwendig erdenken kann, darstellt — sind da nicht erschwerende Zuthaten Nichts als unnöthige Quälereien, tyrannische, barbarische gegen ihren Willen sich auflehnende willkürliche Verfügungen? Sie haben nicht gewollt, daß man Napoleon foltere, daß man ihn mittelst Nadelstichen tödte — leider aber ist es eine unumstößliche Wahrheit, daß er den ihm täglich, stündlich, ja jeden Augenblick beigebrachten Verletzungen erliegen muß.

Wenn Sie in ihm Nichts erkennen wollten als einen einfachen Gefangenen und nicht den Fürsten, der dem Ostracismus von Fürsten unterstellt ist — wenn sie ihm nur ein gewöhnliches Gefängniß zudachten und nicht einen Ort auszuwählen wünschten, an welchem man das Unrecht seines Exils ausgleichen könnte — wenn Sie ihn nur einem Kerkermeister übergeben wollten und nicht einem Offizier von hervorragendem Range, welcher, gestützt auf seine Welterfahrung, es verstehen mußte, das, was die Sicherheit der Gefangenschaft erfordert, mit den Rücksichten und der Achtung zu vereinigen, welche dem Gefangnen zustehen — wenn Sie lediglich dem Haß, der Rache, überhaupt gemeinen Empfindungen Raum geben wollten — wenn Sie dem Klima die Fällung des Todesurtheils über den berühmten Gefangnen zuweisen wollten — dann — — ja dann hätte ich Nichts mehr zu sagen, hätte ich schon zu viel gesagt!

Aber ich glaube den Sinn Ihrer Bill recht zu verstehen: Sie wollten Ihren politischen Act mit allen eines edlen, hochherzigen Volkes würdigen Beigaben ausstatten — deshalb kann ich fortfahren! Sie wollten alles Gute, das die Umstände nur irgend gestatteten, Sie hatten alles Böse untersagt, das nicht eine Forderung der eisernen Nothwendigkeit war. Sie haben nicht gewollt, meine Herren, daß dem Gefangenen die nöthige Bewegung entzogen oder dieselbe von Schranken umgeben werde, welche die Erholung in eine Qual verwandeln mußten. Sie haben nicht ge-

wollt, daß er sich auf sein Zimmer beschränke, weil er die Pallisaden nicht sehen wollte, mit denen man lächerlicher Weise den kleinen Garten umfriedigt hatte.

Diese Uebelstände bestehen, diese Einschränkungen, obwohl völlig überflüssig und von Ihren eignen Landsleuten verworfen, sind eine der andern gefolgt.

Sie haben nicht gewollt, meine Herren, daß er zum Schaden seiner Gesundheit in ein kleines, unbequemes, elendes Domicil verwiesen wurde, während die Vertreter der Autorität geräumige schöne Häuser in der Stadt und auf dem Lande bewohnten — es wäre ja die Uebersendung des „berühmten Palais" *), oder sage ich richtiger der ungeheueren Masse von Holzblöcken, die jetzt verfaulend am Ufer liegt, unnöthig gewesen! Für die bauliche Verwerthung hätten 7 bis 8 Jahre kaum genügt. Es lag nicht in Ihrer Absicht, daß Alles, was nach Longwood geliefert wurde, das Allernöthigste mit inbegriffen — abscheulich war, während es doch besser zu haben war. Nein! Sie haben nicht gewollt, daß die Schmach, die man dem Kaiser zufügte, auch darin ihren Ausdruck finde, daß man von ihm verlangte, er solle sich um das kleinlichste Detail der Ausgaben kümmern, daß man ihn aufforderte, zu den Erhaltungskosten einen Zuschuß zu zahlen, über den er doch nicht verfügte. Sie haben nicht gewollt, daß Napoleon auf diese Weise gezwungen würde, sein Silbergeschirr zu veräußern, und das anzunehmen, was treue Diener zu seinen Füßen niederlegten.

---

*) Anmerkung des Herausgebers. Viele englische Blätter und ihnen nacherzählende französische und deutsche waren damals voll von einem „prächtigen Palais", welches den „klimatischen Verhältnissen und den dringenden Umständen entsprechend," in aller Eile aus Holz auf St. Helena für Napoleon erbaut worden wäre. Dies ist nur ein vereinzeltes Beispiel von den zahllosen Lügen, welche wie Staub um den umstürzenden Coloß emporwirbelten.

Britten! Ist es möglich, daß in Eurem Namen Der, der über Europa geherrscht, über Kronen verfügt, Könige geschaffen hat, einer solchen Behandlung ausgesetzt ist? Fürchtet Ihr nicht den Aufschrei der Geschichte? Wie? Wenn sie auf ihre ehernen Tafeln die Worte verzeichnete: „Sie haben ihn getäuscht, um sich seiner zu bemächtigen und haben dann um sein Dasein geschachert.“

Man hat uns Tag für Tag vorgehalten, wir wären in einem großen Irrthum in Bezug auf unsere Lage; man untersagte uns respectvolle Formen, man entzog uns gewisse für uns eintreffende Zeitschriften, und legte uns nur die vor, die einen möglichst unangenehmen Eindruck machen mußten; endlich wurde uns in zuvor bestimmtem Wortlaut eine Erklärung abgefordert, in welcher wir für das Glück, Dem zu dienen, den wir über Alles verehren, mit Sklavenketten zu bezahlen hatten. Nein! Das haben Sie unmöglich gewollt! Was hätten diese grausamen Maßnahmen mit der Sicherheit unserer Gefangenschaft zu thun?

Man wird es kaum glauben, daß Napoleon, als er zu erfahren wünschte, ob er an den Prinz-Regenten schreiben könne, von maßgebender Seite aus bedeutet wurde: dies könne nur geschehen, wenn er sein Schreiben unversiegelt zur Beförderung einreiche. Man sollte denken, der gesunde Verstand müsse sich gegen ein Verfahren auflehnen, welches für die beiden erhabenen Personen gleich beleidigend ist.

St. Helena war für uns auserwählt — so hatte man uns gesagt — damit wir uns einer gewissen Freiheit und einiger Nachsicht erfreuen könnten: wir dürfen zu Niemandem sprechen, an Niemanden schreiben, man setzt uns Schranken in Bezug auf die geringfügigsten häuslichen Details. Gräben, Schanzen umgeben unser Domicil, eine keiner Controlle unterstellte Autorität gebietet über uns —

man hatte doch St. Helena gewählt, um uns einige Milde zugute kommen zu lassen? Giebt es in England ein Gefängniß, welches elender wäre als das unsrige?

Es ist Ihren Offizieren untersagt worden, mit Dem in Berührung zu treten, dessen Wächter sie waren; allen Britten ist es untersagt worden, sich uns zu nähern und sich mit uns zu unterhalten, ohne gewisse Formalitäten zu erfüllen — geschieht dies aus Furcht, wir möchten ihnen von der elenden Behandlung erzählen, der wir preisgegeben sind? Wollte man verhindern, daß die Wahrheit an's Licht käme?

Unmöglich geschah es mit Ihrem Willen, meine Herren, daß man uns sagte, wenn wir fortführen, uns in unseren Briefen frei auszusprechen, man uns aus der Nähe Napoleons entfernen und von der Insel deportiren würde. Und doch war dieses von mir nicht innegehaltene Verbot die Veranlassung zu meiner Deportation.

Unmöglich können Sie Ihre Zustimmung dazu geben, daß mir geheime Papiere, trotzdem ich die Durchsicht derselben zuließ und sie nichts enthalten, was Anstoß erregen könnte, abgenommen wurden; Sie können nicht einverstanden damit sein, daß man mich in St. Helena gefangen setzte, daß man mich nach dem Cap der guten Hoffnung sandte, um ein Gefangener zu bleiben. Weshalb? Was hatte ich gethan? Wo sind meine Richter? Ist es in Ihrem Lande erlaubt, daß Jemand, und wäre es der Niedrigsten Einer, sieben Monate gefangen ist, ohne Verhör, ohne Richtspruch!?

O Britten! Wenn solche Handlungen ohne Sühne blieben, so wären fortan Eure schönen Gesetze nur ein Buchstabe. Ihr würdet Schrecken erregen über die ganze Welt hin: es gebe bei Euch weder Freiheit mehr, noch Gerechtigkeit!

Ich frage nun, welches können die Gründe zu einem

solchen Verhalten sein? Wodurch kann man es rechtfertigen? Wir wissen es nicht!

Auf Eins muß ich Sie noch aufmerksam machen, meine Herren: Napoleon ist eine außergewöhnliche, eine schicksalsmächtige Erscheinung in der Weltgeschichte. Er ist der Mann des Ruhmes, der Heros der Jahrhunderte. Sein Name ist auf aller Menschen Lippen, seine Thaten beleben die Phantasie der Menschen, seine Laufbahn ist ohne Gleichen. Als Cäsar daran dachte, der Herrscher seines Landes zu werden, zählte Cäsar schon durch seine Geburt zu den Ersten, als Alexander sich zur Unterjochung Asiens anschickte, war er König und der Sohn eines Königs, der ihm vorgearbeitet hatte. Napoleon aber erhob sich aus der Volksmasse, um Beherrscher der Welt zu werden, er tritt allein auf, ohne andere Unterstützung als die seines Genies: die ersten Schritte auf seiner Laufbahn grenzen ans Wunderbare, es schmückt ihn ewig grüner Lorbeer, er beherrscht alle Geister, ist der Abgott seiner Soldaten, deren Ruhm er bis zu den Wolken trägt; er ist die Hoffnung des Vaterlandes, das in seiner Noth in ihm den Befreier herbeisehnte — die Erwartung ist nicht getäuscht worden; Napoleon vernimmt an den fernen Ufern des Nil die ersterbende Stimme, er eilt herbei, Freiheit dnu Ruhm auf's Spiel setzend, landet allein an der französischen Küste. Alle erbeben, als sie ihn wiedersehen, Zurufe begleiten ihn, der Triumph führt ihn in die Hauptstadt. Es fügen sich die Parteien, Freund und Feind schmelzen zusammen — die Revolution ist gebändigt: er befiehlt!

Alles das schaffte der Einfluß eines einzelnen Menschen. Es war nicht nöthig zu kämpfen, kein Tropfen Blut ist vergossen — solcher Wunderthaten aber giebt es noch mehr in seinem Leben.

Ideen, welche die Auflösung der Gesellschaft im Auge

hatten, wurden verscheucht vom Klange seiner Stimme, alte Wunden vernarbten, Schmutz und Schlamm sanken in die Tiefe — es entstieg dem Chaos eine neue Welt!

Aus war es mit den Tollheiten der Revolution, es blieben nur große, unumstößliche Wahrheiten. Napoleon kennt keine Parteien, kein Vorurtheil haftet seiner Verwaltung an. Alle Meinungen, alle Bestrebungen, alle Talente schaaren sich um ihn: es beginnt eine neue Ordnung der Dinge.

Die Nation athmet wieder auf, sie segnet ihn. Die Völker bewundern ihn, die Könige zollen ihm ihre Hochachtung: man ist zufrieden, man fühlt sich wieder als Franzose.

Alsbald wurde der Befreier auf den Thron gehoben — er wurde Kaiser. Alles Uebrige ist bekannt; man weiß, welchen Glanz, welche Machtfülle seine Krone ausstrahlte. Souverän durch den Willen des Volkes, gesalbt vom Oberhaupt der Kirche, geweiht von der Hand des Sieges — hatte jemals ein Souverän ein so starkes, so edles, so unantastbares Recht an die Herrschaft?

Alle Fürsten Europas sind mit ihm verbunden, sei es durch Verwandtschaft, sei es durch Tractate. Alle Völker haben ihn anerkannt. Wenn Ihr, Britten, allein eine Ausnahme macht, so hing diese Ausnahme mit Eurer Politik zusammen; sie war nur formeller Art; Ihr gerade seid es, die in Napoleon geheiligte Anrechte achtet. Die anderen Mächte haben vielleicht nur im Drange der Nothwendigkeit gehandelt. Ihr aber wäret nur Euren Grundsätzen, Eurer Ueberzeugung gefolgt. Eure Doctrinen sind so, daß Napoleon, der viermal Erwählte eines großen Volkes, in Euren Herzen als Souverän gelten mußte. Fragt Euer Gewissen.

Nur seinen Thron hat Napoleon verloren, ein Unglücksfall hat ihm denselben entrissen, der Erfolg hätte ihm

denselben für immer gesichert. Elf Hunderttausend Soldaten rückten gegen ihn ins Feld. Ihre Generäle und Fürsten haben überall hin erklärt, sie wollten nur ihm zu Leibe gehen — er unterlag, allein verloren hat er nur die Macht, seine erhabenen Eigenschaften blieben ihm und gebieten Ehrfurcht. Tausend ruhmreiche Erinnerungen bleiben seiner Krone für alle Zeiten; das Unglück hat ihn heilig gesprochen und es giebt Keinen, der ein Herz im Leibe hat, dem er nicht auf seinem einsamen Felsen noch viel erhabener erschiene, als an der Spitze von 600 000 Mann.

Vergebens mögen beschränkte, engherzige Menschen ihn beschuldigen, die Ursache aller Leiden, aller Wirren zu sein, von denen wir heimgesucht wurden. Vorüber ist die Zeit der Schmähschriften, die Wahrheit gelangt zu ihrem Recht; schon verschwinden die Nebel der Lüge, der Tag bricht an, der der Zukunft gehört. Ja, es wird die Zeit kommen, die ihm Gerechtigkeit zollt, die Zeit, da die Leidenschaften der Zeitgenossen verdampft sind — seine Thaten werden leben mit den kommenden Generationen.

Schon heute erschließen sich Viele der Einsicht, daß Napoleon, trotz seiner großen Macht, nicht über sein Schicksal bestimmen konnte; daß er in Waffen stand, nur um sich zu vertheidigen, nicht um Andere zu schädigen, daß er seine Vernichtung, seinen Untergang nur dadurch hinausschob, daß er kämpfte: dieser Kampf ist ihm aufgenöthigt worden, er mußte ihn führen, um der großen nationalen Ziele willen. Haben Sie, meine Herren, nicht vor versammeltem Parlament erklärt, sie würden Napoleon bekämpfen, solange er existirte? Kann man da noch von dem Ehrgeiz Napoleons — ein Wort, das so vielen unter Ihnen stets auf den Lippen schwebt — sprechen! Diejenigen, die vor dem Kampf von Nichts sprachen als von Gerechtigkeit, was thaten sie denn nach dem Kampf: auf welche Art zogen sie Nutzen aus ihrem Sieg? Man höre

doch jetzt endlich auf mit solchen Unterschiebungen, Napoleons angeblicher Ehrgeiz wäre jetzt doch nur ein jämmerlicher Versuch der Rechtfertigung — möge man doch zufrieden sein, gesiegt zu haben.

Sie, meine Herren Vertreter des brittischen Volkes, ziehen Sie die gegenwärtige Lage der Dinge in Betrachtung: Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Ihre Ehre, Ihr Ruhm fordern Sie dazu auf. St. Helena ist ein unerträglicher Aufenthalt, es ist der Tod – der sichere, vorbedachte Tod. Sie werden die Verantwortung vor der Nachwelt nicht übernehmen wollen. Napoleon war zwanzig Jahre hindurch Ihr gefährlicher Feind; erinnern Sie sich Hannibal's und der Nichtswürdigkeit der Römer — Sie werden mit einer solchen That die schönen Seiten Ihrer Geschichte nicht beschmutzen. Vergegenwärtigen Sie sich die Beispiele der Geschichte, die uns mit Grauen erfüllen. Man kann es voraussehen, daß Napoleon, wenn er nicht mehr lebt, und man an die Vollbringung des Verbrechens glauben kann, den Völkern zum Idol werden wird; man wird in ihm nur das Opfer sehen, den Märtyrer der Fürsten — so ist es bestimmt durch den Gang der Ereignisse, solche Wendungen kennt das Herz der Menschheit. Retten Sie, ich beschwöre Sie, die Annalen der modernen Geschichte vor einem solchen Skandal und vor seinen gefährlichen Folgen.

Befreien Sie das Königthum von seiner Erblindung. Retten Sie die heiligen Interessen großer Monarchen, in deren Namen das Opfer fällt. Wahren Sie der königl. Majestät theuerstes Attribut: die Unverletzlichkeit. Wenn die Könige selbst Hand anlegen an die Repräsentanten Gottes auf Erden, wie wären sie dann im Stande, den Attentaten ihrer Völker zu begegnen! Es giebt kein unter dem Schutz der Zeit stehendes Gedeihen, ein Kreis von Wechselfällen umschließt jeden Thron. Hier handelt es sich um eine wichtige Sache. Ein Gottgesalbter, degradirt

entwürdigt, gemartert, vernichtet — mögen die Könige zittern!

Rufen Sie Napoleon zurück in Ihre Mitte, lassen Sie ihn kommen und Ruhe finden unter dem Schutze Ihrer Gesetze, bringen Sie dieselben nicht um ihren schönsten Triumph — und wer könnte Sie hindern?

Wäre es Ihr erster Entschluß? Sie würden nur darthun, daß Sie damals unter der Macht der Umstände, den Gesetzen der Nothwendigkeit folgten.

Wären es Rücksichten auf die Ruhe im Innern? Unmöglich! Dieselben würden eine beleidigende Voraussetzung enthalten. Sie würden damit Ihren staatlichen Einrichtungen, Ihren Sitten, dem Geiste der Nation Schaden zufügen.

Wäre es die Sicherheit Europa's, die Sie verhinderte? Wohl mochte Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht der Schrecken Europa's sein, er, isolirt auf einsamer, weltferner Insel, ist nur noch ein Gegenstand, der Erstaunen erweckt.

Konnten Sie deshalb so handeln, wie Sie es thun, weil Sie der Meinung sind, Napoleon habe allerhand Hintergedanken? Napoleon will heute Nichts mehr als Ruhe; seine Laufbahn ist beendet, ja seine Zeit, wie er selbst sagt, scheint ihm Jahrhunderte zurückzuliegen, er glaubt, er wäre nicht mehr auf der Welt, für eine hochfliegende Seele, wie die seinige, hat die Macht nur den Werth, daß sie zum Ruhme führt. Welcher Sterbliche hätte je eine höhere Ruhmesstaffel erreicht! Finden Sie in der Geschichte ein Ereigniß, welches Sie mit der Rückkehr von der Insel Elba vergleichen könnten? Welche herrlichere Apotheose gäbe es für ihn als die Vorwürfe und die Reue eines großen Volkes. Viele von Ihnen, meine Herren, haben unsere Departements durchstreift und kennen die Geheimnisse in der Stimmung unseres Volkes. Was könnte er noch mehr wünschen? Von vorgeschrittenen

Jahren, körperlichen Leiden, voll Widerwillen an den Dingen dieser Welt — an den Menschen vielleicht — sehnt er sich nach Ruhe, nach einem stillen Asyl. Und das fordert er von Ihnen, und Sie, meine Herren, sind es ihm schuldig, sind es seiner großherzigen, heroischen Entscheidung schuldig, da er Ihnen den Vorzug vor seinen übrigen Feinden gab.

Rufen Sie ihn zurück und Sie werden einen Ruhmestitel mehr in der Geschichte Ihres Volkes haben. Die Bewunderer, die Freunde Ihrer freien staatlichen Einrichtungen erwarten es von Ihnen. Oder soll man sagen: diese Unantastbarkeit der Principien, diese öffentliche Moral, diese Macht der öffentlichen Meinung, die sich höher erheben soll als der Thron, diese ganze freie Constitution Englands ist doch nur Spiegelfechterei? Vor der Furcht, die Ihnen ein einzelner Mensch einjagte, vor dem Haß, vor der Rachgier haben die Britten all' diese schönen Dinge in Scherben geworfen.

Ich für meinen Theil, trotz meiner zweijährigen traurigen Erfahrungen, setze noch immer das vollkommenste Vertrauen in die Zuverlässigkeit Ihrer staatlichen Einrichtungen: ich zähle auf Ihr Gerechtigkeitsgefühl. Nur mein Herz zog ich zu Rathe, als ich vor Sie trat und bin sicher, es werden sich aus Ihrer Mitte Vertheidiger der großen, der heiligen Sache finden. — —

Ich war in Frankfurt sogleich mit den dort in Verbannung lebenden Franzosen in Verbindung getreten. Auch hatte ich das Glück, mit der Gräfin Survillers zusammenzutreffen, die die Güte selbst gegen mich war. Die Frankfurter Kaufleute kamen pecuniären Bedürfnissen zu Hülfe; ich erfuhr auch den Aufenthalt sämmtlicher Glieder der kaiserlichen Familie und trat sofort mit jedem einzelnen in Correspondenz. Ich hatte es mir außerdem zur Regel gemacht, alle Monate einmal an den Großmarschall zu

schreiben, um durch ihn Nachrichten von St. Helena zu erhalten. Ich hatte meinen ersten Brief offen an den Unterstaatssecretär für die Colonien nach London geschickt, der sich auch desselben annahm.

Von der kaiserlichen Familie war Prinz Lucian der erste, der mir antwortete. Es wurde sogleich die jährliche Zahlung einer Summe von 150000 Francs, welche die nöthigen Auslagen in Longwood decken würde, verabredet.

Meine Gesundheit ließ immer mehr zu wünschen übrig, sodaß ich mich entschloß, die Bäder von Baden-Baden aufzusuchen. Ich hatte die Ehre, vom Großherzog und seiner Gemahlin in liebenswürdiger Weise empfangen zu werden. Obwohl ich in tiefster Verborgenheit lebte, so wurde ich doch bald aufgestöbert und mit Anträgen — oft der abenteuerlichsten Art — bestürmt: es bot sich sogar Jemand an, Napoleon von St. Helena zu entführen. Näher und näher aber rückte der Termin zur Eröffnung des Congresses in Aachen.

Ich hatte auf diese Zusammenkunft hoher Herren große Hoffnungen gesetzt; man sträubt sich gegen die Annahme, Souveräne könnten gegen die Qualen unempfindlich sein, denen Napoleon ausgesetzt war. Napoleon, den Einer um den Anderen einst seinen Freund, Bruder, Sohn genannt hatte: es sollte ihnen ein authentischer Bericht über die Zustände auf St. Helena nicht vorenthalten bleiben! Ich hatte an Marie Louise geschrieben; ich war beauftragt, den Fürsten einen Brief von Madame Mère vorzulegen; ich hatte direct an Jeden der Herren geschrieben, ja sogar Lord Castlereagh als Repräsentant des Königs von England nicht vergessen. Ich bringe einige dieser Briefe in ihrem Wortlaut, indem ich Wiederholungen zu entschuldigen bitte.

Brief an die Kaiserin Marie Louise.

Ihrer Majestät glaube ich mittheilen zu sollen, daß ich die Versammlung der verbündeten Fürsten benutzen möchte, um zu deren Füßen meine Bitten um Milderung in der Behandlung des hohen Gefangenen von St. Helena niederzulegen, denen Sie, Madame, die Sie dem Kaiser ja noch weit näher stehen als ich, die Ihrigen gewiß anschließen wollen: sind Ihre Rechte doch heilige Rechte, hochgehalten von allen Völkern der Erde.

Machen Sie dieselben geltend, Madame, und die Nachwelt, die Geschichte, die ja auch Kronen austheilt, werden Ihr Haupt mit einem Diadem schmücken, welches unvergänglich ist, wie die seelenentzückende Tugend.

Ich verharre u. s. w. Graf de Las Cases.*)

Madame Mère an die verbündeten Fürsten zu Aachen.

Sires! Eine unaussprechlich tief bekümmerte Mutter hofft seit Langem, daß die Zusammenkunft Eurer Majestäten ihr die Zufriedenheit wiedergeben würde.

Es ist unmöglich, daß die sich in die Länge ziehende Gefangenschaft des Kaisers Napoleon Ihnen nicht Gelegenheit böte, über dieselbe zu verhandeln, daß Ihr Edelsinn, Ihre Macht, die Erinnerung an jüngste Ereignisse Sie nicht veranlaßten, sich für die Freigabe eines Fürsten zu interessiren, der soviel Anrecht an Ihre Theilnahme — an Ihre Freundschaft hat.

Könnten Sie einen Souverän sterben lassen unter den Qualen des Exils, der, vertrauend auf die Großmuth seines

---

*) Es ist anzunehmen, daß dieser Brief, der in Wien zur Post gegeben wurde, nie in die Hände der hohen Adressatin gelangt ist. (Las Cases.)

Feindes, sich ihm in die Arme warf? Mein Sohn hätte den Kaiser, seinen Schwiegervater, um ein Exil bitten können, er hätte sich dem edlen Charakter des Kaisers Alexander, dessen Freund er war, anvertrauen können, er hätte Zuflucht bei Sr. Majestät dem König von Preußen suchen können, der, darum ersucht, sich seines einstigen Alliirten freundlich erinnert hätte — kann England ihn für das Vertrauen bestrafen, das er ihm an den Tag gelegt hat?

Zu fürchten ist der Kaiser Napoleon nicht mehr: er ist gebrochen. Wäre er in voller Gesundheit, hätte er noch die Mittel, welche die Vorsehung einst in seine Hände legte — er würde vor dem Bürgerkriege zurückschrecken.

Sires! Ich bin die Mutter und das Leben meines Sohnes ist mir theurer, als mein eigenes. Verzeihen Sie meinem Schmerz die Freiheit, die ich mir nehme, an Eure Majestäten diesen Brief zu richten. Machen Sie meinen Schritt nicht unnütz. Es ist die Mutter, die gegen die Grausamkeiten protestirt, die schon seit lange dem Sohne zugefügt werden.

Im Namen Dessen, der die Barmherzigkeit selbst ist und dessen Ebenbild Eure Majestäten sind, sorgen Sie dafür, daß die Qualen meines Sohnes ein Ende haben, veranlassen Sie seine Freigebung. Ich erflehe sie von Gott, von Ihnen, die Sie die Unterbefehlshaber des Allmächtigen auf Erden sind.

Die Staatsinteressen haben ihre Grenzen; die Nachwelt, die für die Unsterblichkeit Sorge trägt, bewundert vor Allem des Siegers Milde!

Ich bin u. s. w. Madame Mère.

Auf diesen Brief ist keine Antwort erfolgt. Es wurden andere Schritte zu Gunsten Napoleons von andern Gliedern der Familie gethan; diese Eingaben sind ihrem Wortlaut nach nie zu meiner Kenntniß gelangt.

Meine Eingabe an die verbündeten Souveräne. Congreß zu Aachen im October 1818.

Sires! Die königliche Majestät hat auf Erden keine Richter. Da jedoch die Fürsten selbst sie ihres heiligsten Attributes berauben und sie ihrem Tribunal unterstellt haben, so nahe ich mich mit ehrfurchtsvollem Vertrauen, um zu Gunsten eines Monarchen zu sprechen, der einst von Ihnen anerkannt, jetzt von Ihnen gestürzt und in Ihrem Namen gefangen sitzt, der in diesem Augenblick von der Welt als ein Beispiel der unerhörtesten Wechselfälle dasteht.

An seiner Würde festhaltend, größer als sein Unglück, erwartet er vom Tode allein das Ende seiner Qualen. Ich, der ich ganz unerwartet dem öden Felsen entrissen bin, auf dem es mir für ihn zu sorgen vergönnt war, will ihm auch in der Ferne meine Dienste, den Rest meines schwindenden Lebens weihen, versuchen will ich, seine Leiden, die ich nicht mehr theilen kann, zu lindern.

Es ist eine hohe Mission, die ich mir selbst gab, ich nahm sie auf mich in treuer Ergebenheit für seine Person, in Liebe zu Dem, der mein Herr war.

Der Politik stehe ich fern; es dient mir als Führer jene geheiligte Moral, die den Fürsten und sein Volk aneinanderkettet, sie ist meine Stärke, ist mein Recht, ist meine Entschuldigung.

Napoleon auf der fernen Felseninsel ist Entbehrungen, Qualen aller Art ausgesetzt, einer schlechten Behandlung, dem Verderben des Klimas. Das ist heut ein notorisches Factum, es ist hinlänglich durch Documente erwiesen, von denen ich einige hier vorzulegen mir erlaube.

Wenn um des Friedens der Welt willen das Völkerrecht und das Recht des Krieges wie man sagt hintangesetzt werden müßte, so durfte darum doch die Humanität nicht auch alles Recht verlieren.

Seit drei Jahren ist überall der Friede dem Kriege gefolgt, die Leidenschaften haben sich beruhigt, die Völker, die Individuen haben sich ausgesöhnt, Regierungen und Parteien haben entwaffnet, das gemeine Recht gebietet wieder. Nur Einer war von diesen Wohlthaten ausgeschlossen, er ist ausgestoßen aus der Gesellschaft, auf nacktem Felsen einem langsamen Tode, allem Haß, allen Gewaltthaten preisgegeben. Welch Ende setzt man diesen Todesqualen? Wenn er zu leben verurtheilt ist, ist dieser Zustand alsdann nicht eine Grausamkeit? Mehr noch wenn er zu sterben verurtheilt ist. Und welches sind die Verbrechen, die er begangen hat? Wer hat ihn gehört, welches Gericht ihn verurtheilt? Wie lautet der Richterspruch? Wer sind die Richter? Ist man nicht sicher vor ihm? Muß er in einem Gefängniß sitzen, in Ketten liegen? Muß er sterben, damit die Welt Ruhe hat? Will man behaupten, man könne sich auf sein Wort, seine Versprechungen, seine Schwüre nicht verlassen und die Rückkehr von Elba als Beweis anführen? Er war dort der Souverain; man hatte Verträge mit ihm abgeschlossen — hat man sie gehalten? Diesmal, als er Europa verließ, hat er aller Souveränetät entsagt, er hat erklärt, seine politische Laufbahn wäre beendet. Die Verhältnisse sind diesmal also ganz andere. Aber gesetzten Falles, Tod allein könne Haß und Befürchtungen beruhigen, warum hat man es nicht offen gesagt? Der Tod, ohne daß er gerechter wäre, wäre doch menschlicher, er würde zur Wohlthat. Das hat er selbst gesagt, niedergeschrieben und oft wiederholt.

Welche Gründe gäbe es, schwerwiegend genug, um eine so unerträgliche Lage zu entschuldigen?

Hat man ihn für seine früheren Eroberungen bestrafen wollen? Die Völker haben im Siege ihr Rachegefühl erschöpft, sie verhalten sich still.

Wollte man Wiedervergeltung üben? Hat Napoleon

so gehandelt? Man denke doch an Austerlitz, an das Bivouac in Mähren, an Wien, an Tilsit, an die Dresdner Berathungen. Carl IV., als Gefangener in seinen Händen, durfte Compiegne, Marseille oder Rom zum Aufenthaltsort wählen, er blieb stets „der König.“ Ferdinand wurde zu Valençai mit größter Rücksicht behandelt, konnte haben, was er wollte. Ein Prinz, der ihm den Thron streitig macht, fällt in seine Hände — welchen Gebrauch macht Napoleon von seinem Siege? Die Infreiheitsetzung seiner Gefangenen giebt Zeugniß von seinem Großmuth: diese That wird die Geschichte Seite an Seite mit der unwürdigen Behandlung stellen, der man ihn preisgiebt.

Glaubte man, man müsse um seinetwillen den Ostracismus der Alten erneuern? Die Alten, die aus ihrer Mitte Talente ausstießen, die sie für gefährlich hielten, vernichteten nicht ihr Opfer, schmiedeten es nicht an einen nackten Felsen, schleppten es nicht unter die Glut der Tropensonne.

Sollte man etwa fürchten, der Name wirke nach? Verfolgungen erwecken stets die Theilnahme der Völker, sie setzen die Massen in Bewegung. Was bezwecken in aller Welt diese außerordentlichen Maßnahmen? Warum diese Nichtachtung aller Gesetze?

Bei civilisirten Völkern schwindet vor dem entwaffneten Feind jede Wuth, den Wilden selbst ist er heilig.

Warum kämpft man mühsam gegen Das an, was das menschliche Gefühl fordert, was Gerechtigkeit, Religion, Moral vorschreibt? Warum giebt man sich nicht lieber Dem hin, was die Großmuth eingiebt, was von wahren Interessen dictirt wird? Ich wage es zu sagen: die seltenen Beispiele von Königen, welche Qualen, welche dem Tode geweiht wurden, sind stets von der Geschichte verunstaltet, die Geschichte soll Abscheu erregend auf die Völker, auf die Könige erschütternd wirken.

Seit ich von St. Helena entfernt bin, weiß ich Nichts von Aenderungen, die in Bezug auf die Behandlung Napoleons eingetreten wären: sie war bis zu meiner Abreise unerträglich. Hätte man auch inzwischen mildere Saiten aufgezogen, so könnte man doch dem mörderischen Einfluß des Klimas nicht steuern, die schauerlichen Eindrücke des Ortes selbst nicht verwischen. Es giebt kein Gefängniß in Europa, das nicht vorzuziehen wäre, es giebt kein menschliches Wesen und hätte es die größte Seelenstärke, die größte körperliche Widerstandskraft, das so verderblichen Einflüssen auf die Dauer widerstehen könnte.

Schon ist das Opfer von einem Uebel befallen, welches es sicher dem Tode zuführt — die Aerzte erklären es unumwunden; ich aber in meiner Herzensangst wage es, vor den erhabenen Fürsten die Umstände so darzulegen, wie sie wirklich sind und überlasse das Weitere ihrer Humanität, ihrem Herzen, ihrer Weisheit, ihrer Macht.

Sicherlich kann man mich nicht eines Mangels an Ehrfurcht zeihen, an Unterthänigkeit der Souveränetät gegenüber. Die Beweise, die hierüber mein Leben liefert, mögen die Kühnheit meines Schrittes entschuldigen. Das Interesse, die Würde, die Ruhe der Fürsten lag mir stets am Herzen. Graf de Las Cases.

Brief an den Kaiser von Oesterreich.

Möchten Ew. Majestät mir ein hochgeneigtes Gehör schenken: ich bitte für Den, der Ihr Bruder war, den Sie zu Ihrem Sohne machten: ich füge meinem Schreiben einige authentische Documente bei. Sire, meine Hoffnungen, meine Entschuldigungen stehen im Zusammenhang mit den erhabenen Tugenden, die Ew. Majestät von der ganzen Welt zuerkannt werden; man nennt Sie den redlichsten, den humansten, den religiösesten Aller und doch — in Ew. Majestät Namen martert man zu Tode Denjenigen, dem

Sie ihre geliebte Tochter vermählten, Denjenigen, den Ihre Wahl zum Sohne bestimmt, den die Religion zu Ihrem Sohne gemacht hat.

Sire! Zittern Sie, denn man wird Ihnen eines Tages vielleicht sein blutiges Hemd bringen. — Wäre dann der Tag des Gerichtes, zu welchem die Könige, wie alle anderen Menschen sich vor dem Richter der Ewigkeit zu gestellen haben, da, und es würde die Frage an Sie gerichtet: Was hast du mit deinem Sohne gemacht? Was ist aus ihm geworden? Warum hast du die Gattin vom Gatten getrennt? Wie konntest du lösen den Knoten, der in meinem Namen geschlungen war? Ich verleihe den Sieg Dem, dem ich ihn geben will — wehe Dem, der ihn mißbraucht, der meiner ewigen Gesetze spottet.

Sire! Ich halte ein — hätte ich schon zuviel gesagt? Mögen Ew Majestät Verzeihung üben: es sind Empfindungen, denen ich nicht Schweigen gebieten kann, es ist der Aufschrei, den mir die Ermordung meines Herrn erpreßt, der Mord, der sich vor meinen Augen vollzieht. Ich umfasse Ihr Knie, ich bin außer mir, ich flehe zu Ihnen, Sie möchten eingreifen . . ich rufe um Hilfe, weil eine Mordthat geschieht. — O! Verschließen Sie mir Ihr Ohr nicht.

Graf de Las Cases.*)

Als der Aachener Congreß eröffnet war verfügte ich mich zurück nach Frankfurt, woselbst ich an demselben Tage eintraf, wie Czar Alexander. Die Gelegenheit, mich ihm persönlich vorzustellen, war günstig; die bekannte Leutseligkeit des hohen Herrn, die Leichtigkeit, zu ihm zu gelangen ließen die Bewilligung einer Audienz wahrscheinlich erscheinen: darum zu bitten wurde mir allseitig gerathen — und doch that ich es nicht. Ich sagte mir nämlich: was hätte ich im Falle eines günstigen Bescheides erreicht? Durfte

*) Briefe ganz desselben Inhalts gingen an den Czaren und den König von Preußen ab.

ich erwarten, durch meine Beredsamkeit das Herz dieses Fürsten zu rühren? Hätten meine Worte auf ihn als Menschen vielleicht auch Eindruck gemacht, die schließliche Entscheidung hing doch vom Zusammenwirken Mehrerer ab. Hätte ich in den wenigen Minuten einer Unterredung mich ausdrücken können, wie es mir schriftlich leicht von der Hand ging? Ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß der Czar für mich der wichtigste unter den sich in Aachen versammelnden Fürsten war; hatte mir doch Napoleon selbst eines Tages gesagt:

„Wenn ich hier sterbe, so ist Der mein Erbe in Europa."

Ich expedirte durch die Gesandtschaften meine für den Congreß bestimmten Schriftstücke, verließ Frankfurt und reiste nach Mannheim zurück. Dort traf endlich der lang erwartete Brief Bertrand's ein; er vervollständigt meine Aufzeichnungen um einen Bericht über weitere 18 Monate auf St. Helena.

Brief des Grafen Bertrand an den Grafen Las Cases: Longwood, 18. Januar 1818.

Ich habe, mein lieber Las Cases, Ihren Brief, datirt vom 15. Januar d. J., am 7. Juni erhalten; Ihre späteren Briefe vom 15. Februar, 15. März und 15. April trafen am 18. d. M. ein. Ich habe dieselben dem Kaiser vorgelegt und der Kaiser hat mir befohlen, Ihnen zu schreiben. Hier hat sich seit Ihrer Abreise Vieles geändert. Die Quälereien des Kaisers haben einen Ausdruck gewonnen, daß man sie als ein Attentat auf sein Leben bezeichnen kann. Sie haben wohl jedenfalls in den Zeitungen vom Monat März die Glossen zu den Reden des Lord Bathurst im Parlament gelesen. Seitdem ist es noch viel schlimmer geworden; der Rachedurst des hiesigen Gouverneurs kennt keine Schranken mehr.

Seit Sie fort sind, ist der Kaiser kein einziges Mal zu Pferde gestiegen — er wurde von den Schildwachen auf Befehl beleidigt, auch die Spaziergänge hat er deswegen eingestellt. Nur während der Monate März und April ist er manchmal ausgegangen, um meine Frau zu besuchen. Zuweilen auch setzte er sich für eine halbe oder eine ganze Stunde auf die 50 Schritt vom Hause entfernt gelegene und Ihnen wohl noch erinnerliche Bank: auch von dort ist es gelungen, ihn zu verscheuchen und ihn zu nöthigen, sein Zimmer nicht mehr zu verlassen. Es wurde als Gärtner ein Soldat vom 66. Regiment commandirt: bei mir wurde ein Sergeant von der Arbeiter-Abtheilung stationirt; beide Leute konnten sich nützlich machen, um faulendes Kraut zu entfernen oder das Haus auszubessern, welches ganz zerfällt und dem Regen an manchen Stellen freien Zutritt gewährt, allein der Gouverneur hat beiden Soldaten das Recht gegeben, jeden Beliebigen zu arretiren, an der Thür, vor den Fenstern des Kaisers.

Das Klima, der völlige Mangel an Bewegung, die elende Behausung haben seine Gesundheit derart geschädigt und sein Aeußeres so verändert, daß Sie ihn garnicht wiedererkennen würden. Seit Ende September 1817 hat er die ersten Symptome eines chronischen Leberleidens verspürt, das, wie Ihnen bekannt, unter den hiesigen klimatischen Verhältnissen tödtlich ist. Er hatte zu seiner Behandlung den guten O'Meara, dem er, wie Sie wissen, Vertrauen schenkt. Was that Sir Hudson Lowe? Im April, gerade zu einer Zeit, als Napoleon des Arztes ganz besonders bedurfte, zwang er O'Meara, seine Entlassung einzureichen, um an seine Stelle den Ihnen bekannten Dr. Baxter zu stellen. Der Kaiser hat es in Folge dessen abgelehnt, irgend einen Arzt zu empfangen. Vom 10. April bis zum 10. Mai war er ganz ohne Arzt; endlich haben der

russische und der österreichische Commissar, welche hier waren, dem Gouverneur bemerklich gemacht, daß, wenn unter diesen Umständen der Kaiser stürbe, sie nur erklären könnten, daß er getödtet wäre. Es scheint, daß daraufhin der Gouverneur den früheren Arzt wieder zugelassen hat; es giebt keine Mißhandlung, die der Gouverneur dem Kaiser ersparte. Sie haben den Arzt vom Tisch der Offiziere des 66. Regimentes verscheuchen wollen. Die wackeren Herren aber haben sich dagegen aufgelehnt, und nun hat der Oberst Befehl erhalten, dem Herrn O'Meara zu bedeuten, er dürfe nicht mehr mit den Offizieren speisen. Sir Hudson hat nach London geschrieben und es ist wahrscheinlich, daß man den Arzt fortjagen wird. Ein anderer wird dem Kaiser nicht zur Verfügung gestellt werden, und wenn der Prinz-Regent oder Lord Liverpool die Sache nicht in die Hand nehmen, so wird Napoleon unfehlbar seiner Krankheit erliegen. In den letzten zwei Monaten pflegte er um 11 Uhr aufzustehen und um 2 Uhr bereits wieder zu Bett zu gehen. Vor einigen Tagen trat eine heftige Krisis auf, hervorgebracht durch die Quecksilberpräparate, welche O'Meara verordnet hat. O'Meara, ganz von seiner Verantwortlichkeit durchdrungen, schlug mir vor, den Schiffsarzt Baxter vom „Conquérant“ zum Assistenten zu nehmen. Sie wissen, wie unsympathisch dieser Baxter dem Kaiser ist, war er doch Stabsarzt in dem italienischen Regiment, welches Hudson Lowe commandirte. Dieser Widerwille hat sich seither noch gesteigert, weil Baxter vom October 1817 bis zum März 1818 falsche Bulletins, durch welche seine Regierung in Europa getäuscht werden sollte, abfaßte. Aber Napoleon war bereit, obwohl er es mit einer gewissen Gleichgültigkeit that, einen Herrn Stokoe zuzulassen, der sich auch schon an demselben Tage gegen Abend in Longwood einfand, aber nicht beim Kaiser eintreten wollte, weil er befürchtete, seine Stellung zu verlieren. Ich war

erstaunt, und erfuhr nun von dem sehr ehrenhaften Herrn, daß er nur in Gegenwart eines Ordonnanzoffiziers seines Amtes walten könne. Hiergegen habe ich Protest erhoben. Dieselbe Geschichte spielte vor einigen Tagen mit einem aus England eingetroffenen Herrn Fowler, mit dem ich über eine Rechnung im Betrage von einigen Hundert Pfund Sterling für in London angefertigte Kleider zu verhandeln hatte. Sie können sich das kaum vorstellen, früher kam Derartiges nicht vor, jetzt ist Alles anders, noch viel strenger, sodaß ich davon abrathen möchte, daß ein Glied der kaiserlichen Familie hierher käme. Die Erniedrigungen, Quälereien, die Ausbrüche von Haß, denen Napoleon preisgegeben ist, würden das Maß des Erträglichen übersteigen, wenn Madame Mère oder irgend ein Glied der kaiserlichen Familie deß Zeugen wären. Sogar den Grafen Montholon und mich, die wir allein noch um Napoleon sind, jagt er meist fort, um allein den Insulten die Stirn zu bieten; seine Todesqualen würden weniger bitter sein, sagte er neulich, wenn wir nicht darunter zu leiden hätten.

Sie wissen ja, daß schon seit lange die englischen Offiziere nicht mehr zu mir kamen; allein auf der Straße, wenn wir uns begegneten, verfehlten sie nie, mit meiner Frau zu plaudern. Dies ist Ihnen nicht gerade untersagt worden, allein man hat sie darauf aufmerksam gemacht, daß es nicht gern gesehen würde; jetzt wenden sie sich stets hinweg, wenn sie uns des Weges kommen sehen.

Es ist soweit gekommen, daß die schmutzige Wäsche mehrere Tage liegen bleibt, um von dem Ordonnanz-Offizier, zuweilen sogar von Offizieren des Generalstabes nachgesehen zu werden: ein recht widerwärtiger und die Herren entwürdigender Vorfall. Sein Zweck? Zu verletzen, zu beschimpfen!

Im Juni 1816 brachte ein Frachtschiff, „Store-Ship“,

eine Marmorbüste des kleinen Napoleon mit. Sir Hudson Lowe erließ Befehl, dieselbe ins Wasser zu werfen. Er hat dies allerdings später in Abrede gestellt, aber wir besitzen eine rechtlich beglaubigte Mittheilung. Der Vorfall hat Empörung hervorgerufen bei Lady Malcolm, welche sich noch hier aufhielt, und bei den Capitänen der vor Anker liegenden anderen Frachtschiffe.

Im vorigen Februar brachte das Store-Ship „Cambridge" zwei Kupferstiche des kleinen Napoleon mit, die von der Mannschaft auf den Londoner Quais angekauft waren. Sir Hudson hat sie seinerseits kaufen lassen unter dem Vorgeben, er wolle sie dem Vater schenken; als es einen Monat später an Bord des „Cambridge" bekannt wurde, daß es nur geschehen war, damit Napoleon nicht in den Besitz käme, hat die Mannschaft ihrer Empörung darüber, daß ein „Englishman" so handeln könne, Luft gemacht.

Es ist unmöglich, daß der englischen Regierung die Aufführung des Gouverneurs unbekannt blieb. Wenn man sich in London Das hat wiedersagen lassen, was Napoleon Lord Amherst gegenüber hat verlauten lassen: wenn man den Capitän Popleton, den Sie ja kennen, der zwei Jahre lang hier Ordonnanz-Offizier war, befragt: wenn man den Oberst Nichols von den 66ern, den Oberst Fehrzen von den 53ern und noch viele Andere aushorchte, so wird man doch wohl zur Genüge wissen, wie es hier hergeht und welch unwürdiges Betragen man sich hier erlaubt.

Giebt es in Europa Feinde des Kaisers, die es gebilligt hätten, wenn derselbe an Bord des Bellerophon öffentlich umgebracht wurde, so wird keiner darunter sein, der nicht von tiefster Empörung darüber ergriffen wird, daß man ihn in so schimpflicher, feiger Weise sterben läßt.

Wie kann ich das mit dem zusammenthun, was Sie mir schreiben? Vielleicht liegt eine gefälschte, spitzfindig untergeschobene Correspondenz vor. Wir haben seit zwei

Jahren ohne Rücksicht und offen Klage geführt und man muß — man m u ß in London unterrichtet sein von der verbrecherischen Art, wie man hier vorgeht.

Sie werden erstaunt sein, wenn ich Ihnen von den Commissaren, die hier sind, spreche; von dem französischen sowohl wie dem österreichischen und dem russischen. Während Ihres Aufenthaltes haben wir sie nie bemerkt. Auch heute haben sie noch vom Kaiser Nichts gesehen, auch waren sie nicht bei uns. Allein wir sind ihnen mehrmals auf den Wegen innerhalb der Enceinte begegnet: eine etwas lächerliche Art, sich kennen zu lernen. Wenn der Kaiser sie nicht als Commissare anerkennt, so hat er es nie von der Hand gewiesen, sie als fremde Besucher zu empfangen.

Den Gouverneur hat der Kaiser seit April 1816 nicht mehr gesehen, Ihnen sind ja die Gründe bekannt, weshalb Napoleon ihn nicht mehr sehen wollte. Daß sich jetzt Sir Hudson Lowe dafür rächt, ist kein Zeichen eines edlen Charakters, allein man findet es erklärlich. Erstaunlich aber ist es, daß die englische Regierung zwei Jahre lang einem Manne ihr Vertrauen schenkt, der dasselbe in unerhörter Weise mißbraucht.

Ich bitte Sie inständig, bitte auch im Namen des Kaisers, die Lage der Dinge zur Kenntniß seiner Familie zu bringen; es ihnen nachdrücklich einzuschärfen, daß Keiner hierher kommt, denn es würde nur um so schlimmer werden.

Sie schrieben uns, daß die Regierung uns den „Morning Chronicle“ zustellen ließe, wir erhalten von diesem Blatt wie von den „Times“ nur diejenigen Nummern, die man uns vorzulegen für gut hält. So hat man mir nur einige Nummern vom Februar zugestellt. Hat man nicht die ganze Serie, so ist die Sache nichts werth . . .

Wie aber sollen uns die Bücher zugehen, von welchen Sie sprechen? Sowie ein Store-Ship anlangt, so beeilt

sich der Gouverneur, alle Bücher aufzukaufen, welche dasselbe mitbringt, namentlich die französischen, um uns am Ankauf zu hindern. Was die Brochuren anbetrifft, so haben wir nur eine Kiste erhalten, den Rest hat man vermuthlich behalten.

Ich habe diesen meinen Brief dem Kaiser vorgelegt, er billigt den Inhalt, findet aber, daß ich mich in Bezug auf die feige Art, wie man ihn behandelt, zu sanft ausgesprochen habe. Er wünscht, daß ich zweierlei hinzufüge; woraus Sie entnehmen wollen, was er von dem Offizier hält, den man als Gouverneur dieser Insel anstellte. Bis jetzt hat die Behandlung mit Calomel sein Leberleiden nicht gebessert, sondern andere Beschwerden hervorgerufen.

Empfangen Sie, mein lieber Las Cases u. s. w. —

Der Graf Bertrand.

Randbemerkungen (geschrieben vom Kaiser, gerichtet an Bertrand) zu einem Briefe Hudson Lowe's vom 18. November 1817 und einem Briefe Sir Thomas Reade's an den Grafen Bertrand vom April 1818.

Es sind dies die Bemerkungen, welche Napoleon dem obigen Briefe Bertrands beigefügt zu sehen wünschte.

ad 1. (Es handelt sich hier um den Brief Sir Hudson's.) Dieser Brief sowie die beiden anderen vom 24. Juli und 26. October sind voller Lügen. Ich habe mich auf mein Zimmer beschränkt seit 18 Monaten, um mich gegen das schmachvolle Betragen dieses Offiziers zu schützen. Jetzt ist meine Gesundheit erschüttert, mein Zustand erlaubt mir nicht mehr, diese ekelhaften Schreibereien zu lesen; lassen Sie mir keine mehr zustellen. Sei es, daß dieser Offizier sich für berechtigt hält, auf Grund mündlicher oder geheimer Instructionen seines Ministers, wie er zu verstehen giebt, sei es, daß er nach eigenem Ermessen handelt, worauf man schließen sollte aus der Mühe,

die er sich giebt, sich aus der Affaire zu ziehen — ich kann ihn nicht anders als meinen Mörder behandeln.

Hätte man hierher einen Mann von Ehre geschickt, so hätte ich einige Qualen weniger zu erleiden gehabt und man hätte sich die Vorwürfe Europas und der Geschichte erspart, welche durch das Geschmier dieses arglistigen Menschen sich nicht täuschen läßt. gez. Napoleon.

ad 2. (Es handelt sich um einen Brief Reades an den Grafen Bertrand, auf welchen Napoleon eigenhändig folgende Bemerkungen schrieb):

Erstens habe ich Ihnen*) gestern, als Sie mir diesen Brief vorlegten, gesagt, ich wollte von dem Inhalt nichts wissen, und daß Sie ihn mir nicht zu übersetzen brauchten, weil er nicht der seit drei Jahren üblichen Form entsprach. Zweitens ist dieser neue Schimpf nur schimpflich für den Narren selbst. Der König von England allein hat das Recht, mich als seines Gleichen zu behandeln. Drittens hat dieses arglistige Betragen ein bestimmtes Ziel, nämlich das, zu verhindern, daß Sie das verbrecherische Complott, das schon seit zwei Jahren gegen mein Leben besteht, bekannt machen. Viertens giebt man sich den Anschein, als begegne man unseren Reclamationen, und läßt es dabei bewenden. Fünftens hat man dementsprechend drei Jahre lang gethan, als ob man irgend ein Bauwerk für mich herrichten wolle, während ich die ganze Zeit in der ungesunden Spelunke verbleiben mußte. Sechstens hat man sich auch den Anschein gegeben, als stünde es mir frei, auszureiten, während man mich auf indirectem Wege daran verhinderte. In diesem Mangel an Bewegung liegt der Hauptgrund meiner Erkrankung. Siebentens greift man zu denselben Mitteln, um mich am Empfangen von Besuchern zu verhindern. Man bedarf der Hinterlist. Achtens hat

*) Bertrand ist gemeint.

man aus demselben Grunde meinen Arzt veranlaßt, seine Entlassung zu fordern; man hält ihn gefangen in Longwood, indem man glauben machen will, ich bediente mich des Arztes zu allerhand Zwecken, dabei ist er mir seit vierzehn Tagen nicht mehr unter die Augen gekommen und ich will ihn auch nicht sehen, es sei denn, daß er freigelassen würde und man ihn der freien Ausübung seines Berufes zurückgebe. Neuntens macht man sich einer Täuschung schuldig, indem man Bulletins von einem Arzt abfassen läßt, der mich nie gesehen hat, weder meinen augenblicklichen Gesundheitszustand, noch meine Krankheit kennt. Dies ist darauf berechnet, den Prinzen zu täuschen, das englische Volk und Europa. Zehntens spottet man mit wilder Schadenfreude der neuen Leiden, die mir die Entbehrung des ärztlichen Beistandes verursacht. Elftens fordern Sie, daß diese Schrift dem Lord Liverpool eingeschickt werde, damit der Prinzregent meine Leiden kennen lerne und eine öffentliche Strafe vollziehe. Zwölftens erkläre ich, daß, wenn der Prinzregent es nicht thut, ich die Schmach meines Todes dem regierenden Hause von England hinterlasse.

Longwood, 17. April 1818. gez. Napoleon.

Die an den Gouverneur gerichteten Proteste.

A. Vom 22. Juli 1818. Im Namen des Kaisers Napoleon bin ich (Bertrand) beauftragt, Einspruch zu erheben:

1. Gegen das Uebertreten der Grenze von Longwood durch Dienstboten, Arbeiter 2c., die Sie heimlich mit öffentlicher Autorität ausstatteten.

2. Gegen die dem Doktor O'Meara zugefügten Beleidigungen, um ihn dadurch von hier zu verscheuchen; ebenso gegen die Maßnahmen, seien dieselben offenkundig oder geheim, welche verhindern sollen, daß Napoleon einen englischen Arzt consultire, in welchen er Vertrauen setzt.

3. Gegen die Berichte und Zeugenaussagen des Miliz-

offiziers Hyster, der in Longwood als Werkzeug der Rache und des Hasses benutzt wird. Der Graf Bertrand.

B. Vom 25. Juli 1818. Herr Gouverneur, ich habe die Ehre, Ihnen einen Brief zuzustellen, den ich soeben erhielt: „Der Greis scheint dem Wahnsinn verfallen! Er kann nur Kenntniß von meiner offiziellen Correspondenz haben, wenn Sie es so verfügten. Ich antworte ihm nicht, werde ihm nie antworten. Er ist nur ein Beauftragter und wenn sein Vorgesetzter Auskunft von mir haben will, so bin ich dazu bereit. gez. Napoleon."

Ich habe die Ehre ꝛc. Der Graf Bertrand.

Brief des Gouverneurs an Graf Montholon.

Plantation-House, 25. Juli 1818.

Mein Herr!

Ich nehme mir die Ehre, Ihnen zur Benachrichtigung an Napoleon Buonaparte zur Kenntniß zu bringen, daß laut mir von Lord Bathurst zugegangener Instruktion (16. Mai 1818) ich den H. O'Meara*) aus der Nähe des Genannten zu entfernen habe und daß ich dementsprechend Befehl ertheilt habe, daß O'Meara Longwood sofort zu verlassen habe. Der Contre-Admiral Plampin hat gleichzeitig von den Lords der Admiralität die Anweisung erhalten, den pp. O'Meara zum Verlassen der Insel anzuhalten. Nach Entfernung desselben soll laut Bestimmung des Lord Bathurst der Dr. Baxter die ärztliche Behand-

*) Anmerkung des Herausgebers. O'Meara war Arzt an Bord des Bellerophon; er erhielt die Erlaubniß, auf St. Helena als Leibarzt des Verbannten Aufenthalt zu nehmen. Er gab nach des Kaisers Tode sein daselbst geführtes und berühmt gewordenes Tagebuch heraus. Es führt den Titel „Napoléon en exil" und erschien 1822. O'Meara, ein Mann von edlem Charakter, starb 1836 in London.

lung Napoleon Buonapartes übernehmen, sobald er gerufen wird, und soll Mr. Baxter besonders darauf aufmerksam gemacht werden, daß das Wohlbefinden Napoleon Buonapartes sein Hauptaugenmerk ist. Ich bin zugleich beauftragt, zu bemerken, daß, falls Napoleon Buonaparte Veranlassung hätte, mit dem ärztlichen Beistande des Dr. Baxter unzufrieden zu sein, oder er einen anderen auf der Insel ansässigen Arzt vorziehe, ich durchaus einverstanden bin, daß jeder andere Arzt die Behandlung übernähme, vorausgesetzt, derselbe hält sich stricte an die bestehenden Vorschriften.

Dem O'Meara ist demgemäß Befehl zur Abreise ertheilt und sind dem Doktor Baxter die nöthigen Instructionen zugegangen. Ich werde, bis mir die Wünsche Napoleon Buonapartes bekannt sind, anordnen, daß in Longwood ein Arzt auf den ersten Ruf zur Verfügung ist. Ich habe die Ehre ꝛc. gez. Hudson Lowe.

Brief des Grafen Montholon an den Gouverneur.

Herr Gouverneur! Der Doktor O'Meara hat gestern Longwood verlassen und war genöthigt, seinen Patienten mitten in der von ihm geleiteten Behandlung in Stich zu lassen. Heut Morgen hat die Behandlung aufgehört. Von diesem Morgen an ist eine große Missethat in ihren Anfängen zu verzeichnen!!! Die Briefe des Grafen Bertrand lassen zu sagen Nichts mehr übrig. Der Kaiser wird nie einen anderen Arzt empfangen, als Herrn O'Meara, weil dieser sein Arzt ist. Ich habe Ihren Brief von gestern mitgetheilt, was ich Ihnen schreibe ist die Substanz der Antwort, welche ich Ihnen zu geben habe. Ich habe die Ehre ꝛc. Der Graf Montholon.

Brief des Grafen Bertrand an den Cardinal Fesch.

Monseigneur! Cypriani, der Oberkoch des Kaisers, ist am 27. Februar in Longwood gestorben: er ist auf dem protestantischen Kirchhof dahier beerdigt worden, die Geistlichen haben ihres Amtes gewaltet, als wäre der Verstorbene ihres Glaubens.

Cypriani ist an einer Unterleibsentzündung gestorben. Das Kind eines Dieners vom Grafen Montholon ist einige Tage vor ihm beerdigt worden. Ein Dienstmädchen ist an derselben Krankheit unlängst gestorben. Das ist der Einfluß dieses ungesunden Klimas, nur wenig Menschen werden hier alt. Leberkrankheiten, Dysentrie und Unterleibsentzündungen kommen häufig, namentlich bei den Europäern, vor. Wir haben unter diesen Verhältnissen einen katholischen Priester hier dringend nöthig und wünschten sehr, Ew. Eminenz schickten uns einen französischen oder italienischen, der kein fanatischer Gegner der anglicanischen Kirche wäre. Pierron, der an die Stelle von Cypriani trat, und der Koch sind beide krank. Es wäre sehr zu wünschen, daß Sie oder Prinz Eugen oder die Kaiserin einen französischen oder italienischen Ober- und Unterkoch hierher schickten, die bereits dem Haushalt irgend eines Gliedes der kaiserlichen Familie angehört haben.

Ich füge die Papiere bei, die Cypriani hinterließ und einige in seinem Besitz gefundene Werthgegenstände. Der Verstorbene scheint in Genua nicht unbedeutende Capitalien untergebracht zu haben, sodaß das Schicksal seiner beiden Kinder, die sich in Ihren Händen befinden, gesichert erscheint.

Ich will Sie nicht bekümmern, indem ich von der Gesundheit des Kaisers spreche, die viel zu wünschen übrig

läßt. Trauen Sie den falschen Gerüchten nicht, die man allem Anscheine nach in Europa verbreitet. Sie mögen wissen, daß schon seit 22 Monaten der Kaiser seine Wohnung nicht verlassen hat: es wäre denn, um meiner Frau einen Besuch zu machen. Er hat mit Ausnahme von zwei Franzosen, die sich hier aufhalten, und dem englischen Gesandten in China, seit lange Niemanden mehr gesehen.

Ich bitte Ew. Eminenz rc. Graf Bertrand.

Brief des Grafen Las Cases an den Grafen Bertrand.

Den ersten freien Augenblick, über den ich verfüge, weihe ich Ihnen. Nun ist es bereits ein Jahr her, daß ich von Longwood fort bin. Sie werden aus den Zeitungen schon das Wichtigste, was mich betrifft, entnommen haben; ich will Ihnen hier nur die Beweise meiner Sorge um Sie geben. Mir ist in Oesterreich das Asyl zu Theil geworden, um welches ich gebeten hatte. Ich werde, sobald meine Gesundheit es zuläßt, und ich das Reisen vertragen kann, mich nach Linz verfügen. Meine Frau, die mich hier glücklich aufgefunden hat, geht nach Paris, um die anderen Kinder zu holen, ich hoffe, durch sie Nachrichten über Ihre, über Montholon's und Gourgaud's Familien sammeln und an Sie weitergeben zu können.

Ich habe mich überzeugen können, daß Ihre Majestät Marie Louise sich in Parma ganz wohl befindet, daß ihr Sohn, der in Schönbrunn weilt, vollkommen gesund ist und sich eines sehr gefälligen Aeußeren erfreut. Die Gräfin Survilliers ist hier durch ihren leidenden Zustand zurückgehalten worden, sie bekommt ab und zu Nachrichten von ihrem Gemahl, der glücklich in Amerika angekommen ist. Ihre beiden Töchter sind sehr wohl, die älteste hat

eine frappante Aehnlichkeit mit Napoleon. Die Prinzessin Borghese, Madame Mère, der Fürst von Canino, der Cardinal Fesch und Prinz Louis sind in Rom und wohlauf. Die Prinzessin Elisa, Graf Monfort und Prinzessin Murat halten sich in Oesterreich an verschiedenen Plätzen auf. Ich hoffe, Ihnen mit der Zeit noch Näheres mittheilen zu können. Es war mir sehr ärgerlich, daß ich in England nicht landen und nicht dort bleiben durfte.

Sorgen Sie Alle für Ihre Gesundheit, denken Sie an Ihre Freunde, die um Sie trauern, die Sie lieben, die Sie bewundern. Der Graf Las Cases.

Zweiter Brief des Grafen Las Cases an den Grafen Bertrand.

Frankfurt, 15. Februar 1818.

Genau ein Monat ist seit meinem vorigen Briefe verflossen. Madame de Las Cases hat mir, obwohl sie schon einen Monat fort ist, noch nicht geschrieben. Ich weiß nicht, wie es zusammenhängt. Ich bin von Herrn Goulborn in sehr liebenswürdiger Form benachrichtigt worden, daß, wenn es dem Kaiser angenehm wäre, mir seine „Geschichte der italienischen Feldzüge" zukommen zu lassen, Sir Hudson Lowe den Auftrag hätte, das Manuscript nach England zu schaffen, und es solle mir dann den in Longwood getroffenen Bestimmungen entsprechend sofort zugestellt werden. Meine mir vor Gravesend abgenommenen Papiere sind mir, wie ich gleichfalls höre, unerbrochen zugesandt; wenn ich sie noch nicht hätte, so müsse es an der Nachlässigkeit der Beförderung liegen.

Ihre Majestät Marie Louise ist im allerbesten Wohlsein und nach wie vor in Parma. Ihr Sohn ist, nach erst vor einigen Tagen hierher gelangter Nachricht, ein sehr hübscher Knabe, die Freude von ganz Wien; er ist ein

leidenschaftlicher Tänzer, er soll sehr gut tanzen. Alle Glieder der kaiserlichen Familie haben mich mit theilnahmsvollen Zuschriften beehrt. Der Prinz Jerome (Graf Montfort) hat mir sagen lassen, seine Sorge für mich finde nur Grenzen im Unmöglichen. Die Prinzessin Hortense theilt mit, sie wäre arg verfolgt worden; wenn der Grund dazu in ihrer treuen Ergebenheit für den Verbannten zu suchen wäre, so wäre sie stolz darauf. Sobald meine Gesundheit es nur einigermaßen zuläßt, mache ich der Gräfin Survilliers (Prinzessin Joseph) meine Aufwartung, die infolge ihres leidenden Zustandes sehr zurückgezogen lebt und viel im Bett liegt. Wir sprechen viel von St. Helena, die Töchter sind sehr hübsch. Prinz Joseph ist den letzten Nachrichten zufolge auch wohl und munter. Er hat zwei Diener Napoleon's, welche von Longwood fortgeschickt sind, zu sich genommen. Prinz Lucian gab mir Nachricht von allen in Rom weilenden Gliedern der Familie, d. i. Madame Mère, dem Cardinal Fesch, dem Prinzen Louis und der Fürstin Borghese; sie sind alle wohl und senden die besten Wünsche nach St. Helena. Prinz Lucian sagt, er fühle sich ganz glücklich in Rom; er hat jetzt seine drei Töchter vortheilhaft verheirathet; sein Herz, seine Gedanken sind fortwährend in St. Helena, er kann es sich garnicht vorstellen, daß der Bruder in St. Helena verkommen soll. Er hat mich ausgefragt, ob Napoleon ebenso glücklich sein würde ihn zu sehen, wie er selbst sich über ein Wiedersehn freuen würde. Ich soll bei der englischen Regierung anfragen, ob sie ihm gestatten würde, sich nach St. Helena zu verfügen, um dort zwei Jahre zu bleiben — oder auch für immer, wenn der Bruder ihn nicht zurückschicke: er wolle mit Frau und Kindern hinüber.

Mein lieber General, ich möchte es nicht unterlassen, Sie noch einmal zu bitten, anzufragen, ob der Kaiser

geruhen wollte, mir die Geschichte der italienischen Feldzüge anzuvertrauen, hernach würden Sie mir die des Feldzuges in Aegypten zugehen lassen; zwei unschätzbare historische Werke, völlig abgesondert von aller Politik, also völlig einwurfsfrei. Ich habe alle Danksagungen der Gräfin Bertrand nach London übermittelt. Wäre es mir möglich gewesen, in England zu bleiben, so hätte ich mich an Ort und Stelle über Alles unterrichtet, was den Damen mitzutheilen mir Freude gemacht hätte. Meine besten Wünsche für Sie und für Alle — ich denke fortwährend an das abscheuliche Felseneiland. Mit meiner Gesundheit geht es nach wie vor schlecht. Möge Gott sie mir wiedergeben, damit sich der einzige Wunsch meines Lebens, ihm und Ihnen zu dienen, erfülle.

Ich verbleibe u. s. w. Der Graf de Las Cases.

Dritter Brief an den Grafen Bertrand.

Frankfurt, 15. März 1818.

Endlich habe ich Nachricht von meiner Frau, die im Begriff ist, Paris zu verlassen und mit den Kindern für immer zu mir zu kommen. Sie hat die Familie Gourgand gesehen und gesprochen. Mutter und Schwester sind wohl. Ihre Familie, Herr Großmarschall, war in der Provinz, abwesend von Paris; seit lange hat man von ihr dort Nichts gesehen und Nichts gehört. Auch von den Montholons hat meine Frau Niemanden aufgefunden. Die Mitglieder der kaiserlichen Familie sind sämmtlich wohl, sie sehnen sich begreiflicher Weise alle nach Nachrichten aus St. Helena. Ich will die englische Regierung bitten, mir jede Nachricht, die ihr über das Befinden des Kaisers zugeht, wissen zu lassen, damit ich sie an seine Familie weitergeben kann. Prinz Jerome beabsichtigt, wenn sich im nächsten Jahre

die Lage des Kaisers nicht gebessert hat, bei der englischen Regierung um die Erlaubniß einzukommen, sich mit Gemahlin und Sohn nach St. Helena verfügen zu dürfen. Die Königin, seine Gemahlin, ist voller Heroismus und theilt die Gesinnung des Prinzen. Der Cardinal Fesch schreibt mir in seinem und dem Namen von Madame Mère, ich möchte ihnen ja Alles mittheilen, was möglicher Weise die Lage des Kaisers mildern könnte. Die Gräfin Survillers ist sehr krank, ihr Zustand giebt Veranlassung zu Befürchtungen, ihre Töchter, die Prinzessinnen, dagegen sind sehr wohl.*) Ich kann von mir dasselbe nicht behaupten, mein Zustand verschlechtert sich; ich bleibe in Frankfurt, wo ich mich im Centrum verschiedener Heilquellen befinde.

Vierter Brief an den Grafen Bertrand.

Frankfurt, 15. April 1818.

Ich erhalte fortlaufend Nachrichten von den Gliedern der kaiserlichen Familie. Die Kaiserin soll, wie ich höre, sehr mager geworden sein; der Sohn ist gesund, schön wie immer.

*) Anmerkung des Herausgebers. Der Prinz Joseph Bonaparte, der älteste Bruder Napoleons, war vermählt mit einer geborenen Clary aus Marseille, der Tochter eines Kaufmanns, deren Schwester, Gemahlin Bernadotte's, später Königin von Schweden wurde. Joseph war nach der Schlacht bei Belle Alliance nach Amerika entflohen, ging dann nach England, später nach Italien und starb in Florenz 1844. Zehn Jahre später folgte ihm im Tode seine Gemahlin, die ihm während der Ehe mit zwei Töchtern beschenkt hatte. Die ältere Zenaide Charlotte Julie heirathete ihren Vetter, den Fürsten von Canino, Sohn Lucian's, die zweite, Charlotte Napoleone, den älteren Bruder Napoleon III., Ludwig Napoleon, welcher Großherzog von Berg war und 1839 starb. Ueber seinen Tod findet man interessante und noch wenig bekannte Mittheilungen in „La Reine Hortense" von Turquan, deutsch bei Schmidt u. Günther, Leipzig 1898.

Ich habe kürzlich Jemanden gesprochen, der die Prinzessin Murat gesehen hat, sie ist in großer Sorge um den Bruder. Von Prinzessin Elisa erhielt ich einen Brief mit den zärtlichsten Ausdrücken der Theilnahme; sie wohnt in Triest. Sie habe, schreibt sie, fünf Mal nach St. Helena geschrieben; Cardinal Fesch macht seinerseits die nämliche Mittheilung. Prinz Jerome ist im Begriff, den Prinz-Regenten persönlich um die Erlaubniß zu bitten, nach St. Helena zu gehen und will dann sofort mit Gemahlin und Sohn abreisen. Die Prinzessin Hortense lebt sehr zurückgezogen in Augsburg, wo sie von Zeit zu Zeit den Besuch ihres Bruders empfängt; sie ist mit der Erziehung ihres zweiten Sohnes beschäftigt, auch der ältere ist mehrere Monate bei ihr gewesen; er lebt in Rom beim Vater, der sich dorthin zurückgezogen hat. Wein, Kaffee, Oel in erheblicher Menge nach St. Helena ist unterwegs. Lord Holland hat auf Ersuchen der Prinzessin Borghese sich an den Sendungen betheiligt. Man glaubt, daß mit dem Schluß des Jahres sämmtliche in der Verbannung lebende Franzosen, deren es auch hier viele giebt, die Erlaubniß erhalten werden, nach Frankreich zurückzukehren.

Geduld und Muth sind Heldentugenden, Sie besitzen dieselben — das ist mein Trost. Leben Sie wohl u. s. w.

Graf de Las Cases.

Brief Las Cases an Mr. Goulburn.

Frankfurt, 19. Mai 1818.

Ich entnehme soeben den Zeitungen die unerwartete Rückkehr des General Gourgaud: ich bin außer mir vor Schmerz, daß der Kaiser wiederum einer Stütze beraubt ist und bitte Sie inständigst, meine Bitte, mit meiner Familie nach St. Helena zurückkehren zu dürfen, bei Lord Bathurst zu befürworten. Ich glaube nicht, daß ich zuvor die Er-

laubniß des Kaisers einholen sollte. Ich möchte mein Grab zu Füßen Dessen finden, den ich verehre, dem mein letzter Athemzug gehört. Gestatten Sie u. s. w.

Der Graf de Las Cases.

Ich habe noch einmal an die in Aachen versammelten Fürsten geschrieben, und sie gebeten, dem berühmten Gefangenen ihre Theilnahme zuzuwenden.

Wenige Tage nur noch — so sagte ich in meiner Eingabe — und es wird zu spät. Der Arzt, den man ihm weggenommen hat, hat öffentlich in London erklärt, daß ein längerer Aufenthalt auf der unwirthlichen, ungesunden Insel ihn tödten müsse. Ich bat, die hohen Herren möchten mir gestatten, bis zu ihnen zu gelangen. Ich schrieb an Jeden, von dem mir gesagt wurde, er habe Einfluß auf den Einen oder den Andern unter den Fürsten. Namentlich bat ich Herrn de la Harpe*) um seine Fürsprache beim Zaren. Leider ging der Congreß zu Ende und Nichts war für Napoleon geschehen, keine einzige Antwort erfolgte auf meine Briefe. So war Alles umsonst! Trug auf diesem Congreß die Furcht den Sieg davon über Edelsinn und Recht? Nicht unmöglich ist es, daß die öffentliche Meinung in Deutschland, die sich, geleitet von einigen hervorragenden Geistern, mißbilligend über die Behandlung Napoleons aussprach, Veranlassung zu der starren Haltung der Fürsten wurde: es ist gerade, als hätte es das Schicksal Napoleons bestimmt, daß die Theilnahme der Deutschen im Unglück ihm ebenso gefährlich werden sollte, als ihre Feindschaft auf der Höhe seines Glückes. Unter den Anstrengungen, welche von anderer Seite gemacht wurden, um diese abscheuliche

*) Anmerkung des Herausgebers. Ein geborener Schweizer, war Lehrer der beiden russischen Großfürsten Alexander und Constantin, wurde 1814 russischer General; er hatte großen Einfluß auf den Zaren, den zu mißbrauchen sein edler Charakter ihn verhinderte.

Gefangenschaft fortbestehen zu lassen, ist viel die Rede von Ränken der englischen Minister. Es heißt, diese Herren hätten den in ihren Entschlüssen wankend gewordenen Fürsten die erlogene Geschichte eines Entweichungsanschlages Napoleons unterbreitet.

So kam das Frühjahr von 1819 heran. Der gütige Großherzog von Baden war gestorben. Diejenigen, die uns nicht wohlwollten, kamen mehr und mehr zu Ansehen und Einfluß; ich erhielt unter der Hand die Benachrichtigung: es wäre gut, wenn ich das badische Land verließe — vielleicht wußte der neue Souverän garnichts davon. Ich erhielt denn auch einen allerdings nur mündlichen Befehl, mich fortzumachen. Als Grund wurde mir das Verlangen, mit Frankreich in gutem Einvernehmen zu leben, angegeben. Ein lächerlicher Vorwand! Ich verschmähte es, den Herren klar zu machen, daß das französische Cabinet für gut befunden habe, mich in Ruhe zu lassen. Man war so gütig, mir einige Tage Frist für die Reisevorbereitung zu gönnen, aber mir ging es beinah ebenso wie dem griechischen Philosophen, der seine ganze Habe mit sich herumtrug, und ich wäre sofort abgereist, wäre meine Frau nicht zur Zeit gerade krank gewesen: in einigen Tagen erfolgte meine Abreise nach Offenbach, wohin meine Frau nach ihrer Genesung mir folgen sollte. Asyle waren mir mehrere mit der Zeit angeboten; ja es wurde mir gesagt, ein deutscher Fürst habe sich geäußert: „Gewiß! Man nehme Las Cases nur auf und behandele ihn gut. Ein Fürst, der Bescheid weiß, sollte seine Hofleute mit den Tugenden dieses Mannes impfen lassen.“ Weniger liebenswürdige Aeußerungen gingen mir aus anderen Kreisen zu. So sollte ein vornehmer Herr gesagt haben: ich wäre ja Einer von den Elenden, welche den König in Varennes gefangen hätten; ein Anderer: es wäre ihm endlich gelungen, festzustellen, wer eigentlich dieser

Graf und Staatsrath Napoleons wäre, der jetzt so viel von sich reden mache. Es wäre der Koch von St. Helena; da Napoleon ihm seinen Lohn nicht habe zahlen können, habe er ihn zum Grafen und Staatsrath gemacht. Ich will hier gleich eine andere Geschichte erzählen, die mir anfänglich viel Kummer gemacht hat. Nach dem Aachener Congreß fand Jemand Gelegenheit, dem Zar Alexander gegenüber von der abscheulichen Lage Napoleons auf St. Helena zu sprechen und hatte sich dabei auf meine Beweisstücke berufen. Der Zar bemerkte: „Man muß Dem aber auch nicht Alles glauben, was er uns hier in Europa auftischt: es ist ein Intrigant!“

Von der Ankunft in Offenbach bis zur Rückkehr nach Frankreich.

Aufenthalt in Offenbach. — Einzelheiten. — Ankunft der Frau von Montholon in Europa. — Reise nach Brüssel, Aufenthalt in Lüttich, Chau de Fontaine, Sohau bei Spaa, in Antwerpen und Mecheln. — Der Tod Napoleons. — Rückkehr nach Frankreich. — Schluß.

Offenbach ist ein hübsches, am Main, zwei Meilen von Frankfurt entfernt liegendes, zum Großherzogthum Hessen Darmstadt gehöriges Städtchen. Mein Uebelbefinden hatte derartig zugenommen, daß ich den Verwandten des Kaisers geschrieben hatte, sie möchten doch Jemanden bestimmen, der die von mir bisher geführten Geschäfte übernehmen möchte. Die Wahl fiel auf Oberst Planat, früheren Ordonnanzoffizier, der uns bis Plymouth gefolgt war und zuletzt die Erlaubniß erhielt, sich nach St. Helena zu verfügen. In meiner kleinen Behausung hatte ich die Ehre, drei frühere Königinnen zu empfangen! Auch die Expedition, welche Cardinal Fesch für St. Helena ausgerüstet hatte, sprach bei mir vor; sie bestand aus einem Almosenier, einem Chirurgen, einem Arzt und einem

Kammerdiener: die Absendung des Ersteren hatte der Papst selbst bei der englischen Regierung vermittelt. Von Offenbach aus war ich auch in der glücklichen Lage, zwei reizende Portraits nach St. Helena zu schicken; das eine stellte den König von Rom dar und war eine Gabe des Königs Jerome; das andere stellte die Kaiserin Josephine vor und war von Sain gemalt; die Königin Hortense war die Geberin. Das Bild des Knaben ist angekommen und hat dem Kaiser große Freude gemacht; was aus dem der Kaiserin Josephine geworden ist, weiß man nicht; nach England ist es, wie aus dem Steuercertificat zu ersehen war, gelangt.

Der Sommer ging zu Ende, als ich mich noch zu später Cur in Schwalbach einstellte; sie war kaum beendet als ich mich zur Abreise aus Deutschland rüstete. Ich hatte nämlich aus den Zeitungen die Rückkehr von Frau von Montholon erfahren, man hatte sie, wie mich, in England nicht landen lassen, sondern nach Ostende geschickt. Ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, sie aufzusuchen und von ihr die lang vergeblich ersehnten Nachrichten zu erlangen. Ich traf die Gräfin in Brüssel; sie war seitens der Behörden mit aller Höflichkeit behandelt und ihr der Aufenthalt unter der Versicherung gewährt worden: Belgien wäre das Land der Gastfreiheit. Ich sah darin eine Aufforderung, auch meinen Aufenthalt von nun an in Belgien zu fixiren und wählte Lüttich — ich habe dies nie bereut.

Es war um diese Zeit, als mein Sohn nach St. Helena zurückzukehren wünschte; Lord Bathurst aber lehnte unsere Bitte ab. Später war es der Fürstin Borghese gelungen, für sich die Erlaubniß der Uebersiedelung nach St. Helena zu erwirken, sie wollte meinen Sohn mitnehmen — zu spät! Trotz meiner Krankheit war ich an keinem Ort lange: von Lüttich ging ich nach Chaude Fontaine, nach Justlanville, nach Sohan unweit Verviers; den zweiten

Winter war ich in Antwerpen, im Frühjahr in Mecheln. Während der Zeit kam es zum Congreß von Laibach,*) ich ließ ihn nicht vorübergehen ohne neue Bemühungen zum Besten von Longwood und schrieb an jeden der anwesenden Fürsten. Mein Brief an Czar Alexander lautete:

Sire! Es bietet sich eine neue Gelegenheit, einige ehrerbietige Worte an Ew. Majestät zu richten; meine Entschuldigung liegt in Ihrem Edelsinn, Sie werden mir verzeihen. Wenn ich in diesem Augenblick Ihre und Ihrer hohen Verbündeten Aufmerksamkeit für den hohen Gefangenen erbitte, welchen Sie solange Ihren Bruder, Ihren Freund nannten, — wenn ich Ihre Gedanken hinlenke auf das unglückliche Opfer, dessen grausamer Todeskampf mir unverwischbar vor der Seele schwebt, so heißt das soviel — ich verhehle es mir nicht — als mit der Todtenglocke läuten inmitten des Festjubels. Allein ich glaube, nach Ew. Majestät eigenen Auffassung einer ehrenvollen, einer heiligen Pflicht zu entsprechen, die erfüllt zu haben, und wäre dies auch gefährlich, mir stets zur Befriedigung gereichen wird.

Ich beschränke mich darauf, wörtlich das zu wiederholen, was ich während Ihres Aufenthaltes in Aachen Ihnen vorzutragen mir erlaubte; an dem Bilde, welches ich Ihnen entwarf, an den Ereignissen, an den damals ausgesprochenen Wahrheiten hat sich Nichts geändert.

Allerdings lebt der Gefangene wider Erwarten noch, falls ihn nicht inzwischen der Tod abgerufen hat; aber ist dieser Umstand nicht vielleicht eine Wohlthat, welche das Schicksal Ew. Majestät erweist . . Noch ist es Zeit, Sire. Allein der kostbare Augenblick kann entfliehen und alle Ihre Macht wird ihn nicht zurückrufen können. Eine späte Reue wird Ihrem Herzen den Frieden nicht wiedergeben,

*) Monarchencongreß 1821 zur Beilegung der Bewegung in Italien.

keine edle, hochherzige That Ihre Erinnerung bleiben. Es wird für Sie kein Vergessen der ihm zugefügten Beleidigungen, der an ihm verübten Racheacte geben. — Auch er ist ein Gesalbter des Herrn!

Sire, seit meiner Rückkehr nach Europa, mit den schweren Leiden behaftet, die mir mein Aufenthalt auf St. Helena zuzog, gehöre ich mehr schon einer anderen Welt an, als der unsrigen, täglich erhebe ich meine Hände flehend zum Allmächtigen: er möchte Ew. Majestät Herz rühren und Aufklärung schaffen in Bezug auf Ew. Majestät wahren Ruhm.

Ich verharre ꝛc. Der Graf de Las Cases.

Diese Zeilen hatten kaum ihre Bestimmung erreicht, als Alles vorbei war . . er hatte zu leben, zu leiden aufgehört. Obgleich die Nachricht mich nicht überraschte, ich in Kürze den Tod voraussehen konnte, so machte sie mir das Blut erstarren, als handle es sich um ein Ereigniß, welches nie hätte geschehen sollen!

Am Tage, nachdem ich die Anzeige im „Moniteur“ gelesen hatte, erhielt ich aus London einen Brief mit ausführlichen Einzelheiten. Der Brief schließt mit den Worten:

„Es ist der 5. Mai. Gegen 6 Uhr Abends, gerade als der übliche Kanonenschuß den Untergang der Sonne anzeigte, verließ seine große Seele die irdische Hülle.“ —

Als ich in Napoleons Nähe war, hatte ich es mir angewöhnt, über die Ereignisse jeden Tages ein Verzeichniß zu führen. Er hat mir oft gesagt, er bereue, daß er es nicht ebenso gemacht habe.

„Nur eine Zeile genügt,“ sagte er, „nur ein Paar Schlagwörter.“

Seitdem aber hatte ich das Begonnene fortgesetzt und ich suchte unter meinen Aufzeichnungen nach dem Datum des Todes, dem 5. Mai, um zu wissen, wo ich damals

war, was ich that, was ich dachte. Was fand ich? Folgende kurze Bemerkung:

„Plötzliches Gewitter; Schutz in einer Scheune, furchtbare Donnerschläge.“

Ich ritt über die Felder bei Mecheln: es war prachtvolles Wetter, plötzlich zog ein Gewitter herauf; es goß derart vom Himmel, daß ich mich mitsammt meinem Pferde in eine Scheune flüchten mußte. Nicht weit von mir, daß ich fast betäubt umgefallen wäre, schlug der Blitz ein!

Jeder Bewohner von Mecheln kann meine Angabe bestätigen.

Bei der Kunde vom Tode Napoleons ging ein Aufschrei durch die Welt. Ueberall dasselbe Gefühl: auf der Straße, in den Läden, auf den öffentlichen Plätzen, in den Wohnzimmern, in den Salons das Wort: er ist todt. In den Cabineten aber seufzten die Herren tief und erleichtert auf: endlich!

Während Lebzeiten, zur Zeit des Höhepunktes seiner Macht war Napoleon von Schmähschriften förmlich zerfetzt worden, nach seinem Tode hörte man Nichts mehr als Lobeserhebungen. Hunderte von Bildern, von Gedichten, von Sachen und Sächelchen der Erinnerung kamen zum Vorschein und zeigten, wie tief sein Bild sich eingeprägt hatte in die Seelen der Menschen, wie lebhaft überall die Empfindungen der Theilnahme waren.

Ein Geistlicher in einem Ort am Rhein, dem der Kaiser einige Wohlthaten zugewendet hatte, versammelte seine Gemeinde und ließ sie für den Dahingeschiedenen beten.

In einer großen Stadt Belgiens trat die Bürgerschaft zusammen, um eine Todtenfeier zu veranstalten. Ich erinnerte mich mit tiefer Rührung folgender Worte des Dahingeschiedenen:

„Mit der Zeit wird man Nichts für so schön halten, wird Nichts die öffentliche Meinung so sehr beschäftigen, als das Bedürfniß, mir gerecht zu werden .. Jeden Tag werde ich in den Augen der Völker gewinnen . . Mein Name wird eine Leuchte für ihre Rechtsforderungen, er wird ein Ausdruck ihres Kummers, ihres Bedauerns werden."

Sagte nicht vor versammeltem Parlament ein englischer Peer:*)

„Selbst Diejenigen, welche diesen großen Mann verabscheuten, haben zugeben müssen, daß innerhalb von zehn Jahrhunderten auf der Welt kein so außerordentlicher Mensch erschienen ist. Ganz Europa hat Trauer angelegt um diesen Heros! Und Diejenigen, welche die Hand boten zu dieser großen Missethat (Redner meinte die Umstände des Exils), sind der Verachtung der lebenden, wie der der nachfolgenden Geschlechter verfallen."

Zwei deutsche Professoren, sei es, daß dieselben von vornherein seinen Charakter richtig erkannt haben, oder daß sie später durch Beobachtungen und Erfahrungen ihrer vorgefaßten Meinung entsagten, erklärten, es fiele mit dem Tode Napoleons ein Trauerschleier über die Rechte der Völker und die Fortentwickelung der Civilisation. —

Ich konnte nun nach Frankreich zurückkehren und traf auch bald mit einem oder dem anderen meiner Leidensgefährten von Longwood zusammen Ich erfuhr, daß die Behandlung eine immer schlechtere geworden war — ich las Napoleons letzten Willen . . mein Name, von seiner eigenen Hand geschrieben, kam drei oder viermal darin vor.

Die Papiere, welche man mir auf St. Helena abgenommen hatte, erhielt ich endlich vollzählig zurück — und konnte an die Arbeit gehen.

*) Es war Lord Holland.

Nachschrift.

Meine großen körperlichen Leiden einerseits, meine Verpflichtung der wohlwollenden Ungeduld, welche an mich herantrat, zu entsprechen, bitte ich andererseits als Entschuldigung für die Mängel dieser Veröffentlichung gelten zu lassen.

Ich hätte sehr gewünscht, das Testament Napoleons veröffentlichen zu dürfen; es ist von ihm eigenhändig in den neun letzten Tagen seines Lebens niedergeschrieben worden. Es sind dem eigentlichen Testamente noch sechs Codicille beigefügt: die Kenntniß der Schriftstücke habe ich auf vertraulichem Wege erlangt und ist mir aus diesem Grunde die Veröffentlichung untersagt. Auch habe ich geglaubt, es würde mir möglich sein, eine historische, treue Schilderung der letzten Augenblicke Napoleons dem Publikum vorlegen zu können: ein Bericht war mir von Einem, der dem Toten die Augen schloß, zugedacht, im letzten Augenblick aber hat derselbe beschlossen, Alles selbst zu veröffentlichen. Auch steht ja die Herausgabe vom Werke des Doctor Antomarchi bevor. Die Aufzeichnungen dieses Gelehrten umfassen die beiden letzten Lebensjahre Napoleons.

Noch möchte ich über den Lackaien Santini Einiges hinzufügen, was an richtiger Stelle zu thun mir nicht gelingen wollte. Wir hatten Santini seit langer Zeit ganz aus den Augen verloren, wir glaubten, er wäre todt oder eingesperrt. Dieser Santini war ein Corse und früher Thürlackai im Ankleidezimmer des Kaisers gewesen. Er war dem Kaiser treuergeben und hatte sich uns nach St. Helena angeschlossen.

Eines Tages — es war Ende Juli 1816 — bei Tisch wandte sich der Kaiser plötzlich zu unserem nicht geringen Erstaunen an Santini mit den Worten:

„Wie? Du Mordgeselle, Du wolltest den Gouverneur umbringen? Du elender Wicht! Laß Dir das noch einmal in den Kopf kommen und Du wirst Etwas erleben! Du wirst Dich wundern, wie ich Dich fasse!"

Dann wandte sich der Kaiser mit einigen erläuternden Worten an uns:

„Ja, dieser Santini, denken Sie nur, meine Herren, wollte den Herrn Gouverneur tödten — er hätte uns da eine hübsche Bescheerung gemacht, der Narr. Ich mußte alle meine Autorität, meinen Zorn aufbieten, um ihn abzuhalten."

Santini, von Temperament ein echter Corse, fühlte sich wegen der Behandlung, der sein Herr, der Kaiser, ausgesetzt war, einer Empörung preisgegeben, der er nicht mehr Herr werden konnte, zumal er die Gesundheit seines über Alles geliebten Gebieters dahinschwinden sah. Er hatte seit einiger Zeit den Dienst im Hause aufgegeben und streifte in der Nachbarschaft herum, um, wie er sagte, Vögel für die kaiserliche Tafel zu schießen. In Wahrheit aber, die geladene Doppelflinte im Arm, lauerte er in irgend einem Versteck dem Gouverneur auf, um ihn niederzuschießen.

Cypriani, ein anderer zum Dienstpersonal gehörender Corse, war in der Befürchtung, es könne zu den schrecklichsten Unannehmlichkeiten kommen, zum Verräther an seinem Landsmann geworden; so wurde das Attentat vermieden.

„Nur durch meine kaiserliche und „hohepriesterliche" Autorität," sagte der Kaiser später noch, „konnte ich dem Burschen Raison beibringen. In welche abscheuliche Lage hätte er uns nicht bringen können: ich wäre doch unbedingt des Mordes beschuldigt worden!"

Santini also tauchte plötzlich bald nach Napoleon's Tode wieder auf. Seine Erlebnisse sind so interessant, daß ich sie im Anschluß an seine eigenen Mittheilungen hier noch in Eile erzählen möchte.

Aus England war er entwischt und glücklich nach München gelangt, wo er eine sichere Unterkunft gefunden zu haben glaubte; allein dort war es, wo er verhaftet wurde, um über die Grenze nach Württemberg geschafft zu werden. Durch dieses Land ließ man ihn frei passiren und er gelangte in die Lombardei und nach Como: dort stellte er sich selbst auf der Polizei. Er wurde verhaftet und nach Mailand transportirt, auch dort wurde er nicht geduldet und nach Mantua geschafft. In Mantua wurde er hinter Schloß und Riegel gesteckt und von der Außenwelt völlig abgeschlossen. Man schien auf seine Absperrung großen Werth zu legen. Marie Louise nämlich passirte die Stadt und hielt sich ein bis zwei Tage auf. Nicht zufrieden mit der Einsperrung Santini's, hielt man es auch noch für nöthig, einen Polizeibeamten in seine Zelle zu commandiren, der ihn keinen Augenblick aus den Augen lassen durfte — man mag daraus ersehen, mit wie peinlicher Vorsicht man verfuhr, um jeden Verkehr zwischen Marie Louise und ihrem Gemahl zu verhindern.

Endlich, in Folge seiner zahlreichen Beschwerden, traf

der Befehl ein, Santini nach Wien zu schaffen. Dies geschah wiederum unter scharfer Bewachung. In Wien wurde er zu seinem nicht geringen Erstaunen abermals eingekerkert. Seinen energischen Beschwerden begegnete man mit der Erklärung, man hätte ihm durchaus Nichts vorzuwerfen, allein es wären vielerlei Gründe vorhanden, welche seine Infreiheitsetzung verböten. Von Wien schaffte man ihn nach Brünn und hier mußte er vor der Behörde den Schwur ablegen, daß er sich jeder Correspondenz mit dem Auslande enthalten wolle! Nun begegnete man ihm mit dem größten Wohlwollen. Zweimal hatten die Bewohner Bekanntschaft mit Napoleon gemacht, allein sie waren ihm wohlgewogen, ja es zeigte sich eine gewisse Verehrung für den Kaiser. In Brünn hat Santini drei, wie er sagt glückliche Jahre verlebt. Es wurde ihm ganz besonders eingeschärft, daß er keine Eingabe an den Kaiser Franz machen dürfe. Als Kaiser Franz sich zum Congreß nach Troppau verfügte, nahm er kurzen Aufenthalt in Brünn. Es fand während der Zeit wiederum eine scharfe Ueberwachung Santini's statt — so stand denn das Herz des Kaisers ebenso unter der Controlle der Behörden wie das Marie Louises? Trotz aller Vorsichtsmaßregeln gelangte doch eine Klageschrift Santini's in die Hände des Kaisers Franz; dieselbe war begleitet von seinen vorzüglichen Dienstzeugnissen und einer Pensionsanweisung Napoleons. Diese Anweisung richtete an die Mitglieder der kaiserlichen Familie und an Freunde die Aufforderung, die ausgeworfene Summe zu zahlen.

„Aber wie ist das möglich,“ rief Kaiser Franz nach Einsicht in die Anweisung, „er ist Gefangener auf St. Helena, und fährt fort, Befehle zu ertheilen, als ob nichts vorgefallen wäre?“ Trotzdem aber ließ er Santini eine gewisse Summe behändigen. —

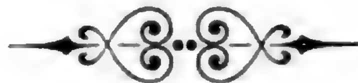
Ich habe noch der vielen Zuschriften zu gedenken,

welche mir zugingen, namentlich einer vom Grafen Siéyes und einer vom General Jomini, sie haben sich in der letzten Zeit so gehäuft, daß ich nicht im Stande bin, wie ich anfänglich wollte, sie als Anhang meinem Werke beizugeben. Ich behalte es mir vor, später auf diese Zuschriften zurückzukommen, benutze aber die Gelegenheit, um zu versichern, daß, wenn mir gegen irgend Jemanden eine ungerechtfertigte Aeußerung entschlüpfte, ich bereit bin, dieselbe wieder gut zu machen, falls ich überführt werde. Jedenfalls kann ich die Zusicherung geben, daß ich mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und ohne auf irgend welche Rücksichten und Bedenken einzugehen, Das verzeichnet habe, was ich Napoleon habe sagen hören — zahllose Zuschriften bescheinigen die Correctheit meiner Niederschrift: auch sie wollte ich veröffentlichen, allein es fehlt an Raum. Zu nicht geringer Freude gereicht es mir, in den Werken O'Meara's, des Baron Fain, des Generals Rapp dieselben Aeußerungen Napoleons, die ich verzeichnet habe, wiederzufinden.

Ich erinnere zum Schluß an des Kaisers unvergeßliche Worte:

„Die Erinnerung an mich wird gewinnen mit jedem Jahre . . Jede Stunde wird mir die Haut des Tyrannen abstreifen . . . Wenn Schriftsteller oder Redner etwas recht Erhabenes sagen wollen, so werden sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen — werden mir Lob spenden!

Der Graf Las Cases.



THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY
WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH
DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY
OVERDUE.

NOV 29 1939

LD 21-100m-7,'39 (402s)

Digitized by Google

YC 75134

564673

DC211
L4
1899

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google